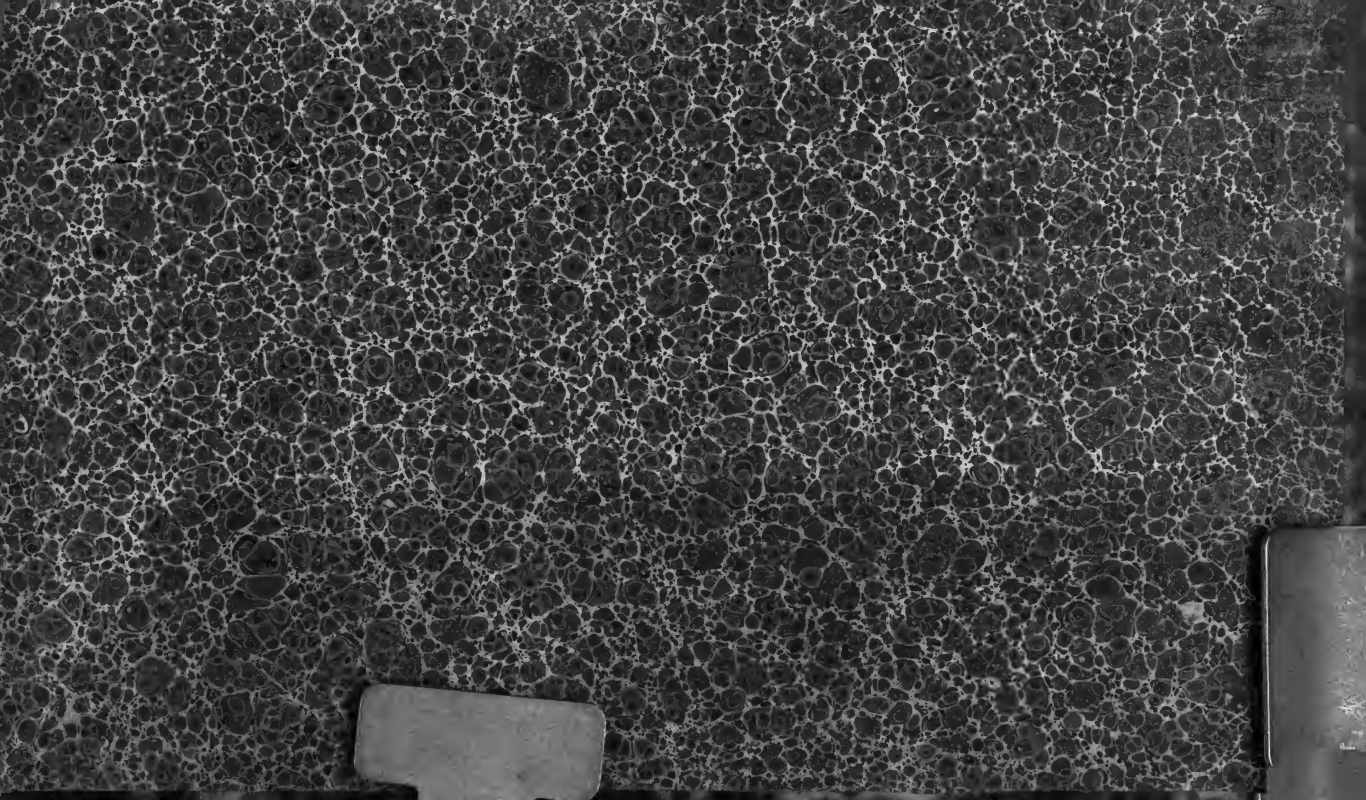


C.51

BE 847/8

BIBLIOTHEQUE S.J.
Les Fontaines
60 - CHANTILLY

Geschichte

der poetischen

National-Literatur

der

Deutschen

von

G. G. Gervinus.

BIBLIOTHÈQUE S.J.
Les Fontaines
60 - CHANTILLY

Zweiter Theil.

Vom Ende des 13ten Jahrhunderts bis zur Reformation.

Leipzig.

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1836.

BIBLIOTHEQUE S.J.
Les Fontaines
60 - CHANTILLY

Inhalt.

IX. Verfall der ritterlichen Dichtung.

1. Ueberblick der Erscheinungen der nächsten Zeit 3
2. Chroniken und Chronikartiges 9
3. Gnomische Dichtungen 28
4. Sagenkreise des Graals und der Tafelrunde 58
5. Karolingischer Sagenkreis 76
6. Deutscher Sagenkreis 94
7. Legenden und didactische Poesien 113

X. Uebergang von der Ritter- und Hofpoesie zur Volksdichtung in der Zeit der Reformation.

1. Mystisch- und Scholastisch-Theologisches und Philosophisches 135
2. Beispiele 158
3. Sittenprediger 178
4. Allegorien 217
5. Prosaromane 228
6. Meistergesang 259

XI. Aufnahme der volksthümlichen Dichtung.

1. Volksgesang 286
2. Schwänke und Volksbücher 325
3. Schauspiel 355
4. Satyren, Narrenschiff und Reineke Fuchs 379
5. Murner. Hutten. Luther 410
6. Hans Sachs 458

Zu verbessern:

Seite 150 ist die Note 190 dahin zu ändern, daß sich die Manuscripte in Gießen nicht vorfanden.

Geſchichte
der
deutſchen Dichtung.

IX.

Verfall der ritterlichen Dichtung.

1. Ueberblick der Erscheinungen der nächsten Zeit.

Ich habe die Erzählung am Schlusse des ersten Bandes an einer Stelle und in einer Periode unterbrochen, wo in der Entwicklung ein bestimmterer Zusammenhang, und wo noch dazu dieser Zusammenhang durch die Fülle der Producte, die uns aus den Zeiten des Uebergangs vom dreizehnten zum vierzehnten Jahrhundert erhalten sind, nachweisbarer ist, als vielleicht irgendwo sonst in der Literargeschichte des deutschen Mittelalters. Ich that es, um auch in der äußeren Structur meines Werkes klar zu machen, daß objectiv keine Perioden in der Geschichte bestimmbar sind, sondern daß diese von der Veränderung des wirkenden Geistes in den Menschen abhängen. Daher ist in jedem mit Sinne und Verständniß angelegten Geschichtswerke die ängstlich genaue Wahrung der Zeitrechnung eine Unmöglichkeit, weil überall, wo selbst schon geänderte Erscheinungen einen vollkommenen Uebergang von einer früheren zu einer späteren Richtung kund geben, doch noch einzelne Geister auf dem alten Wege fortzugehen pflegen, und umgekehrt, weil, wo auch jener Wechsel der Erscheinungen noch nicht so allgemein sichtbar eintrat, immer schon einzelne vorgerückte Köpfe die künftige Veränderung andeuten. Ich habe daher in dem ersten Theile hier und da vorgegriffen und werde in diesem hier und da zurückgreifen und an bereits Vorübergegangenes wenigstens erinnern müssen. Ich habe eine Reihe von Werken die sich unter einem sehr natürlichen Gesichtspuncte hätten zusammen ordnen lassen, getrennt, um desto schärfer auf den inneren Wendepunct hinzulenken. Und diesen deutete ich in den letztbesprochenen Dichtern bereits an.

Ich machte die Scheide da, wo die ausgezeichneteren Individualitäten unter unseren Dichtern jener Zeit aufhörten, denn

nach Conrad und Rudolf werden wir wenigstens unter den epischen Poeten vergebens nach einem bedeutenden Namen weiter suchen, und selbst dieser letzte wird schon, wie Lachmann sagte, nicht leicht von Jemanden weiter genannt, als von sich selbst. In beiden fanden wir die Symptome einer großen Krisis hart neben einander: Selbstruhm und Selbsterniedrigung, pathetischen Schwung und ein furchtsames Hinkriechen am Boden, große Unternehmungen bei kleinen Kräften, unter einem Schwall von poetischen Worten prosaischen Sinn. Diese nämliche Erscheinung verfolgen wir zunächst im Großen an einer Masse von Romanen und erzählenden Gedichten. Wir werden sehen, wie sich bald die tiefste Bescheidenheit an die umfassendsten Gegenstände wagt, bald der schamloseste Dünkel den flachsten und erbärmlichsten Stoff zum Höchsten und Besten gemacht zu haben sich anstellt; wir werden uns betäubt finden von einem hochtrabenden poetischen Bombast und ermattet unter der vergeblichen Anstrengung, unter so vielen und gewichtigen Worten auch nur einen kleinen und leichten Gewinn für die Seele oder den Geist zu haschen; wir werden uns überschüttet sehen von Versen und Reimen, zahllos und unendlich, aber keine neue Empfindung, keinen neuen Gedanken, kaum eine neue poetische Situation gelingts uns zu entdecken; und während diese Zeiten mit der frechsten Selbstvergnüglichkeit ihre kleinen Dichterlinge, und diese sich selbst hart neben die großen Namen der schönen hohenstaufischen Zeit stellen, so treten doch in den größeren Werken die Persönlichkeiten und Namen zurück, und im Titurel, im Wolfdietrich, im Lohengrin, im Laurin möchte man uns aufbinden, diese Gedichte rührten von Männern, wie Wolfram oder Heinrich von Ofterdingen her.

Ueberall herrscht noch Anfangs unter der dauernden großen Thätigkeit jenes Bestreben, das wir der Zeit der epischen Dichtung eigenthümlich fanden, zerstreute Stoffe in ein Ganzes zu versammeln. Wir werden nämlich für die nächste Folge als Faden der Geschichte eine Anzahl von gleichsam encyclischen Werken entdecken, die zwar nicht bloße Materialsammlungen sind, aber doch immer als Sammelwerke charakterisirt werden müssen, insofern ihr ursprünglicher Stoff stets mit allerhand zusammengetragener Weisheit erweitert wird und auch in der ganzen Behandlung überall alte Muster vorstehen. Während aber in ihrer guten

Zeit die Epopöe überall von dem Dichter durch Ideen gebunden war, so verschwindet jetzt auch selbst der Versuch hierzu, wie schon in Conrads trojanischem Kriege der Fall ist; der eigentliche Roman also tritt wieder an die Stelle der Epopöe. Bei Lambert, bei Wolfram und Gottfried war es ein Hauptbestreben, das Gleichgültige aus den Sagen auszuscheiden und wegzulassen, was dem Geiste der Dichtung Eintrag that: jetzt aber sucht man das zuvor Verschmähte wieder auf, begierig nach jeder Erweiterung des Stoffs, unbekümmert um den Gehalt, geschmacklos in der Wahl dieses neuen Zuwachses. Das ganze Verfahren der älteren Dichter ging auf eine Concentration nach dem Hauptcharakter ihrer Dichtungen aus; was Lambert und Wolfram im Alexander und Parzival abtrennten und verwarfen, diente ihre Helden mehr ins Licht zu stellen; die zugefügte erste Hälfte der Nibelungen half die zwei Hauptcharaktere der letzten Hälfte beleuchten; jetzt aber will man nur Namen und Sachen; vor neuen Facten und Personen verliert man in den spätern Alexandriaden den Alexander fast aus den Augen, der Titurel ist gleichsam nur eine Ausfüllung des Parzival und es gibt darin eigentlich gar keinen Helden, und die französischen und deutschen Sagen entfernen sich von Karl und Dietrich oder Etzel und gehen auf ihre Vasallen über, wie die britische Artussage schon längst gethan hatte. Alle jene großen äußeren Verhältnisse, oder alle jene inneren Tendenzen, die ein Epos oder einen epischen Character bilden, hören auf, und vereinzelte Abentheuer und characterlose Helden treten an die Stelle; man kehrt also zu jenem Stande der Dinge, wie er vor der Blüthezeit der Poesie Statt hatte, zurück. Die Auflösung aber geht mit der Zeit noch viel weiter; die epische Geschlossenheit, also das Epos selbst, hört ganz auf, die einzelnen Lieder, aus denen wir das Epos allmählig emporwachsen sahen, kehren im Siegfried und durch ein günstiges Schicksal noch deutlicher im Hildebrandliede im 15. Jahrhunderte wieder und die letzten Reste unseres Epos sind in dieser Periode eben so von historischen Volksliedern umgeben, wie in jenen uralten Zeiten, wo wir die Entstehung des Volksepos aus Rhapsodien suchten.

Dieser Gegensatz der poetischen Werke, die wir zunächst betrachten, gegen die früheren, diese Spaltung des früher Verbundenen, dieses Zertheilen des Vereinten, dieses Absinken von dem

einen Puncte, der die Höhe der poetischen Bestrebungen bildete, zu den vielfältigen Abstürzen in die weite Tiefe, ist aus den mannigfaltigsten Gesichtspuncten anschaulich zu machen. Das Zarte und Weibliche jener Zeit richtete die Gemüther auf die Seele und ließ sie vor diesem Einen alles Andere vergessen. Allein jetzt fällt die Nation rasch in den gegentheiligen Character des Männlichen und Rohen und vertauscht alles Leidende jener Zeit mit der unruhigsten Rührigkeit, das Ideale mit dem derbsten Materialismus, die größte Feinheit mit der rohsten Gewaltthätigkeit, den Frauendienst mit der Kampf- und Erwerblust, den Aufenthalt am Hof mit Hinterhalten und Raubzügen, die Treue gegen den Lehnsherrn mit Eigenwillen und Faustrecht. Vorher ward doch noch von den hohenstaufischen Kaisern versucht, wenn auch nur temporär und erfolglos, die deutschen Kräfte auf ein einziges Ziel zu lenken, allein jetzt fällt Alles auseinander, jeder sucht sich zu helfen so gut er kann, jeder sucht sich selbst zu befriedigen, unbesorgt wie es dem Ganzen dabei gehe und den Anderen gefalle. Dieß hat das deutsche Reich wie die deutsche Dichtung jener Zeit zerstört. Seitdem es Conrad von Würzburg deutlich ausgesprochen hatte, dichtete jeder vor sich hin nach Lust und Liebe, gleichgültig ob er der Welt nütze oder schade, ob er ihr angenehm oder lästig sei, und jede Spur verschwindet von dem Gedanken an ein Zusammenwirken für eine Gestaltung deutscher Kunst zugleich mit der würdigen Stellung des Sängerordens und mit der großartigen Bekämpfung einzelner Glieder desselben nach höheren Prinzipien. Vielmehr trat, gerade wie in der politischen Welt, an die Stelle der großartigsten inneren Reibungen, das kleine persönliche Befehden um elende Interessen auch in die Dichterwelt, wie wir später finden werden, ohne daß ein inneres Moment diese Kämpfe erklären könnte. Denn sehr bald schwindet auch jeder Begriff von einer Kunst, oder er gleitet ganz allgemein auf jederlei Art von Wissen und Kenntniß über, und im funfzehnten Jahrhundert theilt sich der Stamm der Poesie allmählig in zwei große Zweige, indem auf der einen Seite die alten poetischen Stoffe in prosaischer Rede auftreten, auf der anderen neue geschichtliche, wissenschaftliche und allerhand sonstige prosaische Stoffe in poetische Sprache gezwängt werden, die sich aller Auffassung durch die Einbildungskraft geradezu widersetzen.

Diese Herabwürdigung der Dichter und der Dichtung durch Zertheilung und Erschöpfung der Kräfte, hängt ferner mit den Veränderungen zusammen, die in dem Publicum vorgingen, für welches die Dichter schrieben. Auch hier wird dieselbe Zersplitterung des Interesses sichtbar, und sonderbar genug stehen die Protectoren und Schützer des Gesangs in ganz genauem Verhältniß zu den Personalitäten, die in den Romanen auftreten. So lange der Volksgesang blüht, kümmern sich alle Klassen der Nation um die Dichtung und die Dichtung umfaßt dagegen wieder alle Klassen des Volks und dreht sich in allen Verhältnissen des Lebens herum. Als Friedrich I. und Heinrich der Löwe die Kunst förderten, waren Alexander und Carl die Hauptheldeu des Gesangs. Später, da die edlen Reichsvasallen, ein Leopold von Oestreich und Hermann von Thüringen, die Poesie an ihre Höfe zogen, blühten die britischen Sagen von den friedlichen Tafelrundern an Artus Hof, deren Kreis sich ebenso erweitert und deren Bedeutung ebenso verflacht, wie nach den genannten Fürsten die Protectoren der Dichter stets zahlreicher werden, aber nun schon unter bloßen Grafen und Herren gesucht werden müssen. Man sieht auch sogleich, wie nothwendig diese Uebereinstimmung ist, die auf den ersten Blick etwas Auffallendes hat. Die ganze Kunst in Deutschland hatte ja damals nichts mit der Nation im Ganzen, sondern nur mit den Höfen und dem Adel gemein, sie war von oben herab gehegt, nicht von unten herauf gewachsen, sie war ein geimpftes Reis, wie sie Gottfried schon nannte, und sie hatte es in ihrer Gewalt, auf unsern Boden zu verpflanzen, was unsern Zuständen unter Adel und Höfen zusagte. Den umgekehrten Gang nahm daher die neuere Kunst der Deutschen. Sie gieng, nachdem das aristokratische Protectorat derselben bis auf die patricischen Bürger herabgekommen war, einen langsamen Gang mit der bürgerlichen Entwickelung der gesammten Nation, und in der Reformation war sie das Eigenthum Aller, wie in keiner anderen europäischen Nation dieser Zeiten; sie fiel zwar dann wieder in Zünfte, Gesellschaften und Schulen zurück, bahnte sich aber im vorigen Jahrhunderte wieder den Zugang zu allen Klassen und wußte sich eine Theilnahme zu verschaffen, die gleicherweise an Umfang und Wärme in neueren Zeiten und Völkern ihres Gleichen nicht hat.

Zuletzt will ich zu den Merkmalen von der Auflösung der Poesie des Ritterthums, die ich aus der Kunst selbst und aus dem schreibenden und lesenden Publicum hernahm, noch ein anderes hinzufügen, das aus der Localität genommen ist. Bisher hatten mehrere Dynastien nach einander dem Reiche vorgestanden, deren Erblande immer in dem Mittelpuncte von Deutschland gelegen waren; auch die Dichtung hatte diesen Sitz getheilt, und ihre Bestrebungen gingen wie die der Politik dieser Dynastien immer auf Vereinigung der deutschen Kräfte. Seitdem aber dieß mit Rudolf von Habsburg eine andere Wendung nahm, seitdem die Kaiserwürde schwankend an einen schweizerischen Grafen, an Oestreich, an Luxemburg, an Böhmen, an Baiern kam, geht auch mit der Poesie das Aehnliche vor. Ich muthmaßte oben schon, daß es Zeiten gab, wo sich die Poesie von den Extremitäten Deutschlands erst allmählig einen Weg in das Innere bahnte, jetzt flüchtet sie wieder nach diesen Gränzlanden hin. Wir begegnen kaum mehr einigen fränkischen Dichtern in den nächsten Zeiten, aber einer Menge von Oestreichern und Oberbaiern; die Schweizer werden wieder häufiger, in Tyrol und Böhmen finden deutsche Dichter Zufluchtsstätten, die niederländische Grenze und Preußen nimmt Antheil an der deutschen Literatur und im 14. Jahrhundert werden die niederdeutschen Uebersetzungen häufig. Auch hier also sehen wir dieselbe Zersplitterung, und auch hier kehren wir in die Zustände der Zeiten vor der Dichtungsblüthe zurück. Zugleich breitet sich auch in den Ständen die Theilnahme an poetischer Production aus; und während wir bisher fast nur Ritter und Herren die Kunst hatten üben sehen, so treten nun Bürgerliche, Fürsten, Kapläne, Mönche, Schulmeister, Doctoren, Handwerker und Juden allmählig hervor und dieß setzt sich bis zu der Zeit der Reformation, der Periode der höchsten Ausbreitung poetischer Hervorbringung, regelmäßig fort, wo vom Kaiser bis zum Landsknecht und Handwerksburschen Jeder nach seinen Kräften Verse und Reime machte.

Wir wollen nun nach dieser allgemeinen Ansicht die einzelnen Producte der Zeiten an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts kennen lernen, die in so gewaltigen und fast unbezwingbaren Massen da liegen, daß es Manchen Mühe kosten wird, sich sogar durch die bloße historische Darstellung durchzuschlagen,

und dieß aus dem einfachen Grunde, weil trotz der ungeheuren Anstrengung kein geistiger Fortschritt, sondern nur ein unschlüssiges Schwanken zwischen Altem und Neuem sichtbar ist, mit der Hinneigung zum Verharren in jenem. Wenn auch die historische Muse hier den Styl etwas sinken läßt, so liegt das in der Natur der Sache, denn so selbstthätig sie auch ihren Griffel führt, so läßt sie sich doch immer von den Begebenheiten dictiren.

2. Chroniken und Chronikartiges.

Die Zeit des Rudolf von Habsburg ist die, welche wie im Politischen so auch im Poetischen diese großen Veränderungen nicht vorbereitete oder veranlaßte, sondern ans Licht brachte: vorbereitet waren sie in beiden Gebieten schon längst. Die großen Gedanken und Bestrebungen, deren die Zeiten des 13. Jahrhunderts fähig waren, waren in die Dichtung übergetreten und in vortrefflichen Werken verkörpert worden; man hatte sich erschöpft und gefiel sich fortan im steten Nachahmen und Wiederholen. Eine solche Kunst konnte nicht wohl weiter einen gerechten Anspruch an einen solchen Schutz und solche Pflege an den Höfen machen, wie die frühern, und daß das Interesse daran unter den größeren Fürsten in Deutschland seit der Mitte des 13. Jahrhunderts aufhört, ist aus fast jedem einzelnen Dichter der nachfolgenden Zeit deutlich zu machen. Wir haben oben schon die Klagen des Stricker gehört; im Jenaischen Codex von Meistersängern darf man unter jedem Namen den Jammer über den Verfall des höfischen Gesangs, des Hoflebens, der fürstlichen Milde und Freigebigkeit suchen. Wie war es aber auch nur äußerlich möglich, daß bei stets wachsender Anzahl der Theilhaber am poetischen Produciren die Liberalität des Fürsten sich erhalten konnte? Schon an Hermanns Hofe war solch ein bedenklicher Zudrang, und nach der Stelle des Stricker, die ich im ersten Bande schon anführte[1]), wären die östreichischen Fürsten ganz eigentlich mit ihrer Freigebigkeit gegen die Sänger bankerut geworden. Nun aber wurde die Anzahl dieser Sänger stets größer, ärmere Talente drängten herzu, nicht die Dienst-

1) P. 420.

leute allein machten Ansprüche auf Unterstützung, natürlich mußten da die kleineren Herrn in Deutschland sich in die Sorge für die vielen Poeten theilen. Dieß aber genügte wieder dem Ehrgeiz nicht, und bekanntlich wächst dieser mit dem Sinken des wirklichen Verdienstes; daher werden auch die Dichter dieser Zeiten stets arroganter, je schlechter sie werden, und in dem Maaße wie die Aufmunterung des Publicums schweigt, wird das Selbstlob dieser Poeten laut, in dem Maaße wie ihre Unterstützung durch die Großen der Welt aufhört, wird ihr innerer Abschluß, und mit dem Schulmäßigen und Gewerbmäßigen ihre Selbstgefälligkeit bedeutender; ja man kann sagen, daß mit den häufigeren Exclamationen über die höhere Würde der Kunst zugleich der Verfall der Würde der Künstler eintritt. Denn welch ein anderes Gemälde entwirft schon der sogenannte Ottokar [2]) von Horneck von dem Getriebe der Meister, der Fiedler und Geiger in Manfreds Gefolge, als jene früheren Dichter von dem Gewirre an den thüringischen und östreichischen Höfen! Es ist daher kein Wunder, wenn ein Fürst wie Rudolf, der dazu andere Dinge zu thun und seiner ganzen Natur nach wohl nur wenig Freude an Minneliedern, Spruchgedichten und Romanen hatte, sich von einem solchen Gewühle frei zu halten suchte. Und ihn wollte ich daher hier allein ausheben, um an ihm zu zeigen, wie sich der Eifer der dürftigen und hülflosen Dichter gegen ihn und seine

2) Ottokar v. Hornecks Reimchronik, in Pez scriptt. III. p. 18. Nachdem er eine Reihe von Sängern genannt hat, und darunter auch seinen Meister Conrad von Rotenberg, so fährt er fort:

Was ich ir nu han genant, an die was die er gewant,
das sy maister waren; solb ich ir namen varen,
die noch vidler hiezzen, das mocht euch wol verdriezzen,
ir was ot mer dan genug, und triben solchen unfug,
das ym die stet wurden gram, davon er grozzen schaden nam;
auch wo der chunig tag ze veld, da haten wägen und geczellt
yr yegleicher besunder, des nam vil dikch wunder
vil manigen chomenden gast, daz ym der sinne so gebrast,
das er nicht tag noch nacht dagegen tracht und gedacht,
daz er des über wäre, daz sein land und yn verpäre
paybe laster und schaden. Wen der pabst hett geladen
den Charloten mit seiner chron, wolt er den solb und den lon
des pabstes übervarn, da scholt er sich zuwarn,
ich wän, da gehör nicht geygen zu u. s. w.

Achtlosigkeit auf die Dichtung ausläßt. Meister Stolle, der Unverzagte und der Schulmeister von Esslingen sind die drei, die es hauptsächlich gegen ihn angelegt haben, der letzte unstreitig mit der größten Energie und Schärfe. Auf eine ganz vortreffliche Weise geißelt er die Erwerbsucht des armen Königs [3]): Nichts auf der Erde erwehre sich vor dem Könige, St. Peter möge wohl die Himmelspforte hüten und Gott auf sein Reich Acht haben, daß er es nicht im wehrlosen Zustande überfalle; gewänne er den Himmel zu der Erde, er gäbe Niemand nichts und wir wären hier und dort übel berathen. Dann fingirt er eine wirkliche Kriegserklärung des übervortheilten Königs gegen Gott; der Dichter aber hat den Streit zu scheiden, und heißt den König sich mit dem, was hier unten ist, begnügen, hier Gott zu sein und den Alten dort walten zu lassen. Nun aber will der König den Teufel aus der Hölle stoßen: wer schlimmer sei, der solle Podesta in der Hölle sein. Will man auch diesen Streit dem Dichter zu scheiden überlassen, so will er dießmal dem Könige einen besseren Spruch fällen: sprach er ihm vorher das Himmelreich ab, so will er ihm von der Hölle desto mehr zutheilen. Dazu muß man dann die in der Manessischen Sammlung auf dieß Gedicht folgende Strophe lesen, worin aus der ersten Zeile „Wohlab, der König der gibt auch nichts" das Wohlab in jedem Verse voll Bitterkeit wiederholt wird, was eine so treffliche satyrische Wirkung thut, daß auch Meister Stolle diese Form für dieses selbe Thema gebraucht [4]), nur daß er seiner neben sein jedesmaliges „Er gibt nichts" ein Lob des Königs stellt und so den Tadel seiner Illiberalität durch Anerkennung der sonstigen Größe des Fürsten noch erhöht; und sein Lied scheint wieder in ähnlicher Form von dem Unverzagten nachgeahmt [5]).

Wichtiger ist uns Rudolf noch dadurch, daß sich unter ihm trotz des neuen Flors, den Oestreich durch ihn unmittelbar nach

3) Daß ihn A. W. Schlegel im deutschen Mus. I. p. 309 sq. so herabsetzt, darüber darf man sich billig wundern; oder geschah es aus Wohldienerei gegen das Habsb. Haus, so darf man das billig verachten.

4) Bei Müller hinter Tristan p. 147. Seine Strophe schließt:
Erne git auch nicht der kunig Rodolf, swaz ieman von im singet oder seit.

5) Ib. l. hinter Freidank p. 35.

dem unter den Babenbergern und Ottokar erhielt, hier das Leben und mit diesem die Kunst nicht in dem vorigen Schwunge hielt, so daß man die Veränderungen der Dichtung in diesem Theile von Deutschland besser als anderswo beobachten kann. Jene Gemüthlichkeit und jenes Wohlbehagen, verbunden mit einer laxen und toleranten Ansicht des Lebens, die das Burleske und Obscöne leicht begünstigt, jener Character, den das eigentliche Oestreich und seine Hauptstadt auch in der neuen Literatur in seinen Producten und in der Richtung seines Geschmacks behauptete, tritt auch in der damaligen Zeit ganz deutlich hervor, und die derberen, gröberen, bürgerlichen und oft bäurischen Züge, die in den Liedern und größern Werken der östreichischen Dichter unter den Babenbergern gewöhnlich sind, erinnern an einen wohllebenden Mittelstand, der auch in Wien in diesen Zeiten sehr emporzukommen anfing. Dieß war hier schon lange vorher im Werden, nur daß die Manier eines Nithart im Anfang dieses Jahrhunderts auffallen konnte, die um die Mitte desselben eine herrschende wird. Die Wiener Meerfahrt erwähnte ich zu einem anderen Zwecke schon oben; sie gehört wie der Weinschwelg chronologisch erst an das Ende des 13. Jahrhunderts und bahnt uns bequem einen Weg zu einer neuen Erscheinung. Nicht allein das Derbkomische der Behandlung stellt dieß Gedicht hierher, sondern auch der Gegenstand des Gelags, das darin geschildert ist. Offenbar nämlich sind Oestreich, Oberbaiern, Tyrol und die südlichen Theile von Deutschland bis in die Schweiz, die Gegenden, wo man jetzt auch wagt, Wein, Tanz und Gesang neben den Weibern zu Gegenständen der lyrischen Dichtung zu machen. Der Tanhuser[6]) (um 1250), der noch an dem babenbergischen Hofe von Wien lebte, mag als einer derjenigen Dichter gelten, bei dem dieß am klarsten ist. Der Stricker hatte sich noch, wie wir sehen, mühselig im Ton der alten ritterlichen Dichter gehalten, hier aber gleitet dieser Ton ganz unvermerkt in eine andere Sphäre über. Wenn der Tanhuser oder Steinmar[7]) (um 1276), der eine ganz verschwisterte Natur ist und den wir in eben diesen Gegenden wohnhaft denken dürfen, Ge-

6) Man. Samml. II. p. 58.
7) Ebend. p. 105.

lage und Mahle preisen, so erheben sie dabei im Gegensatze zu den früheren Minnesingern den Herbst und den Winter mit diesen ihnen eigenthümlichen Freuden, und dieß geschieht dann leicht mit einem Uebermaaß, das ekelhaft wird[8]). Zu Beiden dürfen wir Hadloub[9]) stellen, denn wie auch in der neueren Zeit Zusammenhang in Geschmack und Production zwischen der Schweiz und Oestreich war, ist bekannt genug. Auch er liefert uns, wie jene, Zech- und Schmauslieder, gemein und plump, wie nur möglich, und man sieht wohl daß die Klage des Suonenburgers einen Grund hat, daß nämlich jetzt Zucht und höfischer Sang der jungen Welt lästig und daß ihnen Schelten auf die Weiber beim Wein angenehmer sei. Alle solche Lieder haben durchweg die Farbe des Burlesken und der Parodie und stellen sich in sofern, wie so manches Andere, was wir theils schon vorübergehen sahen, theils noch sehen werden, gegen den alten feierlichen Ton der Ritterdichter; und diesen Ton theilen im Allgemeinen auch andere unbedeutendere Meister, wie der von Scharpfenberg, Goeli[10]) und Gedrut[11]). In den Tanzliedern, die bei diesen Dichtern sehr gewöhnlich sind und zu denen wohl die Musik gleich vortrefflich gewesen sein wird, zeigt sich ihr Talent mit am schönsten; außer Burkart von Hohenfels hat deren Niemand lebendigere und schönere gemacht, als der Tanhuser und der bewährte Ruhm der Tyroler und Wiener im Fache der Tanzmusik wird sich als lange verdient und sehr alt herausstellen lassen. Ueberall tragen diese Tanzlieder jene behagliche Sinnlichkeit, jene leichtsinnige Frivolität und Ueppigkeit, jene gutmüthige Obscönität an sich, die den Anspruch macht nicht verargt zu werden, und die auch von den meisten Menschen nicht verargt wird. Dabei ist die ganze Manier im schärfsten Contrast gegen die ernste Minnepoesie; hier wimmelt z. B. alles von Frauennamen, die dort so vorsichtig vermieden werden. Alles was sich mit dem Tanzliede berührt, trägt dieselbe Art. Hadloub in seinen losen

8) Ebend. p. 185.

9) Ebend. I, 194. und II, 57.

10) S. z. B. das Lied von Steinmar, Man. Samml. II. p. 105.: „Herbst nu höre an min leben."

11) Cod. Pal. N. 357. Fol. 24.[b]

Erndteliedern[12]), die wie die Festivität selbst einen ganz freien Charakter haben, in seiner Hirtentenzone, die wie ein knorriger und wilder Nebenschößling der französisch-italienischen Idylle und Schäferpoesie sich ganz sonderbar ausnimmt, in seinen Liebschaften zwischen Knechten und Mägden; Steinmar in einem ungemein rohen Tagliede[13]), wo des Hirten Ruf einen Knecht bei seiner Dirne weckt; Tanhuser in seiner parodischen Anwendung französischer Wörter[14]), Alles arbeitet, wie in neuer Zeit Blumauer, auf das Herabziehen pathetisch behandelter Gegenstände in's Gemeine und Burleske, und wahrscheinlich würde ich hier den Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre, auch einem Oestreicher, anführen dürfen, wenn er mir bekannt wäre[15]). Das eigentliche Minnewesen kommt bei diesen Männern nicht besser weg. Zwar werden die Minnelieder grade dieser Dichter nicht so flach, wie bei Anderen, doch aber bringt die Gedankenlosigkeit oft auch schon bei Hadloub jene prosaische Versmacherei, jenes Zusammenreihen von Worten und Reimen hervor, die ganz ohne rhythmischen Sinn in höchst unmusicalische Töne gebracht sind. Eigenthümlich ist aber dieser durch einen gewissen Körper, den seine Liebeslieder tragen: es ist hier ein eigentlicher Liebesverkehr, es gibt hier poetische Situationen, die uns theilweise ansprechen, das ganze Lied verliert das Unbestimte und Nebelhafte und wird materieller, ein Zug, den ich ganz dem ähnlichen im Malagis und Reinald in Bezug auf das Epos vergleiche, wo häufig das Abentheuer wie hier die Sentimentalität unserm Geschmacke näher tritt, und wo übrigens das Grobe

---

12) Mann. Samml. II, 193ª. Bekannt ist, wie selbst in dem Character des festliebenden Herzogs Otto des Fröhlichen sich dieß idyllische Wesen ausspricht.

13) Ebend. II, 107.

14) Ebend. II, 61ª.

Ir persone diu was smal, wol geschaffen uberal,
ein luzel grande was sie da, wol geschaffen anderswa,
an ir ist niht vergessen. Lindiu diehel, slehtiu bein,
ir Fuesse wol gemessen, schoner Forme ich nie gesach,
diu min Cor hat besessen. An ir ist alliu volle,
do ich di werde erest sach, da huob sich min parolle.

15) Handschriftlich in Wien, zwischen 1339—46 gedichtet.

und Schmutzige im Geschmack genau so vorherrscht wie hier[16]). Bei Steinmar ist der Minnedienst ganz in's Bäurische herabgezogen, man wirbt hier um gemeine Dirnen mit Geschenken von Schuhen und Linnen und dergleichen. Dieselbe Wirkung des Verspottens des wüsten Frauendienstes erreicht der Tanhuser mit dem Umgekehrten: er möchte seiner Geliebten einen Berg aus Galiläa bringen, auf dem Adam gesessen, als einen allerhöchsten Liebesdienst; sie verlangt von ihm einen Baum aus Indien, und den Graal und Paris Apfel, Venus Mantel und Noahs Arche. Aehnlich wird auch bei Boppo und Steinmar der Uebermuth der Frauen und das Gelübdenwesen verspottet und man erkennt sogleich, wie nur ein ganz kleiner Schritt von der hochtrabenden Manier des dienstfertigen, eß- und trinklustigen Ulrich von Lichtenstein, der ebenfalls diesen Gegenden angehört, zu dem spaßhaften dieser Dichter zu machen war. Anderswo spricht sich diese Richtung gegen die Feierlichkeit des Romans bei dem Tanhuser darin aus, daß er mit großer Belesenheit ganze Schaaren von Romanheldinnen, von wirklichen oder geträumten Ländern und Localitäten der Romane anführt, die er gegen seine Tänzerinnen, gegen seine wohllebige Gegenwart verschmäht. Und eben dahin zielt seine Poesie des Unsinns[17]), die Lügenmährchen, die doch wohl offenbar eine Parodie des Unglaublichen sind, dessen die Modedichtung so vieles bisher gebracht hatte, oder auch nach einer Stelle des Marners ein Spott auf verbreitete Lügensagen und Mährchen in der wirklichen Welt[18]).

Dieser babenbergischen Zeit und diesem Geschmacke gehört auch noch Enenkel an (um 1250) ein Wiener Bürger, der ein

16) Ganz gewöhnlich werden bei diesen solche Bilder wie dieses: „Als ein swin in einem sacke, vert min Herze hin und dar".

17) Tanhusers Lieder schließen mit einem Stücke dieser Art. Wackernagel hat ein Lügenmährchen herausgegeben. Volksmäßig existirt dergleichen Poesie einer verrückten oder verkehrten Welt aus dem Mittelalter sehr vieles; diese Zeiten zeigen dergleichen zuerst.

18) Mann. Samml. II. p. 172a. beginnt er ein solches Geschichtchen mit den Worten:

Maniger saget mere von Rome diu er nie gesach,
also wil auch ich iuch ein mere sagen ꝛc.

Fürstenbuch von Oestreich und eine Weltchronik reimte[19]). Beide gehören noch dem poetischen Gebiete mehr an, als dem historischen; das Fürstenbuch ist für die locale Sagengeschichte von Oestreich so interessant, wie die Kaiserchronik für die des gesammten römischen Reichs; sie ist voll von angenehmen Geschichtchen, Anecdoten und Späßen, trägt in Stoff und Erzählung das Novellenartige bei vielem Volksthümlichen, die Behandlung ist noch ganz frei von historischer Beschränkung, zielt auf nichts weniger als auf geschichtliche Treue ab, sondern sie führt das Gegebene mit so viel poetischer Licenz aus, wie dieß irgend ein Romandichter thun konnte. Dasselbe ist auch der Fall mit seiner Weltchronik, die sich mehr objectiv der Kaiserchronik vergleicht, während Rudolf von Ems mehr subjectiv mit dem Dichter derselben und dessen Ansicht von Dichtung, Sage und Geschichte übereinkommt. Beide Weltchroniken interessiren uns hier, wie von nun an wieder vieles andere, mehr dem Stoffe nach: bei Rudolf hob ich oben nur den Gesichtspunct und die Absicht des Dichters heraus. Ich will mit diesen Reimchroniken auf die ich übrigens, wie ich schon andeutete, nicht näher eingehe, die Reihe jener encyclischen Dichtungen eröffnen, auf die ich vorhin schon hinwies, und stelle sie deßhalb voran, weil sie nebenbei ganz vortrefflich dienen, die Localveränderung der Dichtung sogleich auf Einen Blick anschaulich zu machen. So wie schon der erste Entwurf der Weltchronik des Rudolf von Ems aus den lateinischen Werken des Gottfried von Viterbo und des Petrus Comestor zusammenfloß, so begnügt sich die des Enenkel nicht mehr mit dem biblischen Stoffe allein, sondern sie verflicht damit aus der poetischen Sage den trojanischen Krieg, die Thaten des Alexander und die Sagen, die sich zum Theile in der Kaiserchronik finden. Das Sammelartige beider Werke wird aber erst recht in der Folge sichtbar, wo sich in das des Rudolf, dessen bekannter Fortsetzer Heinrich von München ist, allmählig Theile der Enenkelschen Chronik, des trojanischen Kriegs von Konrad und weiterhin gar ganze Massen der französischen Sagen

19) Jenes ist gedruckt in Rauchs scriptt. I.; diese benutze ich in der Heidelberger Handschrift N. 386. Der Name des Dichters ist mir im ersten Bande p. 468. an einer Stelle entschlüpft, wo er gar nicht hingehört.

von Karl und Wilhelm von Oranse einschalten, wie sie von Strickr, von Wolfram und seinen Fortsetzern bearbeitet waren[20]). Der Behandlung nach steht aber Enenkel mit diesem Werke ganz in der Reihe der vorher erwähnten lyrischen Dichter, und man darf nur die Szenen zwischen Achill und Deidamia und die damit verbundene Geschichte von der Schwangerschaft ihres Vaters lesen, um die plumpen und zotigen Schnurren des Bauernschwanks darin zu erkennen, und um neben jenen Lyrikern den Enenkel ganz genau in demselben Verhältniß zu sehen, wie oben den Herbort von Fritzlar neben Nithart.

Hiernеben nun halte man das Werk des Ottokar aus Steiermark. Auch er hat vor seiner im Druck bekannt gewordenen Reimchronik von Oestreich[21]) eine Weltchronik geschrieben bis auf Friedrich II[22]); wäre sie uns bekannt, so würden wir zuverlässig in ihr schon einen Gegensatz zu Enenkels Stoff und Manier finden, wenn auch nicht so schroff wie in seinem spätern und bekannteren Werke (Anf. des 14. Jahrh.). Hier geht Alles auf die Zwecke der Geschichte hinaus; wie Schade, daß Ottokar keine Prosa vorfand; bei seinem Talente und seiner Richtung, seiner Erfahrung und seiner scharfen politischen Farbe hätte es nicht fehlen können, daß wir ein Geschichtswerk von ihm erhalten hätten, welches wir den Vulgargeschichten der Italiener und Franzosen doch einigermaßen hätten vergleichen dürfen und wenigstens mit mehr Recht, als das, was das 14. Jahrhundert dieser Art bei uns hervorbrachte. Leider aber war es ein Unglück, das unsere deutsche Poesie durch ihre ganze Dauer verfolgte, daß nur selten im rechten Maas die Sprache der Prosa und die der

20) S. im Grundriß von Büsching über die Handschriften von Gleink, Kremsmünster und Wolfenbüttel.

21) In Pez scriptt. 3.

22) In der Vorrede:

Von meiner chlainen chunst nam ich mich an zu suchen
aus alten puchen chayser, zahl und pfacht,
und han das ze licht pracht ze teutsch von latein,
als verr der sin mein mocht gezewgen.
So han ich sunder lewgen irn chain hin lazzen,
die an dem gewalt sazzen des ersten in Assyria,
Ze Griechen und in Persia, danoch in romischen reichen
unez an den chaiser Friderichen.

Poesie ausgebildet und von einander geschieden ward, und dieß fand Wilhelm von Humboldt mit Recht selbst noch in Göthischen Dichtungen zu tadeln. So sehen wir denn hier Verse und Reime an eine unverträgliche Materie verschwendet; nur ist in dem guten Ottokar auf der andern Seite sehr wenig Anlage, seinen Vortrag poetisch zu heben. Die freiere Bewegung und das Behagen des Enenkel sind ganz verschwunden, kein Zug fast erinnert mehr an die Behandlungsart der eben besprochenen Dichter. Wenn er bei Ottokars Tod über die Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit der Welt Betrachtungen anstellt, wenn er den Verlust von Ptolemais und den Untergang so vieler frommen Christen beklagt, so versucht er auf dem Cothurn der epischen Dichter zu schreiten, aber wie nüchtern und trocken kommt es heraus, wie entfernt von dem Feuer, zu dem sich selbst andere Chronikendichter bei solchen moralischen oder frommen Ergießungen erheben. Er behauptet zwar die subjective Manier der ritterlichen Romantiker, er vergleicht, er citirt ihre Abentheuer, er borgt ihre Ausdrücke, er ahmt sie in Kampf- und Prachtschilderei nach, er nimmt die jetzt stehenden Themata der Minnedichter auf (wie wenn z. B. um die Allmacht der Liebe zu schildern die historischen Beispiele des Salomo und Samson angeführt werden, was jetzt in jedem Dichter einmal vorkommen muß); allein man lese nur seine Liebesscenen[23]), seine minniglichen Gespräche und Spiele, seine Unterredung mit der Minne (auch dieß also ahmt er nach), ob man nicht sogleich an den plumpen Lautenspieler und Liebkoser der Fabel wird erinnert werden.

Das Verfassen solcher Reimchroniken nun, in diesem neuen Geschmacke, mit der Richtung auf das historische wird am Ende des 13. und am Anfang des 14. Jahrhunderts an den Grenzen von Deutschland und in deutschen Dialecten ganz gewöhnlich. Nur ganz im Fluge will ich die hauptsächlichsten berühren und ihre Ordnung lieber geographisch als chronologisch nehmen, um nach den Niederlanden übergeführt zu werden, wo ich dann wieder wie bei Oestreich etwas ausführlicher werden darf. Zuerst führe ich hier die Livländische Chronik an, von der Bergmann ein Fragment aus einer lückenhaften Handschrift heraus-

23) Cap. 174 sqq.

gegeben hat[24]), die 1296 von Ditleb von Alnpeke zu Reval geschrieben oder verfaßt ist. — Das Werk ist in Heidelberg vollständig[25]); und so sehr es unter die strengern historischen Chroniken gehört, so trägt es doch weit nicht den prosaischen Anstrich des Ottokarischen Gedichtes, es hält vielmehr einen gleichmäßigen, blühenderen Vortrag mit so viel Geschick fest, als nur bei einem solchen Gegenstande zu erwarten ist. Darin und in dem Festhalten Eines Zieles steht es sogar über der Chronik des deutschen Ordens vom Nicolaus von Jeroschin[26]) (geht bis auf 1526), die nach dem Lateinischen des Peter von Duisburg bearbeitet ist, wie wir jetzt überhaupt häufiger zu lateinischen Quellen zurückkehren. Auch dieses Werk hat wieder neben Ottokar und Enenkel seine besondere Eigenthümlichkeit. Es ist aus dem Sinne des Rudolf von Ems geschrieben, der seine Begriffe von Geschichte aus der Bibel holte und daher sogleich von mystischen und religiösen Beziehungen voll ist. Auch Jeroschin gibt sich gewissenhaft an sein Geschäft wie ein Prediger[27]), mit bedächtiger Ueberzeugung, er widmet sein Werk der Maria und erwartet von ihr Befähigung und Unterstützung für seine Arbeit, die er zu seinem Seelenheile und zu Gottes größerem Lobe und Ehre dichtet, um dessen Wunder an dem deutschen Orden zu zeigen. Von dergleichen hielt sich Ottokar ganz frei und dieß eben hätte ihn zu einem tauglichern Geschichtenschreiber gemacht, wenn er nur nicht hätte reimen wollen; dieß macht seine Erzählung viel glaubwürdiger, während hier Alles von Wundern, Vorzeichen und allerhand frommen Episoden wimmelt, überall der Pfaffe und Caplan hervorsieht, sowohl in dem Anführen der Sprüche und Moral der Kirchenväter, als in dem lehrhaften Vortrage überhaupt und jenen mystischen Deutungen und Ver-

24) Fragment einer Urkunde der ältesten livländischen Geschichte. Riga 1817.
25) Cod. 367. von Fol. 192 an.
26) Cod. Pal. No. 367. f. I. sqq.
27) Wol bescheiden an begunst ist dez buches halbe kunst,
und davon wer da tichte, der hebe des vlizes pflichte,
daz her von dem begynne dy materie besynne,
da syn wille sich uftreyt, und mit entscheidenheit
sy teilende zu litte nach predigeres sitte,
der syn rede in stücke schicht e her von der materie icht
endehaftes spreche.

gleichungen geistlicher und weltlicher Dinge, so wie in dem Bestreben, in den Historien überall einen geistlichen Sinn verborgen zu sehen und sie auf testamentliche Stellen oder diese auf jene zu beziehen, was Alles wir in den Lehrgedichten und Heiligengeschichten werden wiederkommen sehen. Gegen dergleichen apocalyptische Ekstasen sticht alsdann der trockene Chronikenstyl in dem streng geschichtlichen Theile grell ab und diese enge Berührung des Platten mit dem Bombastischen wird in allen den frommen und tiefsinnigen Gedichten dieser Zeit, die sich noch zu einem hohen Fluge zwingen wollen, allgemein, so wie auch überhaupt die poetische Farbe dieses Werkes an den Titurel und Aehnliches erinnert. Denn wie aufmerksam jetzt die deutsche Poesie in diesen entfernten Gegenden betrachtet wird, zeigt eben unser Jeroschin, der nicht einmal des Deutschen ganz Meister zu sein versichert, in seiner metrischen Kritik[28]), die fast gegen Ottokars kurze Verse gerichtet scheinen könnte, die gegen die ganze herkömmliche Manier kämpft, den Schluß des Sinnes von dem des Verses und Reimes zu trennen, und nach der er auch wirklich in der Art des Lehrgedichtes und der Boner'schen Fabel das Entgegengesetzte durchführt.

Nur eben der Erwähnung werth finde ich die aus dem Lateinischen übersetzte Gandersheimer Chronik von dem Pfaffen Eberhard[29]), die in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts fällt und in langen Versen geschrieben ist. Sie, wie die Chronik der Fürsten von Braunschweig[30]), wie sie bei Leibnitz heißt, die aus

28) Cod. 367. f. 2°.

Duch dez tichters czunge
an der materien straze; sol dy rechte maze
behalden an den rymen, glich czu glichem lymen,
an lenge, synne, luyte, daz ich alsus beduyte:
vil wort man gliche schribet, der luyt ungliche sich tribet,
sulch rymen sol man miden, den syn ouch nicht versniden;
dy lenge helt der silben zal, darunder ouch man merken sal,
daz vunf silben sint czu kurcz, czene han czu langen schurcz;
czwischen den zwen enden rymen dy behenden,
dy buchir pflegen tichten, und dar noch sal ich richten
mich an dis getichtis vart u. s. w.

29) In Leibnitz scriptt. 3.

30) Ibid. und in der Ausgabe von Scheller: De Kronika fan Sassen. Brunswyk., 1826.

allerhand Quellen von dem Verfasser aufgetrieben ist und bis auf Albert I. (†1279) reicht, nenne ich nur des niederdeutschen Dialects wegen, in dem sie gedichtet sind; auch sie sind aus dem gewöhnlichen Gesichtspuncte geschrieben, dem wir nun so oft begegneten, Heil für die Seele damit zu erlangen, und dieser Gesichtspunct brachte dann freilich weder der historischen Aechtheit viel Segen, noch dem poetischen Bestreben; und nur die tüchtige Gesinnung ist in beiden anzuerkennen. Vortrefflicher für eigentliche Geschichte ist die nun auch gedruckte Reimchronik von Cölln von Meister Gottfried Hagen[31]), welche die Zeiten zwischen 1250—70 besonders behandelt, wo dort die ersten Regungen der Stadt und Bürgerschaft zum Schutze ihrer Freiheit gegen die Bischöffe Statt hatten. Die bloße Anzahl dieser historischen Gedichte im platten Dialecte macht uns schon aufmerksam auf den Mangel eigentlicher Werke der Phantasie und die Seltenheit poetischer Talente im deutschen Norden, und auf die größere Befähigung für eigentliche Verstandesproductionen, weßhalb wir denn auch gleich unter den didaktischen Lyrikern die Norddeutschen häufiger finden. Es ist gewiß nicht zufällig, daß um diese Zeiten so viele niederländische Reimchroniken entstehen, von Melis Stocke, von Ludwig von Velthem, Niklaes de Clerk und die großen Werke von Maerlant u. A. Dieser Umstand und dieses Local führt uns dann auf zwei Werke, welche uns in ganz verschiedener Weise den Uebergang von diesen historischen Gedichten zu den Romanen wieder bahnen sollen, auf den Lohengrin und den Alexander des Ulrich von Eschenbach; ja zu diesem letztern weist uns sogar der Name des letztgenannten niederländischen Dichters, dem, wie wir schon früher hörten, auch ein Alexander nach dem Latein des Walter von Castiglione zugeschrieben wird. In beiden genannten Werken begegnen wir solchen Elementen, die die Ritterpoesie, indem sie ihr vielleicht gerade einen neuen Werth geben sollen, auf eine andere Weise untergraben, als die komische Manier der Oestreichischen Poeten, die wir vorher betrachteten, und als die ironische Thiersage, die wir an diesem anderen Grenzlande bereits in besonderer Pflege sahen. Während in beiden Gegenden diese komischen Dichtungs-

31) Ed. Groote 1834.

gattungen die ritterliche Romantik herabzuziehen suchen, suchen diese Werke, scheint es, mit ernsteren, historischen und anderen Zugaben den Werth der Romane und Epen zu erhöhen, machen sie aber dadurch zu einer Zwittergattung, die sich gar nicht halten konnte.

Wir kehren nämlich in diesem Alexander zu der ungeschickten Verschmelzung der heterogensten Dinge, zu der modernen Erweiterung alter Stoffe zurück, die wir im 12. Jahrh. allgemein verbreitet sahen, aus welcher Zeit die lateinische Hauptquelle dieses Werkes ist. Hat Walther in den Kurtius, dessen Büchereintheilung auch noch aus unserm Alexander des Ulrich von Eschenbach[32]) (nach 1270) hindurchsieht, alle möglichen Fabeln, die vor ihm über diesen Helden gangbar waren, eingeschaltet, und von seiner eigenen Gelehrsamkeit und poetischen Belesenheit an Schmuck hinzugethan, was ihm gut dünkte, so folgt Ulrich noch seinem Beispiele und fügt auch seinerseits bei, was er hört und liest, und dieß ist außer einem ausdrücklichen Zeugnisse[33]) an nichts besser zu zeigen, als an dem Schlusse, wo eine höchst läppische Allegorie von einer Belagerung der Stadt Trithonia (quasi triplex sapientia, von den drei Künsten der Alchymie, Astronomie und Nigromantie, welche die Einwohner vollkommen inne haben) durch Alexander, beigefügt wird, weil sie der Dichter früher nicht ganz vernommen hatte und daher nicht einflechten konnte. Nirgends ist besser zu lernen, als hier, worin eigentlich das Verdienst unserer guten Dichter der hohenstaufischen Zeit bestand, und daß es in der That im Abwerfen des Wustes in den poetischen Sagen vor Allen gelegen war, und in der Gestaltung der Materie nach einem leitenden Gedanken. Es ist kaum zu verkennen, daß dem Pfaffen Lambert oder seinem nächsten Vorbilde alle die Geschichtchen, die in dieß ungeheuer ange-

32) Cod. Pal. N. 333.

33) Ebendas. f. 147.

Ouch hat manic werder man mir fuze rede dazu getan,
di dirre aventiure git weder helfe noch stiure,
den ich der warheit zihe, von Walchen der edle vrie,
der furstlich hielt sinen hof, von Saltzburch der edel bischof,
schreip mir dise rede her, der warn zwen ritter wer,
daz ich dez nieman truge, di sint dez bede gezuge,
und ander gute lute, di zu Prage wesen hute u. s. w.

wachsene Gedicht aufgenommen sind, bekannt waren, denn fast auf jedes einzelne deutet irgend eine Stelle seines Werkes hin; allein wie er sie zum Theile ausdrücklich verachtete, hörten wir schon oben, und daß er sie zum anderen Theile stillschweigend fallen ließ, ist nach dem Inhalte dieses Walther kaum zu bezweifeln. Ulrich von Eschenbach, der sich nach verschiedenen Stellen seiner Alexandriade in Salzburg, Schwaben und Böhmen umtrieb, folgt wie bei weitem die meisten Dichter dieser Zeiten, der Manier des Wolfram[34]). Er bezieht sich vielfach auf seine Werke, er bedient sich seiner barocken Bilder und Witze, er affectirt seinen Tiefsinn und ahmt im Eingang und sonst jenen feierlichen und mysteriösen Ton nach, der im Titurel und aus dem Titurel später aufs vielfachste sich wiederfindet, er schmückt sich mit Walthers oder mit seiner eignen Gelehrsamkeit, es spielt häufig in dem Gedichte seine Persönlichkeit mit, und was dergleichen Nachahmungen mehr sind. Diese Richtung nun vertrug es sehr gut, daß hier alle Wunderlichkeiten und Sonderbarkeiten, welche die Alexandersage aufzuweisen hat, ganz gewiß eben so gesucht und begierig aufgenommen wurden, wie von Lambert verschmäht, und dieß war um so leichter, da das Meiste schon in der lateinischen Quelle beisammen lag. Hier treffen wir also die schmutzige Geschichte von der Olympias Umgang mit dem Zauberer Nectanebus; die Sagen von des Darius Geschenken an Alexander treten zweimal in Varianten an verschiedenen Stellen auf; bei Gelegenheit der Eroberung von Theben ist die Anecdote von der Verschonung von Pindars Haus in die Begnadigung eines lebenden Dichters Elyades umgewandelt, und alle Urgeschichten, Niobe, Lajus, die Sieben vor Theben, erscheinen in größter Ausführlichkeit und wir erfahren gelegentlich, woher jene beliebten Heldennamen Parthenopeus, Ypomedon u. A. in den Ritterromanen stammen; so wird auch bei Berührung von Troja manches von dessen Geschichte erwähnt. Länder- und Heldennamen in unge-

34) In der heidelb. Hs. heißt er sogar Wolftat von Eschenbach; und schon Seyfried hält sein Gedicht für ein Werk von Wolfram. Cod. Pal. 347. f. 45b.

Daz ich sagt von der diet, und wie viel schar iglicher hiet, und wie sich iglicher hat bereit, und auch wie sich igliche schar leit, als Wolfram that von Eschenbach.

heurer Masse, gefabelte zu ächten, höchst phantastische zu histo-risch wahren werden untereinander geworfen, zu den wirklichen Generalen Alexanders deutsche und französische Ritter, zu den Kriegsleuten des Darius ein König von Marocco, zu den alt-asiatischen Ländern die Fabelreiche der Romantik; die größte Verwirrung herrscht in den Namen und die größte Mischung in allen Verhältnissen: Sardin wird mit Gordium zusammengewor-fen und liegt an einem Meere Ellespontificum; Alexander wird vom Aristoteles in der heiligen Schrift unterrichtet, er erscheint halb als Kreuzheld und dann wird seine Gottheit berührt; jeden Augenblick spielen christliche Gesinnungen und biblische Geschichten herein und dann wieder die Fortuna nach älteren Vorstellungen; hier und da ist ein ganz ächter antiker Zug wie verirrt stehen geblieben zwischen hundert anderen ganz verwischten; hier und da ein ausgeführtes Bild, das der gelehrte Lateiner dem Homer abgelesen, zwischen der eintönigen Erzählung, und unter den farb-losesten Erdichtungen gelegentlich eine Episode, die an irgend eine bedeutende Szene im Homer, an Hektors Abschied, an Glaucus u. A. erinnert (so der Zweikampf Alexanders mit dem tyrischen Burggrafen, und die Begegnung des Eumenes und Mazäus in der Schlacht bei Arbela); das Grab der Gattin des Darius wird von Apelles mit sämmtlichen Geschichten aus den historischen und prophetischen Schriften des alten Testamentes ausgemalt; Riesen, Figuren aus den fränkischen Romanen, wie Rennewart, oder Zwerge wie Spiet im Malagis, spielen mit; und wo es vollends gegen das Ende geht, wo der Held in die Schrecknisse der Weltenden geführt wird, ist alles billige Maas in dem Häufen von Gräß-lichem und Ungeheuerm überschritten. Wie elend ist dieser Wust gegen das sinnvolle Gedicht des Lambert! Wie vortheilhaft nehmen sich dessen halbwahre Naturwunder aus neben diesen lächerlichen Ungethümen! Wie reizend seine Scenen bei der Candace, an deren Stelle mit einer Variation hier das beliebte und viel erzählte Geschichtchen steht, wie sie den Aristander (sonst Aristo-teles) zu Pferdediensten bringt! Wie sinnvoll seine einfache Ge-schichte von Alexanders Zug nach dem Paradies, gegen diese ab-geschmackte Fahrt in der Taucherglocke nach dem Reiche der Fische, und im Greifenwagen ins Reich der Vögel, und gegen den be-absichtigten Zug wider Leviathan und die Hölle, wo kaum einmal

etwas von dem Sinne der Alexandersage durchleuchtet[35]), in dem sie Lambert durchgehend darstellte.

Wenn in der vorhergehenden Periode mir nichts, dem inneren Geiste nach, eine engere Verwandtschaft mit Lamberts Alexander zu haben schien, als der Parzival, so wüßte ich auch jetzt nichts, der ganzen Erscheinung nach, näher neben den Alexander des Ulrich zu stellen, als den Titurel, der aus der Graalsage allen den von Wolfram verworfenen Quark ebenso zusammenträgt, wie dieser Ulrich aus der Alexandersage, und der überdieß auch im Ton und Vortrag die meiste Aehnlichkeit damit hat. Ich muß jedoch vorher außer der ganzen gnomischen Dichtung noch an dieser Stelle besonders einige Bemerkungen über den Lohengrin[36]) einschieben, weil dieser seiner Quelle nach auch, wie der Alexander, auf die Niederlande hinweist, und uns überdieß den Weg zu einigen anderen Andeutungen öffnet, nach denen wir schon besser vorbereitet auf dieß eigne und viel besprochene Gedicht zurückkommen können. Wenn ich den Alexander unter die encyclischen Romane, die ich zum Faden der nächsten Erörterungen machen wollte, in der Eigenschaft rechnete, daß er eine Menge zerstreuter, einzelner, von früheren Dichtern versäumter Sagen aus einem und demselben Kreise in ein Ganzes verband, so stellt dagegen gerade umgekehrt der Lohengrin (wiewohl auch er ein Theil der Graalsage ist, den Wolfram liegen ließ) nicht allein den Stoff, sondern auch die herkömmliche Behandlungsart von verschiedenen Sagenzweigen in der merkwürdigsten Lockerheit nebeneinander, und schon oben verglich ich dieß der losen Verknüpfung zweier ganz getrennter und heterogener Gegenstände im Herzog Ernst, dessen Dichter in den Gegenden lebte, die wohl unstreitig die Heimat der Sage von dem Schwanritter und die des Dichters des Lohengrin waren. Die Lappen aber, die hier wie in eine Mustercharte zusammengetragen sind, erscheinen nur noch vielfältiger. Die einfache, in Austrasien

35) F. 155c.
Wer wider di natur sundet,
und wer wider di ordnunge strebt, daz der wider got lebt,
der mac nit gedihen wol. Ein liut menschlich gern sol,
ist daz er uz der maze gert, er blibet liht ungewert,
und mac verliezen me damit, volget er niht dem rehten sit.

36) ed. Görres.

gewiß uralte, in Volksliedern noch heute existirende und gesungene Sage vom Schwanritter ist hier an den Graal und die Tafelrunde angeknüpft, im Namen des Helden dem Lande Lothringen ein Denkmal gesetzt, wie im Titurel der Dauphinee, Grafschwaudan und dem Haus Anjou; die engere Szene ist nach Brabant gelegt, die weitere greift über das ganze römische Reich; eine historische Chronik ist eingeflochten und in sie wieder eine jener schlecht erfundenen vagen Romanschlachten eingewoben; Alles zusammen ist mit einem Stücke aus dem Wartburgkriege eröffnet und dem Wolfram von Eschenbach in den Mund gelegt, obwohl am Schlusse der Schein aufgegeben wird, als ob das Gedicht von diesem herrühre[37]). Aus der ganz tollen Verschmelzung so contrastirender Dinge konnte natürlich kein gefälliges Ganze hervorgehen, und spräche irgend einen Leser dieß Gedicht dennoch an, so kann das nur eine Wirkung der ungemein naiven Vergnüglichkeit des Erzählers sein, der in ächt niederländischem Geschmacke alle jene verschiedenen Dinge in Einem Gemälde zu behandeln unternimmt, jedem seinen Charakter lassen möchte und jedes unvermuthet mit seiner schnurrigen Manier entstellt. Das Gedicht beginnt mit dem Räthselstreite des Wolfram mit Klinsor, der dann zur Erzählung des eigentlichen Gegenstandes unseres Werkes aus des ersteren Munde überführt, welche mehrfach unterbrochen und wieder angeknüpft wird, so daß die Form der Tenzone, die wir nachher unter einzelnen lyrischen Meistern im Anfang des 14. Jahrhunderts beliebt finden, hier gleichsam in den Roman eingeht. Zuerst nun sucht der Dichter, nachdem ihn diese Einkleidung zu seiner Materie selbst geführt hat, den dunkeln, schwebenden und hohen Ton dieses Wartburgkrieges zu behaupten; es ist aber sehr sichtbar, wie mühsam er sich dazu zwingt und wie schnell er in einen helleren, freundlichern Vortrag überspringt, in dem er sich dann oft nicht unge-

37) p. 192.

Hat er gehabt nicht kunste hort,
daz er hab die wort verschroten und verdort,
daz si durch grop iht meisters kunst verheltze,
und niht zu reiche noch zu swach
sin in daz gedöne, als der von Eschenbach,
sie schon floriert mit richer witz gesmeltze,
wenu er in der kunste es sie worhte nach siner luste.

schickt bewegt, wo er nur den Gedanken aufgibt, mit Räthselhaftem und Ungewöhnlichem prunken zu wollen. Jener feierliche Ton, der durch den ganzen Titurel festzuhalten gesucht wird, würde jenen nur allzugroßen Antheil des Dichters an seinem Gedichte, jenes lyrische Mitempfinden aller Schicksale der Helden bedingen, allein der Verfasser des Lohengrin legt mit jenem Tone auch diese Theilnahme ab, leicht geht er über seine Materie hin, und viel auffallender, als das in den fränkischen Vasallensagen der Fall ist, scheint er oft mit seinen Geschichten ein muthwilliges Spiel zu treiben. Dieß liegt aber durchaus nicht in seiner Absicht, sondern nur in seiner burlesken niederländischen Darstellungsart. Hundertmal wird man daher hier in Ausdrücken und Wendungen an den Reincke Fuchs erinnert, in der ganzen Farbe der Erzählung, in der feindseligen Stimmung gegen die Geistlichkeit [38]), in der reineren, toleranten Ansicht von dem Heidenthume und dem allein seligmachenden Christenglauben [39]). Es ist nur eine Ausnahme, wenn gelegentlich dem Dichter unter seiner heiteren Rede die Vergänglichkeit der irdischen Dinge einfällt, und er dann von diesem Gaukelspiele das Gemüth wegweist auf die Trinität „die so geümmert ist, daß sie kein Ende hat;" es klingt dieß bei seiner sonstigen durchaus weltlichen Art ganz komisch. Denn überall sonst hören wir einen gesunden, in sich vergnügten, tüchtigen Meister, der für die Sublimitäten der Ritterromane wenig Sinn hat; bei seinen Festivitäten geht es ohne fantastischen Prunk ab, man befindet sich nicht weiter unter Recken und Riesen,

---

38) p. 135.

Welch ein orden,
pist du werde ritterschaft! nil herter denne franziſſe,
und aller grawer orden ſi
Benedic, Dominic, Auguſtin da bi.

Und anderswo, als der Kaiser vor dem Pabste niederfällt:

— wenig, wie ein kaiſer vallen ſcholde,
danne der pabſt ſchol und muz
die kron im reichen, ob erz halt niht wolde u. ſ. w.

39) p. 150.

Nu clage ich, daz ſo werden lip (der Heiden) geheilet
ſchol ſin, der von kindes jugent was alſo uſgewahſen,
daz im kein ander gelouhe was kunt,
reht als wenic wir werden irs gelouben grunt
beſcheiden hie von einem wilden Sahſen.

sondern in Gesellschaft von Bischöffen, Aebten, Hofmeistern und Schenken; man unterhält sich da fein bürgerlich im Tone von Vettern und Basen; man nährt sich da ordentlich mit Speise und Trank; wenn man reist, so nimmt man Geld mit und läßt sich die Sparsamkeit empfohlen sein, was uns Züge aus Rudolfs Wilhelm von Orleans zurückruft; am brabantischen Hofe selbst herrscht ein ganz cordialer Ton, man empfängt da einen Besuch recht in der Ordnung, man denkt auf Spaß und Unterhaltung für ihn, die Fürstin begrüßt ihn nach der ersten Nacht in dem gastlichen Bette, wie er geschlafen und geruht, und ob ihn ihr Oheim nicht zu früh geweckt, denn der alte Herr erlaube sich manchmal im Scherze ein wenig Uebermuth. So kommen auch bei der Vermählung der zwei Hauptpersonen des Gedichtes ziemlich derbe Braut- und Hochzeitspäße vor; so geht beim Zweikampf alles in gerichtlichen Formen her; so beräth sich die Fürstin in politischen Angelegenheiten in landesmütterlicher Herablassung mit Adel, Städten und Landschaft. Ein ganz anderer Ton tritt dann wieder ein, nachdem die eigentliche Sage vom Schwanritter zu Ende ist. Es kommt eine ganz hagere Chronik an die Stelle der früheren Liederquelle; eine Geschichte der sächsischen Kaiserdynastie, zum Theil nach Siegbert von Gemblours, wird uns vorgeführt, mit ganz so originellen Verschmelzungen der Personalitäten, wie wir sie gleichfalls im Herzog Ernst gewahrten. Noch einmal werden wir auch aus diesem trockenen Stoffe und Tone herausgerissen in der großen Schlacht gegen die Africaner, die unter Pabst Johann Rom bedrohen, die ganz in dem langweiligen Styl der großen Alexander- und Titurelschlachten beschrieben ist, wo dann auch einmal der Held Lohengrin, den man in den langen deutschen Geschichten kaum mit dem Namen nennen hörte, wieder eine Rolle zu spielen bekommt.

3. Gnomische Dichtungen.

Wenn die verschiedenartigen Züge dieses Gedichtes unter sich gar keine innere Gemeinschaft haben, sondern vielmehr die grellsten Gegensätze bilden, so arbeiten sie doch einhellig darauf mit gleichmäßiger Wirksamkeit hin, den ernsten Ritterroman herabzuwürdigen. Die tiefsinnige und mystische Gelehrsamkeit in dem

einem Theile, die historische in dem anderen, die bürgerliche Betrachtungsart in dem dritten, die übertreibende Nachahmung des Alten in dem vierten, Alles konnte zu nichts anderem, als zu Verfall und Entstellung dienen: man würde vergleichen, wie im Politischen die bewaffnete Aristokratie durch den gelehrten Adel und zugleich durch das Bürgerthum allmählig von seiner Höhe herabgedrängt ward, so sehr sich beide letzteren Stände im Anfange auch gegenüberstanden.

Der Eingang der Gelehrsamkeit in die Ritterpoesie, der unter den erzählenden Gedichten im Titurel am sichtbarsten ist, so wie er im Parzival zuerst begonnen hatte, beschäftigt uns nothwendig zunächst, und weist uns zuerst auf die gnomischen Dichter dieser Zeiten. Und auf diese an dieser Stelle gerade einzugehen, wünsche ich auch aus dem äußeren Grunde, weil sie uns auf unserem geographischen Gange rund um die Peripherie von Deutschland zunächst am Oberrheine begegnen. Dort wenigstens hatten sie ihren Hauptsitz; dort war Reimar gebürtig, der zwar an das Ostende von Deutschland auswanderte, dorthin zog sich Frauenlob, Regenbogen suchte dort die vortrefflichsten Sänger auf[40]), und den Misner preist Conrad darum, daß er die Sänger am Rhein bezwungen habe[41]). Die Gelehrsamkeit nun konnte wohl nur in solchen Zeiten Eingang in die Kunst der ritterlichen Sänger finden, wo sich diese Klasse in engere Gesellschaften formeller abschloß, und in diesen Zeiten stehen wir eben jetzt. Bisher hatte es nur einen einzigen großen Ritterorden, d. h. Ritterstand gegeben, den nur nationale Unterschiede trennten. Die großen Orden, welche die Kreuzzüge ausschieden, machen den Uebergang zu den unzähligen Ritterbündnissen und Gesellschaften, die seit

40) Altd. Mus. II, p. 186.
umb singens willen wolt ich ziehen an den Ryn,
mir wart geseit, wie hie die besten senger sin.

41) Man. Samml. II, 207.
Der Missener hat sanges hort in sines herzen schrine,
sin don ob allen resen doenen vert in eren schine,
damit er bi Rine die singer leit in sin getwane.
In fuorten ubers leber mer der wilden greifen zwene,
da lerte in underwegen doene singen ein syrene;
er doenet vor uns allen sam diu nachtegal vor giren.

Dieß hat van der Hagen sehr mit Unrecht als Satyre genommen.

dem 14. Jahrhundert in Deutschland, wie überall, vorübergehend aufkamen. Ganz so gab es bisher einen einzigen deutschen Sängerorden; ein allgemeines Band, wie es die gleiche Beschäftigung mit sich führte, umschlang die Dichter der Nation; der Gleichgesinnte etwa schloß sich zum Gleichgesinnten etwas näher an, der Jüngere an den Aelteren, der Schüler zum Meister; einzelne Fürstenhöfe vereinten auch wohl auf eine Zeit lang die Meister aller Farben und Gegenden, doch war dieß vorübergehend. Nachdem mit den Hohenstaufen das Genieinleben in Deutschland hinschwand, scheint das massenweise Wandern und Zusammentreffen der Sänger aufgehört zu haben, und es hielten nun die Dichter, mehr auf die engere Heimat gewiesen, auch mehr den verschiedenen Stämmen nach zusammen. Das Wandern einzelner Sänger dauert indessen fort; viele der Dichter dieser Zeiten haben ihre Heimat mit einem andern Wohnorte vertauscht: diese suchen dann wohl eine ehrbare Stelle an fremden Höfen; andere aber reisen, um sich und ihre Kunst zu produciren und zu vervollkommnen, und solche suchten dann statt der Höfe die Meistergesellschaften in den größeren Städten auf. Daß es dergleichen schon damals gab, läßt sich nach so vielen Stellen, nach welchen irgend ein fremder Meister empfangen wird und sich hören läßt in Freundschaft oder in Feindschaft, nach so vielen Stellen, die von Merkern u. dergl. reden, nicht wohl bezweifeln. Nichts ist wohl auch natürlicher, als daß die Sangestage, die schon Walther erwähnt, die Tage, an welchen vor Fürsten und Großen die Sänger zusammenkamen zu Gesang und Spiel, auch in der Zeit, wo zwar die Protection der Fürsten aufhörte, aber doch noch die Dichtkunst in ganz Deutschland Ausüber und Verehrer fand, in der geänderten Weise werden fortbestanden haben, daß sich die Meister unter sich versammelten, da sie ja jetzt ohnehin, missgestimmt gegen die geizigen Höfe, ihre Kunst mehr für sich selbst trieben. Solche Vereine, wie sie sich in jenen Zeiten des 13. u. 14. Jahrhunderts denken lassen, möchte ich eher den Dichterorden der schlesischen Zeit, die sehr viele Eigenheiten von dieser Periode trägt, vergleichen, als den Singschulen der Handwerker im 15. und 16. Jahrh., die, so lange keine älteren Tabulaturen gefunden werden, nicht ohne Willkühr höher hinaufgerückt werden können, als diese selbst. Auch werden wir unten sehen, daß sich so streng

formelle Institute nur im Gegensatze zu dem zuchtlosesten Volksgesange ausbilden konnten. Mir scheint daher van der Hagen Recht zu haben, wenn er in diesen Zeiten nichts als eine Vorbereitung zu den späteren Singschulen findet und nur unter den ungezwungensten Verhältnissen das Entstehen eines gewissen formellen Princips in den oberrheinischen Städten zugibt. Solche Meisterschulen unter dem Sängergeschlechte zu suchen, von dem ich hier rede, würde derselbe Fehler sein, wie wenn man die patricischen Clubbs der Städte mit den Gilden und Zünften in Eine Reihe stellte, wozu trotz aller Aehnlichkeit nichts berechtigt. Nachdem nun aber solche freiere Vereinigungen der Meister hier und da Statt zu haben anfingen, war es nicht anders zu erwarten, als daß, ebenso wie die Vernachlässigung der Kunst an den Höfen und unter den Laien einen Anstoß zu dem Abschließen der Künstler unter sich gab, so nun umgekehrt dieses Abschließen wieder darauf hinwirkte, der Kunst einen Character zu geben, der sie den Laien, wenn nicht unangenehmer, doch wenigstens unzugänglicher machte. Es bedingte ja doch wohl natürlich einen Unterschied des Gesanges, wenn man früher sang, um den Rittern und Frauen zu gefallen, und jetzt, um den Meistern genug zu thun; welch einen verschiedenen Maasstab, welch eine verschiedene Kritik mußten nicht beide Tribunale an die Vorträge der Dichter anlegen! Welch ein verschiedener Wetteifer mußte nothwendig da und dort rege werden! Wie verschieden mußte das Amt der Merker in so verschiedener Lage sein! Bisher haben wir nur rein kunstmäßige Kämpfe innerhalb des Gebietes der Dichtung kennen gelernt, so großartig und weit, wie alle Verhältnisse, in denen sich die Geschichte Deutschlands überhaupt unter den Hohenstaufen bewegt. Der höfische Ritterroman kämpfte mit dem Volksepos; und unter den höfischen Sängern selbst kämpfte ein Lebensprinzip oder ein Kunstprinzip gegen das andere. Jetzt aber erloschen mit der Würde des Ritterstandes, mit welchem diese Prinzipien ganz enge verwachsen waren, und mit der feinen Frauenverehrung, die auf Kunst und Leben von so großem Einfluß war, diese Prinzipien selbst. Nur in einzelnen Theilen von Deutschland, wie wir vorhin an dem Beispiel von Oestreich sahen, ging der lyrische Gesang auf den gemeinen Frauenverkehr ein, der nun herrschend ward; die epische Erzählung dagegen, die über-

all mit dem wirklichen Leben in viel zu naher Beziehung steht, konnte dem Eindrang der unreinen Liebesszenen und der ritterlichen Rohheit und Brutalität nicht widerstehen, wie wir nun immer deutlicher sehen werden. Der lyrische Gesang dagegen, der den Verkehr mit der Welt nicht so nöthig hat wie das Epos, der aus dem inneren Menschen aus reinerer Quelle strömt, empfand im Allgemeinen die moralische Gesunkenheit der Zeit so bitter, daß er sich mit voller Macht dagegen auflehnte und daher von nun an der größeren Masse nach, sich so entschieden an das Lehrgedicht anschließt, als er in jener blühenderen Zeit sich wie wir sahen an das Kunstepos angeschlossen hatte. Zwei Wege schlug er, wie das die menschlichen Bestrebungen nach einem besseren moralischen Zustande immer thun, in Verbindung mit dem Lehrgedichte und der Moral und Religion überhaupt ein, um gegen jene Verderbtheit anzugehen; er suchte entweder die alten Prinzipien zu halten oder neue an deren Stelle zu setzen. Die bisher herrschende Menschenklasse hing treuer an jenem Weg, die aufstrebende Bürgerschaft schlug sich mehr auf diesen, nicht so jedoch daß diese Grenze nicht aufs vielfältigste wäre durchbrochen worden; auf jenem ersten Wege ging die Zeit, in der wir jetzt stehen, vorzugsweise, meist ohne ihren Vortheil recht zu verstehen und oft unter den größten Fehltritten; jenen anderen öffnete die Reformation mit dem entschiedensten Erfolge für den größten Theil der Nation. Auf diesem letzteren gelangte die Kunst allmählig, und auch hier nicht ohne ganz übel verstandene Schritte von Seiten der begünstigenden Menschenklasse selbst, zu der Volksmäßigkeit zurück, welche das **15.** und **16.** Jahrhundert characterisirt, auf jenem versuchte sie sich in enge Kreise abzuschließen und die Reinheit des Lebens für eine bevorzugte Klasse zu reserviren. Auch jetzt also blieb noch dieser Zeit und der Kunst dieser Zeit ein Streitpunct übrig zur Uebung des Wetteifers, der großartig genug war. Leider aber waren die Ideen der früheren Zeit schon so gesunken, weil sie auch an sich, wie wir ja sahen, bei aller Größe zu sehr von erkünstelter Art waren, als daß sie lange hätten ausdauern können, und auf der anderen Seite waren die neu aufkeimenden Ideen noch so sehr im Werden und hatten mit so vielen Hindernissen zu kämpfen, daß auf beiden Theilen die Waffen gar zu stumpf waren, und das Bewußtsein von dem,

wofür gekämpft werden sollte, gar zu schwach, als daß dabei irgend etwas Ersprießliches hätte herauskommen sollen.

Denn um diesen letzten Satz erst im Allgemeinen zu erhärten, ehe ich auf das Nähere eingehe[42]), so erinnere ich nur daran, wie wir auf der Einen Seite bereits jene östreichischen Dichter zu denen rechnen dürfen, welche gegen die bisherigen aristokratischen Lebens- und Kunstprinzipien gerichtet sind, welche die Convenienz und die Frauenmoral verspotten und verhöhnen, und mache darauf aufmerksam, daß diese nichts an die Stelle rücken, was das Untergehende ersetzen könnte, als etwa die frische frohe Lust des Volks, aus welcher übrigens allerdings eine neue moralische Kraft weit eher sich entwickeln konnte, als aus dem trübseligen Jammer nach der anderen zukünftigen Welt[43]), in den jetzt die Anhänger des Alten immer mehr versinken. Diesen bürgerlichen Dichtern, deren Sang, wie wir sahen, in jenen derben Liebesromanzen, in jenen üppigen Tanz- und Mailiedern, in jenen neuen Trink- und Schmausgesängen jetzt anfängt auf das Volkslied der späteren Zeiten überzuführen, stellen sich dann einzelne höher gestellte Dichter mit etwas noblerer Gesinnung an die Seite, wie ja auch in jedem anderen Verhältnisse unsere souverän werdende Aristokratie das bürgerliche Element erst recht nährte und förderte. Dahin gehören die einzelnen, zum Theile ganz vortrefflichen Lieder der Herzoge Heinrich von Breslau (1266—94), Otto von Brandenburg († 1298) und Johann von Brabant († 1294), welche am Anfange der Manessischen Sammlung stehen. Allein dieser Volkston in den Liedern dieser Zeit ist seltener, er verliert sich wieder, um erst später neben vielen anderen solcher vorübergehender Erscheinungen dieser

42) Ich muß meine Leser bitten, hier sich nicht die Mühe verdrießen zu lassen, auf den Gang der Darstellung etwas schärfer zu merken. Es hätte sich leicht mit etwas mehr Systematik Alles durchsichtiger darstellen lassen, allein es kommt in der Geschichte darauf an, daß man die Sache selbst auch im Vortrage treu abbildet; und man versuche nur, die ungeheure Masse und den dunklen Wirrwarr der Dichtungen dieser Zeit selbst zu bewältigen: so schöne Ordnung darin ist, so schwer wird mans finden sie zu durchschauen.

43) Wir sin bezzer vro, so wir nach tugenden ringen,
denne ein trurecliches leben.
Nüne im Cod. pal. N. 357.

Jahre, gediegener und dauernder wieder hervorzutreten. Gegen diesen einzelnen Dichtern stehen nun andere gleichfalls mehr vereinzelte über, welche das alte Minnelied ganz in der alten Weise zu halten suchten. Dieß war nun noch viel vergeblicher. Den Hauptrepräsentanten dieser Art lernten wir schon in Ulrich von Lichtenstein kennen. Als gleichzeitige oder zum Theil auch noch etwas ältere dieses Characters hätte ich noch den Schenk Ulrich von Winterstetten, den Walther von Metz, der auch durch sein französisches Gedicht Mappemonde (1245) bekannt ist, den von Singenberg, den tugendhaften Schreiber u. A. nennen können. Aus diesen späteren Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts läßt sich nicht leicht einer dieser Art anführen, bei dem nicht der Gesang aus der Minnepoesie entweder in die schalkhafte Art der Tanhuser und der ähnlichen, oder in die ernste und gnomologische der Reimar von Zweter überstreifte. Jener Art würde ich den Rubin und den Kanzler nennen, dieser Art aber den Niune und Lutolt von Seven, am reinsten von beiden Eigenschaften bewahrt am besten den alten Ton der Minnelieder Conrad Schenk von Landegge († 1270). Der letztere ist eine frohe heitere Natur; bei ihm und dem Canzler finden sich zuerst am auffallendsten jene leichteren, einfacheren, minder verschlungenen Töne, die uns Neueren so viel näher stehen als die schwierigen Strophen der älteren Minnesänger, und die an sehr viel ähnliches in der schlesischen Zeit erinnern, während Andere wieder jene alten schon genug gekünstelten Töne (so besonders Conrad von Würzburg) mit allen erdenkbaren Mitteln noch mehr verkünsteln, so daß diese gegen jene gefälligen einfachen Maaße einen sonderbaren Gegensatz machen. Am nächsten liegen diese Gegensätze eben in des Kanzlers Minneliedern nebeneinander, der überhaupt bei weitem einer der vielseitigsten Dichter dieser Zeit ist. Er hat neben jenem gewandten und leichten Strophenbau zugleich die verschlungneren Töne, die kürzeren Verse und den Reimreichthum, den man sich jetzt so gerne als eine freiwillige Kette anlegt, weil leider jetzt auf den Sinn nichts mehr ankommt; allein bei ihm geht der Sinn darüber doch seltner verloren, weil er sich nicht so kraus wie bei anderen durch Cäsuren und Reime schlingt, daß man entweder den Rhythmus oder den Gedanken nothwendig aufgeben muß, sondern er weiß

mit sehr viel sprachlicher Gewandtheit ein geschicktes Ebenmaaß zwischen Sinn und Form zu bewahren, das uns beides festhalten läßt. Wenn nicht überall, so geht er doch in den meisten Fällen über diese selbstgemachten Hindernisse und Erschwerungen mit mehr Geschicklichkeit und Zwanglosigkeit weg, als mir bei irgend einem anderen aufgefallen wäre. Den meisten Dichtern aber, die sich in dem alten Thema des Minnegesangs behaupten wollen, geht trotz der Verskünstelei aller lyrische Sinn ab, und trotz der Unverholenheit, mit der sie Gedanken, Ausdrücke, stationär gewordene Gefühle und Sentiments von ihren Vorgängern borgen und stehlen, entbehren sie jeder innigen Empfindung und jedes Gedankens, der an dem Leser festhaften könnte. Man würde diese flache Nachahmerei ohne alle Eigenthümlichkeit weit besser einsehen und weit leichter nachweisen können, wenn diese Lieder nur besser dazu gemacht wären, sich dem Gedächtnisse einzuprägen; doch wäre auf dergleichen aufmerksam zu machen, eine ehrenvolle Aufgabe für den Herausgeber. Bei Walther von Metz und Rubin fiel mir unter diesen das Entlehnen (namentlich von Walther von der Vogelweide) am lebhaftesten auf; unter den gnomologischen Dichtern (so bei Walther von Prisach, Günther von dem Forste, dem Teschler u. A.) ist es viel leichter nachweislich. Das Beste, was diese späteren Minnelieder enthalten, darf man nur mit dem älteren eines Morungen oder Johannsdorf vergleichen, um zu finden, wie hier auch bei der Körperlosigkeit die sie mit jenen theilen, doch Seele und Leben ist, was dort ganz anfängt zu mangeln.

Diese Lyrik also, sage ich, die sich so ganz entschieden an dem Alten halten wollte, ohne ein neues Element zuzulassen, konnte sich nicht mehr behaupten, wie jene andere, die ich ihr entgegenstellte, welche das Alte geradezu verstieß, sich noch nicht halten konnte, weil sie räumlich weit mehr ausgebreitet, innerlich weit mehr gesittigt sein mußte, um mit Erfolg zu polemisiren. Es ist daher merkwürdig genug, daß alle und sämmtliche Dichter von allen und sämmtlichen Farben immer mehr oder weniger in in das Lehrhafte und Gnomische fallen, weil die ganze Zeit offenbar in Deutschland in einem großen Zuge jetzt mit der Emporhebung des Bürgerstandes zugleich auf die Emporhebung einer neuen moralischen Kraft mit der politischen ausgeht, und dabei

die Dichtung wie alles Andere mit in diesen Zug hinein reißt. Denn dieß ist ja der große Gegensatz, der Deutschland in seiner Geschichte seit dem Falle der Hohenstaufen den romanischen Nationen gegenüber auszeichnet, daß es mit seiner bürgerlichen Entwicklung eine volksthümliche, kraftvolle Moral und Religiosität entfaltete, welche dem sittlichen Gesetze der Menschheit über das conventionelle und standesmäßige der Geistlichkeit und des Adels einen großen Sieg errang, während in jenen Theilen von Europa die aristokratische und hierarchische Bildung über die Regungen des Volks die Oberhand behielt. Während daher in Italien die nächsten Jahrhunderte auf die kunstmäßige Vollendung der christlich-ritterlichen Poesie mit den glänzendsten Erfolgen ausgehen, läßt Deutschland eben diese Poesie ganz in demselben Verhältnisse in's allertiefste herabsinken; dafür aber begann Deutschlands sittliche Größe, als die von Italien für lange Jahrhunderte verfiel und versank. Daher kommt es denn auch, daß Deutschland sogleich das kunstmäßig reinere Bestreben eines Gottfried von Strasburg, das uns bei weiterer Ausbildung weit über Ariost geführt haben würde, gänzlich fallen ließ und die ganzen folgenden Jahrhunderte sehen den Wolfram von Eschenbach als ihren Herrn und Meister an, folgen seiner Manier, legen ihm jedes größere Gedicht bei, und während Gottfried lange vergessen oder bei Seite geschoben ist, steht er und Walther als die allein unerschütterten in der Mitte von allen Meistern, deren sich je einmal ein späterer Sänger erinnert oder welche die Sage je in der heiligen Zwölfzahl aufführt, in die man nun gerne die Erzväter des Gesanges zusammenstellt, während die übrigen leichter variiren. Sein Ansehen war durch nichts zu verringern oder zurückzuschieben, als durch die Poesie und Moral der alten Welt, womit es schon Thomasin zu frühe gegen sämmtliche Ritterromane versuchte, weil jene ein reineres Sittengesetz durchdrang, als das, welches die Ritterzeit kannte. Für die ganze Periode aber, welche an den Ordnungen dieser Ritterzeit festzuhalten strebte, ist er gleichsam wie der Mittelpunct zu betrachten, um den sich alles andere versammelt. Was wenigstens als das Höchste im Epischen in dieser Zeit gilt, wie der Titurel, bemüht sich ganz aus seiner Seele und mit seiner Zunge zu reden und diesen Titurel wieder betrachtet alsdann jeder Ernstere der fol-

genden Jahrhunderte wie ein Heiligthum[44]) während die gnomologischen Dichter sich auf Walther und Freidank so lehnen, wie die epischen Erzähler noch tief im 13. Jahrhundert aller Reminiscenzen an Parzival und Titurel voll sind.

Dieß Alles aber ist auch gar kein Wunder; denn bei dem allgemeinen Suchen nach einem moralischen Haltpunkt konnte man freilich weder einen Hartmann noch einen Gottfried gebrauchen, und man mußte wohl auf Wolfram verweilen, oder auf Walther. Bei beiden aber begegnen wir, schon in älterer Zeit also, den zwei verschiedenen Richtungen, die uns vorhin schon auffielen, der vornehmeren, abgeschlosseneren, nach dem Alten hinneigenden, die dort in der guten aristokratischen Zeit gar noch ein hierarchisches Element zu erhalten suchte, eine verborgene Weisheit begünstigte, und ein geheimnißvolles ganz individuelles Glück der Seele predigte, und dann jene volksthümlichere, hellere, gesündere, die in religiösen Dogmen nicht die Moral sucht, die aus den Vorurtheilen des kirchlichen und adligen Ceremoniels herausstrebt, die es wagt mit Schnödigkeit gegen die Erzengel zu fechten und die mit dem rührenden Zweifel eines reinen, menschlichen Herzens über das übermenschliche Gebot der Feindesliebe nachdenkt. Beide Richtungen sind in unserer Nation seit diesen beiden Männern in ewiger Reibung unter einander. Zur Zeit Wolframs und Walthers mochten sich die Menschen gleich darunter theilen; im Freidank, sahen wir, lag die religiös-dogmatische mit der volksthümlich-moralischen nebeneinander; dasselbe ist der Fall im Renner mit einiger Vorliebe im Dichter für das Erstere, wozu die Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts überhaupt jetzt eine große Neigung hat; in der Reformation siegt diese volksthümliche Moral völlig, nur jedoch um gleich darauf wieder Frömmelei und mystischen Unsinn her-

---

44) Noch Püterich sagt:

Ich hab den Titurel,
das haupt ab teutschen puechen;
wer mich das widerpell,
der findet kampf, ob er den ruecht ze suechen,
das nie sein gleich war funden in allen sachen,
mit richt so gar durchfeinet,
als in dan hat Wolframb von Eschenbache.

vorzurufen; im vorigen Jahrhundert stehen die Rabener, Gellert, Pfeffel und alle ähnlichen den Seraphischen Dichtern ebenso gegenüber, bis diese später auf eine Zeit lang beseitigt worden, nicht ohne daß sich in unseren Tagen wieder Spuren einer Hinneigung für dieses heute ganz bedeutungsleere Wesen zeigten. In der Zeit in welcher wir stehen bildet der Titurel mit seinem Anhange zu den Romanen der fränkischen und deutschen Sage einen Gegensatz, der aus diesen getheilten Ansichten der Zeit zu erklären ist; unter den lyrischen Dichtern sind Frauenlob und Regenbogen diejenigen, in welche beide Richtungen am schroffsten sich feindlich begegnen. Ueberall aber erscheinen schon damals die Verehrer jener heiligen, mysteriösen Dichtung mit sich selbst zerfallen, überall auf der anderen Seite die Anhänger der Volksmoral noch zu befangen in jenen alten Vorstellungen, so daß denn in den gnomischen Dichtern und im Renner beide Seiten wie schon im Freidank, fast ganz unlösbar verbunden sind, und vorzugsweise wird diese Unklarheit in den Tendenzen fast aller dieser Dichter sichtbar in ihren Befehdungen unter einander; jeder einzelne hat es mit irgend einem Gegner zu thun; man merkt wie bitterer Ernst es den Kämpfern ist; daß aber ihr Kampf ein höheres, inneres, wesentliches Interesse beträfe, kann man kaum bei den zwei letztgenannten Dichtern ahnen, denn sonst erscheinen alle unter sich und in ihren Gesinnungen nicht allein ähnlich sondern gleich; und häufig, wenn sie ganze Strophen voll Heftigkeit gereimt haben, weiß man selbst nicht einmal einen kleinen Anlaß herauszufinden, und findet man ihn ja, so darf man sicher sein, daß es eben ein sehr kleiner, ein kindischer Anlaß war, und meist daß es sich um einen gelehrten Kram dreht.

Aber freilich dieser gelehrter Kram, über dessen große Einfalt wir heute bequem lachen, war den wackeren Meistern damals keine solche Kleinigkeit. Es ist gewiß nichts schwerer, als sich in den Ideenkreis solcher Menschen und solcher Zeiten zu setzen, die ihre eigenen Ideen sich klar zu machen oder gar faßlich auszusprechen, oder vollends deutlich in schwierige Reimstrophen zu bringen gar keine Anlagen und kein Geschick haben; und wollte ich nicht bequem vorübergehend die gnomische und didactische Poesie dieser Jahrzehnte unerklärt liegen lassen, so mußte ich schon meinen Lesern die Unbequemlichkeit machen, sie auf einigen Umwe-

gen, die das Verhältniß dieser Jahrzehnte zu den vorausgegangenen und zu den nachfolgenden Zeiten im Großen faßten, nun allmählig wieder zu den einzelnen und kleineren Erscheinungen zurückzuführen. Nachdem ich also oben davon ausgegangen war, von dem Eingange der Gelehrsamkeit in die Dichtungen zu reden, bedurfte es der Darlegung der allgemeineren Lage der Zeit, um deutlich zu machen, warum denn auf diese Gelehrsamkeit, so unsäglich klein und bescheiden sie war, ein so großer und übertriebener Werth von den Meistern selbst gelegt ward, und warum sie sogar in Romane und größere erzählende Gedichte einging, wohin sie so wenig paßte. Wir werden uns diese immerhin auffallende Erscheinung leichter erklären, sobald wir bedenken, daß es vorzugsweise jene Anhänger am Alten waren, die sich dieser Gelehrsamkeit hingaben. Sie fühlten alle, daß jenen früheren Ideen der Blüthezeit des Ritterthums der Boden genommen war, auf dem sie gediehen. Wenn jene Frauenliebe, wenn jene Vasallentreue, wenn jener heilige christliche Kampf- und Wallfahrtseifer die alten Früchte tragen sollte, so gehörten auch jene sinnigen Menschen, jene patriotischen Unterthanen, jene frommen Dienstleute dazu, die nun dahin waren, es gehörten dazu auch die reinen Frauen, die kräftigen, edlen und begeisterten Fürsten, die jetzt verschwunden waren. Sollten die alten christlichen Dogmen ferner geglaubt werden, so verlangte das die alte Einfalt und gute schlichte Bildungslosigkeit in dem frühern Geschlechte zurück. Gerade wie auch in der Theologie selbst die Scholastiker nicht die Haltbarkeit oder Unhaltbarkeit der herrschenden Lehrbegriffe frei prüften und neu begründeten, sondern die gegebenen nur mit neuen Mitteln verfechten wollten, so machte man auch hier von dem nämlichen neuen Wissen den nämlichen Gebrauch in der Poesie. Man wollte ein untergrabenes, ein morsches Gebäude stützen, und wer weiß nicht, daß man in solchen Lagen im heiligen Rettungseifer auch nach morschen Stützen greift. Zudem war bereits, wie wir oben schon hörten, die Kunst auf die Meister selbst zurückgezogen; der Rücksicht auf Laien bedurfte es nicht mehr: war daher früher die reine Sängerkunst oder die Hofregel, die Frauensitte oder die Standeswürde und dergleichen das Criterium, nach dem des Gesanges Werth und Unwerth bestimmt, der Kranz gegeben oder verweigert ward, so hatte jetzt

der Merker im geschlossenen Kreise der Meister auf die Weisheit und Gelehrsamkeit des Dichters vor allem zu achten. In jener Zeit der Subjectivität trug in dem Kreise der Hörer jeder einzelne Rittersmann, jede einzelne der Frauen das Gesetz im Herzen, nach welchem der „gute Edelsang" bemessen und beurtheilt werden sollte. Allein diese schöne Zeit war vorüber. Es waren die Tugenden der Liebe, der Ehre, der Treue, der Stetigkeit, des Glaubens an den dreieinigen Gott, an die Menschenerlösung, an Christs Wundergeburt und dergleichen im Worte an den nachfolgenden Geschlechtern hängen geblieben, allein in ihrem Handeln und Wirken entsprach dem nichts. Zu den verwilderten Gemüthern zu reden, in dem räuberisch gewordenen Rittervolke das alte Ehrgefühl, die alte Ritterwürde, den alten gottes- und frauendienstlichen Sinn aufrufen zu wollen, konnte nur Predigern und Schulmeistern einfallen, und diese werden wir auch noch hier und da in diesen Ton einstimmen sehen. Die Sänger dagegen suchten nun alle diese Tugenden objectiv zu begründen, und mit äußeren Ueberzeugungsmitteln die Menschen dafür zu gewinnen. Diese Mittel holten sie aus dem ganzen Gebiete des menschlichen Wissens, das ihnen offen stand, aus Mineralogie, Pflanzen- und Thierkunde, Geschichte, Physik, Astronomie, Geometrie, Astrologie, Bibelkunde und Nigromantie. Das Beispiel, die disparate und unverdaute Gelehrsamkeit eines Albert des Großen, scheint hier von einem unseeligen Einflusse gewesen zu sein; wie denn überhaupt die Scholastiker zur Erklärung dieser Gedichte fleißig benutzt werden müssen. Die Kenntniß sämmtlicher freier Künste wird von nun an als nothwendiges Requisit in einem Meister vorausgesetzt[45]). Was noch Thomasin in scherzhafte Allegorie zog, das wird jetzt schon ganz ernsthaft gelehrt, daß Tugend, Milde,

45) Ein Lied von Regenbogen schließt so:

Umb singens willen heng ich uß ein rosenkrantz;
die silben, rymen machen ym die bletter gantz,
wer singet wyse wort und ouch der töne schantz,
und mir den crantz gewinnet an, den meister wil ich kennen.
Philosophy das krentzellyn tut machen,
die musica und ouch die kunst jeomatry,
rhetorica die wont dem edlen sange by,
die loyca und ouch die hoch astronomy:
belybet mir myn Rosenkrantz, von freuden wil ich lachen.

Seeligkeit, rechtes Maaß nur aus den sieben Künsten zu lernen sei, daß die Grammatik gute Zucht, die Astronomie Treue und Bescheidenheit, die Rhetorik Muth zur Tugend verleihe und gewähre. Soll fernerhin eine Tugend empfohlen werden, so zählt man in endlosen Versen mit steter Wiederholung des Wortes, das sie bezeichnet, alle ihre Eigenschaften, ihre Wirkungen und Vortheile auf: nur freilich auf dem Gebiete der Psychologie und Lebenserfahrung ist das Wissen dieser Meister gerade am geringsten. Soll die Macht einer Leidenschaft geschildert werden, so werden aus den alten biblischen Geschichten und aus Gedichten und Sagen Beispiele geholt, um dieß zu bewerkstelligen. Soll die Bedeutung einer Begebenheit dargelegt werden, in Geschichte oder im Leben, so fängt man an, Parallelen mit dem alten Testamente zu ziehen, und nahm das Muster dazu von den Theologen, unter denen besonders Robert von Deutz und Richard von St. Victor angefangen hatten, das ganze alte Testament in Geschichte und Gesetz auf die christliche Kirchen- und Völkergeschichte zu deuten. Auf diesem Grunde ferner ruhen jene unzähligen Gedichte des Reimar von Zweter, des Mysners, Marners, Rumslant und so vieler anderer, welche allerhand Geschöpfe und Producte der äußeren Natur auf die moralische Natur des Menschen anwenden, in Steinen, Thieren, Pflanzen und Naturerscheinungen Beziehungen auf die menschliche Seele und ihre Eigenschaften, auf Tugenden und Laster der Menschen finden, die nicht selten sogar dogmatische Sätze der christlichen Lehre erhärten sollen, (was seit den frühesten Kirchenvätern einen ganz eigenen Zweig christlich-physiologischer Gelehrsamkeit bildet)[46]), wie auch jene geheimnißvollen und wunderbaren Räthsel und Aufgaben dieser Art, die oft ihre Sprache und Form aus der Apocalypse entnehmen und leider die Apocalypse noch an Tiefsinn und Dunkel überbieten. Den Reimar von Zweter stellte ich oben als den Führer dieser großen Schaar voran; in Lupolt Hornburgs Gedicht von allen Singern[47]), worin er, ganz von dieser neuen Kunstgattung erfüllt, als die zwölf Hauptmeister lauter solche gnomische Dichter dieser Zeit nennt[48]), führt er daher den Reihen

46) Hoffmanns Fundgruben I, p. 16.
47) Altd. Mus. II, p. 22.
48) Reimar von Zweter, Walther von der Vogelweide, Nithart, Wolfram

und Alles was dort über ihn gesagt wird, characterisirt ihn und zugleich die Ansicht des Beurtheilers vortrefflich. Aus einem faulen Holze, sagt Hornburg, aus argem Bein, aus trübem Pfuhle, d. h. aus jedem noch so gemeinen Gegenstande hätte Reimar bessere Anwendung zu dergleichen moralischen Deutungen zu machen gewußt, als ein Anderer aus Gold, aus der edelsten Materie; er hebt dann die Vielseitigkeit hervor, mit der er seine Sprüche über alle möglichen Dinge in der Welt ausgegossen hat; er vergleicht dann seinen Gesang zu Christs Lob mit eines Apostels Lehre; er preist ihn endlich geradezu als den ersten und besten. In der That folgten alle die Späteren seiner Manier, sie mögen sich als Gegner oder Freunde anstellen. Die Seite seiner Lieder hervorzuheben, von der ich hier rede, habe ich daher oben verschoben. Alle die zuletzt genannten Dichter, zu denen man eine Menge andere hinzufügen könnte, dazu die größeren lehrhaften und sogar fast alle erzählenden Gedichte haben jene Gleichnisse und Beziehungen als eine Lieblingsmaterie behandelt. Wir müssen dabei im Auge haben, daß großartigere Gedanken dieser Art auch schon viel früher in die Poesie eingegangen waren; ich erinnere nur an jene Vorstellung von der Jungfrau Erde und Maria, die beide selbst unbefleckt, die einzigen reinen Menschen geboren haben; oder an jene häufige weise Mahnung, daß der Mensch über seinem edelsten Gute, seinem freien Willen, nicht die treue Befolgung des Wegs, den ihm Natur und Instinct anweist, aufgeben solle, auf dem alle Geschöpfe und Thiere und alle Elemente gehorsam beharren, was das einzige Thier in Menschenhaut nicht thut. Einzelne dieser Vorstellungen sind voll Anschaulichkeit und für Gemüth und Phantasie von reicher Fülle; allein allzuoft mangelt die Schärfe der Vergleichung und die populäre Begreiflichkeit, die bei aller Sinnbildnerei das erste Requisit ist. Dieser späteren Zeit besonders eigenthümlich finden wir sowohl kleinere, als willkührlichere Bilder, so wie denn schon das übelste bei der Sache ist, daß meistens weniger Geschöpfe der Natur als der Phantasie zu diesen Gleichnissen genommen werden. Erst leiht man den Steinen wunderbare Kräfte, den Pflanzen und Thieren un-

Conrad von Würzburg, Boppo, Marner, Regenbogen, Frauenlob, Suonenburg, Ehrenbot und Bruder Wernher.

mögliche Eigenschaften, nimmt eingebildete Thiere und Producte, und diese geben dann erst die Anwendung auf die sittliche Menschennatur. Viele der unzähligen kleinlichen Bilder, mit denen man die unbegreifliche Empfängniß der Maria oder die Dreieinigkeit begreiflich machen will, sind dieser Art. Dergleichen konnte dann natürlich nicht die Dauer und den Werth haben, wie z. B. so viele ähnliche Sprüchwörter, die ganz auf richtigen Erfahrungen und nicht auf einer poetischen Naturgeschichte und willkührlichen Vorstellungen beruhen. Wenn hier z. B. von Reimar verlangt wird, ein rechter Mann soll Straußenaugen, einen Kranichhals, Schweinsohren, ein Löwenherz, die Hände des Aaren und Greifen, die Füße des Bären haben, so würden wir uns bei der letzten Forderung etwa vorstellen, es solle ein Heimtücker, bei der vorletzten, es solle ein Dieb u. s. w. sinnbildlich geschildert werden. Daher kommt es denn, daß über die Deutungen der Eigenschaften der Thiere, und über diese Eigenschaften selbst so leicht Streit unter diesen Sängern ist, und daß dann mit einem Unsinn gegen den anderen gestritten wird, und dieß mit desto größerer Wichtigkeit, je unwichtiger die Sache ist. Es kommt aus dieser Unklarheit und Willkühr und aus dieser unverstandenen und unverständigen Nachäfferei der Apocalypse, einer Manier, die das Dunkle der dunkleren Scholastiker, wie eines Duns Scotus, schon der Kürze der Behandlung wegen überbieten mußte, daß jene tiefsinnigen und unlösbaren Räthsel aufgestellt werden, wie sie im Wartburgkriege, wie sie in den Tenzonen anderer Dichter vorkommen, die gleichfalls auf solchen Vergleichungen sinnlicher und übersinnlicher Dinge beruhen, und die zu lösen die genaueste Bekanntschaft mit der naturhistorischen und symbolischen Fiction jener Zeiten nöthig wäre, wie man sie aus den zerstreuten Brocken, die uns diese Dichter hinwerfen, nicht erlangen kann, oder der Scharfsinn eines Orientalen, obgleich man auch dann über manchem, wie die 30 Männer von Thimnath an dem Räthsel ihres Gesellen Simson, und aus dem nämlichen Grunde wie diese, verzweifeln würde. Nimmt man noch gar hinzu, wie unvollkommen die Kenntnisse unserer Meister in Mathematik, Astronomie und Physik und wie wunderlich ihre nigromantischen Vorstellungen waren, von welchen Doctrinen doch der Kanzler, Sigeher u. A. Anwendungen in ihren Sprüchen machen, so sieht man wohl leicht ein, um

welche hohle Dinge es sich hier handelte und mit welchen Scheinwaffen darum gestritten ward.

Es ist aber allbekannt, daß man nichts höher hält, als ein kleines Wissen, was man vor anderen voraushat oder zu haben meint; daß Niemand dünkelhafter zu sein pflegt, als ein kleinlicher Gelehrter auf seine kleinliche Gelehrsamkeit; daß Niemand auf irgend einem auch großen Gegenstande leicht mit solchem Eigensinne und Selbstgenügsamkeit haftet, wie solche Leute grade auf ihren kleinsten Quisquilien und wie sie dergleichen bis auf's Blut vertheidigen und um keinen Preis der Erde aufgeben. Nichts kann daher besser über den Charakter dieser Dichter, nichts besser über den Werth oder die Werthlosigkeit ihrer Spruchgedichte aufklären, als ein Blick in ihre Streitigkeiten. Ich habe schon oben bemerkt, daß alle ihre unzähligen Reibereien ein wesentliches Moment nicht betreffen, sondern entweder Aeußerlichkeiten ihrer Gedichte oder Personalitäten. Ein eigentliches Urtheil kommt keinem zu, jeder preist den, dem er gerade nahe steht, oder der zufällig auch mit keiner Kleinigkeit Anstoß bei ihm erregte, als den besten. Es ist daher gar kein Wunder, und hängt mit der naiven Selbstgefälligkeit und Reizbarkeit dieser Leute zusammen, wenn jeder Einzelne gar nicht übel Lust zeigt, sich über alle Andere wegzusetzen. So warnt Rumslant den Marner, sich nicht wegen seiner Gelehrsamkeit über die Laien zu erheben[49]); so spricht der Misner im höchsten Selbstgefühl über seine Leistungen[50]); so will Regenbogen sehen, wer ihm sein Kränzlein abgewinnen soll, der sonst seinem Widersacher Frauenlob gegenüber mehr den Eindruck eines Bescheidenen macht: und dieser, den man besser Selbstlob genannt hätte, und den Regenbogen in ironischer Sicherheit doch nicht gegen sich will aufkommen lassen[51]), spricht es im höchsten Dünkel von sich aus, daß was auch Reinar, Walther und Wolfram je gesungen, er noch ihren Gesang übergolde; sie hätten den Schaum geschöpft, aber seine Kunst gehe aus Kessels Grunde; sie seien den schmalen Steig neben der kunstreichen Straße gegangen, seines Gesanges Schrein soll man reichlich krönen, er sei

49) Bei Müller unter Meister Rumslant N. CCCXIII.

50) Ibid. unter dem Mysner N. DXC.

51) Altd. Mus. II. p. 191.

ihrer Aller Meister[52]). Daher kommt es denn auch, daß schon in Homburgs Gedicht als die 12 größten Meister fast lauter Dichter dieses Schlags und dieser Zeit gestellt werden.

Unter diesen setzt er, sahen wir, den Reimar von Zweter oben an, und so läuft nach des Renners Urtheil der Marner, der gleicherweise in deutsch und latein zu dichten weiß[53]), allen anderen vor; auch Rumslant preist diesen, jedoch nicht ohne Klauseln; Andere bestaunen den Frauenlob vor den übrigen und diese Ansicht ging besonders auf die Folgezeit über; die Gelehrten, die Kunstsinnigeren, hielten den Conrad von Würzburg fortwährend für ihren Meister; ihn und den Misner nennt Herman Damen nach des Marners Tod als die besten; Conrad wieder den Misner; und Reimar der Fideler scheint den Lutolt von Seven als Sieger über alle Gleichzeitigen zu erheben[54]). In der That, auch in unseren Tagen, wo wir doch von Partheilichkeit frei sein können, würde es Jedem schwer fallen, irgend einen dieser Männer vor dem anderen auszuzeichnen, wenn ihn nicht irgend eine unwesentlichere Ursache bestimmte. Denn sie verhalten sich in ihren Lehrsprüchen zu einem Walther oder Thomasin, wie die Masse der Minnesänger zu Tristan. Nur dieser verstand uns die Natur der Minne kund zu thun, woran sich die anderen stammelnd und vergebens versuchten; nur jene beiden lassen einen bestimmten sittlichen Grundsatz durch ihre Sätze durchblicken, und Walther versteht die Kunst, oder er hat die Klarheit der moralischen Einsicht und die scharfe Uebereinstimmung des Inneren mit dem Aeußeren, nach welcher auch aus einem vereinzelten Spruche ein sicherer Schluß auf das ganze sittliche Wesen des Mannes gemacht werden darf,

---

52) Man. Samml. II. p. 213.

53) In der Man. Samml. ist eine lateinische Strophe von ihm; man hat auch ein anderes lat. Lobgedicht auf einen Geistlichen von ihm, gedr. im N. lit. Anz. 1807. p. 247.

54) Cod. Pal. 357. f. 5.

Wir muzen wol alle stille swigen
da her lutolt sprechen wil,
ez darf mit sange nieman güden wider in;
er singt also ho ob allen meisteren hin,
ern werde noch, die nu da leben, den brichet er das cil.

Ich weiß zwar nicht, ob man das mit Docen nicht für Satyre nehmen muß.

wie das faſt in jedem Fragmente der griechiſchen Gnomologen der Fall iſt. Allein nur mit Zwang werden wir nach dem aufrichtigſten Studium der Sinnbilder, der Räthſel, der Lamentationen und Predigten dieſer Dichter uns darüber deutlich Rechenſchaft zu geben ſuchen, ob ſie überhaupt ein moraliſches Prinzip kannten, und welcherlei Art dieſes geweſen wäre; und nur mit der größten Aufmerkſamkeit entdeckt man durch ihre Kleinigkeitskrämereien, daß ſie ohne klares Bewußtſein das alte conventionelle Geſetz der Ritterwelt und die alten Dogmen des Chriſtenthums halten, und eben mit dieſen Kleinigkeitskrämereien halten wollen. Wie dieß aber geſchehen ſolle, ſteht ihnen nur völlig unklar vor; daher denn ihre lächerliche Polemik. Bald ſcheinen ſie die Gelehrſamkeit für weſentlich zu halten, legen den höchſten Werth darauf, unterſcheiden ſich in ihrer Anwendung nicht im geringſten von den anderen, und dennoch tadeln ſie ſie an anderen: das thut Hugo von Trimberg an Conrad[55]) und Rumsland an dem Marner; ſie ſprechen wohl dem Walther die Verachtung über die Grübler nach, die da wiſſen wollen was dem Menſchenſinne zu weit iſt, aber ſie zerquälen ſich ſelbſt an dergleichen Problemen aufs erbärmlichſte. Nichts iſt in die Augen fallender, als daß jene zweierlei Elemente, ein volksthümlicheres und verſtändlicheres mit einem myſteriſchen, ſchulmäßigen, gelehrten und geheimnißvollen zuſammentreffen, allein nicht ſo, daß ſie getrennt in verſchiedenen Dichtern lägen und ſo ihre etwaige Feindſchaft erklärten, ſondern in jedem einzelnen liegen ſie unverſöhnt neben einander. Ich mache nur auf zwei Gattungen aufmerkſam. Von jenen apocalyptiſchen Räthſeln des Frauenlob und des Wartburgkrieges unterſcheiden ſich höchſt ſcharf und beſtimmt die volksmäßigen und errathbaren des Reinar, und mancher anderer; eine Mitte zwiſchen beiden halten wieder andere des Boppo, Wizlau, Kelyn u. A. Gleichwohl berührt ſich die

55) Renner ed. Bamberg 1833. V. 1233.
Meiſter Cunrad iſt an worten ſchone,
die er gar verre hat gewechſelt, und von latin alſo gebrechſelt,
daz lutzel leyen ſie vernement, an teutſchen buchen die niht zement,
ſwer tihten wil der tihte alſo, daz weder ze nieder noch ze hoh
ſines ſinnes fliege daz mittel halten, ſo wirt er wert beide iungen und alten;
ſwaz der menſch niht verſtet, trege ez im in die oren geht,
dez höre ich mangen toren vernihten Meiſter Cunrades meiſterlichez tihten,
ich hor aber ſin getihte ſelten wol gelerte pfaffen ſchelten.

Manier aller dieser Dichter aufs entschiedenste, und so wieder mit ihnen der Misner, der sich sonst aufs derbste über dieß Räthselwesen lustig macht, indem er an einer Stelle[56]) die verschiedenen Bedeutungen der Worte Rat, Leit, Arm, Stat, Wider in einen räthselartigen Unsinn zusammenstellt, und an einer anderen, wo er den Namen des Marner in ein Räthsel bringt, den kräftigsten Spott über diese Gattung ausdrückt[57]). Auch das ältere Volksräthsel und selbst das neuere noch, hat oft theils des Bildlichen, theils des Verirenden wegen, das hineingelegt wird, die Eigenschaft der Unerrathbarkeit, allein mit Recht hat Grimm in seinen Bemerkungen zu dem Tragemundliede[58]) gesagt, daß eben darin der größere Reiz liegt, daß wenn die Auflösung auch gegeben ist, der Satz dennoch dauernd seinen Werth behält, während „man die jetzigen hohlen Räthsel, sobald das Wort heraus ist, unausbleiblich satt wird." Man muß an solchen Räthseln, wie sie unser Salomon und Morolf hat, an dem von den Buchstaben das in des Knaben Wunderhorn gedruckt ist, an dem welches Grimm an dem angeführten Orte beispielsweise mittheilt[59]), die Phantasie des Aufgebenden bewundern, selbst wenn er die Auflösung hinzufügt, die dem Errathenden schwer zu finden war, weil hier noch, wie schon Aristoteles sagte, das Wesen des Räthsels in der Aussage eines Wahren unter Zusammenstellung von scheinbaren Unmöglichkeiten gesucht wird. Warum soll auch blos beim Räthsel

56) Bei Müller unter dem Misner N. DLXXXI.

57) Ib. DXXV.

Alecte bat kunzen dem eyn vriunt gab hechte,
in krecken lant man nam of pant quam rechte.
schalkes tat vur xpofer ym tzu selbe sprach.
diz liet aller buche buchstabe bestiuzet,
stiuz uf din sin, din kunst der wol geniuzet.
paris, patouwe, salerne e desselben iach,
in disem lidhe suchet lere.
Ein wiser man der hat vurloren sinen namen,
marn waz sin vleisch, groz waz sin ere.
swer mir den nennet, der ne darf sich des niht schamen,
ein izlich kunster rate in disem liede.

58) Altd. Wälder II. p. 19.

59) l. l. p. 21. „Es flog ein Vogel federlos auf einen Baum laublos, da kam eine Frau mundlos und aß den Vogel federlos." (Sonne und Schnee).

der Scharfsinn des Errathenden bewundert werden? Jenes allein macht das Räthsel poetisch. Bei unseren damaligen Poeten aber und in ihren Haftliedern wird die dunkle Aufgabe dunkel gelöst; sehr häufig ist das Räthsel wie die Lösung dem Verstande wie der Phantasie unergreiflich, und selbst, wo wir, wie in dem ersten Haft des Wartburgkrieges, die Lösung und ihr Verhältniß zu der Aufgabe verstehen, bleibt die Phantasie und der Verstand gleichmäßig ohne Befriedigung, denn hier verschwimmt das Räthsel in eine ganz vage Allegorie[60]), wie wir anderwärts die Fabel zum Mährchen werden sahen. Dasselbe Verhältniß nun, das zwischen diesen tiefsinnigen Räthseln und den volksmäßigen besteht, treffen wir zwischen den gelehrten, sinnbildnerischen, dunkeln gnomischen Sprüchen dieser Meister und einzelner von einem faßlicheren Character, die ich besonders bei dem Canzler, obwohl auch da unter vielen von der entgegengesetzten, schwülstigen und sonderbaren Art, finde, und die ich der Priamel vergleiche, die wie das Räthsel so deutschvolksthümlicher Natur ist, daß sich beides im Scandinavischen schon sehr Frühe so ausgebildet findet, wie wir es noch spät in Deutschland treffen. Ich fasse mich über diese Gattung kurz, weil wir weniges davon besitzen und vortreffliche Beurtheiler darüber ausführlich waren[61]); und bemerke nur, daß wir diese kleinen madrigal- oder epigrammenartigen Gedichte in demselben Bezuge zu den späteren großen satyrischen Gedichten oder schon zu dem Renner ansehen dürfen, wie die entgegenstehenden moralischen Nutzanwendungen der Eigenschaften von Naturgegenständen zu den eigenen gelehrten Werken oder Gedichten von den Kräften der Steine, der Bedeutung der Blumen und Blätter, und dergleichen anderen Werken über die äußere Natur. Denn gerade wie jene satyrischen Gedichte wollen diese Priameln oft nur mit einer neuen frappanten Einkleidung einer allbekannten Erfahrung wirken; gerne führen sie das Thörichte des menschlichen Treibens im Allgemeinen oder der einzelnen Stände vor, sie zählen die gemeinen Lebensverhältnisse oder die Eigenheiten der Stände in einer solchen Ordnung und in solcher Art her, daß die satyrische Wendung wenigstens an die

60) Dergleichen hat der Cod. Pal. N. 392 mehreres.

61) Ich verweise auf Lessing und Eschenburg; vgl. Bragur II. und Herder im deutschen Mercur 1782 p. 169.

Hand gegeben ist; oft sind sie gar nichts, als eine anspruchslose Reihe von Sprüchwörtern und Erfahrungssätzen, die bald bildlich bald unbildlich alle dasselbe besagen und von vielen Seiten Einen und denselben Satz deutlich machen wollen, und dieser Art die sich auch bei Aelteren, wie Spervogel, findet, sind z. B. manche Sprüche des Kanzler. Allein, wie ich sagte, auch er beharrt nicht bei dieser einfacheren Art, sondern verfällt jeden Augenblick in die entgegengesetzte. Begriffe von einer Form, einem Unterschiede der Form und von der Wichtigkeit derselben lassen sich in ihnen allen nicht entdecken. Und so ist's grade mit der Materie auch. Sie streiten, man weiß nicht um was; sie reden um's dritte Wort von der Logica, und keiner kann einen logischen Gedanken festhalten[62]); der Marner wirft dem Reimar das Borgen vor (neben anderen Untugenden, die diesen Sängern gemein sind,) und dann gesteht er wieder von sich, daß er selbst aus dem Borgen und Entlehnen ein ordentliches Geschäft mache[63])! Den Marner bekämpft wieder der Misner und dieß wirft wieder Gervelyn dem Misner vor als Misgunst. Wir wollen an einem helleren Beispiele sehen, was dieser Kämpfe Gegenstände sind. Wer da sang, sagt der Misner mit Bezug auf den Marner, daß der Strauß drei Tage an seinen Eiern brüte, der sang unrecht; wer da sang, daß sich der Phönix im Feuer verbrenne und wieder lebend würde, dessen Sang ist ungeheuer; wer da sang, daß der Pelikan seine Kinder tödte, der hat gelogen, der lese die Bücher besser. An falschem Gesange strafe er Lügners Mund. Wer falsch singe, der sei an Kunst blind, und dem geschehe der Spott der Meister

62) Ganz recht heißt es in einem Lied Cod. Pal. N. 392. f. 37.

So dichtet manger frú und spat, was siben kunst bedeutten,
und der der minsten nit verstat; der solt ie billich reutten
die steck aus vor dem pflug, so würd er nit der leutte spot,
wo man die maister briset.

63) Man. S. II, 169.

„Du niuwest mangen alten vunt"

womit man vergleiche auf p. 173.

lihte vinde ich einen vunt,
den si vunden hant die vor mir sint gewesen,
ich muos us ir garten und ir sprüchen bluomen lesen.

In der ersten Stelle wirft er ihm auch, wie Gervelyn dem Misner, das Entlehnen von fremden Tönen vor, was für eine Art von Schimpf zu gelten scheint, so häufig es geschieht.

recht. Er wolle nun die Natur jener drei Thiere entscheiden; mit wahrem Gesange wolle er den Lügensang den Menschen verleiden; ein Meisterarzt könne ja Kranke wohl gesund machen. Der Straus also scharrt im August seine Eier in den Sand und vergißt sie da; die Sonnenhitze brütet sie da aus. Von dem Phönix auch wolle er die Wahrheit sagen: wenn der alt wird — nun merket dummes Volk — so verbrennt er sich und wird zu Asche und aus der Asche wird ein anderer! Mit dem Pelikan verhält es sich so. Er hat Streit mit der Schlange; die Schlange tödtet ihm seine Kinder. Nun wälzt sich der Pelikan im Kothe und läßt ihn an sich dürre werden, um sich dadurch gegen die Schlange zu schützen. Dann belebt er im Neste wieder seine Kinder mit seinem Blute. Nun will er dieß aber besser auslegen: Der Pelikan bedeutet Gottes Sohn, die Schlange den Teufel, der uns tödtet, wir sind die Kinder, die er fing. Darum mußte Gottes Sohn sich mit dem Koth der Erde bestreichen[64])!! Die gelehrte Kritik dieses Gelichters gab dann Gelegenheit zu einer Art von Tenzone, einer Gedichtgattung, die wir in solchen einzelnen Aufgaben, Fragen und Räthseln vorbereitet, und dann in Deutschland auf eine ganz unvollkommene Weise ausgebildet sehen; und dieß berührt sich genau mit den scholastischen Streitigkeiten und Kämpfen, ja wir haben ausdrückliche Beispiele, wie gewisse theologische Streitfragen auch poetisch behandelt wurden[65]).

Als eine solche Tenzone bezeichne ich den Wartburgkrieg[66]), über den ich leider in den Enthusiasmus nicht gerathen kann, mit dem ihn unsere Literarhistoriker gewöhnlich behandeln. Ich habe über ihn eigentlich nur aus dem bisher über den Charakter der gnomischen Dichtung dieser Zeit Vorgetragenen einiges zu recapituliren, was wohl ausreichen wird, über den Werth des Gedichtes und über die Gesichtspuncte, aus denen es betrach-

64) Bei Müller unter dem Misner. p. 42.

65) So in einem Gedichte des Heinzelin von Costanz (Altd. Mus. II, 34,) der Streit über den Vorzug der beiden Johannes, ein Thema, das die Pariser Meister durchkämpften, was Bruder Berthold einen nützlichen und leutseligen Krieg nennt.

66) Ed. Ettmüller. Vgl. was bei Grimm in seinem Werkchen über den Meistergesang und gelegentlich über das Gedicht im Altd. Mus. und in den Miscellaneen gesagt ist.

tet werden muß, aufzuklären, wenn ich nur erst weniges über das Sagenartige beigefügt habe. Was dem Factum historisch zu Grunde liegt, läßt sich, da kein rein geschichtliches Zeugniß existirt, nicht wohl bestimmen. Daß an Hermanns Hof in Eisenach einmal eine heftigere Begegnung der fremden Sänger Statt gehabt haben mochte, nichts ist möglicher als dieß; daß sie so weit gegangen wäre, daß auf die Niederlage in einer Streitsache, über die unmöglich ein Richter zu bestellen war, ein schimpflicher Tod als Strafe gesetzt wurde, ist ein Zug, der unter der feinen Gesellschaft der ersten Jahrzehente des 13. Jahrhunderts nicht wohl vorkommen konnte, und der die Erdichtung in einem brutalen und rohen Geschlechte verräth, wo auch solche Verwettungen des Lebens beim Schachspiele u. dgl. im Reinold und daraus wiederholt in andern Romanen des fränkischen Kreises vorkommen. Der zweifache Bestandtheil des Gedichtes, dessen erster Theil sich um den Kampf von dem Vorzuge der Fürsten von Oestreich oder Thüringen dreht, während der zweite in die wunderliche Art von Räthseln überspringt, die nur, wie in dem Gedichte selbst angedeutet scheint, durch die Kunst des Teufels gestellt und durch die Gunst der Engel gelöst werden können, spricht für die Entstehung in mehreren Zeitabschnitten; jenes ist ein Gegenstand des Streites, der im Anfang des 13. Jahrhunderts denkbar ist, die letzte Hälfte kann schwerlich vor dem Ende desselben entstanden sein, wo wir diesen Geist herrschend finden. Daß die Meister Eschenbach und Klinsor hier in einer poetischen Sage erscheinen, ist unstreitig das Interessanteste an dem Gedichte. Ich will nicht entscheiden, ob der Letztere ein wirklicher deutscher Meister oder blos eine mythische Figur ist; für jenes spricht die kahle Erwähnung, die Herman Damen[67]) von ihm thut, für dieses, daß dieser Mann im Parzival in Verbindung gesetzt ist mit dem Zauberdichter Virgil, dessen in Neapel volksmäßige Wunderverrichtungen durch die Otia imperialia des Gervasius und dann in deutschen Versen durch Enenkel weitläufig in Deutschland bekannt wurden, und daß dann dieser alte Zauberer Klinsor, von dem der jüngere im Lohengrin[68]) (offenbar ein scherzhafter Zug) sagt, daß

67) Bei Müller hinter Iwein p. 62. obgleich dies immer nichts beweist.
68) Ed. Görres. p. 58.

seines Ahns Urahn sein Schreiber gewesen wäre, eben so später zum Meisterdichter gemacht sein könnte, wie in dem spätern Gedichte von der Minneburg sogar der Aegyptische Zauberer Nectanebus dazu gemacht ward[69]); wobei denn gerade die Versetzung nach Ungerland für das Historische der Person nicht günstig ist. Sonst ist allerdings das Hinzutreten der Sage zu der Persönlichkeit großer Dichter nichts Seltenes, und hätte unsere poetische Literatur nach diesen Zeiten des 13. Jahrhunderts fortgeblüht, so würden wir unstreitig eine weitgebreitete poetische Dichtersage erhalten haben. Eine Zeit von so vieler Selbstgefälligkeit, und die zum erstenmale die Meister enger als geschlossenen Orden zusammentreten, die Kunst, die bei Eschenbach und den besten ritterlichen Dichtern für Nebensache gehalten ward, sich zu einem für sich bestehenden, in sich befriedigenden Geschäfte erheben sah; die bald von ihr in der gemüthlichsten und treuherzigsten Innigkeit sang, daß Gott selbst die Sänger auserkoren habe, selbst auf der Künste Stuhl sitze und die Engel in hoher Schule um sich versammelt habe, während wenige Jahrzehnte vorher und wenige Jahrzehnte nachher wieder das Dichten von scrupulösen Seelen für eine Sünde gehalten wurde; eine solche Zeit mußte wohl anfangen, ihre Kunst, so unbedeutend sie in der Gegenwart war, in einen höhern Glanz zu rücken, ihre Dichter, so wenig sie jetzt noch werth waren, in ein wunderbares Licht zu stellen, ihre Gelehrsamkeit und Weisheit, so geringfügig und kindisch sie war, aus übernatürlichen Quellen herzuleiten. Anderwärts nun, wo die Sänger nichts von dem tiefsinnigen, aufs Innere gekehrten Bestreben der Deutschen haben, trug sich die Sage von ihnen mit Novellen und Geschichten, und so sind auch in Deutschland von Ulrich von Lichtenstein in seiner eigenen Geschichte Züge aus Schwänken und aus Erzählungen von provenzalischen Dichtern aufgenommen worden; so erzählte man von Reinman von Brennenberg, was sonst von dem Anbeter der Dame von Fayel oder

69) Das Gedicht ist im Cod. Pal. 358. Die Einkleidung ist die, daß der Dichter einen kundigen Meister bedarf, der ihm die allegorischen Räthsel der Minneburg deuten soll; er findet in Padua, Paris, Salerno und Toledo keinen, der es vermöchte, bis ihn seine Fahrt nach Aegypten zu Nectanerus führt, wie er hier heißt.

dem Ritter in einer deutschen Novelle von der Minne[70]) erzählt ward, und dahin darf man die vielfache Beschäftigung der Poesie und der Volkssage mit Nithart, dem Tanhuser und Frauenlob rechnen, wenn man des Letzten berühmtes Begräbniß durch Frauen (1317 in Mainz) nicht als historisch gelten lassen will. Sonst aber ist es in Deutschland charakteristisch, daß sich die Sage so gern weniger an die Personalität, als an die Intellectualität des Dichters hing, so daß, während es bei Conrad v. Würzburg noch Bild und Allegorie ist, wenn er des Misners große Sängergabe von dem unmittelbaren Unterricht der Sirenen herleitet, schon von einem Lütold von Regensburg erzählt ward, daß er in nächtlicher Weile von einem günstigen Geiste geheime Weisheit erlangt habe[71]). In diesen Sängersagen nun spielt der Wartburgkrieg offenbar die wichtigste Rolle und es kommen gegen ihn nicht einmal die bedeutungsleeren Sagen von der Entstehung der Kunst durch die vier Meister in Betracht, von denen die vier gekrönten Töne des meisterlichen Horts herrühren, und von der Vertheidigung ihrer Würde und Reinheit gegen die Kirche unter dem Beisitz der zwölf Hauptmeister[72]), die uns in spätern rohen Meistergesängen aufbehalten sind[73]). Ein hoher Begriff von der göttlichen Würde der Kunst und der Wissenschaft, ein Zeugniß von der Innigkeit, mit der man beide bei uns erfaßte, so daß man auch wohl das Seelenheil und das Leben an sie setzen möchte, sieht aus dieser Dichtung, wie aus den gutgemeinten Liedern späterer Meistersänger hervor, und pflanzt sich durch unsere ganze Literargeschichte fort bis auf die neueste Zeit. Diesen würdevollen Begriff von Kunst darf man in den vorher besprochenen Dichtern überall suchen, und Schade, daß er auf die trefflichen ältern Dichter, die in großen Zeiten große Ideen nährten, nicht traf, sondern erst auf diese kleineren Geister, die der schon

70) Bei Müller hinter dem armen Heinrich.

71) Die Stelle ist schon oben citirt.

72) Daß van der Hagen diese Zwölfzahl, die übrigens an tausend andere Dinge erinnert, nicht mit Unrecht mit den 12 Kämpfern im Rosengarten in Verbindung setzt, beweist ein Meistergesang im Cod. Pal. 680. f. 42, wo das Bild von dem Gefechte der alten Meister im Rosengarten der Kunst mit deutlichen Beziehungen auf jenes Gedicht durchgeführt ist.

73) Bei Wagenseil p. 504. und 550.

hinsterbenden Dichtung der Ritterzeit das kaum aufathmende Leben einer kindischen Gelehrsamkeit einhauchen wollten. Wir finden darum auch in dem Wartburgkriege, wenn wir nachfragen, was denn diese Dichter, die von ihrer Kunst so begeistert urtheilen, auszeichne, keine andere Antwort, als bei allen übrigen. Zuerst wird die Streitfrage über den Vorzug der Fürsten, bei der der Ueberwundene sich „in Diebes Weise gefangen geben soll," in jenem gemeinen Tone des Schimpfens geführt, der sich nachher in den Tenzonen des Frauenlob und Regenbogen, und in den Aufforderungen wandernder Meister fortsetzt. Ist es hier wenigstens noch ein gelehrtes Schimpfen (wenn sich die Streiter untereinander Katzen und Frösche vergleichen, spielen sie auf Fabeln an), so fällt doch in spätern Ausfällen der Art, die ihr Vorbild in diesem Wartburgkriege und Aehnlichem haben, auch selbst dieß — soll ich es Verdienst nennen — hinweg[74]). Dieser selbe Streit ferner wird alsdann nach einer dogmatischen Sophistik oder einem sophistischen Dogma entschieden. Walther nämlich fängt den Ofterdingen, indem er ihn fragt: Sag an, wer ist es, der vor allen Fürsten der Sonne gleicht? Der Herr von Oestreich, ruft Ofterdingen, und sogleich faßt ihn Walther: Nun denn, mehr Preises hat der Tag, als die Sonne, das müssen Pfaffen und Laien sagen. Ich berufe mich auf alle Meister, die in der Bibel und in der Chronik bewandert sind. Der Thüringer ist unser Tag.— Auf dieses vortreffliche Kunststück soll dann Ofterdingen gerichtet werden, er appellirt aber an Klinsors Entscheidung. Man sieht wohl, dieß ist eine Kinderei, die jenem Streitthema des Misner ähnlich genug sieht, so wie der nun folgende Kampf zwischen Eschenbach

74) So ruft in einer solchen Herausforderung ein Meister dem andern zu (Cod. Pal. No. 392. f. 39.), er solle sich seinen Hals mit Rindermist schmieren, das werde seine Stimme hell erklingen machen. Und anderswo fährt einer seinen Gegner an, er habe die sieben Künste viertehalb gelernt von weisen Eseln, er habe der Künste Stuhl besessen, das habe er von einem Kalbe vernommen, das ihm den Preis gegeben; er sei voll Kunst wie eine bodenlose Kiste; er solle gehn und Esel und Geisen melken; er möge wohl in eine Schule gegangen sein, in der man Narren lehre; er sei wie trunken, er girre wie ein Wagenrad, er brumme wie ein Bär, er krähe wie ein Hahn, er solle sich fortmachen und den Katzen mausen oder im Spital den alten Weibern lausen helfen!!

und Klinſor, die Litanei, die der Teufel Naſion dem Klinſor ins Ohr ſagt, der Miſchmaſch von dunkeln und hellen Bezügen auf Geſchichte und Roman in dem Räthſelſpiel und die ganze apocalyptiſche Grundſuppe dieſer Räthſel, die noch ihres Oedipus harren, ihres Gleichen übergenug in den einzelnen Gedichten der Zeitgenoſſen haben. Es mag wohl ſein, daß vielleicht noch einmal eine größere äußere Ordnung durch Auffindung eines beſſern Manuſcripts, in dies Chaos kann gebracht werden, daß aber Licht und Zuſammenhang je hineinkomme, daran glaube ich nach der Unfähigkeit und Gedankenwirre der Dichter dieſer Zeit verzweifeln zu müſſen.

Ich will noch einen unreifen Gedanken wagen, weil es doch dem Wartburgkriege gilt, über den ſchon ſo viele unreife Gedanken umgehen, zwiſchen denen dieſer wohl mitlaufen darf. Man könnte ganz in der Ferne zwiſchen dem in einer eigenen Befangenheit und Unſchuld erſcheinenden Eſchenbach und Klinſor einen Gegenſatz der alten ungelehrten Kunſt der Ritter mit der weiſedünkligen und nigromantiſchen dieſer Zeiten entdecken[75]). Dies würde ich denn auf der andern Seite den Tenzonen des Doctors Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob und des Schmieds Regenbogen entgegen halten, in denen ein Gegenſatz dieſer gelehrten Zeit mit der folgenden ſchlicht bürgerlichen, gleichſam wie in dem Stande der Dichter erkennbar iſt, obgleich auch Regenbogen die myſtiſche und ſcholaſtiſche Weisheit auskramt und ſich ſo viel darauf einbildet, wie jener, nur daß er, ſcheint es, blos wenn er den Frauenlob bekämpft, das Gedunſene und Schwülſtige, die Bickelworte des Eſchenbach, wie ſie Gottfried nannte, nachahmt, da der ganze Eindruck ſeiner Lieder ein viel wohlthuenderer und geſunderer iſt, als der der Frauenlobiſchen[76]). Welch

75) Es könnte dieß ſchon grade in der bekannten Stelle liegen, wo Klinſor's Geiſt zu Eſchenbach kommt und ihm ſagt:

Du biſt ein leige ſnippfenſnav, diu liet will ich hie ſchriben;

wo ſich denn dieſer vor ihm bekreuzigt und Naſion hierauf den Klinſor warnt, ſich mit dieſem ängſtlichen Manne nicht einzulaſſen, er ſei ſo klug, es müſſe ihm mit ihm mißlingen, obgleich Wolfram eingeſtanden hatte, daß ihm ſeine Wunder zu hoch und unbekannt ſeien.

76) Ich kenne außer dem in der Man. Samml., in dem Altd. Muſ. und den Miscellaneen und ſonſt Gedruckten, noch einige Tenzonen und Gedichte von Beiden aus dem Cod. Pal. 392.

ein Unstern mußte dieſe guten Naturen auf das Hohelied und die Schriften des Johannes führen, die ſie nachahmen, die ſie interpretiren, die ſie paraphraſiren wollen! An dieſen Dingen verſuchen ſich dieſe harten Köpfe, an denen die ſchärfſten Geiſter der aufgeklärteſten Zeiten ſich meiſt vergebens abgemüht haben! Was mußte, ich will nicht ſagen aus der Poeſie, was mußte auch aus der Religion werden, wenn man ſie zum Spiele mit hohlen Worten mißbrauchte, wenn man Andacht und Erbauung in ſolchen Werken ſuchte[77]), die dem gewöhnlichen Leſer nichts ſein können, als tönendes Erz und klingende Schelle, die dem Unverſtändigen allein tiefe Weisheit ſcheinen, dem Denkenden aber wie der wahnwitzige Eifer eines Mannes vorkommen mußten, der mit bleiernem Bohrer eine harte Materie zu durchgraben ſtrebt. Es iſt daher kein Wunder, wenn ein Mann mit ſchlichterem, einfältigem Sinn, wie Regenbogen, an dieſer überſchwenglichen Manier einen Anſtoß nahm, der, wenn er auch Anfangs vielleicht ſich in der Ruhe und Freundlichkeit äußerte, die dieſem Manne eigen ſcheinen[78]), doch dem dummen Dünkel des Doctors, den wir ſchon oben kennen lernten, gegenüber ſich zu einer ſolchen bittern Feindſeligkeit ſteigern mußte, wie ſie ſich in einzelnen ſeiner Tenzonen ausſpricht, die ihn dann wieder in die ſubtilen Grübeleien über den Vorzug des Namens Weib oder Frau[79]),

77) Bekanntlich erwähnet ſchon Albert von Strasburg, der auch die Geſchichte von Frauenlobs Beerdigung erzählt, ſeine Paraphraſ. des Hohenlieds. Cantica canticorum dictavit teutonice quae vulgariter dicuntur unſer Frauwen Lied, et multa alia bona.

78) Altd. Muſ. I, 186.

Syt irs, der meiſter, den man nennet Frauwenlob?
mit uwer kunſt ſo lagt ir mangem ſenger ob,
ich vorcht das myn geſang dem uren ſy zu grob,
deß ſolt ir mich genießen lan durch zarter frawen güte.
umb ſingens willen wolt ich ziehn in ungerlant,
ſo hant ir mich der wytten reyß hie wyder want,
ja Gott hat uch doch ſelber her zu mir geſant,
das ich uch hie befunden han, deß freut ſich min gemüte.

79) Es iſt bekannt, daß Frauenlob deßwegen dieſen Beinamen trägt, weil er zuerſt das Wort Frau vor dem Weib pries (unter andern weil blos jenes der Maria beigelegt werde), worin er nicht nur von Walther, ſondern auch vom Meißner abweicht.

über die Geschaffenheit oder Unerschaffenheit Gottes und was Alles sonst die Gegenstände ihrer Kämpfe waren, hineinriß, in denen er offenbar nicht auf seinem Felde ist, über denen er den bescheidenen und innigen, herzlichen Ton seiner Rede verliert, zu dem er übrigens, auch Frauenlob gegenüber, so wie er Anfangs davon ausging, zuletzt auch wieder in einem Schwanengesang zurückkehrt, wo er, erschüttert wie Walther von der Vogelweide, auf sein Ende denkt und seinen sündigen Lebenslauf überblickt, wo er versöhnt vielleicht das einzige Zerwürfniß in seinem Leben betrachtet, in Frauenlobs Tone singt[80]), was er sonst für einen Schimpf gehalten haben würde, wo er die Jungfrau anruft, ihm zum Himmelreich zu helfen, „da fände er Meister Frauenlob, und an der Stätte auch viel andere liebe Gäste.“ Und diesen biedersinnigen Ton, diese herzliche Einfalt verräth er in jedem Gedichte, wo er sich selbst überlassen ist, und sein inniges und warmes Gemüth prägt sich so schön und klar in seinen Versen ab, daß ich es gar nicht begreife, wie man von der Hagen es nachsagen konnte, daß man ihnen die mühselige Arbeit gleichsam des Zusammenschweißens ansehe; ich wenigstens höre von dem Hammertakte darin nichts, und meine nicht eben ganz harthörig zu sein. Vielmehr ist er fast der einzige Dichter dieser Zeiten, der in ungezwungener Form spricht und von einem innern Berufe erfüllt ist[81]), der ihn die einfachen Worte für seine einfachen Gedanken und Empfindungen leichter finden läßt, als manchen andern der Zeit. Dies sage ich natürlich nur Alles vergleichsweise; die Kleinlichkeit und Ungelenkigkeit der ganzen Zeit

---

80) Cod. Pal. N. 392. f. 132.
Her frawenlop ich sing in eurem tone,
mit urlab ich es sprechen wil; got an dem creuz so frone,
er hat erlitten also vil, ich furcht so ser den starken himmelfurste u. s. w.

81) Altd. Mus. II, p. 190.
Ich Regenbog ich was ein smyt, uff hertem anebos
gewan gar kümerlich myn brot, armut hat mich besessen.
Es wart nit lenger uffgezogen, darnach gar schier,
griff ich ein anders an: nach sanges pris so fur ich wyt; —
Es hat mich dick und vil gerüwen, das ich han getan,
mir zym auch baß zwey händlin wyß, dazu ein müssig leben:
ydoch so laß ich nit davon,
sit sich myn hertz in solich kunst hat geben.

abzulegen, war gewiß der dürftige Handwerksmann am wenigsten berufen; allein die selbstgenügliche Eitelkeit, die damals Gemeingut war, ist gewiß eben diesem Handwerksmann am leichtesten zu gute zu halten, der einer der ersten war, der in diese Region der bürgerlichen Gesellschaft mit der Dichtung eine neue Ehre, einen neuen Reiz herabführte. Ich urtheile also von diesem Regenbogen, im Vergleiche zu seinem besprochenen Genossen, ganz anders, als es herkömmlich ist; es ist zu wenig von ihm bekannt, um dieß ausführlich zu erhärten, allein genug, dünkt mir, um daraus zu sehen, daß ihm in großem Maaße alle die schönen Eigenschaften des Herzens angehören, die uns allein mit dem gelehrten und meisterlichen Sange dieser und der folgenden Zeiten aussöhnen können.

4. Sagenkreise des Graals und der Tafelrunde.

Nun endlich wollen wir auf die epische oder Romanliteratur zurückkommen und diese nun in Einem Zuge verfolgen. Kaum werden wir hier einen neuen Charakterzug treffen; man kann nur zeigen, wie sich das Eigenthümliche, das uns das bisher Besprochene darbot, an dem erzählenden Gedichte äußerte. Um doch wenigstens einige Ordnung in die großen Massen zu bringen, die chronologisch namentlich in die deutschen Sagen nicht gut zu bringen ist, und innerlich, weil Alles bloße Nachahmung ist, nicht existirt, wähle ich dießmal die Eintheilung nach den Sagenkreisen, die ich bisher kaum dem Namen nach erwähnte, weil die Geschichte kein System und Fachwerk kennt, die aber hier nicht allein entschuldigt, sondern gewissermaßen geboten ist, da jetzt das encyclische Versammeln der Sagen, jede um ihren Mittelpunkt, allgemeines Bestreben wird. Wenn Wilhelm Grimm Recht hätte, indem er die Entstehung der Vilkinasage schon an das Ende des 13. Jahrhunderts rückt, so würde dieses Sammelwerk dafür der schlagendste Beweis sein, doch wage ich es nicht, ihm darin unbedingt beizustimmen, weil mir die Gegenmeinung Müller's, der sie hundert Jahre später setzt, von triftigeren Gründen unterstützt scheint. Das formelle Sammeln beginnt allerdings in Deutschland schon in diesen Zeiten, allein es ging vom Kleinsten und zugleich vom Nothwendigsten, vom Sammeln der

leicht verlierbaren Lieder aus, wie außer den verschiedenen Handschriften von Minneliedern auch das bekannte Zeugniß des Hadloub beweist[82]). Die größeren Werke sammelte man materiell erst seit dem 14. und 15. Jahrhundert, d. h. man sammelte die Minnelieder wie die Romane erst dann, nachdem die Zeit der Production aufgehört hatte. Ein innerer Sammelgeist aber, sehen wir, zeigte sich in allen gnomischen Dichtern, was der Marner in einer oben angezogenen Stelle deutlich genug sagt, zeigte sich in den Reimchronisten, zeigt sich nun auch in den Romanen, wo man alle versäumten Helden und vernachlässigte Thaten nachträglich behandelt, und wird sich auch in der Legende und im didaktischen Gedichte zeigen. Alle Production ist noch nicht aufgegeben, nur jener edleren Selbstthätigkeit, die keines Vorbildes bedarf, als des Lebens und des Menschen, begegnen wir in diesen Zeiten gar nicht mehr; selten genug war sie schon in der frühern Periode.

Auch in dem Sagenkreis der Tafelrunde sieht man diesen Sammelgeist sehr deutlich. Schon daß man im Lohengrin und sonst die Tafelrunde zum Hüter des Graals macht, zeigt sogar ein Zusammenschieben von Zweigen, die eigentlich getrennt lagen, wie denn im Parzival König Artur mit seinen Rittern einen weltlichen Gegensatz gegen die Tempeleisen bildet. Wäre uns des Gottfried von Hohenlohe Gedicht von allen Rittern des Artur erhalten[83]), so würden wir aus dem britischen Sagenkreise, wie dieser überhaupt am frühesten vollendet war, auch schon aus früher Zeit ein solches Sammelwerk besitzen, und zwar eines, das

---

82) Man. Samml. II, 187.
Ma vunde man so manig liet,
man vunde ir niet
in dem kunigriche,
als in Zurich an buochen stat.
Das priuvet man dicke da meister sang,
der Manesse rank
darnach endeliche,
daz er diu lieder buoch nu hat, u. s. w.

83) Rudolf von Ems erwähnt ihn:
Di werden ritter überal, die bi Artuses iaren
an sinem hove waren für die werdesten erkant,
die hat uns wislich genant ein Gotfrit von hohenloch. ꝛc.

wahrscheinlich um Artur, wie die Wilkinasage um Dietrich, die verschiedenen berühmten Helden des Sagenkreises zu gruppiren suchte. Da aber dieses Werk verloren ist, so müssen wir uns mit der kurzen Erwähnung von Heinrich von dem Turlin's Gedichte der Abentheuer Krone begnügen, das mehr, wie Wolfdietrich oder Malagis in dem deutschen und fränkischen Cyclus, darauf ausgeht, bekannte Szenen und Abentheuer, als Helden und Abentheurer zusammenstellen. Diesem Werke, das wohl über 30000 Verse stark ist, und sich in sofern ganz würdig an den fortgesetzten Willehalm und den trojanischen Krieg anreiht, würde ich in der Reihe der erzählenden Gedichte die Stelle anweisen, die ich oben den wenigen lyrischen Dichtern gab, welche noch den alten Ton des Minneliedes festzuhalten suchten. Auch hier begegnet uns nichts, als was wir aus den frühern Romanen dieser Gattung schon längst wissen, und in der Behandlung steht Alles um mehrere Stufen tiefer. Der Zeit nach ist es mit das früheste unter allen noch zu nennenden Werken dieser Art. Heinrich kennt noch keinen der vorhin behandelten lyrischen Dichter, er beklagt als Gestorbene lauter Namen, die spätstens in die Zeit Friedrichs II. gehören[84]); auch ist seine Manier mehr die des Rudolf von Ems. Von Gelehrsamkeit ist noch geringe Spur, am wenigsten von einer Absicht, damit zu prunken; er lehnt sich dicht an die sämmtlichen ältern Bearbeiter der Arturſage, ist von der ganzen Art der Wolframisten frei, preist den Wirnt und gebraucht seine Absätze, die mit drei gleichen Reimen schließen, und hat den Hartmann und Reimar (den Alten) zu Vorbildern, mit deren Hingang er auch den alten Frauenpreis als ausgegangen beklagt[85]). Alles erin-

84) Cod. Pal. N. 374. f. 39.

Auch mus ich clagen den von Eyste, den guten Dietmaren,
und die anderen die da waren, ir sule und ir bruch,
Heinrich von Ruch, und von Husen Friederich,
von Gutenburg Ulrich, und der reyn Hug von Saltza.

85) Ib. f. 40.

Sie haben ine vorgetragen tugend bilde und werde lere,
wer wibes lob und ir ere so meret als sie taden,
der ist unverraden von mir widder wibes namen,
sie kunden stillen und zamen, was von wibes valscheit flog,
wo man wibes güte belog, da stunden diese zwene zu wehr
widder der valschäre her. Wibesgüte dir ist geschehen,

nert an die Nachahmer des Gottfried. Wie Conrad freut er sich der französischen Worte, der griechischen Mythologie, freuet sich der Prachthäufung und übertriebenen Beschreibung, wie er zwingt er sich zu einer Lebendigkeit, einer Fülle, einem Glanze und zu allem Möglichen, was sich nicht erzwingen läßt. Nicht ganz hat er den pathetischeren Ernst des Conrad; es scheint, er strebt zu Gottfrieds Heiterkeit zurück, er will in seine leichte Manier eingehen, allein er weiß dabei Gottfrieds Würde nicht zu halten, so wie umgekehrt die Wolframisten die Feierlichkeit und den Ernst ihres Meisters festhalten, aber darüber den ironischen Hauch fallen lassen, oder auch wieder andererseits seine komischen Situationen nachahmen und darüber seinen Ernst vergessen und gemein werden. Wo Heinrich von seiner Erzählung in Betrachtungen übergeht, ist es nicht um die dunkele Weisheit des Titurel zur Schau zu tragen, sondern dem Charakter der Artursage angemessen, bleibt er bei der Umgangsregel oder bei der Klage über den Verfall des Frauenverkehrs, die nur hie und da, wo sie ins grobe Schimpfen ausartet, verräth, daß wir merklich in eine derbere Zeit fortrücken; überhaupt aber bleibt er trocken bei seiner Erzählung und läßt sich nicht viel in anderweitige Bemerkungen ein[86]). Nach allem diesem gehörte dieß Werk, als dessen Quelle Chretien von Troyes ohne Zweifel mit Unrecht angegeben wird[87]), neben Conrad und Rudolf, nur die Art des Stoffes stellt es hierher und die völlige Bedeutungslosigkeit des Dichters. Das Ganze ist ein

---

kunteſtu es zu recht geſpehen, das dir nie gröſſer ſchad geſchach,
din lob wir vale und ſwach, wann ſie valbent liblos,
an den die freude ir recht verlos, und wibes lob aller meiſt.

86) Ib. f. 364.

Ob ich nu wolte pfrengen und diſe rede lengen
von adelichen ſprüchen als ich kan, ſo würde mir villeicht daran
von etelichem undank geſagt, ob ich úch zu lang
die rede von niht machte, und min kunſt ſwachte,
die zu iglichem iſt bereit, das ſie von kurtzen meren ſeit
ein lang rede und gantzen ſin, und luter machet als ein zin,
wie lang ein aventúre ſchin.

87) Ib. f. 377.

— anders ſol ich ſie nicht verſwigen wann in frantzoys
ir meiſter Criſtian von Troys ſie har mit lobe priſet —

Vergl. f. 393.

kaum durchdringlicher Schwall von Abenteuern, als deren Mittelpunct Gawan zu betrachten ist, ein elend zusammengestoppelter Haufen jener ordinären Situationen und Begebenheiten der Irrenden, wie wir sie aus Wigalois, Lanzelot, aus den Abenteuern des Gawan im Parzival bereits kennen; manche einzelne sind sogar in diesem Werke selbst mit leichten Variationen zwei, dreimal wiederholt; alle Plan- und Zwecklosigkeit dieses Zweiges der Romanliteratur, alle seine Absurditäten und Gemeinheiten, alle seine Uebertreibungen und Extravaganzen kehren hier wieder, aber alles das um ein Bedeutendes noch einmal übertrieben, noch einmal breit getreten, obgleich dabei jeden Augenblick behauptet wird, der Dichter vermeide alle Unmaaße und Breite; so wie denn kein naiveres Geständniß von herzloser Zusammenreimerei gemacht werden kann, als dieser Heinrich an einer Stelle thut, wo er es ablehnt, die Klage der Weiber um einen Gestorbenen auszuführen, — weil schon andere Weiber andere Todte in seinem Werke mehrfach beklagt haben[88])!

Ist etwas in diesem im Allgemeinen ganz dem alten Geschmack noch angehörigen Gedichte, was leise in einen neuen Geschmack überführt, so ist es die unverholenere Art, mit der hier schlüpfrige Stellen, über welche die frühere Zeit mit Schalkheit und Kürze wegzugehen pflegte, ausgemalt, aufs üppigste zugerichtet und bis ins Gemeine und Ekle getrieben werden, um die stumpfer gewordenen Sinne der Romanleser zu reizen. Solche Stellen werden jetzt in allen Romanen fast aufgenommen; solch eine Stelle ist die Kußszene zwischen dem Schwanritter und der Jungfrau in der Barke, besonders aber die freche Schilderung von Gasozins Angriff auf die entführte Ginevra, die an das Stärkste streift, was das Mittelalter dieser Art hervorgebracht hat. In Enenkel sind wir schon der verfänglichen Szene zwischen Achill und Deidamia begegnet. Ganz besonders frappant ist, wie im Titu-

88) Ib. f. 385.
Ich möhte üch wol michel wunder sagen, von heimlichem süfzen und clagen,
das von den frawen ergie; was töhte das, wann das sie
davon würde gelenget? die rede des nit enhenget
dirre aventüre lang sage, und das ich dieselb clage
und das gemeine frawen leit davor e han geseit.

rel dergleichen durchdringt. Der Dichter, der dort so heftig gegen Ovidius loszieht[89]), der einen so andächtigen Ton annimmt, so subtil fromm thut, seine ganze poetische Welt so heilig stellt, daß er aussagt, die Zucht jener Zeiten und Menschen sei so gewesen, daß solche Dinge selbst den bloßen Worten nach verborgener gewesen wären, als nun in Werken am Abend und Morgen, so daß denn die liebe Unschuld der Longus'schen Idyllen noch unter den Geschlechtern geherrscht habe, dieser Dichter bringt doch mehrfach eine sehr lüsterne Szene, in der sein reiner Held Schionatulander sich zum Abschiede eine ganz raffinirt-unschuldig ausgedachte Gunst von seiner Geliebten ausbittet und von der reinen Sigune sie auch erhält. Aehnlicher Art ist das Gedicht von der Heidin (oder Wittich von Jordan)[90]), das ich oben gelegentlich erwähnte und auch hier, wo es der Zeit nach hingehört, nur gelegentlicher Erwähnung werth halte, und dessen eigentlicher Mittelpunkt solch eine lüsterne Obscönität bildet. Im Wolfdietrich ist das Abenteuer des Helden mit der Heidin Marpalia ein würdiges Seitenstück zu dem erwähnten in der Abenteuer Krone, und diese Dinge sind nur mit dem ärgsten in Boccaz und Ariost zu vergleichen. Ganz besonders werden wir auch im Malagis sehen können, wie der Geschmack an Liebesgeschichten allmählig sich vergröbert, wie dort im Gegensatz von den kindischen Neigungen in Flor und Blancheflur und Schionatulander und Sigune die Helden mit Frauen verbunden werden, die sehr füglich ihre Mütter sein könnten; im Gedichte von Dietrichs Flucht wird geradezu an den alten Zeiten gepriesen, daß man damals vor dem dreißigsten Jahre nicht liebte und daß darin die Kraft jener Zeiten ihre Quelle hatte; und von da aus sinkt dieß in den fränkischen und deutschen Sagen bis zum völligen Verschwinden der Liebe in den Romanen, so daß wir also auch hier stufenmäßig

89) Cod. Pal. N. 383. f. 8.
und daz sich nieman kere an Ovidium den lecker,
der nam den frawen ere und gab in meil, daz lebart nie so schecker wart, danne er die frawen hat gemeilet,
ich zel ims gen unprise, und hazz in, wer im pris darumb erteilet.

90) Nach Püterich ist es von Rüdiger von Hindhofen verfaßt. Gedruckt ist jetzt ein Auszug in Jacobs und Ukert's Beiträgen zur älteren Literatur.

dahin zurückkehren, von wo aus wir früher bis zur Blüthezeit der Epopöe aufstiegen.

Und nun müssen wir vom Titurel[91]) des Albrecht reden, den wir als den Mittelpunkt der ganzen Poesie dieser reproducirenden Zeiten ansehen müssen, wie wir Wolfram und Gottfried als die Pole der Dichtung am Anfange des 13. Jahrhunderts ansahen. Dies Gedicht erwarb sich, fest angelehnt an Wolfram und den Parzival und gleichsam unlösbar damit verflochten, sowohl durch die dunkle und wie absichtlich räthselhaft gemachte Art der Entstehung, die auf wenigstens drei verschiedene Hände hinweist[92]), wenn man den Wolfram als den Dichter der schon oben berührten und in dieß größere Gedicht mit allerhand Veränderungen eingegangenen Titurelfragmente hinzurechnet, als auch durch die Verflechtung und stete Beziehung der Abentheuer des einen Gedichtes mit dem des andern, dieß Gedicht, sag ich, erwarb sich durch diese Anlehnung an Wolfram durch Jahrhunderte den Credit, als ob es aus dieses Dichters Feder seinem wesentlichsten Gehalte nach herstammte, genoß mit dem Dichter den höchsten Ruhm, überstrahlte die andern Werke dieses Dichters sogar, ward bis ins 17. Jahrhundert gelesen und galt in unbestrittenem Ansehen für das Haupt aller deutschen Ritterbücher[93]). Kaum war im 18. Jahrhundert das historische Studium unserer alten Poesie erwacht, als das geheimnißvolle und wichtige Hindeuten auf dieß Gedicht von neuem begann; wenige hatten es bei der Seltenheit der Drucke und Handschriften gesehen, wenigere hatten es ganz gelesen, Alle, auch die es wirklich gelesen hatten, ahnten irgend eine große Bedeutung dahinter und versuchten nun, mehr tastend und spähend den Kern der bittern Frucht zu enucleiren, als daß sie gewagt hätten, das ungeheure Schalwerk und Gehäus mit einem guten Schlage erst zu zersplittern. Schlegel war einer der Angeber dieses Verfahrens; er meinte,

91) Ich gebrauche den Cod. Pal. N. 383.

92) Ich verweise auf Lachmann's Vorrede zum Wolfram, da ich die Sache nicht weiter zu bringen wüßte als er.

93) Das Gedicht schließt:
Von deutscher zunge uf erden nie getiht wart so werdes ruches
daz lip und sele so hoch gein wirde wiset,
alle die ez horen, lesen oder schriben, der sele müzze werden geparadiset.

der Druck des Titurel müßte nächst den Nibelungen das wichtigste sein; wie diese für den deutschen Homer, so sollte jener durchaus für den deutschen Dante erklärt werden, und wie auch unsere bildenden Künstler im Unverstand die Reformation als die Unterdrückerin der Kunst, statt ihres eigenen Unvermögens, anklagen, so sollte die Reformation auch in Schlegels Ansicht eine Sünde begangen haben, indem sie der Begeisterung für den Titurel ein Ende gemacht, so sehr es einem andern scheinen könnte, als sei dem ganz sein Recht geschehen und als habe die Reformation im Laufe der Zeit doch etwas Besseres an die Stelle zu setzen gewußt. So wird auch jeder Kenner urtheilen, der Druck des Titurel sei etwas sehr entbehrliches, so wie ich denn Niemanden, der poetische Genüsse sucht, aus diesem ganzen Abschnitte irgend etwas zur Lectüre empfohlen haben will; und so wird jeder, dem das historische Studium der Poesie etwas geglückt ist, übereinkommen, daß das Zusammenstellen des Titurel mit Dante auch gar nichts in sich hat, was es rechtfertigen oder auch nur erklären könnte, wie wir etwa bei dem Parzival den Fall fanden.

Doch aber muß man eingestehen (und für den Historiker namentlich ist jede Wirkung, die irgend eine Production oder eine Handlung ausübt, zu lehrreich und zu wichtig, als daß gerade er sich diesem Eingeständniß entziehen dürfte), daß eine solche hartnäckige Ausdauer, eine so große Geltung und Ansehen, in dem sich dies Gedicht behauptete, unmöglich die Folge eines Zufalls sein kann, daß also irgend etwas Bedeutendes dieser bedeutenden Wirkung als Ursache unterliegen muß. Und wirklich springt es in die Augen, daß auch der Titurel, oder daß die provenzalische Graalsage, wie wir sie denken müssen, wenn die einfachen Stoffe des Parzival, Titurel und Lohengrin, ohne die Zugaben der deutschen Dichter, die in beiden letztern Gedichten unstreitig von ungemeiner Masse sind, rein für sich gedacht werden, daß alsdann auch diese Graalsage mit einer großen Idee, wie so vieles Andere im Mittelalter gerungen hat, ohne sie bezwingen, ohne sie formell gestalten zu können.

Wir haben schon ganz im Anfange dieses Werkes gesehen, wie schon sehr frühe in allen den Theilen von Europa, die eine keltische Unterlage der Bevölkerung und Cultur haben, dunkle Spuren von hierarchischem Cultus, Sage und Geschichte übrig

geblieben waren. Diese Traditionen, die ursprünglich ohne allen Zweifel ganz so körperlos waren, wie alle asiatischen hierarchischen Traditionen, weil Priesterstaaten keine deutliche Geschichte haben und keine deutliche Geschichte überliefern, erhielten mit der Zeit diesen mangelnden Körper durch patriotische und zelotische Gelehrte in Opposition gegen die Sagen der Eroberer und Feinde, mit denen diese Völker in Collision kamen, und denen sie mit ihrem alten Ruhm und ihrer Weisheit imponiren wollten, da sie es mit den Waffen nicht konnten. So entstanden die persischen Alexandersagen, so die ägyptischen Priestergeschichtchen, so die sämmtlichen orientalischen Werke der Manetho, Berosus und Anderer und so die unzähligen spanischen, belgischen und britischen Urgeschichten, die ganz in einer Linie stehen. Bei der großen Aehnlichkeit der keltischen und orientalischen Cultur ist es nicht nöthig, wechselseitige Einflüsse anzunehmen, um die große Aehnlichkeit solcher Sagenwerke zu erklären. Dennoch sind Spuren da, daß diese Einflüsse außerordentlich frühe begannen, und ich wiederhole, daß eine gründliche Geschichte der Legende und hierarchischen Geschichtschreibung dieß unstreitig ins Licht setzen würde. Auch in der Graalsage sind in der Anknüpfung jener asiatischen Districte, wo die Märtyrerlegende am frühesten spielt, wo am frühesten die Bedrückung ganzer christlicher Völker begann, an die Gegenden, wo dies im Abendlande der Fall war und von wo aus man diesen heidnischen Druck zuerst wieder abzuschütteln begann, Spuren übrig von solchen wechselseitigen Beziehungen zwischen Orient und Occident. Die Genealogie der Graalhüter trägt ganz das hierarchische, patriarchalische Gepräge aller ähnlichen Stammtafeln in Asien und unter den Celten. So wie aber nun anderwärts solche Stoffe zu Geschichte gemacht und an wirkliche Geschichte angeknüpft wurden, so ward hier dieser legendenartige Stoff zur Dichtung und an andere, an britische Dichtungen, angeknüpft. Das Anreihen des Fremden zum Fremden muß uns nicht irren, das gerade herrscht hier überall, wenn nur im Allgemeinen Verwandtschaft nicht fehlt. So sind die gallischen Sagen aus Livius an die britische Geschichte geknüpft, so die Geschichten der jüdischen Aegyptenfahrer an die ägyptische, so ist das Medisch-Persische und das Assyrisch-Babylonische fast unscheidbar in einander geworfen. Gerade durch diese großen Be-

rührungen und Entlehnungen häuften sich verschiedene Elemente so zusammen, daß so kolossale und gemischte Werke, wie auch die Graalsage, entstehen konnten. Die Zeit nun, wo das hierarchische Ritterthum an dem Orte seines Hauptflors auch dem Wesen nach auf der höchsten Spitze stand, brachte dieß ungeheure Werk in der Provence hervor und stellte es als ein Denkmal der christlichen Hingebung der Ritterschaft und ihres gottesdienstlichen Eifers hin, das zu den heiligsten Ideen die wunderbarsten Thaten der alten Ritter in einem unendlichen und riesenförmigen Kreise sammeln sollte. Dies geschah in einer Zeit, wo materiell nichts Bedeutendes über ritterliche Thaten in der Dichtung existirte, als die britischen Romane, diese also mußten neben der knappen Legende den großen Körper des Werkes abgeben; unglücklicherweise waren sie zur Zeit auch noch das einzige Muster in der poetischen Form und daher konnte auch diese nur von ihnen entlehnt werden. Daß gerade die Provence ein solches encyclisches von einer mächtigen Idee zusammengehaltenes Gedicht entwarf, da doch die Masse der Dichtungen in England und Nord-Frankreich hervorkam, hat eben darin seinen Grund, daß man sich innerhalb der Massen selbst nicht leicht zur Bewältigung derselben emporarbeitet, sondern daß dieß dem außerhalb Stehenden besser gelingt. Von der Provence aus war der erste Impuls zur französischen Dichtung gegeben, das Interesse und eine gewisse Meisterschaft verlor sich da auch dann nicht, als sich Nord-Frankreich lebhafter der Romandichtung annahm, und der Süden wußte besser zusammenzufassen, was der Norden in größerer Menge vorbereitete. So war das Verhältniß der Thiersage in Flandern und Frankreich ein ganz ähnliches; was in deutschen Stämmen angeregt war, ward in romanisirten ausgebreitet und dann wieder in deutscher Sprache vollendet. So war der deutsche Volksgesang ohne Zweifel nach der Erschöpfung durch die Völkerwanderung zuerst im Norden im nachhaltigsten Leben; obgleich der Süden dann den Kreis der Dichtungen von Dietrich ausarbeitete, so faßte sie der Norden erst wieder in seiner Sprache in der Wilkinasage zusammen. So endlich ists mit Ariost. Der ganze unendliche Stoff der karolingischen Sage liegt in Frankreich ohne Gestalt, Italien mußte ihn erst in seiner Sprache ordnen.

Wie sich nun das Gedicht des Ariost auf der sinkenden frän-

kischen Ritterzeit aufbaute und ein treues Abbild des haltlosen Treibens der Ritterschaft entwirft, die sich auf allen Räumen der Erde wie auf allen moralischen Höhen und Tiefen und ähnlich auch im Reiche des Wissens irrend, herumtrieb, so steht die Graalsage auf der keltisch-hierarchischen Zeit von Europa, ausgebildet in jenen Tagen, wo die geistlichen Ritterorden noch zum letztenmale eine priesterlich-weltliche Macht entfalteten; und sie lehnte sich daher so an die britischen Dichtungen an, wie Ariost seinen Standpunct mitten in Frankreich nahm, wo die Quelle alles ächten Ritterthums war. Ist diese Ansicht, daß in verschiedenen Völkerstämmen diese verschiedenen Dichtungszweige ihre Wurzeln geschlagen haben, richtig, so erklärt sich auch sehr deutlich, warum trotz der verwandten gottesdienstlichen Ritterschaft der Helden Karls diese so ganz außer aller Verbindung mit den Tempeleisen der Graalsage geblieben sind. Die sämmtlichen Verhältnisse dieses Gedichtes liegen übrigens in ganz deutlicher Beziehung mit den Verhältnissen des obscuren, thatenleeren, geistesarmen, prunk- und prahlsüchtigen, eine dunkle uralte Weise, eine Gemeinschaft mit dem heiligen Osten affectirenden Volksstammes, der genau so eine Basis der neueuropäischen Gesellschaft ist, wie seine Poesien eine Grundlage der neuern Dichtung. Seelen- und Charakterschilderung sahen wir oben als den Lieblingsgegenstand auch der rohsten britischen Romane; das innere Leben mußte also auch wohl in einem Werke, welches das ganze Ergebniß der dunkeln Bestrebungen eines nur durch geistige Waffen geltenden Stammes in sich fassen wollte, die Hauptsache sein; dieß ist in der That so in der Graalsage; und nehmen wir den sämmtlichen Stoff des Titurel, Parzival und Lohengrin als den Umfang des Einen Gedichtes des Kyot an, so sehen wir, mit wie feinem Takte Wolfram in seinem Parzivale gerade nur das Wesentliche herausgehoben, alles Bedeutungslose liegen gelassen hat, und es wird auch uns, wie Lachmann, wahrscheinlich werden, daß er außer jenen Fragmenten vom Titurel nichts dichtete, außer welchen ein sinniger Mann auch kaum etwas Dichtenswerthes im Titurel finden konnte. In diesem selben Verhältnisse liegen die höchsten oder umfassendsten Gestaltungen aller andern Sagenkreise zu den einzelnen vorbereitenden Werken, aus denen sie sich aufbauten. Die Thiersage bildete den Geschmack der niedern Kunst

zur Vollendung und opponirte dem hohen Style; die Vilkinasage faßt die großen Völkerverhältnisse, in denen das deutsche Epos sich bewegte und hat ihr Verdienst und ihren Schaden, wie das deutsche Nationalepos überhaupt, in jener Formlosigkeit, in der sie die geschichtliche Gestaltung besser kennen lehrt, als die Poesieen der anderen Völker; im Ariost ist die Fülle und das Charakteristische der Thatsachen, das Novellenartige und die Erzählung das Große, und dieß ist mit sämmtlichen fränkischen Romanen der Fall.

In wie weit nun der Provenzale Kyot den Ruhm eines älteren Ariost verdient, könnte man nur sagen, wenn sein Gedicht erhalten wäre. Aus den drei deutschen Werken, die aus seinem Einen entstanden sein mögen, läßt sich nichts schließen, denn so treu vielleicht Wolfram seiner Quelle blieb, so willkührlich verfährt offenbar Albrecht im Titurel, und noch weit willkührlicher der Dichter des Lohengrin. Der Ton des Ganzen wird von den Theilen des Parzival, die freier von Wolframs Manier sind, wenig verschieden gewesen sein; dieser erkennt sich aber in den beiden anderen Gedichten nicht wieder. So außerordentlich aber auch die Persönlichkeit des deutschen Dichters im Titurel hervortrat und so deutlich er seine ganze Zeit in seine Bearbeitung hineintrug, so unleugbar ist es doch, daß selbst so noch die ursprüngliche Bedeutung des Gedichtes durchscheint, und daß der Deutsche eben jene Eigenthümlichkeiten der Cultur seiner Zeit und seines Volkes in einer so weiten und umfassenden Art und mit so viel Pomp und Feierlichkeit hineintrug, daß es dem universalen Charakter des ursprünglichen Werkes angemessen erscheint.

Den factischen Inhalt des Gedichtes lasse ich unerörtert. Wir kennen nun schon das Inhaltlose dieser Liebschaften, dieser Heereszüge und Schlachten, was Alles hier im Uebermaaße, wie irgendwo sonst, vorliegt, so daß man zweifelt, ob die tödtlichere Langeweile dort ist, wo der Dichter verschmäht, seine Schlachten im besondern auszumalen, oder da, wo wie im Alexander unzählige wunderliche Namen von Helden und Beschreibungen von Zweikämpfen vorkommen, in lächerlicher Nachäffung des Virgil oder gar Homer, von dessen Kunst mit zwei, drei Zügen für jeden Nebenhelden — auch abgesehen von der historischen Festigkeit seiner Figuren — zu interessiren, unter diesen Poeten auch nicht

die kleinste Spur ist. Selbst auch da, wo der Dichter, wie bei dem Feste von Floritschanz, die sämmtlichen aus andern Romanen bekannten Helden der Tafelrunde in unübersehbarer Anzahl und mit einer merkwürdigen Kenntniß der poetischen Sage versammelt, selbst da fühlt man sich nicht unter Bekannten, wie bei Homer, wo er noch so viele neue und geringe Figuren vorführt. Die Leblosigkeit und Flachheit, die in allen Erzählungen der britischen Dichtungen ruht, die Unfaßbarkeit des Factischen ist hier durch die Ausdehnung im Vortrage noch unendlich gesteigert. Selbst die berühmte Strophe, die durch Einführung von Mittelreimen in die vierzeilige Strophe der Wolframschen Fragmente die vortreffliche Wirkung derselben wieder ganz aufhob, macht aufmerksam, ob für solche bewegungslose Stoffe nicht ein feinerer Sinn die kurzen beweglichen Reimpaare wählte; denn in diesem Maaße schleicht der Vortrag höchst beschwerlich wie im Predigerton in einer gewissen Mitte zwischen den kurzen Versen und der Strophe des deutschen Volksepos. Es kam dadurch eine Ruhe hinein, die für die didactischen Theile geeignet und durch das Vorherrschen derselben auch wohl erfordert war; in die erzählenden aber eine peinliche Mühseligkeit und gleichsam eine langsame Hast, mit der die Begebenheiten im angestrengten Schneckengange sich fortbewegen, so daß auch der Dichter jeden Augenblick mit Klagen und Seufzen auf den traurigen Ausgang seiner eingeleiteten Geschichten spannt, und dennoch an andern Stellen die Ungeduld des Lesers abweist, der im Voraus von langer Weile gequält nach dem Ende schaut, ehe die Erzählung vollbracht ist[94]). Im Zwang zu einer gleichmäßigen Erhabenheit in dieser entsetzlichen Weitschweifigkeit reibt sich der Poet in einer stillen Glut auf, sinkt jeden Augenblick zusammen, stärkt sich dann an geborgter Weisheit, ruft die alten bessern Sänger zu Hülfe, tröstet sich, daß ihn die Bücher den mangelnden Witz lehren würden und ermattet von neuem, um, stets lahmer geworden, sich in stets größere Räume hinein zu wagen. Wie anders, wenn man gegen den ewigen Jammer dieser Dichter über ihre Unfähigkeit, dem Homer Einmal in der Fülle und Raschheit der Thaten den Griffel unter dem Ausrufe entsinken sieht, er könne das Alles nicht wie ein

94) Fol. 88a.

Gott bewältigen, wo er vorher und nachher seinen kühnsten Genius eben gerade mit göttlicher Ueberlegenheit walten ließ.

Der eigenthümliche, mysteriöse, gedunsene Styl, der alle Eigenheiten hat, die man an der Redekunst aller keltischen Nationen von ältester bis auf die neueste Zeit charakteristisch gefunden hat, ist am natürlichsten angewandt in jenem pathetischen Eingang, einem Gebete oder einem Preiße auf Gottes Macht und Wesen, in dessen Fortgange dann die dunkle Einleitung des Parzival so paraphrasirt wird, daß man das Einzelne wohl versteht, ohne jedoch im Ganzen klüger zu werden. Ueberall sonst, wo der Pfaffe und der Christ redet, ist derselbe Fall. Von hierarchischem Dünkel aber, der sich nur mit dem gelehrten Dünkel etwa streitet, ist das ganze Werk voll, und dieß eben ist sein entschiedenster Charakter, daß Priesterschaft und Gelehrtenthum in Glanz und Höhe gerückt werden sollen. Ganz verschwunden ist Wolframs tolerante Ansicht des Heidenthums, der wir vorhin noch im Loheugrin wieder begegneten, der Dichter verräth zwischen seiner dogmatischen Gelehrsamkeit den gehässigsten Zelotismus gegen die Mauren und gegen die alten Griechen[95]), und was noch in der Abentheuer Krone, was in vielen Dichtern dieser Zeit und bei Dante beliebte Aufnahme gefunden, die Herrschaft der Fortuna auf der Erde, das Einzige, was diese Dichter neben Venus und Amor der griechischen Mythologie abnahmen, das findet bei ihm Tadel und Opposition[96]). Das Thema

95) F. 24c.
So siht man ouch die kriechen in menschlicher hiute
an menschlicher wisheit stechen, si beten an das vihe und an die liute,
und an manige tier die wilde loufent,
der liste künde meister, nu seht, wie sich mit torheit die verkoufent;
aller liste künde in kriechen sint erfunden,
und leben doch mit künde, da von sint liste und witze underbunden ꝛc.

96) F. 125c.
Gelucke und selden lune leit an got aleine,
heil und ouh fortune, sterne, würtze, wort und ouch gesteine,
die habent ereste niht wan von des ereste,
der craft an allen dingen was gebende da ers beschuf mit geschefte.
— hie mit sint underscheiden die heiden und die cristen,
fortune zu got die heiden hant funder waren got in valschen listen,
so wunschen wir geluckes selden unde heiles,
wan ez got selbe ist gebende, ob got da niht benennet wirt des teiles.

seines Gesanges ist die Reinheit und Keuschheit, die hier schon ein irdisches Paradies bereitet, und sein Ziel die Verbreitung edler Tugend in alle Ferne und Weite. Der Held, der dem Werke den Namen gegeben hat, wird, wie in der patriarchalischen Geschichte so mancher Gotteserkorene, erst spät aus einer lange unfruchtbaren Ehe nach göttlicher Verheißung geboren; früh wird er zu lauterer Keuschheit und reiner Ritterschaft erzogen und für den Dienst Gottes; Bezähmung der weltlichen Liebe, Demuth im Reichthum und Geduld in der Armuth wird er gelehrt; er lebt in der Zeit, wo die christlichen Glaubenshelden Wunder thaten, wo noch „die Lehre guter Pfaffheit" auf fruchtbaren Boden fielen und Wunder zu thun lehrten, wo die wahre Gottesminne blühte und die Aufopferung des Abraham, mit der er seinen Sohn dahinzugeben bereit war. Daher wird denn diesem der Erwerb der Graalherrschaft leichter, als dem sündigen Parzival; ihm wird ein patriarchalisches Alter gewährt, ja den Graal in Reinheit anschauend, ist er vor dem Tode sicher. Obzwar er ein Priesterkönig ist, so ist ihm doch gestattet zu heirathen, was den andern Priestern nicht gegeben ist, da ihr Weib die Kirche ist. Alle Priester sind von Gott geborene Könige, sie tragen in ihren Platten das Bild der Krone, ihre Gewalt geht vor der der Könige. Man sieht wohl, der wilde Rittergeist des fränkischen Epos, der ganze Charakter des Gottesdienstes im Karl, der im Laufe der Zeiten zu dem Geist der Hohenstaufen führen mußte, paßte nicht zu diesen Tendenzen. Daher ist es denn auch sehr bezeichnend, in welcher Zahmheit das Rittergeschlecht in der Graalsage auftritt, wie wenig blutig es da überall hergeht, wie hoch der sanfte Held Parzival über seine roheren Gesellen gehoben wird, und man darf auch auf jenen Inhalt des verhängnißvollen Brackenseils im Titurel merken, wo ein Blumenkranz aus den ritterlichen Cardinaltugenden geflochten wird, die einen ganz friedlichen, weiblichen und passiven Charakter tragen. Diese Rittertugenden sind: Zucht, Keusche, Milde, Treue, Mäßigkeit, Gottesfurcht, Scham, Bescheidenheit, Stetigkeit, Demuth, Geduld und Liebe. Eine Nonne, eine Betschwester könnte wohl kaum noch ein Blümlein zu diesem auserwählten Kranze hinzuthun, und wenn sie ihn auch für ihres Gleichen zu binden hätte.

Diesem pfäffischen Wesen, das in dem ursprünglichen Gedichte wohl — wenn auch nicht gerade in dieser Weise — gelegen haben muß, steht dann das gelehrte zur Seite, das in allen Theilen die national deutsche Farbe der gelehrten Dichtung jener Zeit trägt. Die Gelehrsamkeit, der Prunk mit Gelehrsamkeit, die kleine Einbildung des Gelehrten beherrscht das ganze endlose Werk, sie überdeckt und verschleiert den ganzen erzählenden Theil; will man's recht überlegen, so ist eigentlich der gelehrte Dichter der Held seines Gedichtes. Ueberall schiebt er sich mit seinen Anmerkungen und seiner Weisheit vor, überall hebt er seinen Stand mit lächerlicher Anmaßung in die Höhe; der Kunst Meisterschaft giebt die höchste Würde, die Buchgelehrten stehen an Rang unter den Menschen oben an[97]), erst dann kommen die Edelgeborenen, so wie die Greise vor den Reichen kommen. Wenn es irgendwo klar ist, daß man sucht, eine alte Zeit sammt ihren Bestrebungen und Richtungen mit allen erdenklichen Mitteln zu halten, so sieht man dieß hier, wo man in dem Object der Dichtung die ganze ritterliche Herrlichkeit mit der ganzen priesterlichen Herrlichkeit zusammengerückt findet, und wo dann der Dichter die ganze gelehrte Herrlichkeit in der Behandlung hinzuthut. In der That ist diese Gelehrsamkeit von Bedeutung und Umfang. Die ganze Sagenmasse und Romanenliteratur steht dem Dichter zu Gebote, sogar britische Sagen aus Gottfried von Monmouth, die nie im Deutschen behandelt wurden, kennt er und fügt sie vielleicht erst seiner französischen Quelle zu[98]). Er berührt andeutend Schwänke und Novellen, Geschichten der Juden und Grie-

97) F. 156b.

98) F. 121c.

Der hohsten gar beroubet wer die cristenheit gemeine,
niht danne drier houbet, von rome Lucius und der edel reine
Anfortas und Artus der gehiure,
den Lucius seit heime sucht, des nam er totlich schumpfentiure.
Wie lutzel mans doch sagende ist in deutscher schrifte,
so pflag er unverzagende, mit ellenthaftem mute er wunder stifte,
ein romisch keiser lac vor im erstorben,
an risen und an trachen daran hat Artus ware wirde erworben.
Der die buch der hugede lesen wil latine,
der hetz für kein getrugede, die sagent war vil manig wirde sine,
kronica zu britani und zu kornvale u. s. w.

chen zeigt und in jener Zusammenstellung der heiligen Könige und in andern Stellen ausgebreiteten Ueberblick über neuere Geschichte; genaue Kunde der Bibel und Legende, mancher lateinischer Dichter und des Homer darf man mit Bestimmtheit bei ihm annehmen; eine Menge Züge aus fremden Sagen des britischen und des antiken Kreises haben Eingang gefunden, die zum Theile schwerlich in dem Original liegen konnten; alles was die gnomischen Dichter zerstreut von Naturgeschichte wissen, bringt er im Vereine, und kramt namentlich seine Kunde von den Bäumen und Kräutern und den geheimen Kräften der Steine bei der Beschreibung des Tempelbaues aus, wo ihm der salomonische Bau unter allgemeiner Veränderung in byzantinische oder gothische Bauart Vorbild war, und auf die er eine außerordentliche Pracht und sinnbildernde Weisheit gespart hat. Von den Meinungen griechischer Philosophen, von Pythagoras Sphärenmusik, von Plato, Hippokrates, Galen, Heraclit von Sicyon, Maser Jawaichus und Avicenna hat er wenigstens reden gehört; scholastische Sophismen, alle physikalischen und geographischen Träumereien und astrologische Weisheit ist ihm geläufig. Wenn dieserlei Gelehrsamkeit und ihre häufige Anwendung dem Werke als erzählendem Gedichte seinen ohnehin geringen Werth schmälern mußte, so gaben ihm wohl in den Augen des Mittelalters einen großen Werth die Reminiscenzen an ältere bessere Dichter, die so häufig sind, daß man wohl auf jedem Blatte irgend einem alten Bekannten begegnet. Kein anderer erzählender Dichter hat sich so unverschämt mit fremden Federn geschmückt, und übrigens auch so gut verstanden sich damit zu schmücken. Die Gegenwart seines Gedächtnisses, die lebendige Vertrautheit mit allen alten Dichtungen giebt dem Dichter stellenweise eine gewisse Virtuosität und Gewandtheit im Schreiben, eine gewisse Sicherheit im Urtheilen und im Aussprechen der herrschenden Vorstellungen eine Klarheit und Präcision, die man häufig bei den gnomischen Dichtern vergeblich sucht. Wenn daher Wolfram und Gottfried gewisse Tendenzen ihrer Zeit, die bei anderen Dichtern unklar vorlagen, zum Bewußtsein und zur Anschauung brachten, so kann man auch von dem Titurel, wenn man ihn in der Mitte dieser gelehrten Lyriker sieht, behaupten, daß er eine Menge von dunkeln Beziehungen in den Dichtungen dieser Zeit aufklärt und

namentlich, daß er jenes feste Anlehnen an das Alte und das Anpreisen und Nützen des Alten deutlicher beurkundet, als die zerstreuten Einzelheiten der gnomischen und anderer epischer Dichter. Wo man so, wie es hier geschieht, sich auf alte Sitten beruft, eine alte Lebensweise fortpflanzt, alte Vorstellungen erneut, frühere Vorbilder benutzt und Sprache und Manier nachahmt, da gesteht man die eigene Schwäche ein, wenn man sich auch noch so vielen Anschein der Originalität und Neuheit giebt, man bekennt die Abhängigkeit und die Verschuldung an Andere, trotz der großen Selbstgenügsamkeit und der Art von vornehmer moralischer Kritik, die mit unterläuft. Wie Ariost benutzt er jede beliebte Situation, jeden angenehmen, stehenden Witz, jedes Neue und Alte von irgend einem Reize. Gleichgültig greift er jeden Gedanken, der ihm gefällt, aus jedem ältern Dichter, ohne Vorliebe für den oder jenen: mit Walther spricht er von dem Honig der Welt, der mit Galle vergeben ist, mit Walther von dem Verderb der Weiber durch die Schuld der Männer, mit Zweter eifert er zelotisch für die Reinigung der Minne und für inneres geistliches Leben, und ähnlich wie er, gebraucht er jene moralischen Deutungen naturgeschichtlicher Gegenstände; jetzt borgt er von Hartmann das Anreden der Minne, und jetzt von Anderen das Gespräch zwischen Dichter und Aventiure; an Thomasin erinnert die Klage, daß der einst verachtete Keye heute noch ein Muster abgeben könnte; an den Winsbecke mahnt der Ton der Inschrift des Halsbandes; die Nibelungen klingen hier und da sogar durch; Nitharts allegorische Namen werden gebraucht, ein Witz Gottfrieds wird variirt, indem der Dichter denen, welche der Wappenröcke warten, überläßt, die Wappen und Devisen der Ritter zu melden; und er copirt selbst seine eigenen Gedanken, wo sie ihm einmal geglückt scheinen. Ueber das Ganze endlich ist die Manier des Wolfram gebreitet, wozu der genommene Anschein zwang, als ob das Gedicht von ihm herrühre. Oft nicht ohne Geschick ist seine Sprache behauptet, seine Figuren gebraucht, seine barocken Bilder, seine kecken Vergleichungen, seine unzarten und sonderbaren Späße[93]), seine gesuchten Wendungen nachgeahmt,

99) Zur Vergleichung mit einer gleich argen aus Wolfram angeführten Stelle, will ich folgende aus dem Titurel anführen. Der Dichter wirft seinem

und seine spitze Kritik. Nur wenn man da nachfragt, wo das Nachahmen nicht müßige Copie sein kann, sondern wo die Seele und das innere Verständniß nacheifern mußte, da sieht man plötzlich, wie klein der gute Albrecht neben Wolfram ist, und er steht dürftig und arm daneben, wie Conrad neben Gottfried. Die Art wie er die herrlichen Fragmente Wolframs verwässert hat, ist hierin statt aller weiterer Belege. Wo dort mit wahrhafter Genialität dem Läppischen und Kindischen entgangen und dafür die reinste Unschuld und Kindlichkeit gesetzt war, da fällt man hier wieder recht plump ins Läppische zurück, versteigt sich dann wieder in eine lächerliche Gelehrsamkeit und verliert sich in Weitschweifigkeit und Leere. Ein großer Gedanke erfüllte den Dichter des Parzival, als er seine große Episode aus der Graalsage heraushob; was er liegen ließ, hob der Dichter des Titurel auf, und mit einer unendlichen, langweiligen, hohlen, nichts enthaltenden Geschichte, die sich um eine unerklärbar eigensinnige Laune eines sonst vortrefflichen weiblichen Charakters dreht, dachte er wohl das Werk des edlen Dichters zu überflügeln, der den innersten Geist des provenzalischen Gedichtes erfaßt und wohl wußte, daß er nichts als Schale und Rinde davon abgeworfen hatte.

5. Karolingischer Sagenkreis.

Die summarische Gestaltung der verschiedenen Sagenkreise hatte der Zeit und dem Ort nach sehr verschiedenartig statt. Die Graal- und Arturſage hatte ihre schönste Höhe und bedeutsamste Gestalt wohl ohne Zweifel in dem provenzalischen Original des letztbesprochenen Gedichtes empfangen, das nachher wieder in mehreren Sprachen in viele Theile aufgelöst und umgearbeitet verfiel, wie auch Arioſt dieses Schicksal erfuhr. Dieser Kreis hatte sich so frühe seiner größten Vollendung genähert, daß die blos receptive deutsche Romantik ihn in größerm Umfange als jeden anderen, mit besserem Erfolge als jeden anderen, und nur deshalb

---

Helden Schionatulander vor, er habe doch Einen Fehler gehabt; er habe seine Schwester öffentlich beschlafen. Gott nämlich sei sein Vater und Gottes Tochter sei die Tugend, die er von Jugend auf geminnet habe!! Die Abgeschmacktheit will ich nicht vergleichen, nur die Unzartheit im Bild.

scheinbar mit größerer Vorliebe in sich aufnahm. Anders war es mit der Karolingischen Sage. Jenen ernsten volksmäßig seit Karl dem Großen ausgebildeten Theil derselben, der sich mehr um Karl selbst dreht, theilt zwar Deutschland, wie wir oben sahen, mit Frankreich. Dieß Gedicht, wie die Nibelungen, bewies seine volksmäßige Natur in nichts herrlicher, als daß es der Lust dieser spätern Zeiten, zu ändern und zu erweitern, widerstand, und daß von ihm, wie von dem deutschen Volksepos, nichts als geringfügige Umarbeitungen im Deutschen existiren, wie wir oben hörten. Jene zweite kunstmäßigere Entwickelung der fränkischen Sage aber, welche stets erweiternd den Kreis der Vasallen Karls und seines Sohnes zum Gegenstande nahm, (eben wie der britische Sagenkreis, dessen erste volksmäßige Gestaltung, wo Artur Hauptobject war, man in Deutschland gar nicht kennt), und die wir bereits in Wolframs Willehalm kennen gelernt haben, war noch in diesen Zeiten erst im vollen Werden, und bildete sich allmählig und langsam, wie auch der entsprechende britische und deutsche Kreis, in unzähligen großen Romanen durch Jahrhunderte bis zu jener Höhe, auf der ihn Ariost umspannte, welcher sich zu allen diesen in großer Menge erhaltenen französischen Dichtungen verhält, wie die Nibelungen und die Rolandschlacht zu den verlorenen Volksgesängen, aus denen sie sich aufbauten. In diesem karolingischen Kreise also, wie in dem deutschen, treffen wir nicht in dem Sinne, wie im britischen, auf Sammelwerke. Wir treffen hier nur gleichsam wieder auf eine eigene Gattung von sehr großen Rhapsodien, unhistorischer, wenig volksmäßiger Art, die mit der nämlichen Willkühr, wie sie selbst entstanden waren, nachher auch wieder verarbeitet wurden. Wir begleiten auch diese beiden Kreise in Deutschland nicht einmal bis zu ihrer schließlicheren Gestaltung, wir überlassen den einen an Italien, ohne ihn anders als sehr spät erst übersetzt zu erhalten; den anderen an den Norden, ohne überhaupt viele andere als historische und kritische Rücksicht darauf zu nehmen, weil er auch keine andere verdient.

Drei oder vier Gedichte aber haben wir in Deutschland aus diesem karolingischen Kreise, die in der Reihe derer liegen, welche dem klassischen Schlusse dieser Sagen entweder im Stoffe oder in Farbe und Behandlung vorgearbeitet haben, den Malagis, Reinald und zwei Ogier. Bei den zuletzt besprochenen Werken aus

dem britischen Cyclus durfte ich den Inhalt liegen lassen, weil uns die Gattung bekannt war; bei diesen muß ich näher darauf eingehen, und dieß aus mancherlei Ursachen. Zuerst nämlich ist uns der Geschmack dieser Romane bis jetzt nur aus Willehalm bekannt, den Wolfram selbst, scheint es, noch wie versuchsweise auf Deutschland verpflanzte, und in jener Zeit, wo dieß noch eine vereinzelte Erscheinung war, ging ich nur kurz darauf ein. Jetzt aber wird dieser Geschmack präbominirend. Die britischen Stoffe waren erschöpft, man fühlte das Leere ihres Inhalts, man griff nach den thatsächlichen fränkischen Vasallensagen, man hielt aber die herkömmliche Behandlungsart der britischen Romane, so weit sie passen wollte, fest, nahm gewisse ökonomische Regeln und gewisse beliebte Szenen auf, machte sie bald in diesem sehr bereicherten Cyclus so stehend, wie sie in ihrem ursprünglichen waren, und variirte sie nur so, wie es dem Zeitgeschmacke gefiel. Wir treffen also irrende Ritter, nur nicht mehr so einsam; Erziehungsgeschichten, nur nicht mehr so eintönig; Tugendproben, nur noch komischer und derber. Die poetische Kunst hatte, indem jetzt diese fränkischen Sagen den Sieg über jene britischen gewannen, indem die Lanzelote u. A. in diesen Geschmack übergetragen wurden, einen Fortschritt gemacht. Sie empfand, daß es mit den Ideen, auf denen dort das Gewicht lag, nichts sei, wenn sie nicht poetisch verkörpert erschienen. Allein wie wenig dazu Anlage in jenen Romanen war, sahen wir genau; desto mehr aber fanden wir oben, hatte die fränkische Sage von Anfang an die Kunst scharfe Charaktere zu zeichnen, als eine Eigenthümlichkeit voraus; nur Schade, daß ihnen meistens Gemüth und Seele abging, ein Mangel, der selbst in Ariosts Charakteren noch fühlbar ist, und der uns aufmerksam machen kann, wie überlegen von dieser Seite betrachtet die Figuren unseres deutschen Epos sind, wie vielmehr sie die menschliche Natur total darstellen und nicht nach blos einzelnen Seiten. Jetzt nun erhält die romantische Kunst allmählig jenen poetischen Körper, den wir bisher ganz vermißten; Alles wird in den Charakteren fester und in den Begebenheiten mannichfaltiger, besonderer, anschaulicher, im Vortrag Alles lebendiger, natürlicher, wenn auch wieder roher; die Diction fängt an, in der Erzählung gerade zu blühen, wo sie vorher dürre war, und in der Abstraction und Betrachtung dürftig zu werden, wo sie

vorher strotzte, so daß nun selbst die Gebete u. dgl. alles Lyrische verlieren und zu epischen Erzählungen von Christs Martern oder etwas ähnlichem werden. Eine solche Veränderung in der romantischen Erzählung verdient genauer betrachtet zu werden, obzwar diese Werke uns schon in verdorbener Art vorliegen und bei uns höchst eigenthümlich den fortrückenden frühzeitigen Verfall der Romantik erklären helfen, während die französischen Originale ohne Zweifel in einem ganz anderen Lichte erscheinen würden, da selbst noch die französischen und deutschen Volksbücher, die aus diesen Gedichten hervorgegangen sind, sehr charakteristisch von einander verschieden sind. Schon dieser unserer Volksbücher wegen würden wir ferner den Inhalt dieser Dichtungen etwas näher betrachten müssen, denn wir würden den dort herrschenden Ton ohne diese nicht begreifen; und da sie sämmtlich nicht gedruckt sind, so mag dieß ein weiterer Grund für größere Ausführlichkeit sein. Endlich aber zeigen sie, gegen Willehalm gehalten, die sehr eigene Veränderung, die bei aller Aehnlichkeit in der ganzen Haltung, mit diesen Vasallensagen der Zeit und dem Ort nach vorging.

Was in Volksliedern und älteren Gedichten aus der karolingischen Zeit von Brutalität der Großen gegen die Könige war überliefert worden, trat in der feinen Zeit der höfischen Poesie offenbar etwas zurück, wenn es auch nicht ganz verloren ging, wie wir im Willehalm sehen konnten; jetzt aber tritt, als im Laufe der Zeiten Anarchie und Raubsucht, Selbsthülfe und Verwirrung in den Reichen, und besonders in Deutschland wiederkehrten, die alte Rohheit wieder hervor und wird mit neuen Farben aufgefrischt. Jene herkulischen oder simsonartigen Figuren, wie der Waltharius in der Chronika Novalese, erscheinen alle (wie Rennewart) in jenen Zeiten von der Liebe gebändigt; jetzt aber treten die Reinalde wieder heraus in all der plumpen Wildheit, die ihnen früher eigen sein mochte, und streifen die unnatürliche Empfindsamkeit wieder ab; dieß geschieht in der fränkischen und deutschen Sage. Die Gemeinheit, die hier in alle Liebeshändel hereinspielt, oder der Mangel an allen Liebeshändeln, die Charaktere der Frauen, die bis zu den rohesten keifenden Widerbellerinnen herabsinken, die unsauberen Minneregeln, die nun ertheilt werden, und soll ich auch einen schönern Zug hinzusetzen, die Rückkehr zum Vorherrschen der Mutterliebe im Reinald, all dieß

und ähnliches versetzt uns in die Zeiten vor der höfischen Kunst weit und weiter zurück [100]). Grausamkeit, Blutdurst, der barbarischste Stumpfsinn, eine Sympathie zwischen Mensch und Thier oder Held und Waffe, wie sie nur uralten Zeiten des Naturstands eignen, tauchen wieder hervor; Gleichgültigkeit gegen Menschenleben und Fühllosigkeit gegen Marter und Schmerz, wie sie in den galanten Rittern der hohenstaufischen Zeit unmöglich gewesen wäre. Die heilige Scheu vor dem Ritterthume, der hohe Begriff von der hohen Würde dieses Ordens sinkt völlig herunter. Ueberall kehrt man in das volksmäßigere aus dem höfischeren zurück. Der Knappenstand liefert jetzt Lieblingshelden in den Romanen, die nicht selten sehr über die Herren hinwegstrahlen. Der Vortrag wird vollkommen volksmäßig; die Redensarten, die Sprichwörter des Volks finden Eingang, der Witz schlägt schon ganz in den Ton des Eulenspiegel [101]), der Geschmack am Gräßlichen (wie die Beschreibung des Todes der Rosa im Malagis durch wilde Thiere) verräth das erweiterte und geänderte Publicum, für welches diese Gedichte wieder berechnet waren, und im Malagis erscheint Orlande als Spielmann und führt eine förmliche Bankelsängerszene auf. All dieß Herabsinken der ritterlichen Würde, des feinen Hoftons der Erzählung und Rede, ist aber gleicherweise durch die fortgerückte Zeit wie durch das veränderte Local zu erklären. Sämmtliche genannten Gedichte sind aus dem französischen zuerst ins flandrische übergegangen und von da erst ins Hochdeutsche (alle mit sehr argen Resten des platten Dialekts) übertragen worden, indem die worttreuen Uebersetzer ins Oberdeutsche überall sich auf eine deutsche (flandrische) Quelle beziehen, dazwischen aber die Berufungen ihres niederländischen Originals auf ein wälsches Gedicht

100) Es ist merkwürdig, wie weit die Reminiscenzen an das Aeltere in den Gedichten dieser Zeit geht. Verschwundene epische Verse (jenes beliebte „überlaut und stille,“) vergessene Worte (Sarwat, joch u. a.), verlorene grammatische Eigenheiten (Mensch geschlechtlos, Sonne männlich gebraucht), all das kehrt wieder.

101) Ein Beispiel aus dem Malagis:
Und wie heißent ihr pilgerin? — Nach minem pätten, Frauwe!
und wie heißt der, Gott gebe uch ruwe! — Frauw, als er getaufft was.
und wie was das? bescheid mich bas. — Als der hieß, der ihn hieb.
Sie sprach eya böser diep, nu bin ich des warlich wiß,
daß ir es sint Malagis.

stehen lassen[102]); von dem flandrischen Reinold sind auch Bruchstücke bekannt, und vom Malagis vorgefunden worden[103]). In diesen Gegenden nun haben diese Stoffe der Natur der Bevölkerung nach eine volksthümliche Verbreitung gefunden[104]), hier haben sie den Styl der niedern Kunst angenommen, der sie nachher so sehr befähigte, in Prosa und in Volksbücher überzugehen, hier haben sie die satyrischen Züge gegen das Ritterwesen erhalten, die dann auch in Deutschland, dessen bürgerliche Entwickelung jetzt eifrig beginnt, so viel Beifall fanden, und jene flandrischen Bearbeitungen fallen nothwendig an das Ende des 13. Jahrhund.[105]), wenn auch die oberdeutschen Uebersetzungen aus etwas späterer Zeit sein sollten. Wir treffen also wieder auf dieß bürgerliche Volk in einem anderen Zweige der Romanliteratur, wie es die alte Feierlichkeit und Höhe der Ritterpoesie herabzieht: im Lohengrin behielt der Dichter den Ernst und den Pomp bei, rückte aber die Heldenwelt in die platte Alltäglichkeit herab; im Malagis dagegen wird Begebenheit und Erzählung gleicherweise ins Komische gezogen; Alles fängt an menschlich zu werden; selbst die Wunder, die noch vorkommen, werden von Menschen verrichtet, die ungewöhnliche Kräfte in sich geübt haben; selbst die Feen verdanken ihre wunderbaren Eigenschaften nur menschlichem Fleiße und Studium; die Zwerge sind nur kleine geschickte Menschen, keine besondere Gattung von Wesen; und es scheint als ob sich schon hier das Wunder wieder aus der menschlichen Gesellschaft

102) Vgl. im Reinald f. 46. „Die welschen sagent das fur ware" und f. 93. „Das saget uns die històry wol, fur ware in dutscher zale." und im Malagis beruft man sich gleichfalls auf wälsche Quelle neben folgendem charakteristischen Schlusse:

Nu thu ich uch bekant, als ich diß buch in flemsch fant
da must es mir gefallen, und das man davon wüste zu kallen
in dißer oberlendschen grammyz, hab ich do rechter gauckelwiz
gebracht willilich darin, damit das auch der synn
uns groben Conzen wurde wise; Lob hab ymmer Gott im paradise.

103) In den Bonner Bruchst. des Otfried von Hoffmann. Vgl. Fundgruben 1,207. Note.

104) Malagis f. 16.

Diß ist das kint, das sieder bant den siant von von der bitteren hellen,
da die menige in dutsch von zellen und dem man git so großen priß,
in dutsch heyßt man yn Malagiß.

105) Im Malag. f. 221 ist eine deutliche Beziehung auf Pabst Bonif. VIII.

weg in die Thierwelt herab und in die Geisterwelt hinauf hätte begeben wollen. Vielfach werden wir in Gesinnung, Rede und Form an den Reinhart Fuchs erinnert, ja man kann mit Recht darauf aufmerksam machen, wie sogar der ganze Geist dieser Dichtungen entsprechend ist, wie das Anarchische, das Thierische und Rohe, das Empfindungslose hier und dort sich sehr ähnlich sieht, wie die Hof- und Reichszustände dort und hier von einander entlehnt, wie sogar solche beliebte Szenen, wie die Rettungen vom Galgen weg und die Belagerungen und Verspottungen der Belagerer, entlehnt scheinen; und endlich ist im Malagis sehr deutlich und mit ausdrücklichen Worten die Lehre des Reineke gleichsam als der Gedanke des ganzen Gedichtes aufgestellt, daß Behendigkeit vor Stärke gehe und daß die Macht der Weisheit unterliege. Dieß liegt sehr klar in der Gegeneinanderstellung des Malagis und Vivien [106]).

Dieser Gedanke nun ist im Malagis [107]) nicht blos, wie in den britischen Romanen, neben das Gedicht unverbunden hingelegt; sondern er ist poetisch versinnlicht. Das ganze Werk repräsentirt gleichsam den Sieg des Gelehrtenadels über den bewaffneten. Es führt ganz eigentlich die Geschichte unserer Poesie noch eine Stufe weiter, als der Titurel. Dort war der dichtende Gelehrte gleichsam der Held, hier ist der Held ein Gelehrter, ein Nigromant; dort lag die Gelehrsamkeit als Eigenthum des Dichters außerhalb der Handlungen im Gedichte, hier gestaltet sie die Handlungen und erscheint nur verkörpert in dem Helden. In dem folgenden Auszuge hebe ich, wie überall, das Cha-

106) Vivien beschwert sich über des Malagis Zaubereien (f. 277.), und meint, es sei dieß Gott geschmäht und ein Schimpf für Ritter. Malagis aber preist Witz und Weisheit vor Kraft. Er nennt dabei seinen Bruder geradezu einen Esel und beweist ihm das mit dem bekannten Kunststück der Sofisten: Ob er nicht ein Mensch sei, der von Gott Weisheit und Kunst empfangen? ob er nicht Gott dafür preisen solle den ganzen Tag? ob er dieß thue? Nein. Mit diesem Nein fange er sich; die Vögel dankten Gott den ganzen Tag für mindere Wohlthaten; ob das nicht von ihm also Eselei sei?

Vivian sprach: das ist war, und wol bewert by guten reden klar.
Bruder ich prise wicz vor macht, und thun alles das ir habt gedacht,
Esel han ich mich gebrübt, des ich sere bin betrübt.

107) Cod. Pal. N. 345.

rakteristische des Gedichtes hervor; die Verschlingung der Abentheuer habe ich etwas ermäßigt, um das Beschwerliche zu vermeiden, ohne das Bezeichnende zu versäumen.

Bueno von Egermont vermählt sich mit Druwane, der Schwester des Grafen von Montpellier. Am Hochzeittage geht sie im Geleite von Armen, Krüppeln und Bettlern zur Kirche, in Folge eines Gelübdes, das sie in der Zeit ihrer ersten Liebe zu Bueno gethan hatte; es geschehen Wunder, eine Stimme verkündet ihr den Lohn ihrer Tugend in ihrer Nachkommenschaft, eine Hand segnet sie, die Kranken werden gesund, die Glocken läuten von selbst, die zuvor ekeln Bettlerleiber verklären sich. Einst auf einem Turniere, wo sich die schwangere Druwane mit befand, brachen Sarazenen unter dem Grafen von Palermo, dessen Tochter Rosa gefangen an Bueno's Hof war, ins Land, im Tumulte des Ueberfalls gebiert Druwane Zwillingsknaben; sie selbst wird kaum von ihrem Gatten gerettet; der eine ihrer Söhne war von ihrer Schwester Ylsane in Obhut genommen, diese aber mit ihm gefangen worden; mit dem anderen, der mit einem wunderkräftigen Ringe im Ohre bezeichnet war, war Rosa in den Wald geflohen. Ylsane ward das Weib des Königs von Mayorca, der von ihr erhaltene Knabe aber ward an den Heidenkönig Yvorin von Montbrant verkauft; dieß ward Vivien, Haimons Vater. Rosa aber ward im Wald von Löwen zerrissen, das von ihr geflüchtete Kind aber kraft des Ringes erhalten und von der zauberkundigen Oriande gefunden und erzogen. Dieß ist Malagis.

Hier haben wir denn eine britische Verwaisungsgeschichte, aber gleich weit thatsächlicher; es folgen die gewöhnlichen Erziehungsgeschichten, aber gleich ganz eigenthümlich nach dem geänderten Geschmacke zugerichtet. Malagis wuchs bei Oriande auf und galt als Sohn ihres Brudes, des Nigromanten Baudri. Zufällig geräth der Junge an seines Pflegevaters Bücher, und wird von Oriande in der geheimen Kunst so geschickt unterrichtet, daß er schon nach zwei Jahren den Baudri überflügelt, und dieß beweist er zuerst, als jener bei einem Mahle Hasen und Kaninchen auf den Tisch bringt, die Malagis von zwei Windspielen hetzen und tödten läßt. (Dergleichen jetzt so beliebte Szenen erinnern an das Gastmahl, das Albert der Große dem König Wilhelm 1254 in Kölln gab und bei dem er seine magische Kunst gezeigt haben

soll.) Gleich bei dieser Gelegenheit nun macht Oriande ihrem Bruder grobe Vorwürfe, das Kind sei geschickt wie ein Wiesel, er aber dumm wie ein Esel, an dem man es oft sehe, daß er jung mit seinen Sprüngen die Leute belustige und dann stets fauler werde (dergleichen pflegt dann hier sehr ins natürliche ausgemalt zu werden); und zugleich veranlaßt es, daß sie dem Knaben seine wahre Herkunft sagt. Gleich bei demselben Mahle beginnt das Spiel wieder; Baudri läßt einen Kapaun vor Malagis lebendig werden, aber dieser zwingt ihn nieder, stellt ihn als Braten her und läßt siegreich ein gebratenes Huhn vor Baudri auffliegen. Wieder fährt Oriande ihren Bruder an: wäret ihr weise, Herr Affenschwanz, ihr bekenntet eure Eselei. Wirklich erkennt Baudri den Jungen als seinen Meister, doch zieht sich dieser bescheiden zurück und nennt den Baudri seinen Herrn. Das widerräth ihm Oriande; er solle sich ins Galgens Namen nicht wegwerfen, sie sei ins Teufels Ehre Frau im Lande, und Er sei Herr. In dieser Art begegnet auch später Oriande ihrem Bruder jedesmal, so oft er den Mund öffnet, spart kein Schimpfwort der gemeinsten Art, noch die schmutzigsten Zoten und Unflätigkeiten. In diesem Tone geht nachher sein Ritterschlag vor sich; Oriande schlägt ihn zum Ritter, indeß nur selten sonst Frauen in Romanen Ritter schlagen und schwerlich je in der Wirklichkeit; sie giebt ihm dabei einen Schlag auf den Nacken, daß ihm Hören und Sehen vergeht, und unter dem Lachen der Anwesenden gesteht er, Gott solle es wissen, der Schlag sei ihm ins Herz geschrieben, er werde ihn nie vergessen. Nachher reisen beide Zauberkünstler nach Paris zu dem großen Meister Yvert, Malagis Ohm. Mit Hülfe des trefflichsten Buches dieses Meisters bringt es Malagis dahin, daß er alle Teufel der Hölle, selbst den Beelzebock, den seit Salomon Niemand bändigte, bezwingt. Unter den Meistern in Paris erregt Malagis das höchste Aufsehen, selbst König Karl will Proben seiner Kunst sehen, nimmt es aber nachher übel und läßt Malagis festsetzen. In Gestalt eines teuflischen Gespenstes bewegt er den König, ihn frei zu lassen; dann, aus dem Lande verbannt, schafft er eine Insel auf der Seine und trotzt dem König, den er Graubart und Erznarr schimpft, er gebe nicht eine Schlehe um sein Gebot; als Engel erscheint er dem König auch von da und verirt ihn, und fährt

später mit Yvert nach Baudris Heimat. Wie hier dem Christlichen und Ritterlichen arg mitgespielt wird, sieht man sogleich. Wie gleichgültig die Ritterthaten dem Dichter sind, sieht man an der Vorliebe und großen Freude, mit der die Zauberspäße des Helden ausgeführt werden, der zwar selbst seine Unkunde in der Astrologie bekennt, aber doch recht gut jene bekannte Sprache dieser Künste führt, die stets mit tiefen und hohen Worten um sich fährt, immer nach etwas klingt, ohne etwas zu sagen, immer etwas zu wissen scheint, ohne nur etwas zu ahnen; und die etwas erklären will, indem sie alles umnebelt.

Unterdessen wächst Vivien bei König Yvorin von Montbraut, erzogen von dessen Tochter Beaflur, heidnisch auf, und es entspinnt sich nachher (wie auch zwischen Oriande und Malagis) trotz des ungleichen Alters ein Liebesverhältniß. Ein Sultan von Persien verlangt Beaflur mit Heeresmacht zum Weibe, oder einen Wettkampf zwischen einem ihrer Ritter und seinem Riesen Brayfin. Als Vivien auszieht gegen diesen, erscheint ihm ein Engel und Christus selbst belehrt ihn über Gott und seine Eltern. Nach erlangtem Siege wird Beaflur heimlich sein Weib, ihr Vater aber, dem dieß verrathen wird, sendet ihn mit einem Uriasbriefe an den Grafen von Palermo, der ihn als den Sohn seines Feindes von Egermont in den Kerker wirft. Von da aber befreit er sich auf eine kühne, abentheuerliche und auch fast zauberhafte Art, und stößt dann auf einen Kriegszug des Königs Anthenor von Hispanien, der auszieht um Orianden zu rauben; Vivien nimmt Dienst bei ihm und gilt als des Heiden Yvorin Sohn. So landen sie vor Baudris Burg Roseflur, wo gerade Malagis abwesend ist, um das Roß Bayard zu gewinnen, und wo in seiner Abwesenheit Yvert von Vivien gefangen, Baudri verwundet und die Burg hart bedrängt ward.

Das berühmte Roß Bayard lag im Vulcan, von Sathans Bruder bewacht, von Schlangen gefüttert, mit mehr als menschlichem Verstande, aber nicht mit Sprache begabt, von übernatürlicher Größe und Kraft. Malagis hatte es mit ungeheuren Kämpfen erst einem Drachen abzugewinnen, dann kostete es die größte Beschwer, das angekettete Roß selbst zu bändigen, bis es endlich Friede machte, Thränen in den Augen zeigte und sich ergab. Der kleine flinke Diener der Oriande, Spiet, war dem

Malagis bei diesen Kämpfen behülflich gewesen, er war nachher mit der Bothschaft des Siegs zu Oriande gelaufen, sah wie sich dort in Roseflur indeß die Sachen verändert hatten, und rannte mit dieser neuen Nachricht sogleich zu Malagis zurück, den er über Bayards Kopf herabgefallen findet, weil gleich der erste Satz des Rosses 40 Fuß weit war. Alles dieß ist mit einer großen Anschaulichkeit und mit einem Detail der Begebenheiten und kleinern Vorfälle erzählt, wie es nie in den britischen Romanen vorkommt. Malagis läßt nun den Bayard in Spiets Hut, der zwar bei dem Thiere nicht in großer Gunst steht, weil er dem Malagis abgerathen hatte, ihm vielen Wein zu geben; er selbst geht als kranker Bettler zu dem Belagerer Anthenor und heißt ihn abziehen im Namen Gottes, dessen Bote er sei, und Yvert freilassen. Anthenor läßt ihn mit Yvert an einen Pfahl binden, dort aber macht Malagis sich und Yvert los, senkt den König in einen Schlaf, bindet ihn nackt an ihre Stelle, setzt ihm einen Filzhut auf, giebt ihm eine Kerze in die Hand und läßt dann den nackten Chor seiner Ritter um ihn herum einen Tanz aufführen. Nach andern Vexationen der Belagerer und Kämpfen mit ihnen soll es zum entscheidenden Kampfe zwischen den Brüdern Vivien und Malagis kommen, allein Bayard bewegt sich nicht, denn er kennt den Vivien und kniet vor ihm nieder; Malagis kämpft mit einem andern Rosse, beide Brüder sind sich gleich an Kraft und erkennen sich zuletzt. Bis hierhin haben wir so ziemlich die neuen Situationen in diesem Werke alle kennen gelernt; von jetzt an krankt es an der ähnlichen Dürftigkeit der britischen Romane, es wiederholt sich selbst ohne Aufhören, und es ist z. B. im Reinald das Wiederholen ganzer Stellen mit denselben Worten bis auf fünf Male getrieben. Gleich hier werden dem Vivien von Malagis die alten Zauberspäße bei Tische vorgemacht; gleich nachher wiederholt sich der Kampf beider in dem des Anthenor und Malagis.

Von Roseflur geht jetzt die Szene zu einer anderen Belagerung, zu der von Egermont. Dort nämlich war Viviens Weib Beaflur, dem weggesandten Gatten nachfolgend, hingelangt, war dort mit einem Knaben (Hajmon) niedergekommen, und ward jetzt von ihrem Vater Yvorin dort gesucht. In der Burg aber ist Niemand als ihre Schwiegermutter Drumane; Bueno, ihr Gatte

war nach Montpellier gegangen, um dort seinem Schwager beizustehen, der von König Karl ins 11te Jahr belagert ward, wo wir denn eine dritte Belagerung in Aussicht haben. Der kleine Spiet (die Krot heißt er immer) sollte nach Egermont die Ankunft der beiden wiedergefundenen Söhne der verwaisten Druwane ansagen, und findet genau wie früher, als er vom Vulcan nach Roseflur ging, die Belagerer, macht sich mit seiner Gabe sich unsichtbar zu machen über diese lustig, genau wie schon damals, und eilt zurück, um die Lage von Egermont den Helden anzusagen. Unterwegs aber findet er in dem Feenschlosse seiner Mutter einen unverschenen und unverschuldeten Aufenthalt, und so kommt es, daß Boten aus dem bedrängten Montpellier (wo auch Bueno selbst von Karl war gefangen worden) die Brüder bestimmen, dorthin ihre Hülfe zu wenden, ehe sie nach Egermont gingen. Sie werfen sich nach Montpellier, Malagis wirft den Roland, und den König, den Bayard wie eine Fischschuppe schüttelt, worüber sich nachher Roland lustig macht; bei einem Ausfalle nachher wiederholen sich diese Unfälle. Nachts einmal kommt Malagis mit Vivien ins Lager, sie tragen den schlaftrunkenen Roland und Karl fort, Vivien so mit Lachen, daß er erst den Roland und dann den König hinfallen läßt, so daß der stets ernste und pathetische Zauberer fürchtet, er werde ihnen die Hälse brechen. All das, was hier nun geschehen ist, träumt dem König, und erwacht erzählt er die ganze Geschichte noch einmal her, und solche ganz plumpe Wiederholungen, namentlich beim Werben von Bothschaften, kommen jetzt sehr häufig nicht allein in diesem, sondern auch in andern Gedichten, und machen durch ihre Weitschweifigkeit Langeweile, so gute epische Wirkung sie machen könnten bei wohlthätiger Kürze. Der gefangene König will nichts von Friede hören, und droht noch dazu; Malagis sagt ihm, er thue wie ein Hund, der bellt und nicht beißen kann; und Vivien, er solle seine Lunge schonen, er rede wie ein geborener Geck, nicht einen Hellerweck gebe er um ihn. Es folgt eine Episode, wo Malagis und der lachlustige Vivien nach Paris gehen und der Königin ähnliche Possen spielen, wie sie schon dagewesen waren. In Montpellier wird aber hernach Friede gemacht, so daß Malagis davon mit seinem eigenen Willen ausgeschlossen bleibt.

Jetzt kehren wir zur Belagerung von Egermont zurück. Der

junge Haimon hatte dort einen glücklichen Kampf mit einem Riesen aus dem Belagerungsheer bestanden, der ganz in dem alten spaßhaften und riesigen Geschmacke gehalten ist. Trotz seines Sieges aber will ihm Yvorin die Bedingungen nicht halten, sondern ihn fangen lassen; er schlägt sich herum und da gerade kommt Spiet, von der Feenburg seiner Mutter losgekommen, und hilft ihm unsichtbar mit seiner Keule. Haimon aber wird abgeschnitten und gefangen, Spiet gibt ihm seinen unsichtbar machenden Ring, so daß Haimon nach Egermont entkommt, dafür aber wird nun Spiet gefangen und soll gehängt werden. Zu rechter Zeit offenbaren sich nun auch an ihm Zauberkräfte, er löst mit einem der gewöhnlichen Zaubergebete seine Bande und bringt den König Yvorin auf einem Wagen nach Egermont, gerade wie Malagis den Karl nach Montpellier. Zwischen den Gefangenen und denen in Egermont gibts nun ganz jene nämlichen Szenen in Montpellier, Haimon hat Lust, seinem Großvater den Kopf zu spalten, Spiet macht die lustige Person wie dort Malagis. Nur im Fortgang wird Yvorin durch Verrätherei befreit, fängt nun seinerseits seine Gegner und will sie alle hängen lassen. Spiet rettet sich durch seine Künste, Haimon steht schon auf der Leiter des Galgens, da wird er gerettet durch die ankommenden Malagis und Vivien.

Nun hat der Dichter die Freude, Spiet und Malagis ihre Kunst gegen einander spielen zu lassen. Dießmal wird der Witz gröber. Ein Hirsch erscheint, der die Frau in der Gesellschaft bezeichnen soll, die Nachts unerlaubtes Minnespiel treibe, er deutet auf eine alte Amme von 80 Jahren; so bezeichnet er noch an einem Pfaffen eine Eigenschaft, welche die sittliche Censur heutzutage zu drucken verbietet, und mehreres der Art folgt. Spiet zeigt sich dabei eigentlich als der Ueberlegne, als der zum Lieblingshelden Gewordene.

Jetzt geht die Geschichte noch auf Druwanens Schwester Ylsane über. Ihr Gatte, der König von Mayorca, mishandelt sie, weil sie Christin bleibt. Ein Heereszug geht also auf die Kunde davon hin. Auf dem Weg tödtet Spiet seinen Vater, ohne Gewissen, weil er ein Heide ist, und besiegt einen Oheim. Die Manieren sind dabei gut morolfisch oder eulenspiegelisch. Wieder macht dann Haimon und Spiet eine Pilgrimexpedition, ähnlich

der früheren des Malagis und Vivien nach Paris. Der Heidenkönig wird übrigens erschlagen und Ylsane Spiets Frau, der aber bald nachher stirbt von Bayards Huf beim Wettlauf mit ihm getroffen; Vivien aber bleibt in einer Seeschlacht und Beaflur stirbt über seiner Leiche. Später wird auch noch der Friede zwischen Malagis und Karl hergestellt; „es waren aber Wolfshaare darin.“ Hier reiht sich das Gedicht an die Haimonskinder oder Reinald von Montalban an.

Noch ehe ich aber zu diesem übergehe, schiebe ich wenige Worte über Salomon und Morolf[108]) ein, auf dessen beide Theile ich nun schon häufig zu reden kam, weil auch sie in sich so mancherlei Bestandtheile vereinigt haben, daß dieß Werk neben Lohengrin, Wolfdietrich u. A. unstreitig am besten beweist, wie in diesen Zeiten, in welche es seiner jetzigen Gestalt nach gehört, sich die Sagenelemente aus allen Nationen und Welttheilen in der verschiedensten Weise durchdringen. Im Lohengrin standen Manieren und Stoffe roh nebeneinander, hier ist Alles ins Unkenntliche verflossen. Wir hörten schon oben, daß man bald den orientalischen, bald den deutschen Ursprung des Romans von Morolf vertheidigt; wir sahen ferner schon bei Rother, wie das Deutsche sich äußerlich und innerlich an das Französische lehnte; bei allen diesen Romanen, von denen ich hier rede, ist in diesen in den Niederlanden zugerichteten Stücken beides, der französische und deutsche Ton und Geist ganz verschmolzen und wie auf der Einen Seite sich Malagis, wie der Auszug gezeigt haben wird, aufs vielfachste mit britischen Elementen mischt und sich ganz einfach an die walisischen Romane lehnt, so erinnert dagegen er und Reinald wieder ebenso gut bald an die Roheit der Manier in dem deutschen Sagenkreise, bald an die Abentheuer im Wolfdietrich, und in den Namen, wie Hayme (für Haimon) im Reinald und Suters im Ogier, ist überall Verbindung gesucht; der Roman von Salomon und Morolf aber, der auf der bereits besprochenen Contradiction emporgewachsen ist, erinnert an all

108) In der Sammlung von van der Hagen und Büsching. Das Gedicht weist schon auf eine ältere deutsche Quelle. Vgl. über das Gedicht die Herausgeber; Grimm in den Heidelb. Jahrb. 1809 und Eschenburg in Bragur III.

das auf einmal. Die Bibel lieferte mit dem Local und den Personen auch hier und da die Darstellungsart; der spätere Orient und der griechische Roman möchte einzelne Züge hinzugefügt haben; die Zeiten der rohsten Volkspoesie in Deutschland geben das Derbe und Schmutzige; die Zeiten der Vasallenanarchie das Brutale und Grausame; die Zeiten der Gelehrsamkeit und Zauberkunst bilden die überlegene Figur des Morolf aus. Mit keinem Gedichte hat dieses Werk in seiner Szenerie mehr Aehnlichkeit, als mit Malagis. Das Ganze dreht sich um wiederholten Weiberraub, hier wie dort. Die Rolle des Morolf hat mit der des Spiet alle Aehnlichkeit, oder wenn man will mit der des Malagis. Verkleidungen, Entdeckungen, Entwischungen, Verationen durch Zauberei, die nur hier nicht in unmittelbaren Teufelskünsten sondern noch in Zaubertränken und Zauberringen ruht, Gefährdungen und unverhoffte Rettungen, Täuschungen, ekle Entstellungen in Kranke, und endlich die rohe Wiederholung der Geschichte des Pharao in der des Princian, Alles erinnert in diesem Gedichte an jenes. Nur ist das Zotige und Schmutzige ärger, das Volksmäßige in der Darstellung und Einkleidung [109]) hervortretender, die Entfernung vom Ritterlichen ganz entschieden, und dabei wie in allen Werken des niederländischen Geschmacks das Christliche und Religiöse verspottet und verhöhnt [110]).

Wie Salomon und Morolf, so ist auch namentlich Reinold oder die Haimonskinder [111]) bei uns eines der beliebtesten Volksbücher geworden. Ich lasse hier sogleich einen gedrängten Auszug aus dem Gedichte folgen, wo ich nur das Charakteristische hervorhebe, das ich hier in dem Blutigen und aller zärteren Empfindung Entblößten, besonders im Charakter des Rei-

---

109) Der Dichter, als Leser gedacht, unterbricht oft seine Erzählung, und fordert einen Trunk.

110) V. 3103. Wir sindt den Heiden worden bekant,
Wir handt sie die cristenheit erkennen gekeret,
die köpffe hant wir yn zu den ersen gekeret,
wir hant sy gedöifft in irem blut,
wir hant sy gesirmet, das es ir keime we dut,
wir hant sy gemartelt und zu heiligen gemacht,
das möchte kein bischof so balde han erdacht.

111) Codd. Pall. 399 und 340.

nold finde, der uns ganz wieder, neben Ysan in der deutschen Sage, auf die älteren Zeiten zurückführt, wo der Minnedienst das Ritterthum noch nicht geheiligt und geläutert hatte, sondern wo Buße und Marter dem sündhaften Gewaltleben ein Ende machen. Ich übergehe jede andere Beziehung; in dem romantischen Epos würde Reinold mit Malagis, Mabrian und der Eroberung von Trapezunt zeigen [112]), wie diese Romane überall rhapsodisch nach Verbindung strebten, allein für Deutschland hatte dieß jetzt keine Bedeutung mehr; hier im Gegentheil löst sich das Epos stets mehr in seine ursprünglichen Bestandtheile rückschreitend auf, während es im südwestlichen Europa in einer neuen Periode noch einmal in ungeheuren Massen nach encyclischer Zusammenfassung fortschreitend rang. Was aber die historische Anlehnung in diesem Namen und in Ogier angeht, so verweise ich auf die Legende und andere Nachweisungen [113]), weil dieß jetzt vollends kein Interesse mehr für uns hat, wo wir das Local und die Zeit der Behandlung so bedeutungsvoll sehen, daß auf den Stoff kaum mehr etwas ankommt; auch dünkt es mir so thöricht, in den alten Volksliedern von Ogier den Stoff zu dem Romane dieser Zeit zu suchen, wie wenn man in denen von Vidicula die Thaten des Wittich in der Wilkinasage vermuthen wollte.

Auf einem Hoftage König Karls begehrt Hug von Dordona Lehen für seine Verwandten, Haimon, Emerich u. A. — Karl weigert sie, und auf Hugs Fluch schlägt er ihm ohne Weiteres den Kopf ab. Haimon erhebt darum Krieg und Raub im Lande, mit Goldgeräth der Kirchen beschuht er seiner Leute Pferde. Er erzwingt so einen für Karl beschimpfenden Frieden und erhält dessen Schwester Aya zum Weibe. Auf der Hochzeit bittet er Karl, mit ihm zu fahren, und da dieser es abschlägt, erzürnt sich Haimon so, daß er schwört, alle Verwandten Karls zu verfolgen und zu erschlagen. Aya glaubt daher ihre eigenen Söhne, deren sie ihm mit der Zeit vier (Adelhart, Ritsart, Writsart und Rei-

112) Schmidt, in den Wiener Jahrb. Bd. 31. p. 116.

113) Vergl. den eben citirten Aufsatz von Schmidt; wegen Reinold die Acta Sctt. unter dem 7. Januar. Die Bruchstücke, die Bekker in der Ausg. des Fierabras aus quatre fils Aymon Cod. Pal. 7182 mitgetheilt hat, zeigen, daß dieß nicht das Original des niederländischen Bearbeiters ist.

nold, den letzten mit aufgebundenem Helm) gebiert, vor ihm verbergen zu müssen. Als einst Friedensboten von Karl kommen, und ihnen Aya den Wein des Willkommens schenkt, gibt ihr Haimon einen Schlag, bereut es aber, da ihn ihre sanfte Geduld rührt, und klagt, daß er mit ihr in 30 Jahren keine Kinder bekommen. Sie führt ihm dann seine vier Söhne vor. Als Haimon zum erstenmale am Hofe mit ihnen erscheint, spielt Reinold die Rolle des Rennewart; Köche und Truchsesse, die ihn nicht wohl bedienen, fahren übel an, er nimmt die Schüsseln aus der Küche, die man ihm weigert, er jagt die Gäste aus den Betten, die man ihm entzieht. Als er dann Karls Sohn Ludwig, der sich gleich Anfangs gehässig gegen Haimons Söhne benommen, im Steinwurfe besiegt, so verwickelt dieser, auf Ganelons Rath, den Adelhart in ein Schachspiel um den Preis des Lebens, verliert aber und schlägt im Zorn seinen Gegner blutig. Reinold trifft seinen verwundeten Bruder und fragt ihn, was ihm fehle; Adelhart belügt ihn zweimal, allein Reinold droht und ist auch wirklich drauf und dran, ihn zu erschlagen, wenn er ihm nicht die Wahrheit sage. Reinold schlägt darauf dem Ludwig das Haupt ab und wirft es an die Wand, daß Hirn und Blut den König bespritzt. Hierauf entspinnt sich ein Gefecht, aus dem kaum die vier Brüder auf dem Bayard entkommen, Haimon wird gefangen, soll erst mit Aya getödtet werden und schwört nachher gezwungen, seine eigenen verbannten Söhne verfolgen zu helfen. Nach einigen Abentheuern in der Fremde wollen die Brüder ihre Mutter wiedersehen; sie kommen als Pilger auf die väterliche Burg, die Mutter macht Reinold trunken und schlafend, sie küßt ihn so heftig, daß beide aus Mund und Nase bluten. An dieser Stelle ist auch in der Darstellung ganz klar, wie ältere geschlossenere Gedichte hier vorliegen und gleichsam sich auflösen und zerfallen. In beiden Handschriften ist die Szene gleich; sie ist voller Sprünge und Lücken, die Mutter hat offenbar die Söhne erkannt, allein es steht nichts davon da, man hört von keinem Wiedersehen. Ein Späher sagt dem alten Haimon, daß seine Söhne da seien und muthet ihm an, sie seinem Schwure gemäß zu fangen; Haimon erschlägt den Bothschafter, will aber dennoch sie fangen zu lassen, die Brüder aber vertheidigen sich und Reinold wollte erst seinen Vater erschlagen, dann aber begnügt er

sich, ihm Hände, Nase und Mund abzuschneiden und ihn so dem Karl zum Geschenk zu schicken! Welcher barbarische Stumpfsinn! Karl belagert darauf die Brüder, Reinold flieht, die drei anderen werden festgenommen, zur Häufung alles Unglücks wird auch noch Bayard gefangen. Allein jetzt trifft Reinold auf Malagis und mit seiner Zauberhülfe gewinnt er sein Roß wieder. Die drei Brüder sollen gehängt werden, es erhebt sich aber darüber Zwiespalt am Hofe. Turpin redet dawider, der König hebt die Hand gegen ihn, Turpin greift ihn an der Kehle, andere stoßen ihn. Nur Ein Franke von Paris ist auf Karls Seite, dem schlägt Ogier den Kopf ab. Man sieht, Alles aufgetragen und gräßlich, wie in den Wachstuchbildern und Erzählungen der Bänkelsänger; nur Wildheit, nur Blut und Köpfe. Die Befreiung der Brüder durch Malagis, die ähnliche Rettung des Ritsart vom Tode am Galgen, und Anderes, was dazwischen liegt, übergehe ich der großen Aehnlichkeit mit Malagis wegen. Es folgt zuletzt die Belagerung von Montalban, und der endliche Friede gegen die Uebergabe des gefährlichen Bayard. Der König läßt ihn mit einem Mühlsteine ersäufen, allein Bayard schlägt ihn entzwei. Reinold fällt in Ohnmacht, dennoch muß er sein treues Roß wieder fangen. Der Versuch mißglückt zum zweitenmale, Reinold fängt es wieder und soll jetzt nicht zusehen, denn von seinem Anblicke bekam das Roß Kraft und Muth. Er versprichts, geht in den Wald und wirft sich schreiend zur Erde. Das sieht Bayard, und noch einmal hebt er sein belastetes Haupt mit großer Kraft aus dem Flusse, schrie nach seinem Herrn und sah ihn nachher nicht mehr. Wie auch nachher Claradis um das gute Roß jammert, ist selbst in der elenden Darstellung ergreifend. Reinold verschwört nun Rosse und Sporen und wird Eremit; er verrichtet dann mit Malagis im Oriente noch große Thaten, kehrt zurück und peinigt sich als Lastträger. Von seinen Gesellen wird er St. Peters Werkmann genannt. Aus Neid aber bringen ihn nachher einige derselben ums Leben.

Von den beiden Gedichten von Ogier[114]) will ich schweigen. Sie bezeichnen schon den äußersten Verfall, wo in der frostigsten Reimerei die elendesten Abentheuer in der ungeschicktesten Verbin-

114) Cod. Pal. 363., der erste Theil von f. 1—80.

dung aufs langweiligste hergezählt werden. Das eine kürzere, welches Ogiers Jugendgeschichte enthält, bezieht sich schon auf anderes[115]), und wieder das zweite längere auf diese Jugendgeschichte, und zwar so, als ob sie mehrfach im niederländischen behandelt wäre, so daß man wohl sieht, dieser Held war auch in jenen Gegenden eine Lieblingsfigur, und als solche ist er vielfach behandelt und in fremde Stoffe eingetragen worden.

6. Deutscher Sagenkreis[116]).

Im britischen Kreise haben wir also eine gewisse encyclische Vollendung beobachtet, von der auch Spuren nach Deutschland herüberkamen; im Fränkischen sahen wir jetzt die Gedichte des 13. Jahrhunderts entschiedener nach einer solchen hinarbeiten; im Deutschen dagegen löst sich Alles auf; und in seiner Auflösung verläßt auch er theilweise gleichsam sein Vaterland, wie jene anderen Kreise in ihrer letzten Ausbildung. Im britischen Kreise interessirte uns die Form vor allen, weil er seine Form auch den fremden Sagen, sogar dem Ariost mittheilte. Im fränkischen interessirte uns vorzüglich der Stoff, weil er sich hier am reichsten gestaltete, aufnehmend anwuchs, mischte, änderte, verschob und aus kolossalen Massen zuletzt das Anziehende und Gefällige festhielt. Im deutschen Kreise interessirt uns hinfort weder die Form, die hier vergleichsweise trotz der großen Einwirkung von außen mit sonderbarem Eigensinn sich in ihrer Dürftigkeit behauptete, noch auch der Stoff, der, soviel er eigenthümlich ist, höchst arm, sonst aber überall entlehnt und keineswegs mit der Geschicklichkeit, wie in den fränkischen Romanen entlehnt erscheint, sondern hier ist im Ausgang wie im Anfang die geschichtliche Entwicke-

---

115) F. 1. Minstrele singen in iren gesang
wie Baldewin sin kint wart erslagen —
dise hystorie können wol minstrele in tutscher zale,
me sie wissent nit davon, wie er broyfort gewan, (sein Roß)
und cortynen das gut schwert, das mag er hören wer es begert,
uß dem welsch von wort zu wort, nit gemüscht als ich es hort.

116) Ich kenne aus diesem Sagenkreise den Orendel nicht. Uebrigens hat das Gedicht, so weit ich weiß, weder einen bedeutenden Werth, noch eine Beziehung zu der deutschen Sage.

lung des Epos das, was am meisten fesselt und lehrreich ist. Die fremden Kreise verfielen, indem sie ins verfeinertste überbildet, ins riesenmäßigste erweitert und in Prosa aufgelöst wurden, der deutsche, indem er nach einer mäßigen Ausbildung in Rohheit zurückfiel, stufenmäßig verkürzt ward, die poetische Form bis ins Volkslied und Drama behauptete, und in prosaischer Gestalt fast nur auszüglich, und selbst da nur in der fremden Wilkinasage, auftritt. Den fremden Kreisen konnten wir demnach in ihrer Entwickelung nicht ausführlich folgen: der Anfang des britischen berührte die deutsche Dichtung noch nicht, das Ende des fränkischen nicht mehr. Dem Deutschen allein folgen wir vom Anfang bis zum Ausgang. Wir finden ihn dabei überall von den fremden Dichtungen gedrängt, angegriffen, überschwemmt, entstellt oder in Schatten gerückt, nur in zwei großen Werken so eigenthümlich vorragend vor jenen, daß man eine Ueberlegenheit ahnt, die doch nicht gesiegt hat, einen Vorzug, der doch im Nachtheil erscheint. Dieß liegt darin, daß man in Deutschland eine volksmäßig fortgebildete schlichte Sage von größerem Alter plastisch und streng episch darstellen wollte in naturgemäßer Entwickelung, während ganz Europa neuere Thaten der Gegenwart anfing poetisch zu behandeln, die Zustände derselben in alte Sagen zu übertragen, ihre Ideen mit ganz fremden und widersprechenden Handlungsweisen zu mischen, wodurch man sich bald darauf hingewiesen sah, auf Zusammenraffung des Mannichfaltigsten, Heterogensten, Fernsten und Nächsten, Uebersinnlichsten und Materiellsten, Verstandenen und Unverstandenen zu denken. Diesem Geiste des Romantischen widerstrebte das deutsche Epos in seiner Einfachheit nicht ganz mit Erfolg, aber doch so, daß es ehrenvoll aus dem ungleichen Kampfe schied. Im Rother und Biterolf sahen wir bereits die fremden Einflüsse siegreich herrschen; in den Nibelungen und Gudrun, zur Zeit, als dichterische Einsicht mit einem gewissen Bewußtsein die Sagen kritisch verglich, stellte man die alte Reinheit bis auf einen gewissen Grad wieder her; jetzt aber, seit der Mitte des 13. Jahrhunders dringt das Ausländische wieder gewaltig herein und würde das Alte, Aechte und Volksthümliche in unserem Sagenkreise ganz vertilgt haben, wäre nicht eines mit dem anderen zu Grunde gegangen.

Wie unselbstständig die deutsche Sage neben der fremden in

diesen Zeiten erscheint, läßt sich an der ganzen Reihe von Dichtungen sehr leicht zeigen, die uns übrig sind. Wir folgen dem Geiste, den wir in den beiden vorherbesprochenen Kreisen beobachteten, in einer ähnlichen stumpfern Entwickelung. Ich will dabei nicht strenge Rücksicht auf die äußere Chronologie nehmen, sondern die Gedichte in der Ordnung aufführen, in welcher die Originale entstanden sind, von denen wir zum Theile nur spätere Ueberarbeitungen haben. Das Gedicht von Dietrichs Ahnen und Flucht zu den Hunnen von Heinrich dem Vogler[117]) gehört gleich hierher. Man ist geneigt, es in das vierzehnte Jahrhundert zu setzen; wenn man aber die Darstellung und den Inhalt betrachtet, so gehört es unstreitig in die Zeiten, wo die Krone der Abentheuer oder der Titurel entstand, und auf ein früheres Werk weist es auch überall hin[118]). So ists fast mit allen folgenden Gedichten; ihr Ursprung liegt im 13. Jahrh. dann erscheinen sie im 14.; oder sie entstehen in diesem, so haben wir hauptsächlich die Bearbeitungen des 15. übrig; und genau so sahen wir früher im 13., daß wir überall spätern Recensionen früherer Werke des 12. Jahrhunderts begegneten. Der Dichter von Dietrichs Ahnen ist, wie er noch nach der Art der höfischen Dichter seinen Namen nennt, so auch seiner Manier nach ganz ihnen zugehörig. Er ahmt noch Verse des armen Heinrich nach, er scheint den Gottfried zum Vorbild zu haben, er urtheilt, schiebt sich überall vor, verharrt geschwätzig auf allen Gegenständen der Beschreibung, er blickt auf die Zeit, fährt heftig gegen die illiberalen Fürsten und die öden Höfe los, klagt über Unstete, Unzucht und Schande, nirgends ist der Sinn für Feste, Turnier und Maizeit abgelegt, auch verräth der Dichter seine Kenntniß der höfischen Romane. Sein Werk reiht sich daher dicht an den Biterolf an; sagenmäßige Grundlage ist hier so

117) In der Sammlung von van der Hagen und Primisser. Der Dichter nennt sich V. 7977:

Dise wernde swere
die hat Heinrich der Vogelere
gesprochen und getichtet.

118) V. 1837. Der uns das märe zusammen sloß,
der tut uns an dem puche kundt, daz weder nun noch bei der stundt
nie kein hochzeit so schon wart.

wenig wie dort anzunehmen, auch hat selbst W. Grimm hierin gezweifelt[119]), hat die ungeschickte Genealogie, so wie andere Widersprüche in der Stellung der Helden nachgewiesen, und nur die Helden Dietrichs für eigenmächtige Zusätze zu erklären, will er sich nicht entschließen, da sie auch in andern Gedichten dieser Periode erscheinen. Allein der Ton, den der Dichter im Anfang seiner Erzählung behauptet, so lange sie sich um Dietmars Werbung um König Lademers Tochter Mynne dreht, fällt, sobald er von da weiter schreitet, noch mehr als bei Conrad im trojanischen Kriege. Die Lebhaftigkeit und der Schwung hören im Fortgange auf und sinken in eine lahme, breite, langweilige, dürre Erzählung herunter. Dieß liegt am Stoffe; denn wir werden erst in eine patriarchalische Genealogie der Ahnen Dietrichs geführt, die alle mehrhundertjähriges Alter haben, wie die Graalhüter; und wie nachher Ermenrichs Anschläge gegen Dietrich beginnen, sieht man immer deutlicher, wie der knappere deutsche Styl den ritterlichen, höfischen des Anfangs verdrängt, wie das fremde Gewand abgestreift wird, wie des Dichters Kraft sich verliert. Nun gibt es aber auch im Gedichte weiter nichts mehr als ungeheure Schlachten ohne Detail, wie im Titurel, ohne Thatsachen, ohne Einzelkämpfe, mit einem ungeheuren Schwall unerhörter Namen, mit vielen herzbrechenden Klagen, obgleich der Mord nicht so arg ist; denn da der Dichter wegen anderer Sagen, auf die er mit seiner Erdichtung Rücksicht nimmt, seine Helden, die später noch vorkommen, nicht umbringen darf, so ist in all diesen Schlachten keine Waffe tödtlich, außer die Langeweile für den Leser.

Ganz verwandt ist das strophische Gedicht von der Ravennaschlacht[120]), nur weist es noch etwas näher auf die Manier des Titurel, obwohl in beiden Gedichten, in der Flucht noch entschiedener als hier, der apocalyptische, inbrünstige und schwülstige Ton vermieden ist. Auch dieß Werk ist in der Abfassung, in der wir es besitzen, dem 14. Jahrhundert angehörig, weist aber ebenfalls auf eine ältere Quelle, und verräth in dem Vortreten des Dichters, in seinen Klagen über die geschwundene Zucht, Milde und Ehre, über das herrschende Laster und die verderbte

119) Deutsche Heldensage S. 185.

120) In der Sammlung von van der Hagen und Primisser.

Jugend das 15. Jahrh. Der Vortrag ist überall bei zwar entsetzlicher Leere und Gewöhnlichkeit prätensiös; der Dichter betrachtet seine Erzählung jeden Augenblick, es ist als ob er die Aufmerksamkeit spornen wollte, er warnt den Leser ausdrücklich, sich nicht von der Langenweile übermannen zu lassen, er zwingt sich zur Bewegung, und wenn er eine neue Wendung, einen neuen Reim oder Gedanken hat, so weiß er damit ganz eigen zu kokettiren, obwohl nicht leicht sonst so viel Gedankenarmuth und so viel Flickereien gefunden werden. Der Inhalt ist so gut wie keiner; eine einzige jener langweiligen Schlachten, die nun so beliebt sind, daß selbst in allegorischen didactischen Gedichten die Schlachtordnungen der Tugenden und Laster ganz in dieser Manier Eingang finden; eine dreimalige Aufzählung einer Masse von Namen, wie in der Flucht; und was den Geschmack des Vortrags dem Titurel wieder nähert, in der Hauptepisode von dem Tode der Söhne Etzels, Ort und Scharpf, ist durchaus auf Rührung hingearbeitet, aber mit jener ungeschickten, häufenden Manier, daß, wie bei dem Unglück des Schionatulander und der Sigune, keinerlei Wirkung statt hat, als Verdruß und Ermattung.

Beachten wir nur, wie merklich verschieden von den karolingischen Romanen sich hier die Masse auflöst und im Fortgang der Zeit von dem Kriege auf die Schlacht, von der Schlacht auf den Zweikampf, von dem Ganzen auf die Episode herabgegangen wird, während in den fremden Kreisen auf Einen Helden, Einen Mittelpunct alles außerhalb Gelegene zusammengehäuft wird. In Einer Linie könnte man daher mit beiden genannten Gedichten Alpharts Tod[121]) sehen, den ich nur aus van der Hagens Modernisirung kenne, obgleich ich nicht weiß, in welcher Zeit dieß ganz bedeutungslose Stück entstanden sein möchte, und obgleich es auch seinem Inhalte nach mit der Flucht und der Rabenschlacht in Widerspruch steht, und in der Form zu der vierzeiligen Strophe des Volksepos zurückkehrt. Doch ist seine Erwähnung an dieser Stelle darum nicht unpassend, weil W. Grimm ganz mit Recht das Gedicht für eine Nachahmung von dem Kampf der Söhne Etzels mit Wittich in der Ravennaschlacht hält[122]).

121) In dem Heldenbuch von van der Hagen.
122) Deutsche Heldensage. S. 355.

Denselben Gegensatz nun, welchen der an Factischem ärmere Titurel gegen die karolingischen Vasallensagen macht, die daran stets wachsen, machen die genannten deutschen Gedichte zu dem Otnit und Wolfdietrich[123]), die auch in sich wieder ähnliche und stärkere Neigung zu Malagis und Reinold oder Ogier haben, wie die Flucht und Rabenschlacht zum Titurel. Daß auch diese Gedichte an dem Ende des 13. Jahrhunderts, also gleichzeitig mit jenen entstanden sind, nimmt W. Grimm an, und läßt sich vielleicht aus dem Wolfdietrich an einer Zeitbestimmung errathen[124]). Deutsches, französisches und britisches mischt sich in diesen Werken ganz in derselben Art, wie in den karolingischen Romanen, nur ist es bemerkenswerth, wie nachgiebig sich in diesen die Form nach dem neuen Inhalte ändert, wie fest und schroff dagegen die deutschen Gedichte trotz der neuen unserm Volksgedichte ganz fremden, wechselnden, rasch vorübergehenden Abentheuer die eintönige, ungelenke vierzeilige Strophe, mit der ganzen Steifheit der alten Manier festhält und sich vergnüglich in einem Kreise von, wenns hoch kommt, vierzig oder funfzig Reimen herumtreibt. Im Otnit ist der Zwerg Alberich diejenige Figur, die unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Man hat seine Aehnlichkeit mit Oberon hervorgehoben; ich will nur seine Bedeutung im Allgemeinen berühren. Riesen und Zwerge sind eine der Eigenthümlichkeiten der deutsch-nordischen Mythe, und sie stehen sich feindlich im Kampf der Gewalt und der Klugheit gegeneinander über. Daß nun im Anfang die Riesen im Vortheile waren, ist die Ansicht der Vorrede des Heldenbuchs[125]), so wie auch in den Nibelungen

123) Der Otnit ist herausgegeben von Mone. Der Anfang des Wolfdietrich neuerlich von Oechsle. Ich benutze die Heidelb. Handschrift N. 365.

124) Wolfdietrich kommt nach Ackers in das deutsche Haus, wo gerade die Brüder 110 Mann verloren hatten. Dieß wäre doch wohl vor dem Verlust von Ptolemais gedichtet und deutete vielleicht auf die Eroberung der Burg Korain im Gebiete von Ptolemais, die den deutschen Rittern gehörte (1271).

125) Ed. Francof. 1590.: „Zum ersten ließ Gott die Zwerglein werden, umb deß willen, daß das Land und Gebürge gar wüst und ungebauwet war, und viel gutes von Silber und Gold, Edelgestein und Berlin in den Bergen war. Darumb machte Gott die Gezwerg gar listig und weise, daß sie bös und gut gar wol erkannten, und worzu alle

noch die Zwerge den Helden dienstbar sind. Aber im Otnit ist Alberich der Schützer und sogar der Vater des Helden; die Geschichte dieser Zeugung scheint der Sage von Alexander und dem Zauberer Nectanebus (so wie auch im Hugdietrich die Geschichte des Achill und der Deidamia) nachgeahmt; und als ein Zauberer wie Spiet im Malagis, oder wie Malagis selbst, als der Helfer und Retter durch Kunst und Geschick, wo Gewalt und Kraft nicht aushilft, erscheint er in dem Gedichte überall. Man sieht also, daß die Ansicht und die Geschichte der ganzen Zeit, wo die gelehrte Ritterschaft die bewaffnete allmählig ausstieht, sich auch in diesen passend hervorgesuchten oder neu erfundenen Stoffen geltend macht. Die Neckereien, die sich Alberich mit Otnit erlaubt, die Hülfe, die er ihm auf seinem Werbungszuge um die Tochter des Königs Nachaol von Jerusalem leistet, die Vexationen des armen Königs, den er unsichtbar mit Ohrfeigen und Raufen mishandelt, sein Erscheinen als Engel und dergleichen mehr sind lauter Züge, die an die Lieblingsszenen der fränkischen Sage erinnern, nur daß die spaßige Manier in der pathetischen Strophe weniger deutlich wird, und Farbe und Lebhaftigkeit in der Zeichnung des Alberich geringer ist, als in der des Spiet. Doch zeichnet sich die Szene, in der Alberich den Otnit hohnneckt und ihm endlich entdeckt, daß er sein Vater ist, gegen das übrige durch Verleugnung des strengen und ernsten Tones aus, der dann im Hug- und Wolfdietrich wieder so vorherrscht, wie etwa im Reinold gegen den Malagis. Im Wolfdietrich ist der Grundzug deutsch, jene Treue der Vasallen gegen ihre Lehnsherrn und die Anhänglichkeit des Lehnsherrn an seine Vasallen,

---

Dinge gut waren. Sie wußten auch, worzu die Gesteine gut waren — und darumb gab Gott den Zwergen Kunst und Weisheit. Darumb so bauweten sie hübsche hole Berg, und gab ihn Adel und daß sie König waren und Herren, als wol als die Helden, und gab ihn groß Reichthumb. Und da nun Gott die Ryfen ließ werden, das war darumb, daß sie solten die wilden Thier und die großen Würm erschlagen, daß die Zwerg desto sicherer weren und die Land gebauwet möchten werden; darnach über wenig Jar, da wurden die Ryfen den Zwergen gar viel zu Leid thun und wurden die Ryfen gar böß und untreu. Darnach beschuff Gott die starken Held, das war dazumal ein Mittelvolk unter den dryerhand Volk."

die hier in vereinzelten sehr schönen Zügen geschildert ist; auf der einen Seite in der rastlosen Thätigkeit Wolfdietrichs, trotz aller Hemmnisse und Gefahren seine armen gefangenen elf Dienstmannen zu befreien; auf der andern in der rührenden Treue des alten Berchtung, der in dem Kampfe Wolfdietrichs mit seinen Brüdern, die ihn aus seinem Reiche verdrängen, seine eigenen Söhne fallen sieht, und jedesmal, so oft einer fällt, den Wolfdietrich anblickt und lächelt, damit der junge Mann nicht verzage, ein Zug, der in der veränderten Erzählung in Wolfdietrich und Saben[126]) eine etwas andere Wendung erhalten hat. Außer diesem Grundzuge der Treue zwischen Herrn und Diener, den wir schon im Rother als Gegensatz gegen die fränkischen Vasallensagen bemerkten, ist alles in der Ausführung und Szenerie im Wolfdietrich fremd. Das rauhe Elfenweib, das ihn verirt, das ihm Schwert und Roß raubt, ihn in den Wald lockt und bethört, daß er unsinnig ein halbes Jahr lang herumirrt wie ein Thier; der Engel der sie dann ihn wieder heilen heißt; der zauberische Brunnen, in dem sie sich ihrer rauhen Hülle entledigt; die abentheuerlichen Linden und Brunnen; die Rettungen Bedrängter von Riesen und Drachen; die siegreichen Kämpfe mit überfallenden Schächern; der Zug nach dem gelobten Lande; das Abentheuer bei dem Heiden Vellian, der Messerwurf mit ihm, die Versuchungen mit seiner Tochter, die Zauber seiner Burg, die Linde mit künstlichen Vögeln, die durch Blasebälge in Gesang gebracht werden; der mit der Drachenzunge überführte arglistige Bewerber um die Siderat, endlich das Klosterleben des Wolfdietrich und seine Wunder — Alles dieses sind Züge, die bald an sämmtliche britische Romane zugleich, bald im besondern an Iwain, an Lanzelot, an Tristan, dann wieder an Ogier und Reinold erinnern, so wie die Hauptpersonen selbst, Wolfdietrich und Berchtung offenbar Nachbildungen des Dietrich und Hildebrand sind.

Wie sich nun jene Gedichte von der Flucht, Rabenschlacht und Alphart episodisch gleichsam auseinander schoben und ablösten, in ähnlichem Verhältnisse erscheinen die vereinzelten Riesen-

126) In der Sammlung von van der Hagen und Primisser, im Abdrucke des Heldenbuchs von Caspar von der Roen.

und Zwergabentheuer im Laurin[127]), Sigenot[128]), Ecken Ausfahrt[129]) und Etzels Hofhalt oder dem Wunderer[130]). Grimm sieht in ihnen Volkssagen, die zu Grunde lägen, die nur „durch Umtausch der Namen und äußeren Verhältnisse gleichsam in eine andere Familie übergetreten seien," und diese Umwandelung sei dann im 14. Jahrhundert erfolgt, indem der Geist der Gedichte darauf hindeute und auch kein früheres Zeugniß dafür aufzufinden sei. Hierbei muß ich jedoch hinzufügen, daß Ecke, den Grimm nicht unter der Reihe der übrigen aufführt, ältere jedoch zweifelhafte Zeugnisse hat[131]), so wie auch Laurin im Wartburger Krieg, wo jedoch nichts von der Beziehung auf Dietleib und Dietrich vorkommt. Ich halte dafür, daß höchstens im Laurin, den Grimm eine tirolische Zwergsage nennt, ältere Sagenelemente befindlich sind, und auch dieß schreibe ich mit Widerstreben. Die Nachahmung des Rosengartens ist so gar kindisch, und selbst der Rosengarten kann ja nicht wohl eine ältere Sage enthalten. Das Elfenwesen aber, der Uebermut der Zwerge, ihre neckische Sinnesart, ihre Stärke, ihre Zauber- und Wundergärten in den Bergen, all dieß scheint in Deutschland erst in diesen Zeiten des 13. bis 16. Jahrhunderts zu mehrerer Verbreitung gekommen zu sein, wo man mit der Emporbildung der untern Volksklassen gleichsam eine neue deutsche Geschichte beginnen kann und wo sich dann Alles, was in der germanischen Urzeit die Mythe von übermenschlichen Wesen wußte, in schwächerer Form wiederholt. Zudem trägt das Gedicht zu viel Spuren der höfischen Kunst noch an sich und es läßt sich erklären, warum man ihm im Heinrich von Ofterdingen einen Dichternamen geben wollte[132]); an einzelnen Stellen ist die Sprache blühend und nett, es ist häufiger von höfischen Sängern und höfischer Wür-

127) Ed. Ettmüller 1829.

128) Cod. Pal. 67. Von dem nach Roens Bearbeitung Gedruckten in der Sammlung von van der Hagen und Primisser wenig verschieden.

129) Ich kenne sie nur aus dem Abdruck der Roenschen Bearbeitung in der eben genannten Sammlung, die aber durch Einschaltungen aus andern in ältern Drucken existirenden Ausgaben entstellt ist.

130) Im Heldenbuch von Roen.

131) Es giebt Bruchstücke einer ältern Darstellung in Docens Misc. 2, 194.

132) V. 2929—40. Heinrich von Ofterdingen

digkeit die Rede. — Was den Sigenot und Ecke angeht, so verräth auch sie die Sagenkenntniß, der Bezug auf die übrigen Sagen, die zum Theil gelungene, zum Theil mißglückte, stets aber offenbar absichtliche Einfügung in den Cyclus als Erdichtungen, und mehr als dieß noch die kindische künstlerische Anlage, die in beiden, in Ecke besonders im ersten Theile, sichtbar ist. Es ist in beiden eine einzige Hauptbegebenheit erzählt, mit vielen kleinen Episoden, die aber alle innerlich zusammenhängen, ohne Gleichgültiges und Ueberflüssiges, was bekanntlich sonst keine Eigenschaft der Episoden in den mittelaltrigen Romanen zu sein pflegt. So im Sigenot. Im Anfang unterhalten sich Dietrich und Hildebrand, wie einst Dietrich den Alten aus den Händen eines Riesenweibes gerettet habe: jetzt vergilt es ihm Hildebrand in ähnlicher Weise. Der gefährliche Kampf mit dem behaarten Riesen soll eben so den Dietrich abschrecken von dem noch weit stärkeren Sigenot, wie in Ecke der von Dietrich geschlagene Helfrich den Riesen. Und ähnlich zeigt auch die Anlage des Rosengartens eine einfache Absichtlichkeit und Berechnung. Das Aeußerste an Rohheit und Erbärmlichkeit ist Etzels Hofhaltung, nicht allein in Form und Vortrag, sondern auch in dem Inhalt, in dem man zu Menschenfressern, wie auch in dem Meerwunder in Kaspar von der Roens Heldenbuch und in Dietrichs Drachenkämpfen[133]), zurückkehrt. An Barbarei und Gesunkenheit kommt diesen Dingen, zu denen man auch noch eine Ueberarbeitung und Fortsetzung des Laurin rechnen darf[134]), nichts bei. Die Drachenkämpfe, wie Ecke und Sigenot in der Berner- oder Herzog Ernst-Strophe, können vielleicht als ein Beweis angesehen werden, wie wenig der deutsche Roman zu Ausdehnung und zu Erweiterung geschaffen war. Die langweiligen Wiederholungen sind zum Erschrecken, und ich gestehe, dieß ist das einzige Gedicht, das meine Geduld überwunden hat und das ich nicht zu Ende lesen konnte.

---

diſes mære getichtet hat, das ſu ſus meiſterlichen ſtat.
des waren ime die furſten holt, ſi gaben ime ſilber unde golt,
dozuo pfenning und riche wat.

133) Cod. Pal. N. 324.

134) In Nyerups Symb.

Den Rosengarten[137]) würde ich in dieselbe Reihe setzen, wenn er sich nicht dadurch etwas von jenen andern Gedichten entfernte, daß er in der deutschen Strophe und in den handelnden Personen sich treuer an das ächte Epos, an die Nibelungen, anschließt, und keine fremden Elemente aufnahm. Auch liegt er seiner ersten Entstehung nach wenigstens früher als die roheren der zuletztgenannten Stücke. Charakteristisch verschieden ist er auch von allen übrigen Stücken der deutschen Sage dieser Zeit durch die Beabsichtigung des komischen Effects, und dieß vergleicht ihn dann den karolingischen Sagen mehr, und zeigt neben den Rohheiten, die er mit allen andern theilt, wie seine erste Entstehung in die Zeiten des ausgehenden 13. Jahrhunderts fällt. Dieses Komische und Derbe empfahl dann dieß Gedicht den spätern Zeiten des 15. Jahrh. und die mehrfachen Bearbeitungen, die davon existiren, verrathen bis zu denen des Heldenbuchs und bei Kaspar von der Roen einen steten Anwachs und eine größere Freude an solchen schnurrigen Zügen. Auch den sämmtlichen übrigen Gedichten sind diese Züge nicht fremd, doch sind sie überall vereinzelter. In nichts sind sie hervorstechender als in Uebertreibungen. Wenn der Riese Sigenot im Schlafe athmet, so beugen sich die Aeste der Bäume über ihm. Wenn er auf Dietrich mit ausgerissenen Bäumen losschlägt, so meint dieser, er sei doch der Ruthe entlaufen. So fegt Ecke mit seinem Schwerte in den Zweigen der Bäume und von dem Feuer seines Helms entzündet sich der Wald. Der ganze Zwerg- und Riesenkampf im Laurin zielt aufs Komische ab; und wo auch einmal diese Absicht weniger im Vortrag liegt, wie in den Riesen des Wolfdietrich und der Drachenkämpfe, und wie im Rosengarten, wenn dem Heime vier Ellenbogen zugeschrieben werden, so ist dieß nur um so merklicher. In andern Szenen erinnert man sich an die bürgerlichen und groben Züge, die wir in den östreichischen und niederländischen Dichtern fanden. Wo im Sigenot der alte Hildebrand von Frau Ute scheidet, macht sich Wolfhart über sie lustig: die Alte soll sich nicht kümmern um Hildebrands etwaigen Tod, sie solle sich

137) Die Texte der Heidelb. und Straßb. Handschr. sind vereint gedruckt in der Sammlung von van der Hagen und Primisser; bei weitem lesbarer ist der Text des Heldenb., und die kürzere Bearbeitung bei Roen.

dann einen Jungen nehmen; im Uebrigen, wenn sich Hildebrand des Abschiedskusses erinnere, so sei es um den Riesen geschehen. Frau Ute räth ihm, sich auch ein Weib zu nehmen; er antwortet, es möge ihn keine; spräche er ja eine an, so kehre sie ihm das Hintertheil. Im Ecke haben wir offenbar einen Dichter, der bei den Niederlanden zu Hause ist. Alles macht da im Anfang den Eindruck, den der Lohengrin in seinen heimatlichen Stellen macht. Man spricht ordentlich menschlich miteinander, überall ist Bedacht auf die Wahrscheinlichkeit genommen; den Riesen Ecke trägt kein Pferd, beim Eingehen in gewöhnlicher Menschen Häuser muß er sich hübsch bücken, die Leute sehen ihn auch für was besonders an, und laufen vor ihm weg oder gaffen ihm nach, er hat auch noch einiges Mitleid und menschliche Gefühle, er ist ein guter Christ, und wenn er zum Kampf mit Dietrich auszieht, so sucht er ihn in seiner Stadt auf, und läßt sich auf die Fährte weisen, während sonst einer nur auszuziehen braucht, um den gewünschten Gegner sogleich zu treffen. In dem Rosengarten nun ist das Hinarbeiten aufs Spaßhafte am meisten durchgeführt. Ich will einige Züge der verschiedenen Recensionen zusammenstellen. Der ganze Kern des Gedichts, das Ausreiten nach Rosen und Küssen mit Gefahr des Lebens wird sogleich von Dietrich und seinem Helden schnackisch und sonderbar gefunden, und so auch von seinem Schreiber, der ihm Kriemhiltens „Trutz- und Tratzbrief" liest. Burlesk ist die ganze Figur des Mönchs Ylsan, den sie als zwölften Gesellen aus dem Kloster abholen. Hildebrand begrüßt ihn mit einem **Benedicite** und erhält des Teufels Geleit zum Gegengruß. Sie kommen an den Rhein, wo ein schrecklicher Fährmann den Uebergang wehrt und einen blutigen Fahrsold verlangt; Wolfhart will ihn anflehen, wie einen Esel, der die Säcke nicht tragen will, mit guten Knitteln. Ylsan schlägt den Fährmann zu Boden: Nummer Dummer (**in nomine domini**), sagt der Berge, solche starke Teufel waren mir nie bekannt. In dem Zweikampfe des zufällig verwundeten Rienolt mit Sigestab verdenkt man es der Kriemhilt, daß sie mit ihren Spitalkranken hofft, die übermüthigen Hunnen zu zwingen; es sei, als ob der Wagen vor die Rinder gespannt wäre. Hildebrand, als ihm nach dem Siege Kriemhilt den bedungenen Kuß geben will, lehnt es ab, das Hurenwerk solle nicht sein, er wolle

das seiner Hausfrau behalten und keine ungetreue Magd küssen; und Siegfried beglückwünscht den Sieger: wer sich an alte Kessel reibe, der mache sich rußig. Ylsan aber spielt hier die Hauptrolle. Wie er in den Garten kommt, zertrit er die Rosen und wälzt sich darin. Der kluge Hildebrand spornt ihn mit Stichelreden, als er den Volcker in die Beichte nimmt, ihm Buße auflegt und mit seinem Predigerstab große Schläge ertheilt. Für 52 besiegte Gegner soll er ebenso viele Küsse von Kriemhilten erhalten; jedesmal reibt er sie mit seinem starken Barte, „das ward sie sehr verdrießen, doch dünkt es den Münch gut.“ Die gewonnenen dornigen Rosenkränze drückt er, als er heim kommt, den Mönchen, die ihm nicht wohlwollen, auf die Glatzen, daß ihnen das Blut über die Ohren rinnt, und die sich ungebärdig dabei anstellen, und ihn nicht in ihr Gebet nehmen wollen, knüpft er je zwei mit ihren Bärten zusammen und hängt sie über eine Stange. — Man sieht, wie dieß Alles jetzt, wo unritterliche Dichter die Sagen behandeln, wieder nach dem Geschmack des Waltharius neigt, der ebenfalls in einer gelehrten Zeit zugerichtet ward und von einem Gelehrten, der den heiligen Ernst und die Achtung vor dem Heldenwesen nicht kennt, welche die ritterlichen Sänger nicht leicht verleugneten.

In allen diesen Gedichten nun ist die Auflösung des deutschen Epos höchst deutlich erkennbar; wie einst einzelne volksmäßige Rhapsodien sich zu einem Ganzen emporgebildet hatten, so treten wir jetzt wieder unter lauter einzelne Rhapsodien zurück. Aber nicht allein in dem Charakter dieser Stücke unter einander läßt sich diese Auflösung zeigen, sondern auch äußerlich in dem Umfang der einzelnen und in deren allmähliger Entwickelung. Das Heldenbuch des Kaspar von der Roen[136]) kann als einer der äußersten Puncte dieser materiellen Auflösung gelten. Es ist in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verfaßt, unglaublich geistlos und roh, wie auch W. Grimm urtheilte. Nur das eine konnte man ihm zum Verdienste anrechnen, daß die Natur der ursprünglichen Gedichte trotz aller Beschränktheit des Bearbeiters durchscheint, indem die sehr merkliche Verschiedenheit des Vortra-

136) Abgedruckt in der ofterwähnten Sammlung von van der Hagen und Primisser.

ges und Geistes im Rosengarten und in den Drachenkämpfen, und wieder von beiden im Ecke u. s. w. genau kennbar ist. Am merkwürdigsten aber ist Kaspar unstreitig durch seine Abkürzungen, denn daß diese nicht die bloße Laune eines für die alten Gedichte unempfänglichen Bänkelsängers waren, könnte schon aus der Zuversicht klar sein, mit der er sich diese Beschneidungen zur Ehre und seinen Bearbeitungen als einen Werth anrechnet, es ist aber auch daraus klar, daß schon in den Jahrhunderten vor ihm diese Gedichte offenbar in völliger Abnahme begriffen waren, und endlich daraus, daß seine Abkürzungen mit wirklicher Ueberlegung, ja es scheint, nicht ohne einen gewissen Geschmack gemacht sind. Von dem Rosengarten hat er doch wohl das schönste und beßte herausgegriffen; den Riesen Sigenot hat er fast ganz ungekürzt und unverändert aufgenommen; dagegen sein Gedicht von Wolfdietrich und Saben aus 700 Strophen auf 333 reducirt[137]), und die Drachenkämpfe (bei ihm Dietrich und seine Gesellen) aus 406 in 130[138]). Und dieses letzte Gedicht, das er nur in 406 Strophen kannte, mußte also nothwendig schon große Veränderungen erlitten haben vor ihm, denn die Handschrift, die uns bekannt ist, hat der Strophen wohl über tausend, und gewiß wird jeder zugeben, daß eben hier, wo die Beschneidung am stärksten ist, sie auch am angewendetsten war. Auch im Laurin sahen wir aus den verschiedenen erhaltenen Recensionen, daß die ganze Nation gleichmäßig sich von der Langweiligkeit der Rittergedichte abwand, und man darf nur an Fürterers Abkürzung der britischen Romane, an die Volksbücher und an die meistersängerischen Bearbeitungen der alten Sage denken, um zu überblicken, wie die thatenfrohe, rüstige Bürgerwelt, die sich jetzt emporschwingt, den matten inhaltleeren Romanen abgeneigt ist, überall das Wesentliche

137) Wolfdietr. Str. 334.

Wolfdietrich in altem dichte hat sieben hundert lied,
manck unnütz wort vermischte oft gmelt man als aus schid
drew hundert drei und dreißigk liet hat er hie behent,
das man auf einem sitzen dick mög hörn anfanck und endt.

138) Schluß der Drachenkämpfe:

Des alten vier hundert und echte ist,
dis hie hundert und dreissigke sein;
so vil unnützer wort man list.

und das Faßbare herausnimmt, den leeren Reſt aber fallen läßt. So iſt auch der Otnit verſchiedene Perioden durchgegangen: In der Moneſchen Ausgabe hat das Lied ohne Otnits Todesgeſchichte 569 Geſätze; in Roens Vorbild mit dieſer 587, in ſeiner Abkürzung 297. Selbſt das mehr abgeſchloſſene, kunſtmäßig behandelte Gedicht von Herzog Ernſt mußte hier von ſeinen Abentheuern die meiſten einbüßen und behielt nur das mit der Jungfrau und den Kranichen, das dem lachluſtigem Sinne des funfzehnten Jahrhunderts zuſagte.

Und endlich begegnen wir noch im 15. Jahrh. in dem Liede von dem hörnernen Siegfried[139]) jener kürzeren und zugleich lockern Geſtalt der Geſänge, wo das Zuſammenfügen einzelner Lieder wieder ſichtlich wird, und wo man auch dem Geſchmack nach wo möglich noch tiefer in den Geiſt der Urzeit zurückverſetzt wird. Ja zuletzt treffen wir in dieſen Zeiten wieder auf das einzige rhapſodiſche Lied, das uns ein Zufall aus dem achten Jahrhundert erhalten hat, auf das Hildebrandlied[140]), und können alſo geſchichtlich in unſerm Epos den vollkommenſten Kreislauf beſchreiben, den wir ſogar noch weiter führen könnten, wenn es deſſen bedürfte und hier nothwendig wäre, indem uns Aventins Beſchäftigungen mit der Sagengeſchichte die Nation wieder zu den Jornandes, die däniſche Ueberſetzung des Hildebrandliedes aber und die Vilkinaſage nach Scandinavien zurückführen würde.

So wie wir oben in einer ähnlichen Periode des Verfalls der deutſchen Sage, wie die an der Grenze des 13. Jahrhunderts, neben dem Rother und Biterolf den Herzog Ernſt und Grafen Rudolf betrachteten, ſo könnte man auch aus dieſen Zeiten wieder neben die erwähnten Stücke aus der Dietrich- und Siegfriedsſage ganz entſprechende Werke ſtellen. Der Landgraf Ludwig der Fromme von Thüringen[141]) iſt eine Kreuzfahrergeſchichte in Reimen, mit ſoviel Geſchichtlich-proſaiſchem in der Dichtung wie vielleicht der Graf Rudolf Poetiſches in einem urſprünglich hiſtoriſchen Stoffe enthielt. Das Gedicht iſt aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts, nicht vor 1301; Ludwig der Fromme und Hei-

139) In der Sammlung von van der Hagen.
140) In der Ausgabe des ältern Hildebrandliedes von Grimm.
141) Ausgezogen in Wilkens Geſch. der Kreuzzüge t. IV.

lige sind darin in eine Person verschmolzen, die heilige Elisabeth, des letztern Weib, ist hier die Frau des Erstern, und Heinrich Raspe sein Bruder. Es ist dieß dasselbe Gedicht, das früher stets unter dem Titel Gottfried von Bouillon ging, weil die Einleitung eine Geschichte von der ersten Eroberung des heiligen Landes enthält, und das irrthümlich dem Wolfram von Eschenbach zugeschrieben ward, weil man einige Verse misverstand, in denen dieser Dichter genannt wird[142]). Der Inhalt dreht sich um die Belagerung von Ptolemais unter König Veit, um die kleine Rolle, die der Landgraf von Thüringen dabei spielt, und um kleine leichte Kriegsthaten, an welche jedoch so große Lobeserhebungen verschwendet werden, wie in den Romanen an die gewaltigsten Riesenkämpfe. Im trockensten Ton der Reimchronick wird man mit jedem kleinen Vorfalle bekannt gemacht; es wird Belagerungszeug gemacht, Nachtwachen ausgestellt, Kanäle abgeleitet, Vorpostengefechte geliefert und kleine Fourageabentheuer bestanden, Gräben werden gegraben, Todte verbrannt, Lösgelder gegeben, man hört von Zufuhr, Futtermangel, Hinterhalt, Ueberfallen und Stürmen. Nur einmal sieht die Episode von Arfar und Saphis wie eine Erdichtung aus[143]).— Dem Herzog Ernst würde ich den Reinfried von Braunschweig[144]) mit seinen orientalischen Zügen und nach dem was mir sonst daraus bekannt ist, noch näher vergleichen dürfen, allein ich kenne das Gedicht nicht selbst und muß mich daher mit der Erwähnung begnügen. Auch Erzählungen anderer Art sind im 14. Jahrhundert an Namen deutscher Fürsten und Herren angeknüpft. Wenn mir auch von diesen vielleicht einige unbekannt geblieben sind, so ist es nach allem, was diese Zeiten noch geliefert haben, weder für mich noch für die Leser ein Verlust. Wilhelm von Oestreich[145]) (1314 von Johann von Würzburg) ist eines dieser Gedichte, das seinen Abentheuern und dem Geschmacke seines Dichters nach mit dem Wilhelm von Orleans des Rudolf von Ems in einer Classe, aber um mehrere

142) V. 959. — Ludwigs Bruder Hermann, des hochprisende tot
tzu fuzer rede bracht hat her Wolfram von Essenbach —

143) Seite 62.

144) Handschriftlich in Hannover.

145) Cod. Pal. 143.

Stufen tiefer liegt, etwa in dem Verhältniß, wie der Alexander des Seyfried[146]) zu dem des Ulrich von Eschenbach, und wie Tantarias und Flordibel[147]) zu Wigamur, oder wie Ogier zu Malagis. Wie in allen diesen Dingen die Abentheuer aufs aller ekelste entstellt oder aufs elendeste erfunden, wie bodenlos gesunken die Sprache, wie gedankenlos und planlos die Anlage, wie abscheulich die Monotonie der trockenen Erzählung ist, davon kann man sich keine Vorstellung machen ohne Autopsie, man müßte sich denn das Schlechteste, was wir bisher kennen gelernt haben, noch einmal entblößt von dem letzten Verdienste und Reize und dem kleinsten Reste der Eigenthümlichkeit denken, der etwa dem frühern noch geblieben war. Diesen extremsten Grad der Gesunkenheit und Verderbtheit theilen die verschiedenen kleineren Novellen oder legendenartigen Sagen, welche seit dem 14. Jahrhunderte und im 15ten in dem niederdeutschen Dialect eingingen; der überhaupt nur im niederländischen Zweige originelle Producte, im niedersächsischen fast nichts als Uebertragungen aufzuweisen hat; und von denen verschiedenes gedruckt ist[148]). Nur einzelne davon empfehlen sich durch eine gewisse Simplicität und Naivetät des Vortrages, die so leicht diesem Idiome anhängt, wohin ich die Erzählung von Flore und Blancheflur[149]) rechne; andere durch die Sage, die wir in älteren Behandlungen nicht kennen, was besonders mit Valentin und Namelos[150]) der Fall ist; wieder andere, durch die Rohheit des Inhaltes und der Darstellung, wovon ein Beispiel für alle die Abentheuer des heiligen Brandanus[151]) sind, in denen wir wie in einzelnen Zügen des Valentin und Namelos, wie in dem Meerwunder und Etzels Hofhalt in die größte Barbarei zurückversetzt werden. Die Thierheit des Namelos, die Menschenfresser in den beiden zuletzt genannten Gedichten, die Höllen- und Geisterwelt

146) Cod. Pal. 347.

147) Cod. Pal. 370.

148) In Bruns altplattdeutschen Gedichten, in Staphorsts Hamburgischer Kirchengeschichte, in Eschenburgs Denkmälern u. s. w.

149) Bei Bruns.

150) In Staphorst t. IV.

151) Bei Bruns.

in Brandan sind für den Geschmack dieser Zeiten bezeichnende Züge. Es ist die Periode gekommen, wo die romantische Kunst, nachdem sie die Wunder der fernen Welttheile, des Thierreichs, der geheimen Naturkräfte, der Zaubergewalt des menschlichen Geistes erschöpft hatte, sich nun in das Reich der Geister und der Hölle noch wagt, um von dorther alsdann in der Zeit der Reformation im schroffsten Gegensatze in Haus und Heimat und in den gewöhnlichen Kreis unserer Umgebungen zurückzukehren. Verzauberungen, Teufelsbannungen, Teufelsverschreibungen und Erscheinungen, Elfen- und Feengeschichten, die gleichsam wieder auf die uralten britischen Lieblingsfiguren zurückführen, Zwergsagen und dergleichen sind daher nun ein Lieblingsgegenstand der Novelle und Legende und des absinkenden Romans, und es erscheint dergleichen (so in der Sage von Friedrichs von Oestreich Gefangenschaft unter Ludwig dem Baiern) in der Geschichte. Die niederdeutsche Behandlung der Legende von Zeno gehört hierher, und ebenso die bekannte und verbreitete Geschichte von Theophilus[132]), die wir in dialogischer Form behandelt finden, was neben anderen Aehnlichkeiten an den Wartburgkrieg erinnert, an dessen Inhalt wir hier gleichfalls zurückdenken dürfen; bald werden wir zudem diese dialogische Form stets mehr anwachsen und in den allegorischen Stücken des 14. und 15. Jahrhunderts auf das dramatische vorbereiten sehen. Aus den oben bereits berührten Stücken gehört der Laurin eigentlich mehr hierher, und nur weil er an Dietrich geknüpft ward, erwähnte ich ihn oben. Sonst bemerkte Grimm ganz richtig, daß wir hier eine Art Elfensage haben; „herrliche mit Wunderdingen angefüllte Gärten in dem Inneren der Berge und Felsen," neckische Mädchenräuber, zugleich gutmüthig und boshaft, und rachsüchtig und hart in Bestrafung der Verletzung ihres Gebietes. Kämpfe mit unsichtbaren Geistern herrschen hier vor, und in der Fortsetzung des Laurin wird ein ganzer Kriegszug mit einem unsichtbaren Heere gemacht. Liebschaften mit unsichtbaren Schönheiten besingt der Ritter von Staufenberg, eine beliebte, in Drucken, in Umdichtungen namhafter Männer, in Romanzen, im Volksmunde lebende Elfensage, die wir in einer netten und gefälligen Bear-

132) Beide Gedichte gleichfalls in dieser letztgenannten Sammlung.

beitung (wahrscheinlich aus dem Anfang des 14. Jahrh.)[153], was den Herausgeber verführte, den Hartmann zu ihrem Dichter machen zu wollen. Ganz verwandt mit dieser Fabel, die man mit Amor und Psyche verglichen hat, deren Hauptmotiv auch in dem jetzt französisch herausgegebenen Partenopeus von Blois, von dem auch eine deutsche Uebersetzung in Bruchstücken übrig ist[154], vorkommt, ist Friedrich von Schwaben[155], der in einer gewiß sehr späten Bearbeitung existirt, die an Werthlosigkeit und Verfall ganz dem Wilhelm von Oestreich und dieser Classe gleich steht, nur daß der Dichter ehrlicher seine Wortarmuth in seiner knappen Erzählung, seine Gedankenarmuth in seinen ewigen Widerholungen, Citationen und Copirung älterer Dichter zur Schau trägt, so arg, daß er an einer Stelle, wo Angelburg zu Friedrich spricht, ihr eine lange Rede der Arabel aus Wolframs Willehalm in den Mund legt. Daß man damals vielfach solche Geschichtchen an wirkliche historische Personen anknüpfte, scheint die Sage von Heinrichs VII. Abstamme von der schönen Melusine in des freilich späteren Conrad Vecerius Leben Heinrichs VII. zu beweisen; wo man auch sieht, daß nicht allein die Dichtung, sondern auch die Geschichte die Anknüpfung solcher britischen Feen und anderer Wunder an geschichtliche Figuren liebte und die Wahrheit solcher Fabeln zu glauben geneigt war[156]. Gedichte dieser Art erinnern dann an eine lange Reihe von allegorischen Minne- und Klagedichten, sinnbildlichen Abentheuern der Dichter, die sich durch das 14. und 15. Jahrhundert bis auf die Dichter der Reforma-

153) Edit. Engelhardt.

154) Grundriß von Hagen und Büsching S. 205.

155) Cod. Pal. N. 345. Ausgezogen in Bragur Bd. 6 u. 7.

156) Bei Urstisius scriptt. II., 63. Quamquam non me praeterit, circumferri jampridem libellum vernacula lingua conscriptum, de foeminae Melyssinae praestigiis, altero quoque die pubetenus in anguem commutari solitae, quam inter majores Henrici VII. connumerare nituntur. Dann nach Erwähnung der fabelhaften Zeugung Alexanders u. A. Quin et in occani Gallici insula quadam novem Galliccnas illas fuisse, tradunt auctores, cum aliis artibus praeditas, tum vertendi se in quas formas liberet. Quibus ex locis ortam fuisse Melyssinam non est absurda conjectatio. Und zuletzt: — Adeo ut nisi aliis vitiis supradictum opusculum laboraret, quippe in quo parum verisimilia referuntur, interdum adversa, nonnunquam dissonantia, non difficile fidem mihi faceret.

tionszeit hinziehen, indem von den unsichtbaren Feen zu den allegorischen Figuren dieser neuen Gattung von Gedichten ein ziemlich natürlicher Uebergang ist und eine stete Verflüchtigung jedes plastischen Elements. Doch auf diese Dinge können wir erst später zurückkommen.

7. Legenden und didactische Poesien.

So entschieden in allem, was die erzählende Dichtung am Ende des 13. und im Anfange des 14. Jahrhunderts noch aufweist, dasjenige nachgebildet ist, was ein Jahrhundert früher entstand, und so bestimmt man die alten Zustände, Sitten und Neigungen zu halten sucht, so überblicken wir doch nun auf einmal, wie Alles, was uns dort als eigenthümlich anzog, der ideale Gottes-, Ritter- und Frauendienst, in den sämmtlichen, zahlreichen, großen, mit oder ohne Prätension auftretenden Romanen aller Kreise fast ohne irgend eine Ausnahme bis aufs Unkenntliche versunken ist, und daß entweder die Gelehrsamkeit das Formelle dieser erzählenden Gedichte höchst unangenehm störte, oder daß der derbe Geschmack des Volkes den ernsten Inhalt und feierlichen Vortrag gewaltsam veränderte, indem er alle die Empfindungen, die der schlichtere, der Natur näherstehende, unverdorbene und einfältig-verständige Mann der mittleren Classen beim Lesen jener Romane und jener Darstellungen einer halbimaginirten Welt und des Treibens einer in menschlichen Thorheiten menschlich befangenen aber stets in übermenschlicher Serietät sich bewegenden Classe empfinden mußte, und indem er eine Menge von komischen Zügen hineintrug, die aus dem Contraste entsprangen, in dem sich der nichtritterliche Leser und Dichter, zu dem nun diese Dichtungen herabkamen, gegen den darin herrschenden, ihm ganz fremden Ideen- und Thatenkreis befand. Selbst in Werke, die sich ihrem Inhalte und dem Sinne ihrer Dichter nach am meisten gegen dieses neue Element sträubten, fand es wenigstens einen geringeren und unmerklicheren Eingang. Dieß kann man selbst von der Legende sagen, einer Gattung, über die ich oben im Allgemeinen weitläufig genug gewesen zu sein glaube, auf die mich nur an dieser Stelle, wo gerade einige der letzterwähnten Stücke darauf überleiten können, hauptsächlich noch Ein Werk

zurückführt, welches eben diesen letzten Satz auch an dieser Dichtungsart soll erläutern helfen. Ich halte es für unangemessen, den Verfall auch dieses Zweiges der poetischen Literatur näher zu verfolgen. Weniges, was gedruckt ist, könnte im Allgemeinen schon ein Bild geben: der heilige Alexius[157]), der so vielfach behandelt ward, das schon angeführte Leben der Elisabeth[158]), die im 15. Jahrhundert von Rote noch einmal bearbeitet ward und leider auch in unsern Tagen noch ascetische Historiker und andächtelnde Pädagogen beschäftigt hat, und die äußerst rohen niederdeutschen Stücke, die Staphorst in seiner Hamburgischen Kirchengeschichte abgedruckt hat[159]). Wir würden aber in allen diesen Sachen keinem andern Eindrucke begegnen, als den alle die stumpfen Werke des 14. und 15. Jahrhunderts machen, die noch die alten Gegenstände in dem alten Ton behandeln wollen. Die verschiedenen gereimten Heiligenleben und Mariengeschichten, die seit dem Ende des 13. bis zum 15. und 16. Jahrhundert gedichtet oder in Dialecte umgesetzt wurden, haben ferner zum großen Theile eine blos locale Bedeutung, eine höchst eingeschränkte Verbreitung gehabt, und daher trifft man in vielen Bibliotheken Deutschlands von Königsberg bis Strasburg, von Hamburg bis Wien, eigene Sanctologien, die man anderswo seltener wiederfindet (im 14. Jahrhundert scheinen besonders die weiblichen Heiligen, Barbara, Catharina, Margarethe, Veronica, Dorothea, Marina gerne behandelt worden zu sein, wie denn einige davon auch erst dem 14. Jahrhundert angehören, während im 13. mehr die männlichen), und auch in sofern würden sie in einer allgemeineren Geschichte der deutschen Literatur so unpassend stehen, wie die gereimten Specialchroniken und dergleichen.

Das einzige Werk aus dieser Classe, das ich noch erwähnen wollte, ist ein ungedrucktes umfangreiches Passional[160]), das

157) In der Samml. altd. Dichtungen von Meyer und Mooyer. 1833. In Graffs Diut. III. S. 269. Proben einer anderen Legende von ihm, die sich auch im Cod. Pal N. 417. vollständig findet.

158) Band I. S. 426.

159) Van der Vort Christi; van deme Holte des hilligen Krutzes u. s. w. Dazu die heilige Marina bei Bruns.

160) Cod. Pal. N. 352.

der Sprache und dem geschickten, leichten Vortrage, so wie der ganzen Tendenz des Dichters nach in die Zeit des Hugo von Langenstein gelegt werden muß, an dessen klare Auffassung und Behandlung dieser heiligen, so leicht in Unklarheit verleitenden Gegenstände, dieß Gedicht vielfach erinnert. Wer der Dichter ist und wer ihm die Anregung zu seiner Arbeit gegeben, verhehlt er selbst ausdrücklich[161]); einzelne Eigenheiten der Sprache verrathen einen Niederdeutschen, und mit Unrecht hoffte man einmal in Rudolf von Ems den Dichter dieses Werkes zu entdecken. Ich reihe sein Werk unmittelbar zu jenen Sammelgedichten, auf die seit dem Freidank und dem Striker Alles hinneigt. Wir haben oben lauter Legenden von Maria oder einzelnen Heiligen gefunden; hier haben wir, genau so wie auch die Malerei in diesen Zeiten von dem Abbilden der einzelnen Christus- und Mariafiguren nun allmählig zum Hereinziehen der Heiligen in die göttliche Familie übergeht, mit der Geschichte der Maria die der Apostel, des Johannes des Täufers, der Magdalena und der Engel vereinigt, was Alles zusammen in zwei Bücher geordnet ist[162]). Wie der Stoff selbst, so sind auch die Quellen, die der Dichter gebraucht

161) F. 250ª.

Durch got nu gedenket mein, in gottelicher innecheit,
daz mir got diese arbeit vor mine sunde sețe
unde mich noch des ergetze, daz ich so maniges niden
muz ume daz buch liden und hinderwart bose wort,
die mir beide hie und dort min gut wort underbrechen.
Si solden billiche sprechen uf den, der mich hat gebeten,
daz ich zur arbeit bin getreten und lege daran minen vliz,
schentliche wort unde itwiz, hazen unde niden
mac er vil baz geliden, danne ich armer mensche kan,
wande er ist wol versuchet dran von sumelichen luten,
ine wil uch niht beduten, wer si sin oder wer ich bin,
sunder biddet got vur in, wende er ist schuldig daran,
daz ich des buches ie began.

162) F. 103.

Ordenliche in ein bant wil ich die alle richten
unde in ein buch berichten, daz sal der apostelen wesen;
zu deme buche wil ich lesen von den engelen als ich kan,
Johannen den vil guten man baptisten wil ich haben darin,
ouch wil ich nach dem willen min Marien Magdalenen leben
her in mit getichte geben.

ein weiteres Merkmal des Sammelartigen. Im ersten Buche, wo er das Leben der Maria erzählt, beruft er sich stets auf eine lateinische Quelle; im zweiten aber hat er die Apostelgeschichte vor sich und trägt da hinein, was ihm die Kirchenväter, die Geschichte, Josephus, die verschiedenen Wunder der Heiligen[163]), auch deutsche Quellen[164]) und sogar mündlicher Bericht mittheilten, woraus er dann nach einer vorgesetzten Ordnung, aber mit willkührlichen Einschaltungen das Buch von unseres Herren Boten dichten wollte. Die Einschaltungen bestehen in jenen unzähligen kleinen Legenden und Wundern, welche die Reliquien, die Gräber, die Erscheinungen und Bilder der Apostel noch nach ihrem Leben unter frommen Christen verrichtet haben, und dergleichen ist ohne Rücksicht auf Zeitordnung in das ganze Werk eingestreut. Schon in die Geschichte der Maria flicht er eine Anzahl von Erzählungen, die man auch in den weitläufigeren poetischen Lebensbeschreibungen von ihr nicht findet; Visionen von anderen Geistlichen treten ein; des Herodes ganze spätere Geschichte wird erzählt; die Legende von Veronica und Tiberius wird hereingebracht; zahlreiche Wunderanecdoten von der Kraft der Marienverehrung, wie wir sie schon kennen gelernt, werden gelegentlich erwähnt, die Geschichte von dem Leichnam des Marcus wird berichtet. All dieß gibt dem Ganzen einen Reichthum an unterhaltendem Detail, was die Geschichte der Maria gegen Wernhers oder Philipps etwa so erscheinen läßt, wie Ulrichs Alexander gegen die älteren und was uns dieß Werk mit jenen französischen Romanen kann vergleichen lassen, wo ebenso eine größere Fülle der Facten gesucht ist; so wie das Hervortreten der Apostel und Heiligen um die Gestalten Christs und der Marie wieder dieselbe Erscheinung ist, wie die Erweiterungen der Sagen von Karl, Artus und Dietrich durch die der einzelnen Vasallen. Was die Behandlung angeht, so haben wir einen gefunden, verständigen Mann vor uns, der wie Hugo von Langenstein von seinem Gegenstande warm durchdrungen, der Sprache bis zu großer Geläufigkeit und einer manch-

163) F. 202. Man liset ouch albesunderen
in sumelichen wunderen
die von heiligen sie geschrieben.

164) F. 215. Man liset an einem buche,
dar uz ichz auch zu dute las ꝛc.

mal ganz neuen Geschmeidigkeit mächtig, von dem weichlichen und süßlichen Ton der einen, wie von dem chronikartigen der anderen, und dem schwülstigen und bombastischen der dritten gleich frei ist, und der selbst da, wo ihn einmal bei Gelegenheit der Geschichte des Evangelisten Johannes der apocalyptische Ton anwandelt, sich doch sogleich wieder besinnt und statt sich in hohle Paraphrasen zu verwirren, lieber gleich gesteht, daß jener Eingang: „Im Anfang war das Wort," der wie ein Donnerschlag die Welt durchfahren, seinem rechten Sinne nach unerklärbar sei, wie die Ursachen des Donners, und woher er komme und wohin er gehe. Seine Erzählung ist überaus leicht, fließend, nicht selten bei schwierigen Gegenständen (wie in der Beschreibung des von Octavian aufgelegten Census) elegant und zierlich, ohne Prätension und eigentlich fast ohne das Ermüdende, das ein solcher Stoff mit sich bringt; auf der Beschreibung der Flucht nach Aegypten liegt ein eigener romantischer Anstrich; einzelne Späßchen laufen sogar mitunter, und die Volksausrufe (Ennumenamen u. A.), die im Grunde das Kirchliche verspotten. Ueberall auch ist der Dichter blos auf die Laien bedacht; auf die Festtage der Heiligen ist steter Bezug genommen; seine ganze freiere Manier des Vortrages, die man in diesen Stoffen und in diesen Zeiten nicht begreifen würde, fließt einzig aus dem lebendigen Tone der Predigt und ihrem Streben nach Anschaulichkeit, und dieß gibt diesem Werke ein mehr populäres Ansehen, und an vielen Stellen wird man, der Gesinnung und der Materie sowohl, als auch den rhetorischen Kunstgriffen nach an die Bertholdischen Predigten erinnert. Wo er seine Erzählung mit Gebeten, mit Anreden und Ausrufungen unterbricht, fühlt man leicht, aus wie wahrer Begeisterung[165]) diese fließen und wie er hierin dem Wernher weit näher steht, als dessen andere Nachfolger; und an den rechten Stellen ergießt sich des Dichters menschliche Empfindung in einem feurigen lyrischen Schwung. Als er Christus Gefangenschaft und Geißelung erzählt hat, ruft er aus: Merkt Wunder, die

165) Oft erkennt man ganz lebhaft die Action des hingerissenen Predigers, in solchen Stellen, wo er den Menschen anruft: „Thu auf, thu auf deinen Sinn; thu auf, thu auf dein Herz; sieh an den Märtyrer, sieh und sieh und aber sieh"— u. dgl.

Kraft ließ sich binden, die Gewalt sich beugen, die Herrschaft sich neigen, der Freie ward da zum Eigenen. Um wen hast du die Hammerschläge und das Schmieden auf deiner heiligen Menschheit gelitten? Seltsames Recht, daß du deinen Knecht befreitest um den Preiß deiner eigenen Knechtschaft, und deine göttliche Kraft beugtest unter dein Geschöpf. Beweine o Mensch die Nacht, da er gefangen ward, u. s. w. Dann versetzt er sich mit gleichem Feuer in die Gefühle der Gottesmutter, die sie damals durchdringen mochten, und in ihre Klage am Kreuz. Man kann tadeln, daß die Todesszenen zu ausgemalt sind, daß auf dieser schmerzvollen Szene zu sehr verweilt ist; allein es ist weniger die Absicht eines Dichters, die hier auf Rührung, Erhebung und Erschütterung ausgeht, als vielmehr die des Predigers; an den mündlichen, versinnlichenden Vortrag des Redners erinnert die Szene, in der er mit wahrer Glut eine Unterredung des Teufels mit der Hölle erzählt nach dem Tode des Erlösers, der nun kommen soll, des Satans Willkühr zu brechen; ebenso die Form, daß er in dem Lob unserer Frauen, wo er gleichfalls das sonst zerstreute über dieß Thema gleichsam zusammenfaßt, die Maria redend einführt, was auch schon früher geschieht, wo bei Christs Leiden am Kreuz der Dichter die Mutter fragt, wie ihr da zu Muthe gewesen, und dann ihr selbst eine lange Rede in den Mund legt. Diese Form berührt sich mit dem, was ich oben aus Friedrich von Schwaben anführte; sie erscheint in einem anderen Gedichte religiösen Inhalts, das einen Kampf der Tugenden und Laster[166]) allegorisirt und in diese Zeiten gehört, in einem Gespräche zwischen der Sünde und Lucifer, sie führt zu den Allegorien über, die wir bald als eine Lieblingsgattung werden kennen lernen, und hängt mit der katechetischen Manier der Volksprediger zusammen.

Mehr Antheil, als an diesem Passional, hat die Predigt offenbar an dem berühmten Werke des Hugo v. Trimberg, dem Renner[167]). Man darf nur die Predigtsammlung des berühm-

166) Cod. Pal. Nr. 367. Fol. 266b.

167) Neulich herausgeg. von dem historischen Verein zu Bamberg. (Das noch Fehlende ersetzt mir die Heidelb. Handschrift.) Ueber das Literarische dieses Werkes verweise ich auf die allbekannten Untersuchungen.

ten Franciscaners Berthold in Augsburg aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, die zum Theile neu von Kling herausgegeben ist, aufschlagen, um jeden Augenblick an den Renner erinnert zu werden, und dieß nicht etwa blos in dem Tone des Vortrags, der vielmehr häufiger an die kleinern gnomischen Dichter mahnt, die vor und um Hugo's Zeit lebten, sondern auch in gewissen Themen, die da und dort aus einem so gleichmäßigen Gesichtspuncte behandelt, so unmittelbar aus dem Leben entlehnt sind, daß man sich versucht fühlt, den Berthold in einem ähnlichen, aber der Zeit nach umgekehrten Verhältnisse zu betrachten, wie den Geiler von Kaisersberg zum Narrenschiff des Sebastian Brandt. Wenn man den Bruder Franziscaner über die Abtheilung der Stände, über die Unzufriedenheit der Stände, über die Betrügereien der Handwerker, über die Unehe, über die Ketzer, über die Tugend der Ritterschaft, das höfische „Werben und Gebaren," das vor Gott ein Gespötte sei, weil man so auch einen Hund abrichten könne, dann über die weltlichen Freuden, Turnier und Tanz, Singen und Springen, über die Eitelkeit und Hoffarth der Frauen, über das jämmerliche Leben der Schildknechte hört, oder wenn er das Lob des Friedens predigt, Geschichten des alten Testaments allegirt, in denen spätere Begebenheiten voraus angedeutet, moralische Erscheinungen bezeichnet und Handlungen der Menschen zu Lehre und Warnung vorgebildet sind, oder wenn er die Hauptgebrechen der Zeit aufspürt und dagegen eifert, überall erkennt man die Objecte und die Ansichten des Renner, die bald eine gemeinschaftliche Quelle in den Kirchenvätern, bald, sollte man meinen, eine viel engere Ursache der Uebereinstimmung haben, was auch bei dem ungeheuren Eindrucke, den Bertholds Predigten machten, ganz natürlich wäre. Der Verfasser des Renners nennt übrigens auch selbst sein Geschäft ein Predigen, sein Gedicht im Ganzen eine Predigt, oder in seinen Theilen Lehre und Rede und sich selbst, weil er nicht geistliches Leben und Gewand trüge, einen Gaukelprediger, dessen Herz tiefer Weisheit leer sei[168]).

Hugo von Trimberg war zwischen 1260—1309 Magister und Rector der Schulen am Kollegiatstift der Maria und Gan-

168) Ed. Bamb. p. 136.

golph in Bamberg in der Theuerstat. Er war ein eigentlicher Gelehrter, denn er rühmt sich einer Sammlung von zweihundert Büchern, die er besessen, und sieben deutscher und fünfthalb lateinischer, die er selbst verfertigt habe[169]). Poetische Werke sind diese offenbar nicht gewesen, da er im Eingang sagt, daß ihm bis zum funfzigsten Jahre Reimen und Dichten fremd gewesen sei; ja selbst der Sammler, den er 1266 begann, aber weil ein Theil davon verloren ging, nicht vollendete, wird demnach in Prosa geschrieben gewesen sein, obgleich er ausdrücklich als ein Vorläufer des Renners bezeichnet und sein Inhalt mit dem des Renners gleich genannt wird[170]), der 34 Jahre nachher, also 1300 gedichtet ist, doch so, daß bis um 1315 die Hand des Dichters selbst mit Zusätzen und Erweiterungen geschäftig geblieben zu sein scheint. Jenes verlorene oder nicht vollendete Werk wird also schon dem Titel nach, so gut wie dieses erhaltene, ein solches moralisches Sammelwerk gewesen sein, wie sie Freidanks Bescheidenheit und die Welt des Stricker schon einleiteten, die auch alle in ihren allgemeinen Titeln (wie auch Boners Edelstein) diesen Charakter schon verrathen. Auch die Benennung des Renners erläutert der Dichter in einer größern Stelle aus dem ungleichen, verschiedenartigen, planlosen Inhalte seines Buches, besser als die Eingangsverse, nach denen es so genannt sei, „weil es soll rennen durch die Lande." Er charakterisirt nämlich an jener anderen Stelle[171]) das Werk vortrefflich, wo er sagt, es ginge ihm wie einem Reiter, dem sein Roß durchgegangen sei; auch er unterbreche oft den Lauf seines Buchrs, wenn sein Ge-

169) V. 28. Vor het ich siben buchlin in teutsch gemacht, und in latin fumfthalbez daz ist war . . . . .

170) Cod. Pal. N. 98. f. 197.
Ich hett vor 33 iaren mein gesellen, die bei mir waren,
gemachnt ein kleines puchlein, daz sie darbei gedechten mein,
das was der samner genant. Ee denn es kom [redacted]meiner hant,
da wart sein ein quintern verloren, die selb verlust was mir zoren,
daß ich es nicht gar volbracht mit dem vleiß, als ich gedacht.
Wie vil sein aber was geschrieben, das ist hin und her beclieben
vil baß dann ich mich versach; yenes lawffet vor, diz rennet nach.
Wer yenes las, der merk dabei, daß diz von yenem genomen sei,
und das ir baider sin sei geleich.

171) V. 13860 sqq.

dicht mit ihm davon renne und mit Gewalt ihn dahin reiße; richte er es nach dieser Seite, so trage es ihn auf eine andere, nach der sein Sinn nicht gestanden, bringe er es auf den alten Weg zurück, so laufe es häufig um vieles weiter, als sein Herz begehrte, und es trage ihn über Stock und Stein, Staub, Blumen und Lachen. Begegne ihm ein tiefer Graben, so strauchle es selber und werfe ihn ab, so sitze er wie in einem Traum, fange es dann wieder beim Zügel, und laufe mit ihm das Feld entlang, wie einer der nicht zu reiten versteht. Dieß ist in der That ein genaues Bild von der Gestalt des Werkes und dem Eindruck, den diese macht; ein höchst einfacher Riß liegt zu Grunde, der aber im Ausführen zu solch einem irregulären und ordnungslosen Gebäude geworden ist, daß die erste schlichte Anlage schwer zu erkennen bleibt. Der Dichter selbst scheint nach der ersten Vollendung noch spätere Einschaltungen gemacht zu haben; jeden Augenblick besinnt er sich über seinen Wiederholungen, seinen Abschweifungen und redseligen Excursen; häufig mangelt an einzelnen Stellen der verbindende Faden, der im Ganzen jedoch festgehalten ist. In dem Capitel von guter Dichter Sinne sagt er, daß er in seinem 20sten Jahre alles behielt, was er hörte und las; mit den Jahren sei ihm die Kraft des Gedächtnisses geschwunden, doch habe er im 40sten Jahre noch die Fähigkeit gehabt, 200 Verse, die er in deutsch oder latein gelesen, auf drei Tage zu behalten, jetzt aber müsse er Alles, was er nicht vergessen wolle, sogleich niederschreiben; und mit dieser seiner Gedächtnißschwäche solle man denn entschuldigen, wenn er manches drei- und mehrmal wiederhole, manches was ihm zu schwer ward, umgehe und wie die Schwalbe nach ihrer Speise in die Kreuz und Quere fahre nach mancherlei Gegenständen, die ihm seine Quellen darbieten, von denen er hier eine Reihe von Kirchenvätern und von alten Autoren nennt. Seine Belesenheit ist in der That für einen Mann jener Zeit sehr bedeutend; er kennt das alte und neue Testament durch und durch und bekennt selbst, daß der größte Schatz seiner Weisheit aus der Bibel gesammelt sei, daß er daraus Alles zusammengestoppelt habe, wie ein Mann, der kein eigenes Baufeld besäße. Diese Vorliebe für die Bibel erinnert an den von unserem Meister bewunderten Hugo von St. Victor, der einer der ersten Scholastiker war, der auf die Bibel

als auf die Quelle christlicher Weisheit hinwies. Die heilige Schrift ist unserem Hugo die Kaiserin aller Künste, und heftig beklagt er, daß man die Lehren der hohen Meister vernachlässige, welche die Seele fruchtbar zu machen bestimmt sind, daß Würmer und Schimmel die Bücher der Seele zernagen, daß die Welt nun aller Dinge verdrieße, die nicht dem Körper Genüsse geben. Diese Eine Weisheit, die nach dem Himmel führt, ist die Aufgabe seines Lebens und der stete Refrain seines Buchs. Nach vier und sechzigjährigem Studium versichert er von dieser Kunst nicht einmal das ABC zu verstehen; er meine damit nicht weltliche Weisheit; auch mit der habe er leider genug zu thun gehabt und so viele Spitzen darin gefunden, daß er nicht wisse, wie er sich darin niederlassen solle. Alle Kunst dünkt ihm nichtig, die nicht mit der heiligen Schrift im Einklang ist. Manche Seelen wohl möchten die sieben freien Künste zu Gottes Gunst bringen, doch verkehrten sie das einfältige Leben und den schlichten Wandel, von dem uns die ersten Boten des Christenthums Muster und Vorbild gegeben. Schärfer also als Thomasin und schon im Sinne der Reformatoren eifert dieser gegen diese Studien; besorgt über die Zweifel und Scrupel, welche die Wissenschaft nährt, weist er auf den Glauben und die Worte der Schrift, räth dem, der seine Seele bewahren wolle, die Künste fahren zu lassen und dem Herrn fleißig und einfältig zu dienen, denn nichts nützten hochgültige Bücher, die nicht mit der Schrift stimmen, nichts ein großer Schatz von Ehre dem Manne, der ewigen Fluch damit auf seine Seele ziehe. So wie er an solchen Stellen überall die Bibel als den Mittelpunct aller und auch seiner Weisheit nennt, so vergleicht er sein Geschäft an anderen Orten mit dem der heiligen Bernhard und Gregor und anderer Glaubensmänner, Kirchenväter, Scholastiker und Schriftgelehrten, die er in weitem Umfang von den ältesten an bis auf Hugo von St. Victor und noch Spätere kennt und bewundert[172]) und auszieht, so daß man

172) Cod. 93. f. 167.
Von den (7) tugenden ist vil geschriben; in gott waren alle siben.
Hett ich nu so tieffe sinne, daß ich die tugent und auch die minne
mocht gedichten als ich wollte und als ich zu rechte solte,
so wer ich vil weiser dann meister Hawg des hertzen wann

es ihm nicht verargen dürfe, wenn er die Welt in seinem Buche strafe und geißle, ohne selbst weise zu sein; auch als Sammler habe er sein Verdienst, nütze ja doch der Esel mehr als die schönsingende Nachtigal. So fände man in seinem Buche viele fremde Lehren, die bisher in Deutschland wenig verbreitet gewesen[173]) und Honig und Honigseim sei in seinem Gedichte eingestreut aus den Lehren der heiligen Schrift. Ob er diese Belesenheit überall unmittelbar aus den sehr mannichfaltigen Quellenschriftstellern selbst nimmt, darf man bezweifeln, da solche Sammlungen, wie der Bücher des Bonaventura, der überhaupt vieles mit diesem deutschen Werke gemein hat, ihm das, was Er suchte, mühlos an die Hand gab, so wie dieses und ähnliche Werke auch den Mystikern des 14. Jahrhund. offenbar ihre Gelehrsamkeit und ihren Autoritätenreichthum gegeben haben. Auch die Alten, unter denen er viele lateinische Dichter und Prosaisten benutzt, haben nach ihm manches Verdienst, manchen Honig, doch nicht rein und frei vom Wachs. Gift ist jede Kunst, die nicht mit der heiligen Schrift recht stimmt. Juden und weise Heiden haben uns viele Dinge gelehrt, die uns nützlich und gut sind, dennoch sind sie in manchen Dingen blind, über die sie tief und doch erfolglos nachgedacht. Wer den Büchern der Plato und Aristoteles, der Seneca und Sokrates, Demosthenes und Diogenes, Tullius und Empedocles zu sehr nachfolge, der achte, wie es dem heiligen Hieronymus ging, als er die Bibel bei Seite legte und lieber die Bücher las, an denen nicht unseres Herrn Lob war; denn er ward im Schlafe dafür also geschlagen, daß er es wachend beklagen

---

so gar durchswungen hat die minn mit sueſſen worten außen und inn,
daß all die meister im mussen weichen, die nun leben in allen reichen.
Wann meister Hawg von sanct Victor furt gottes minn so hoch empor
mit lob, und rennet so ver vor, daß wenig iemant sein gespor
mit swacher kunst komen getar, des kom auch ich vil selten dar.

173) Ibid. f. 196.

Wo diz buch vert durch die lant, in swaben in duringen in bayern und franken,
da fullen dewtsche lewt danken meiner sele mit irem gepett,
mit almusen, mit ander guttett, daß ich vil fremder ler in han
in tewtscher zung kunt gethan, die mannig iar war und dennoch hewr
in tewtscher sprach waren tewer.

mußte[174]). Auf weltliche Lieder[175]), auf alles Gaukel-, Zauber- und Ketzerwesen wirft Hugo daher feindliche Blicke, und er ist übel zu sprechen, daß er wenige findet, die ihre Gabe zu dichten auf Gottes Preis und Ehre wenden[176]). Wer so streng nach dieser Seite gerichtet ist, von dem erwarten wir, daß er noch entschiedener als Thomasin sich gegen die Lectüre von Ritterromanen und weltlichem Lügenwerk abwendet, und daß es ihm ein Greuel ist, weltliches Lob vor Gottes Lob geachtet zu sehen und manche Frauen zu finden, die es mehr als unseres Herrn heilige Wunden beweinen, wenn sie lesen, wie Herr Dietrich focht mit Ecke und wie vordem die alten Helden um Frauen-Minne verhauen wurden; und obwohl er an anderen Stellen den Nutzen dieser Abentheuer etwa so anerkennt, wie auch Thomasin[177]), so klagt er doch anderswo um so deutlicher[178]), daß leider die Wunder Gottes und der Heiligen und die Geschichten der Juden den Menschen weniger bekannt seien, als die Ritter der Tafelrunde in Karydol, die doch Lügen voll sind. Da aber ein Jeglicher mit Herz und Mund den ehren soll zu jeder Zeit, von dem er Leib und Seele hat, so dünkt es ihm eine Missethat, wenn einer etwas schreibt oder liest, woran unsers Herrn Lob nicht ist; und nach seiner Meinung habe mancher Mann an diesen Büchern Leib

174) V. 8500 sqq.

175) V. 11080 sqq.

176) Cod. 98. f. 142b.

Wer lesen, tichten, schriben kan, teutsch, latein, der ist ein man,
dem ich wol gutes und eren gan. Der selbigen ich wenig vinden kan,
die mit den dreyen unsern Herren eren und nicht damit ir sunde meren.
Wer tichten kan, der nympt sich an vil mer dings, denn er kann;
wer teutsch und latein wol kan schreiben, der wil an ir statt nit bleiben,
wer wol kan lesen und singen, der wil uber hoh perg springen.

177) V. 1260.

Mit sunden er sin haubt taubt, swer tichtet, das man niht gelaubt;
swer noch der weisen lere behitte, manger untugent und witze er wilte.
Namhafter singer ist nu lützel; man siht etwenne, daz ein frisch stützel
lange einen dorn zaun ufheltet, als ist auch dem swer noch beheltet
der vorgenannten singer döne, und ir getichte reine und schöne,
der vindet tugent, zucht und ere, hübschheit der werlde und auch die lere,
von der sie leben wird geneme und selten iemant wider zeme,
wanne sie den halten an zuhten wider, der von im selber viel schir nieder.

178) Cod. 98. f. 172d.

und Seele, Gut und Ehre verloren, im thörichten Nachstreben nach der Tapferkeit der alten Helden. Daher preist er denn von den wenigen namhaften Dichtern, die er seiner Zeit nur noch zuschreibt, selbst vor dem Konrad von Würzburg, der ihm, wie wir schon oben hörten, zu gekehrt ist, den Marner, an dem das lehrhafte Element ihn anzog. Ganz wie Thomasin ist Hugo nämlich auf die Laien bedacht, und er hebt es in seiner Kritik des Konrad ausdrücklich hervor, daß an deutschen Gedichten nicht gezieme, was die Laien nicht verstünden; und obgleich er jenen poetischen, mystischen, allegorischen Gebrauch der Naturgeschichte für die Moral, jene Deutungen der Thiere und ihrer Eigenschaften auf Christus, auf Dogmen oder auf moralische Charaktere und Stände, jene Erklärungen der Prophezeihungen im alten Testamente, und was wir Alles dieser Art in den Gnomikern dieser Zeiten fanden, nicht verschmäht, so ist doch sein Werk im Allgemeinen davon frei, redet aus einem schlichten Verstande, der voll gesunder Erfahrungen, wenn auch oft von Befangenheit nicht frei ist, zum schlichten Verstande: und wie Freidank, den er vielfach und oft in längeren Stellen ausschreibt, den er an einer Stelle nennt, wo er sagt, obgleich es ihm oft geschehen, daß, wenn er allein sei, er sich weise dünke, als ob er sieben Männer Sinne hätte, so komme er sich doch wieder in Gesellschaft der Weisen dummer als ein Kind vor, wie dieser Freidank, sage ich, greift er überall in die lebendige Wirklichkeit ein, kennt das Volk und sein Treiben in allen Classen und Ständen, schildert und geißelt es mit Mitteln, die dem Volke gemäß sind, und nur nicht mit jener vortrefflichen Ruhe, die über dem Theile des Freidank liegt, wo der Dichter nicht selbst redet, sondern mit schulmeisterlicher Breite, Wichtigkeit, Lehrmiene und Eifer, eine Manier, die alles leicht schlimmer macht, was sie besser machen will. Wenn das Buch nur ein Drittel seines Umfanges hätte, wenn es nicht so ins Unendliche Reihen von tautologischen Wörtern, Schimpfnamen, Versen häufte, nicht so athemlos Jagd nach Eigenschaften machte, mit denen man einen Begriff festzusetzen sucht, nach Quellen, aus denen man ein Laster herleiten will, nach Bildern, mit denen man etwas zu versinnlichen strebt, wenn es nicht die schlechten Eigenschaften so mancher ähnlicher Werke der Scholastiker, wie des berühmten Spiegels des Vincenz von Beauvais, theilte, wie viel

vortrefflicher hätte das Werk nicht werden und wirken müssen. Zwar auch so gehört es seinen Wirkungen nach zu dem Bedeutendsten, was die altdeutsche Literatur enthält; nicht leicht wird ein anderes Werk so verbreitet gewesen sein; es litt wie alle Werke dieses Charakters die merklichsten Veränderungen, und bald sinkt sein Umfang in den Handschriften bis zum Auszug herab, bald wächst er über das Doppelte an, wie denn in der Frankfurtur Ausgabe von 1549 etwa 24000 neue Verse hinzugekommen sind. Der Grund des Wohlgefallens an diesem Werke liegt, was das Innere angeht, an der Gesinnung, die treu und wahr dasjenige ausspricht, was nun schon lange anfing, in dem untern Volke zu gähren und was bis zur Reformation nicht aufhören sollte, die Nation zu beschäftigen und zu bewegen; und was das Aeußere angeht, an der populären Form, die der practischen Tendenz ganz angemessen ist.

Beides macht zu der entschiedenen Hinneigung des Verfassers zur Verachtung der Welt und zum Streben nach innerem Frieden denselben Gegensatz, den wir im Freidank gewahrten, denselben, den wir in der gläubigen Frömmigkeit und zugleich gesunden Verständigkeit der Reformatoren noch zwei Jahrhunderte nachher finden; nur überwiegt das Derb-practische hier das im Freidank etwa so sehr, wie das Narrenschiff wieder den Renner. Die Manier des Hugo möchte ich eine Vereinigung der beiden des Freidank und Stricker nennen. Das Sprüchwörtliche und Gnomische herrscht vor und verbindet jene verschiedensten einzelnen Formen, deren sich der Stricker bediente. Dem ganzen Werke liegt die Anlage einer Predigt zu Grunde, oder eines jener Gleichnisse, die aus der Bibel entlehnt auch der Stricker schon kannte. In ihrer Ausführung geräth er hie und da in förmliche Sermone über ein Thema der Bibel[179]). Doch ist dieß das seltnere; gefälliger, lebhafter ist er in dem, was dem Buche eigentlich erst den poetischen Körper gibt, in den unzähligen Beispielen, Gleichnissen, Parabeln, Geschichtchen, Anecdoten, Erzählungen, mit denen er seine Sätze erläutert und erklärt. Selbsterlebte Vorfälle, Zeitbegebenheiten, Beispiele aus der wirklichen Geschichte, die er in ziemli-

179) Z. B. in dem Kapitel von böser Gewohnheit über den Text: Es muß ja Aergerniß kommen u. s. w.

lichem Umfange kennt, Fabeln, Priameln, Recepte, alles dient ihm, sein Werk mannichfaltig in der Form wie im Inhalt zu machen, und dabei erinnert er noch wie Stricker sehr oft an die Anfänge dieser Gattungen, wie z. B. neben einigen vortrefflichen und ausgebildeten Fabeln andere gleichsam noch im Entstehen erscheinen; man darf nur die Thiergleichnisse, z. B. seine Vergleichungen des Geizigen mit einer Spinne, Maulwurf und Kröte lesen: die kleinste Mühe gehört dazu, sie zu neuen und guten Fabeln zu machen[180]); so wie wieder seine treffliche Fabel vom Maulthier, daß sich seines Vaters schämt, sich dem Thiermährchen nähert und sich weit und weiter von der Behandlung im Petrus Alfonsi und im Aesop entfernt. Jetzt legt er einem sterbenden Geizigen eine Rede in den Mund, jetzt einem Klosterpriester eine Klage über seinen Beruf, jetzt knüpft er seine Erörterungen über den Ursprung der Herrn und Knechte an ein Gespräch mit einem Haufen Bauern, unter die er gerathen sei, und hier wie in den schnurrigen Schwänken, die er gleichfalls einflicht, in den Geschichtchen vom Bauernwesen, wo er in die derben und rohen Verhältnisse des häuslichen Lebens der untern Stände blicken läßt, erinnert er überall an Hans Sachs, und keine Zeit hat auch den Renner so fleißig gelesen und geachtet, wie die Reformationszeit. In dem absoluten Gegensatze gegen die ritterliche Poesie, in der Entfernung von aller Abstraction, in der völligen Versetzung in die wirkliche Welt ist auch der Renner ein natürlicher Vorläufer der Brandt und Aehnlicher, und die Welt, die er zu bekämpfen hat, ist schon eine weit andere als die des Thomasin, es ist die materielle und rohe, der sich auch die edleren Reformatoren gegenüber sahen. Dieß kann der kürzeste Ueberblick über den Gang, den die moralischen Betrachtungen im Renner nehmen, aufs deutlichste lehren.

Der dichtende Sittenprediger legt seinem Werke ein Gleichniß zu Grunde von einem Birnbaum, dessen Stamm auf Adam und Eva, dessen Früchte auf die Menschen gedeutet werden. (Dabei ist die Erlösung in beliebten Bildern versinnlicht: Eva brachte uns in Sünde und Tod, Ave (der Gruß des Engels an Maria) brachte uns aus der Noth; der Baum im Paradiese stieß uns ins Verderben, von dem uns der Baum des Kreuzes rettete.) So

180) Ed. Bamb. p. 39. 60.

lange der Baum in Blüte war, ist Alles gut: so ist auch der Mensch in den Kinderjahren unschuldig. Dann aber kommt „Herr Wirwitz" zu den Mädchen und „Herr Selphart" zu den Jünglingen und bringt sie zu Fall; dieß vergleicht sich dem herbstlichen Fallen der Birnen. Einige fallen in den Dorn, andere in den Brunnen, andere in die Lachen, andere aber ins grüne Gras. Die in den Dorn fallen, sind die Hoffährtigen. In Hoffahrt sieht Hugo mit Berthold den Grund des Verderbens der Zeit. Hier werden wir erkennen, daß der wackere Schulmeister in seiner Zeit den Nagel gerade so auf den Kopf trift, wie Thomasin, als er der seinigen das Horoscop stellte. Thomasin sah sich nur einem Stande gegenüber, dessen Autorität und Herrschaft damals noch allgemeiner anerkannt war, der die Nation repräsentirte. In dieser Stellung durfte er in seiner Moral den Bezug auf den politischen Verkehr mehr aus den Augen setzen und sich ganz auf den inneren Menschen zurückziehen; dieß gab auch sein Verfahren an die Hand: er redet noch abstract und allgemein von Tugend und Laster, während Hugo beides mehr personificirt (so daß auch nun jene Stammbäume und Verwandtschaften der Tugenden und Laster aufkamen, zu denen Hugo von St. Victor den Hauptanstoß gab), und Brandt gar nur noch von den Thoren und Lasterhaften spricht. Den Thomasin führte nun seine Betrachtung über einen Stand, den er als Stand noch für den Inbegriff alles hohen und Großen ansieht, auf ein ganz innerliches Gebrechen, auf Prinziplosigkeit im Handeln; den Hugo aber die seine auf einen einzigen kolossalen Uebelstand in der äußeren Gesellschaft, in der er nicht mehr Einen Stand herrschen sieht, sondern mehrere im Kampfe, nicht mehr Einen Stand in einem gleichsam privilegirten moralischen Ansehn, sondern alle Stände gleichmäßig dem Grundfehler der Zeit verfallen, wovon selbst nicht das Geschlecht ausgenommen ist, das die galante Ritterzeit von allen Gebrechen lossprach und als die Pfleger aller Sittlichkeit ansah. Diesen Grundfehler sieht Hugo ungefähr in dem strictem Gegentheile von dem, was den Grundfehler der ritterlichen Zeit ausmachte. Dort war es in der That die Selbstvergnüglichkeit, auf der das gedankenlose Hinleben in der überkommenen Gewohnheit ruhte, hier ist es umgekehrt die allgemeine Unzufriedenheit jedes einzelnen Standes und jeder einzelnen Klasse mit dem, was sie

ist und hat. Wir sehen also sogleich, wie Hugo, wenn er unter den in den Dorn gefallenen Birnen die Hoffahrt, unter den in den Brunnen gefallenen Neid und Geiz, unter den in die Lachen gefallenen den Fraß (die Unmaaße) versinnlicht, in allen diesen Lastern im Grunde nur Eins und dasselbe meint, eben jene Unzufriedenheit mit dem, was man ist und hat, wie er denn auch in seinen weitschweifigen Definitionen und Bezeichnungen dieser Laster stets die für das eine auch für das andere gebraucht. Es ist aber auch ganz klar, daß diese ganze Stimmung der Zeit in dem Kampfe liegt, der sich zwischen den untern und obern Classen des Staats entspann, nachdem das Bewußtsein gekommen war über die Unrechtmäßigkeit der Gewalt, die sich Geistlichkeit und Adel angemaßt hatten. Ueberall daher sind jene Laster, ganz wie im Dante und bei allen Italienern dieser Zeiten (superbia, invidia, avarizia), in dem weitesten Sinne genommen, in dem sie den politischen Druck der Großen auf die Geringen, der Reichen auf die Armen, der Herrscher auf die Unterthanen, des Adels auf seine Vasallen, der Kirche auf ihre Angehörigen, den Trotz der untern Stände, ihre Aufwiegelei und Neuerungssucht begreifen. Dieses selbe Thema der unruhigen Strebsamkeit, Erwerbsucht und Unzufriedenheit geht durch die ganze Geschichte, wie durch die poetische Literatur bis zur Reformation, wo es zur höchsten Verbreitung kommt, und daher erkläre man sich die Sympathie dieser letzteren Zeit mit solchen Gedichten wie der Renner ist.

Indem nun Hugo seine Lehre über die Hoffahrt verfolgt, zeigt er überall, wie auch trotz seiner großen Weitschweifigkeit und seiner häufigen Excurse der Grundgedanke seines Buchs so fest gewurzelt in ihm liegt, daß man darin zuletzt eine weit tiefere und innerlichere Ordnung entdeckt, als man anfangs vermuthen möchte. Er geht alle einzelnen Stände durch und zeigt an jedem einzelnen, wie sich diese Hoffahrt äußert. Wie Berthold geht er am heftigsten gegen die Weiber zu Felde: man sieht, wie sehr die Zeiten geändert sind. Jede Erinneruug an die Bedeutung des ehemaligen Geschlechtsverhältnisses, jede Achtung vor dem Weibe ist ganz verschwunden; und während ehedem die höfischen Dichter jede Schuld an Unzucht und böser Sitte auf sich nahmen, so gedenkt der Renner (in einer späteren Stelle) in langer Predigt

über die Unkeuschheit der Männer gar nicht, und schiebt, als ob sich das von selbst verstünde, alle Schuld allein auf die Weiber. Hier im Anfange des Gedichtes ist sein Eifer gegen die hoffährtige Empfindlichkeit der Mädchen gerichtet, denen kein Bewerber recht ist, die an Unzähligen unzählige Fehler und Mängel finden. Er geht auf die Fürsten, das Hofgesinde, den Adel über. Man hört sogleich, es spricht kein Angehöriger des Standes: es ist kein Unmuth mehr über die Verderbheit dieser Classe, sondern Aufgebung und Verzweiflung an allem Besserwerden; es ist kein Klagelied mehr wie früher, sondern Predigt, Wehruf, Satyre voll Bitterkeit, Drohworte und Strafreden; es ist der Niedere, der gegen den Höheren in heftigem Eifer redet, der diesen durchaus nur in seinen Verhältnissen zu den Armen und den Bürgern sieht und feurig wie Berthold gegen die Hartherzigkeit und Kargheit der Mächtigen gegen die Dürftigen predigt, die jenen den Himmel verschließt (sie ist „des Himmels venster schubel"). Gleich streift Hugo hier auf Neid und Geiz über, auf das Schinden der Armen und Unterthanen (das Abbrechen, wie es auch Berthold nennt). Es läßt sich denken, daß bei diesem Kapitel die Geistlichkeit nicht geschont wird; seitdem die Wahl den Pfaffen in die Hände fiel, heißt es, giebts keinen heiligen Bischoff mehr auf der Erde, die von Geiz, Gleißnerei und Simonie bedeckt ist. In den Klagen gegen den Pabst und die päbstliche Gewalt mahnt er wieder ganz an den Ton Bertholds, und in der Gesinnung an alle die Männer, die seit Walther bis auf Luther darüber aufgeklärt dachten und schrieben. Er blickt auf die Widersetzlichkeit der Unteren gegen die Oberen, auf die Reaction gegen den Druck der Gewaltigen, auf den Verderb des Landes und der Leute, auf den Krieg der auf die Kinder erben würde. Der Pfaffenkrieg habe das böse Beispiel gegeben, an dem die Cardinäle die erste Schuld hätten, die den Pabststuhl drei Jahre leer gelassen. Nachdem Hugo so die Hoffahrt der Weiber, die Habgier der Edlen, das Ringen der Geistlichkeit nach weltlichem Besitze berührte, geht er auf das trotzige Aufstreben der Bauern über, belehrt sie und tröstet sie über den Ursprung von Herr und Knecht, von Arm und Reich, spricht dann von den Halbrittern und ihrem ärmlichen Bauerndünkel und unadeligen Sitten, und von dem Armen der zum Vogt geworden ist und der wie der Rabe unter den Pfauen sich

vor Hochmuth nicht zu lassen weiß. Er geht zu der Hoffahrt der Bettler (der Bettelmönche) über, die ihm die unbilligste von allen scheint, da sie nach Gottes Gabe streben und doch nicht demüthig, wie ihnen gebühre, nach Gottes Willen leben. Dieß führt ihn auf die Geistlichen und auf ihre Hoffahrt, die sich in der Uebernahme von sieben und mehr Pfarreien äußert und in dem unersättlichen Begehren nach mehreren. Die Milde der Gesinnung gegen den Stand trotz der Verworfenheit der Individuen theilt er wieder mit Freidank. Die Klosterleute lassen alle Zucht schwinden, unzufrieden streben sie aus dem Convent, Muthwille, Unzucht, Eigenthums- und Erwerbsucht untergraben alles Klosterleben und unter Gottes Panier fährt die Schande von Land zu Land, und manche Unthat hüllt sich unter die Kapuze und den Nonnenschleier. Hier ist auch die Stelle, wo er einem Klostergeistlichen eine Klage und Reue in den Mund legt, daß er Mönch geworden, weil er es nicht zu den Würden gebracht, die er sich, als er noch im weltlichen Stande war, ausgedacht hatte.

Hierauf führt der Zusammenhang auf Geiz und Habgier über, und auf die verschwisterten Laster der Lüge und Untreue, die mit dem Bestreben nach Reichthum allgemein wurden, wie nie vorher. Unter vielem Vagen und Unbestimmten tritt Manches hervor, was den Geiz vortrefflich charakterisirt, der die Tugend des Fastens übt, aber nicht um Gott zu ehren, sondern um Brod zu sparen; der frei ist von Lüderlichkeit und Spiel, aber nicht um des Maaßes willen, der die Minne meidet, aber nicht um die Unkeuschheit zu meiden, sondern um nichts zu vergeuden. Er greift vor und streift auf die Unmäßigkeit und das Prassen an König Adolfs Hof über, kommt aber dann wieder zurück auf den Geizigen, auf den bösen Wirth, der seinem Gesinde nichts gönnt, nur bei fremder Kost und nicht bei seiner eigenen froh werden kann; auf die sauren und ernsten Mahle, bei denen man dem Gast die Bissen zählt. Mit dem unruhigen, gedankenvollen, rastlosen Streben nach Erwerb setzt er das Vernachlässigen aller geistigen Beschäftigung und aller geistlichen Lectüre in Verbindung, und ebenso die Sauerkeit der Zeit, über die er vortreffliche Bemerkungen macht. Er klagt, daß die großen Beispiele der Freundschaft unter Griechen und Juden dahin sind; ehedem, sagt er, gingen einfältige Menschen dahin, wo sie ihre lieben Freunde fanden

und umhalsten sie mit lachendem Munde und meinten das von Herzen, in süßer Treue einfältiglich, jetzt aber gebehrden wir uns ernstiglich, daß einer den anderen ansieht, als habe er ihm ein Leid gethan: und dieß kommt von jener unmenschlichen Sauerkeit, die Hoffahrt und Habsucht zu wege bringen. Er geht auf Diebe und Räuber über, mit denen er den Raubadel so bezeichnet, wie vorher mit den Bettlern die Bettelmönche; zweierlei Diebe stehlen, sagt er, welche die Schande unter dem Mantel der Ehre bergen, das sind frommer Leute Kinder (Edle) und Pfaffen. Raub, Sengen und Brennen ist heute unser Brandopfer zum Himmel; ehedem ließen sich Heiden und Juden oft von Liebe bethören in Noth und Tod zu gehen, aus Gottesminne litten die Märtyrer ihre Qualen, uns aber begeistert nur die Habsucht und großes Gut gilt für die beßte Weisheit. Er zeigt, wie Richter und Schöffen nur der Habsucht dienen; Sold, Bestechung, irdisches Gut verkehrt dem Richter das Urtheil; gerechte Richter sind nun seltener als schwarze Schwäne und weiße Raben. Heftig, bitter und launig geht er gegen die Advocaten, Juristen und Judisten zu Felde, die das Recht krumm drehen, bei der Nase herumziehen, wenn sie wollen die Muhme zur Base, die Base zur Muhme, den Daumen zum Finger und den Finger zum Daumen machen, die die Prozesse hinausziehen, bis Jemands Habe vom Roß bis zum Bettelstab kommt, und die die Richter selbst betrügen, so daß, wenn sie den Gewinn theilen, sie selbst Silber, diese aber Zinn erhalten. Hoffahrt und Geiz haben zu seinen Zeiten große Unbilden durch Albrecht an Adolf, durch einen Pabst an dem anderen verübt; mit größter Schärfe fährt Hugo hier gegen Rom los, die Stadt, wo alles feil, St. Peter selbst, zu dem man den St. Paul in Kauf gibt. Ob einer ein Dieb, ein Räuber, ein Mörder sei, wenn er nur gibt, so spricht man ihn heilig; und so viele Bullen theilt Rom an Pilger aus, daß, wären sie mit Silber statt mit Blei behängt, keine Straße vor Mördern sicher sein würde. Zuletzt redet er von Zöllen und Laienzehnten, diesem Ungeld, dem Uebelsten aus der ganzen Schaar von Wörtern, die das Lasterblech Un entstellt.

In einem dritten Theile behandelt unser Moralist den Fraß, die Unmäßigkeit, und er weiß mit lebhafter und eindringender Beredsamkeit das unmäßige Leben, Trunkenheit, Lüderlichkeit und

Freßgierde mit all ihrem Gefolge von Widrigkeit und Krankheit ekel und lächerlich zu machen. Wir haben fünf Sinne: der Seh-, Hör- und Riechsinn haben jeder zwei Organe, der Schmeckſinn nur den Einen Mund und doch pflegen wir dieſen mehr als jene alle zuſammen. Juden und Heiden halten mehr Maaß als wir, jeder arme Bauer mehr als der Pfaffe und Laie; der Menſch läßt ſich zu Unerſättlichkeit verführen, da doch das Thier nach der Natur lebt und ſich begnügt. Man führe den Ochſen zum Getränke, er trinkt nicht mehr als er braucht; der Vogel weiß des Abends wo ſein Neſt iſt, aber nicht der trunkene Menſch. Er geht auf üble Gewohnheit, Aergerniß und böſes Beiſpiel, auf ſchlechten Zeitvertreib, Spiel und Unkeuſchheit über. In dieſen Theilen hört dann die größere Regelmäßigkeit und der genauere Zuſammenhang auf; vielfach kehrt der Dichter hier auf die früher behandelten Gegenſtände zurück und entſchuldigt ſich darüber mehrmals. Noch knüpft er hier vortreffliche Sätze über die Altklugheit der Jugend an, Worte, die ſelbſt für uns kaum vortrefflicher zu ſagen ſind. In ſeiner Jugend, ſagt er, merkte er wenig, womit die Alten umgingen; wenn ſeine Geſellen zu ihm kamen und mit ihm ſangen und ſprangen, ſo meinte er Alles zu haben, weſſen er bedurfte; denn mancher Dinge achtete er damals nicht, was er nun von Kindern ſehe. Manches Kind iſt jetzt an den Augen ein Luchs und in dem Herzen ein liſtiger Fuchs; und wie ſoll das im Alter werden, was ſich ſchon in der Jugend alt macht? Will einer ſeine Freude auf das Alter ſparen, ſo hat er ſeiner Jugend Weisheit und Arbeit übel angelegt. Ihm graue, wenn er kleine Kinder ſehe, die weiſe Worte reden und ernſthaft ſind. — So redet er auch hernach, wenn er auf Bosheit zu ſprechen kommt, von dem Uebermuth der Schüler in der Schule, die wenn ſie zwei Argumentlein gelernt hätten, deren drei noch kein Ei gelten, ſchon des Meiſters Meiſter ſein wollten. Ich will aber dieſen letzten Theilen des Werkes, wo ſich der Dichter vielfach in Abſchweifungen, in chriſtliche Myſterien, theologiſche Streitfragen, Erörterungen über Dichter, Vaterland und Sprachen, in Jeremiaden über Gegenwart und Lobpreiſungen der guten alten Zeit der Väter verliert, die nichts mehr mit der allgemeinen Anlage des Werkes zu ſchaffen haben, nicht weiter folgen.

Die Achtung vor dem beſchaulichen Leben, verbunden mit

der gesunden Beherrschung aller practischen Verhältnisse des Lebe machte dieß Buch der deutschen Nation beliebt, und setzt es in Eine Reihe mit jenen Dichtern, die früher unter dem Adel zum erstenmale die Begriffe der Humanität ausbreiten wollten und mit den Reformern des 15. und 16. Jahrhunderts. Wie lieb mußte dem Volke dieser Renner werden, da es noch keine Bibel und keinen Katechismus besaß, den Thomasin weniger verstand, den Freidank zu knapp, den Stricker zu wenig Herr seiner Gedanken und seiner Ansicht wie seiner Form fand! Denn wie gerne hat die Menge, aus der noch nicht aller gute Kern getilgt ist, etwas in der Hand, an dem sie das Gewissen regelt und übt! Wie außerordentlich mußten ferner die Wirkungen sein, mit denen solche Bücher wie dieses der Reformation verarbeiteten! Aus Urzeiten hatte sich der salomonische Spruch und einzelnes Gnomische aus der Bibel unter die unmittelbarste Weisheit des Volks, unter die nationalen Sprichwörter gemischt; jetzt traten Prediger in der Kirche und im Buche, in Prosa und in Versen auf, die die heiligen Schriften vollkommen beherrschen, und die der höfischen Sprache der bisherigen Dichter entfremdet, im Volkston und in derber Verständlichkeit reden, und in dieser eindringlichen Manier in tausend beliebten, der Menge faßlichen Formen die ganze Weisheit der Bibel austrugen und das ganze Reich der Moral nach ihrer Lehre gestalten: wie anders mußte da die Uebersetzung der Bibel in einer neubeseelten Sprache, die Verbreitung dieser Bibel in Deutschland wirken, wo sie nichts Neues brachte, sondern nur das Längstbekannte mit ihrer heiligen Autorität festigte und bestärkte, wie anders hier, als in den romanischen Ländern, wo man fortfuhr Romane, nichts als Romane zu lesen, die bei uns in einen Verfall gekommen waren, der unsere Poesie dieser Zeiten gegen die auswärtige ebenso in den tiefsten Schatten stellt, wie uns eben diese Werke eines Thomasin und Hugo, die zum Ruin dieser Romanenpoesie das ihrige redlich beitrugen, den Ruhm und den Segen fördern halfen, den diese Zeiten der Anarchie und der Auflösung aller politischen Bande und aller geistigen Cultur, durch die Festigung einer großen moralischen Kraft mit der Emancipation des Mittelstandes für die Zukunft der Nation im Stillen vorbereiteten.

X.

Uebergang von der Ritter- und Hofpoesie zur Volksdichtung in der Zeit der Reformation.

1. Mystisch- und Scholastisch-Theologisches und Philosophisches.

Ich hätte den Renner eben so füglich an die Spitze dieses zehnten Abschnittes, wie an das Ende des vorigen stellen können. Ich wählte das Letztere, weil er so unter den übrigen — wie ich sie nannte — Sammelwerken dieser Zeit steht, die doch noch einen eigenthümlichen Faden haben, an den dann die vereinzelten Bestandtheile angeknüpft werden; nachher werden wir im 14. Jahrhundert dergleichen Sammlungen von Fabeln, Anecdoten, Geschichten und Schwänken finden, in denen sich der Stoff immer mehr verkleinert und vereinzelt und der bindende Faden auflockert oder löst. Ehe wir damit fortfahren, schiebe ich eine kleine Episode über die mystische Periode der Dichtung ein, die, wie immer bisher, rein der jedesmaligen Zeit und ihren Influenzen diente, niemals oder nur versuchsweise auf eine kurze Zeit sie beherrschte. Wenn die zweite Periode der Ritterromane, die wir eben überblickten, die verfehlten Versuche, den Glanz der hohenstaufischen Zeit zu erneuern, etwa so darstellen, wie die Zeit und der Geist eines Heinrich VII. im politischen, so zeigt die mystische Dichtung seit dem Anfang des 14. Jahrhunderts auf die Bedeutung hin, die sich die Minoriten an dem Hofe Ludwigs IV. gegen ihren gemeinsamen Gegner Johann XXII. zu verschaffen wußten. Bekannt genug aber ist, wie gerade diese Mönche und gerade dieser Monarch mit unter den Ersten eine entschiedene Opposition gegen die Päbste begannen, die sich dann unter Fürsten und Volk fortpflanzte bis zur Reformation, wo selbst Luther des berühmten Tauler Predigten mit so vieler Hochachtung las und empfahl. Mit Recht also erscheint diese Richtung der Theologie und theologischen Poesie an der Spitze, wenn von den ersten Versuchen zur Religions- und Sittenreform in Deutschland die Rede ist, indem hier zuerst von der gelehrten Theologie hinweg auf das reinere Evangelium hingewiesen, zuerst an die Stelle des Aristoteles und der traditionellen Lehrbegriffe die Bibel, gegen die scholastischen Phi-

lo'ophen und ihre kalte Doctrin die Vorstellungen ausschweifender Phantasien gesetzt, zuerst, wenn auch in einer extravaganten Weise, die Einfachheit des patriarchalischen Lebens der ersten Christen und ihre aufopfernde Tugend gegen den anstößigen Prunk des Clerus gepredigt, zuerst von der dürren dialectischen Cultur des Verstandes auf die Reinigung der Seele übergeführt, zuerst statt zum Adel und den Gelehrten in fremder Sprache und Gelehrsamkeit, zum Volke und häufiger in des Volkes Sprache, mehr mit der Stimme des Herzens geredet wird. Wir haben bisher unter Geistlichen, Adel und Bürgern starke Stimmen gehört gegen Pabstthum und Kirchenzucht; allein es waren Einzelne und es blieb beim Reden: jetzt aber treten ganze Mönchsorden reformirend hervor, die Geistlichkeit selbst fing an sich zu revolutionären Bewegungen in Schrift, Lehre und Leben zu ordnen. Jene Einzelnen hatten sich zu sehr zu den höheren Klassen gewendet, und nur diese zu überzeugen gesucht, die sich zu sehr bei dem Uebelstande im Vortheil befanden, allein die Bettelmönche standen durch ihr Armuthsgelübde dem Volke nahe, lehnten sich auf dieses, lehrten es in seiner Sprache, in Prosa, in Predigt eine practische Religion, und kehrten dem Adel und den Gelehrten, sammt ihrer Weisheit und Poesie den Rücken. Wenn für die Religion und Volksmoral die endliche Frucht dieser neuen Regungen eine völlige Rückkehr zu einer gesunden einfachen Lehre war, die von Standesbegriffen und gelehrten Spitzfindigkeiten zur derben Ansicht des Volkes zurückbrachte, so führte die Poesie auf demselben Wege von der Ritterpoesie auf die Volksdichtnng über, so wenig das aus den anfänglichen Erscheinungen zu erwarten stand.

Die Nation hatte mit dem Abblühen der Cultur der Aristokratie eine große Periode ihrer Entwickelung vollendet; ein anderer Theil tritt allmählig in den Vordergrund, und schiebt mit der politischen Geltung der vornehmen Klassen, der Geistlichkeit und des Adels, zugleich ihre Art der Bildung und Verbildung bei Seite. In jeder Revolutionszeit sucht der fanatische Eifer von einem unerträglich gewordenen Uebermaaße verfeinerter oder verwickelter Verhältnisse auf einen einfachen Stand der Dinge zurückzuführen. Nie ist dies mit fanatischerem Eifer, nie aber auch für einen so theuren Gegenstand geschehen, als in den Bewegun-

gen, die die Reformation vorbereiteten und durchsetzten. Einerlei Drang, der aus dem Bestehenden hinwegwies auf einen anderen Zustand, den man damals nur kaum in der wirklichen Welt und dem socialen Verkehr für möglich hielt, rief die Sekten der Waldenser und anderer Ketzer, rief die Orden der Mönche und verschiedenen Doctrinen der Theologen hervor. Man wollte das Leben und die Zeit des ursprünglichen Christenthums zurückholen; und alle Symptome der geistlichen Cultur seit dem 13. Jahrhundert weisen auf diese Zeit und ihre Eigenthümlichkeiten carricaturartig zurück. Im heiligen Franziscus stand ein cynischer Christus auf; wie dieser im alten Testament, so war Er in einem der Engel in der Offenbarung Johannes vorbedeutet; er parodirte das Leben des Heilandes mit Erfolg, und am Ende des 14. Jahrhunderts schrieb Bartholomeus Albizzi sein Buch von den Aehnlichkeiten zwischen Franziscus und Christus, und bewies, daß sich jener diesem vollkommen gleich gemacht und ihn in einigem Wunderbaren noch überboten habe: was denn später eine treffliche Waffe in der Hand der Reformatoren ward, die das Buch den Baarfüßer Eulenspiegel nannten. Fand Christus an diesem seinen Vertreter, so fand ihn Johannes an dem Abte Joachim von Flora oder wer sonst der Verfasser des sogenannten ewigen Evangeliums ist; und dieser Prophet wirkte mit seinen Weissagungen so auf das 15. Jahrhundert fort, wie Franziscus mit seinen Wundern aufs 14te. Des Heiligen Lehre war, daß Armuth die Königin der Tugenden sei und der vornehmste Weg zum Himmel; und seine Apostel predigten das Leben der Märtyrer und ersten Glaubenshelden, als die Geistlichen mit dem Adel um die Wette das Räuberhandwerk trieben, und der letzte Grund ihrer Ermahnungen war jener Spruch des Erlösers, der den neuen Christus zuerst zu seiner Ordensstiftung bewogen haben soll, daß man von zwei Röcken den Einen dahin geben, und nach dem Streich auf Einen Backen, den andern zum zweiten hinreichen solle. Und dieß predigte man, als sich gerade die Stände theilten und haßten, Misgunst, Neid und Erwerbsucht allen Eigennutz steigerte und alle Sicherheit der Person und des Besitzes aufzuhören anfing. Auch die äußeren Verhältnisse gestalteten sich also in diesen Zeiten zu einem solchen Gegensatze zu den neuen oder aus den alten wieder aufgenommenen Evangelien, in dem bei ihrem ersten

Erscheinen diese selbst zu der Gesunkenheit der alten Welt standen. Die Gelehrsamkeit der Geistlichen, der Besitz der Reichen ward gleichmäßig von den neuen Förderern einer patriarchalischen Urzeit verschmäht. Doch zeigte sich schon bei Lebzeiten des Stifters dieses Strengsten der Bettelorden, daß weder jene Gelehrsamkeit zu verbannen, noch diese Armuth zu üben in solchen Zeiten leicht möglich war; und namentlich in Deutschland waren die üppigsten Auswüchse dieser Lehre nicht zu finden, wo schon im 13. Jahrhundert Bruder Berthold den Satz von dem Hingeben des Einen Rockes nicht allein verspottete, sondern sogar ausdrücklich als einen Hauptartikel ketzerischer Satzung nennt; und wo im 14ten bekanntlich um Ludwig IV. jene gelehrten Minoriten sich sammelten, deren Schriften dem päbstlichen Ansehen so gefährlich wurden. Fortwährend waren ja auch die Kämpfe der wildern Parthei der Franziscaner mit der strengern, den Spiritualen, die auf dem völligen Wegwenden von der äußern Welt bestanden, im Gange; im 14. Jahrhundert erhielten die letzteren wieder einen bedeutenden Anhang; im Hermann von Fritschelar wird es aufs neue verlangt, der Mensch solle kein Eigenthum besitzen; es sei denn jedem anderen ebenso bereit und gegönnt bei ihm, wie ihm selbst; er solle keinen Gewinn nehmen in Kauf und Verkauf, weder rechten noch unrechten; er solle kein Gut fordern, weder vor geistlichen noch weltlichen Gerichten; er solle sein eigenes Gut nicht vertheidigen, weder im Feld noch in Dörfern und Städten u. s. w.[181]). In einem Manne wie Kaiser Ludwig schien sich dieser Kampf abzuspiegeln, denn für sein Schwanken zwischen Demuth und Opposition gegen die Kirche, für seine Bereitwilligkeit, jetzt die irdische Krone der himmlischen, jetzt diese jener zu opfern, wird Mancher schwerlich den gewünschten Aufschluß in archivalischen Nachrichten finden, sondern nur in dem ganzen Geiste der Zeit. So mancherlei Spuren von größter Weltverachtung auch schon im Renner sich finden, so würde doch Hugo die Schwärmereien der Mystiker, wie sie bald nach ihm laut wurden, nicht gebilligt, er würde vielmehr wie sein Vorbild, Hugo von St. Victor, auf die affectirte Gottesliebe dieser Verzückten schief geblickt haben, die sich mit eingebildeter Uneigennützigkeit und

181) Cod. Pal. N. 114. f. 84.

Selbstverleugnung täuschten, und vor deren geistlicher Hoffahrt einzelne Verständige und Nüchterne schon damals warnten. Es verarge mir Niemand, wenn ich von diesen Männern und ihren Lehren mit einiger Geringschätzung rede; und Niemand lege mir es für Einseitigkeit aus. Wenn ich die Theosophen jener Zeiten den scholastischen Spitzfindigkeiten und Grübeleien, ihr reines gottseliges Bestreben und ihren ascetischen Wandel der Disputirfertigkeit der Aristoteliker, den fantasievollen Schwung ihrer Schriften und ihrer mühseligen Andacht und Frömmigkeit der kalten und unfruchtbaren Methode der gelehrten Theologen gegenüber sehe, so werde ich mich gerne auf ihre Seite stellen, da sie einer practischen Religiösität immer viel näher standen als die grübelnden Philosophen, da ihre Allegorien und Visionen doch noch die Phantasie und das Herz berührten, während die lächerlichen Untersuchungen über die Gründe der Menschwerdung Gottes und das Wesen der Dreieinigkeit nur den dürrsten Verstand beschäftigten, und da große und wahre Frömmigkeit, auch wenn man die Selbsttäuschung abstreift, immer zurückbleibt. Ja, wenn man einen Blick wirft auf den Zustand der äußeren Welt, die Ausartung des Clerus, den Aberglauben, die trostlose Stagnation in allen größern Verhältnissen des Staates, und im Kleinen auf den herrschenden Raub, Mord und Eigennutz, ohne daß Eine große Seite in der Geschichte entschädigte, ohne daß Eine Freude des Lebens übriggeblieben wäre, die in der noch herrschenden Classe schon seit dem Stricker gewichen war, und wenn man sich erinnert, welche viel ärgere Erscheinungen noch die Seuchen, die Erdbeben, die Heuschreckenzüge, die Hungersnöthe, mit denen der Himmel durch dieß 14. Jahrhundert die Menschheit heimsuchte, in diesen Zeiten hervorbrachte, wer wird da den kleinen Schritt von dieser unerfreulichen äußeren Welt weg auf das Innere und das Leben der Seele nicht begreiflich und verzeihlich finden, wo man sich jeder leidigen Berührung entziehen, und im unmittelbaren Verkehr mit dem Guten und Schönen verharren konnte; wer wird nicht selbst die Energie gern anerkennen, mit der ein Ruysbrock, ein Tauler, von aller Halbheit entfernt, dieser Welt den Rücken kehrten, mit der ein Thomas a Kempis sehr bezeichnend im Beten, Fasten und Wachen selbst eine größere Thätigkeit erblickt als im Handeln in der äußern Welt. Allein im Ue-

berspringen von Extrem zu Extrem habe ich nie etwas Großes erkennen können: und zu lange haben wir uns in der neuern Zeit hinreißen lassen von einem Rest jener Freude am Selbstquälen, an Zerrissenheit und Seelenkampf, von einem Stolz auf die nur scheinbare Kraft, die in jeder extremen Ansicht und Handelungsweise liegt, und unsere Jugend brütet immer noch lieber im Halbdunkel halbverstandener faustischer Grillen von innerem Unglück und Jammer, als daß sie nach Maaß und Ordnung für ihre verwirrten Seelenzustände suchte. Der Rückfall von Einer Extravaganz in die andere ist dann jedesmal unausbleiblich. Das ward auch damals deutlich: denn wer sollte es glauben, daß Anhänger der mystischen Schule, die im 14. Jahrhundert die Schmach des Backenstreichs lieber zweimal tragen als einmal rächen wollten, im Anfang des 15ten die Lehre von der Rechtmäßigkeit des Tyrannenmords auf Kirchenversammlungen öffentlich vertheidigten und approbirten, oder wer sollte meinen, daß diese Menschen so voll heiliger Gottesliebe von so häßlichem Menschenhasse glühen konnten, mit dem sie andere geistliche Orden, abweichende Zweige ihres eigenen, Ketzer und Juden verfolgten! Denn freilich, wie sollten sie auch andere Menschen schonen, die sich selbst nicht schonten! Denn nur mit einer anderen Art Donquixoterie wollten sie, wie die Ritter um ihrer Frauen, so diese um ihres Gottes willen gerne Schlaf und Speise und Trank aufgeben, jede Stimme der Natur um der störungslosen Andacht willen unterdrücken, jede Stimme der Vernunft mit dem Glauben übertäuben. Wie dort in der Qual des Dienstes, im Gehorsam und Entbehren ein Verdienst gesucht wird, so hier im Opfer des Willens und des Begehrens, in Selbsterniedrigung und Flucht des geselligen Verkehrs. Zum Verwiesenen von der Erde soll man sich machen und in der Mönchstracht des Abgeschiedenen von der Welt den Menschen wie ein Narr erscheinen, man soll das beschauliche Thun der Maria vorziehen dem dienstfertigen der guten Magdalene, ein geistlich schauendes Leben soll in uns geweckt werden, das ein sterbendes Leben, ein lebendes Sterben sei, das uns befähigt, uns von allem Sichtbaren frei zu machen, in eine Ledigkeit und Müßigkeit die Seele zu versetzen, in der wir mit Gott zusammenfallen, in innerer Abstraction in seiner Vereinigung bleiben, uns in den Abgrund seines Wesens versen-

ken können. Der Körper soll abgetödtet werden, man nimmt zum Zwecke des Lebens den Tod, man verzückt den wachen Geist in Träume, und reißt den rührigen Körper zum Schlafe, um auch schon bei Lebzeit die kothige Wand des Leibes umzuwerfen, die uns allein hindert, schon hier den seligen Zustand der Engel zu erreichen. Jede Thatkraft und Lebenslust wird hier vernichtet, jeder gerade Gedanke überspannt, jede Empfindung überreizt, die Einbildung mit Bildern überladen, die Seele aufgeregt in üppigen Vorstellungen von einer beseligenden Hochzeit mit Gott, mit dem geistlichen Bräutigam. Alle Strenge eines heiligen Bernhard oder Augustin gegen das weltliche Gelüste kehrte wieder, von denen der Eine sagte, hätte je Maria nach einem ihrer Schuhe gesehen, wie er ihr stehe, so wäre sie nicht Gottes Mutter geworden, und der andere beichtete und bereute, daß er über die Beobachtung eines von Hunden verfolgten Hasen die Zeit verloren habe; und die Werke des Einen wie des Anderen sind auch neben Bonaventura Hauptquelle der mystischen Weisheit des 13. und 14. Jahrhunderts geworden. Wie soll man dergleichen in einer Zeit hervorheben, die marklos und thatenlos ohnehin genug ist, und so viele Neigung zur Rückkehr in dieses Unheil verrathen hat!

In die Poesie sind diese Vorstellungen vielfach übergegangen; die scholastische Seite haben wir in den Gnomikern schon kennen gelernt. Dante, indem er diese und die mystische, die sonst getrennt und feindlich liegen, versöhnte, hat in dieser Gattung eine dichterische Größe bewiesen, die eines bessern Objectes werth war. Was sich in Deutschland Aehnliches zeigte, steht hinter ihm so weit zurück, blieb so roh und unentwickelt und fiel so entschieden in Prosa herab, wie die Ritterromane dieser spätern Jahrhunderte gegen Ariost, oder auch wie die englischen und deutschen Mysterien hinter Calderon, in dessen merkwürdigen Autos diese Gattung eine Vollendung wie nirgends sonst erhalten hat. Das sinnliche Element, das zur Kunst unentbehrlich ist, entschwand den Dichtern, die sich in Deutschland an diesem und anderen Zweigen der allegorischen Poesie versuchten. Zwei Extreme also riefen in diesen Zeiten den Gebrauch der Prosa in der Schrift hervor. Indem man nämlich auf der Einen Seite den zu materiellen Stoff der Geschichte in Versen behandelte, glitt man bald von selbst auf

die schicklichere prosaische Erzählung im 14. Jahrhundert über, wo mehrere Chroniken in Vulgarsprache erschienen, und wo man daher nun bald umgekehrt jede Erzählung, die sich auch einer poetischen Behandlung gefügt hätte, in Prosa kleidet, wie wir nachher sehen werden; und gerade dieß nöthigt mich hier wenigstens im Vorübergehen einen Blick auf das Hervortreten der Prosa zu werfen, daß seit diesen Zeiten der verkehrten Anwendung gebundener Rede auf Gegenstände verständiger Betrachtung und der ungebundenen auf Gegenstände der Einbildungskraft diese Verirrungen eine autorisirtere Sitte selbst in Zeiten vorgerückter Kunstbildung geblieben sind, als im Alterthum. Daß die Prosa nämlich eine frühere Periode der Cultur schon in Deutschland gehabt, beweisen die wirklichen und vorgeblichen Schriften Notkers u. A., damals aber griff sie nicht ins Gebiet der Poesie über und interessirte uns daher nicht. Daß sie aber auch später neben der adligen Poesie in einer ähnlichen Vollendung existirt habe und nur für uns verloren sei, ist ganz gewiß nicht der Fall. Nicht umsonst führt die Prosa die Bezeichnung der pedestrischen Rede; sie ist ein Eigenthum des Volks, konnte nur vor und nach der aristokratischen Literatur aufkommen und blühen, ward nur ausnahmsweise vom Adel solcher Länder gepflegt, die überhaupt ihre ganze Bildung innerhalb der Aristokratie vollendeten, und legte selbst dann, (in allen ritterlichen Geschichten der Provenzalen und Spanier) die poetische Farbe und den pathetischen Ton des Romans nicht gegen die schlichte Einfalt jener Prosa ab, die vom Volke aus, in Predigt und Mährchen und Schwank sich heraufbildet, und die die einzige ächte Prosa ist. Die Vortrefflichkeit der Berthold'schen Predigten, die weit die Schriften Taulers übertrifft, möchte ich weit weniger dem bessern Zustande der Prosa in den Zeiten der bessern Dichtung zuschreiben, als dem angeborenen Talent des Mannes. Daß dieß ein ganz bewundernswerthes war, beweist jede seiner Predigten noch weit mehr dem rednerischen Instinct nach, als durch die Vorzüglichkeit der Sprache, und beweisen die großen Wirkungen, die er überall machte[182]); und daß an der Spitze jeder neuen Richtung

182) Siehe Jak. Grimms Recension von Klings Ausgabe des Berthold in den Wiener Jahrbüchern.

menschlicher Bildung gewöhnlich ein solcher offenbarender Genius steht, der mit der bloßen Gabe der Natur divinirend leistet, was spätere Zeiten in mühvollerem bewußten Bestreben, sagt uns die Geschichte überall. Auch war hier wie im Rechte das Bedürfniß weit unmittelbarer, als in der geschichtlichen Prosa, und der Ton des Lebens nicht wohl zu verfehlen im Rechtsbuch und in der Predigt, was ein ganz anderer Fall bei jedem wissenschaftlichen Stoffe war. Bruder Berthold hatte einen Stoff, der sich vorzugsweise für prosaische Beredsamkeit eignete, und diese ward um so reicher, je reicher an ächtem Gehalte der Redner war. Allein der spätern Prosa gebrach es an Stoff. Hätten die Königshofen und Gansbein große Materien gehabt, so hätten sie ihre Prosa darnach aufgebildet, oder sich nicht daran gewagt und größeren Talenten den Versuch anheim gegeben. Daß also der historische Styl sich im 14. Jahrhundert nicht ausbildete, scheint mir nur an dem elenden Stoffe zu liegen, nicht an dem gleichmäßigen Verfall der Poesie und Prosa; denn wie ungleich anders lesen sich die (ungedruckten) Gesta Romanorum, die vielleicht noch ihre Farbe aus diesem Jahrhundert tragen, wie anders der legendische Theil des Hermann von Fritschelar (1343.)[183]). Ganz verschieden dagegen jener andere Theil der Legendensammlung dieses Mannes, wo er auf die Lieblingsfragen und Untersuchungen der mystischen Theologen eingeht, wo das Helldunkel der eigenthümlichen Vorstellungen dieser Männer für die Sprache unfruchtbar bleibt, wie für den Geist. Denn um hier endlich den zweiten Punkt zu nennen, den ich oben dem zu materiellen Stoffe der Geschichte entgegensetzen wollte, an welchem die Poesie zur Prosa natürlich herabsank, so ist der übersinnliche und heilige Stoff der Mystiker eine ganz entgegengesetzte, aber eine noch bestimmter nachweisbare Ursache von dem Uebergang von gebundener zu ungebundener Rede[184]). Wo sich am Ende gar kein

183) Cod. Pal. N. 113. 114.

184) In dem Cod. 417. ist folgende interessante Stelle in der gereimten Vorrede zu einem ungereimten Tractat über den Leichnam Christi:
Auch han ich mut in meinem sin, daz ich diz chlain buchlin
welle on reimen machen, durch ezweier handē sachen;
die êrst daz ich dise heylichait mit durnechtiger warhait

bildliches Festhalten des speculativen Stoffes denken läßt, wie konnte da die Phantasie anders, als sie mußte dem denkenden Geiste ihr Recht abtreten, und dieser wieder fügt sich weder leicht einem Zwang der Rede, noch legt er auf Schönheit der Rede ein besonderes Gewicht. Nun ist aber das stete Verflüchtigen der poetischen Figuren, an denen sich bisher die Dichtung versuchte, wie an den Ritteromanen, so auch an der geistlichen Poesie vielleicht noch auffallender nachzuweisen. Wir haben früher gesehen, daß die Gottheit im 12. Jahrhundert unter der strengeren Persönlichkeit Gottes des Vaters gedacht ward, daß man allmählig mehr den Sohn, nachher die Jungfrau verehrte, in der schon alles Geschlechtliche verschwamm, die schon Mutter und Tochter und Weib und Jungfrau zugleich war. Aber nun ist die Zeit gekommen, wo die Herrschaft des heiligen Geistes beginnt. Das Zeitalter des heiligen Geistes war in dem sogenannten ewigen Evangelium (dem Buche Joachims) verkündet; es sollte durch die Bettelmönche an die Stelle des Zeitalters des Vaters und Sohnes treten; der Introductorius in das ewige Evangelium von Bruder Gerhard (c^{a} 1250) wies sogar auf die ärmere griechische Kirche hin als auf die, über welche der heilige Geist so walte, wie der Vater über dem jüdischen Volke, der Sohn über dem römischen; der bekannte Colarienzi wollte diese Herrschaft des heiligen Geistes noch im 14. Jahrhundert befestigen helfen; und die Anhänglichkeit an die griechische Kirche brachte im 15ten die hussitischen Bewegungen hervor. Von den festeren Bestandtheilen der Dreieinigkeit rückt man also zu dem Uebersinnlichen fort. Sobald man auf diesem Aeußersten angelangt war, war für die Poesie hier nichts mehr zu erbeuten. Wie es mit der Zeugung Gottes herging, das war noch allenfalls für die Einbildungskraft in ein Bild zu bringen; wie aber

---

muge dester pas bewaren, da von han ich mut eze varen
der gemeinen red di strazzen, und alles reimen lazzen,
wann swelch getieht man reimet, wort eze worten leimet,
da irret oft der worter glancz, daz der sin nicht gar ist gancz;
die andre sache man davon nimpt, daz mir noch niemant anders ezimt,
eze reden von dirre heylichait mit gereimter chlucheit,
wan daz warlich pilleich ist, swa man singet oder list
von dirre fromen heilichait, daz man daz tu mit andechtichait.

das ewige Wort in die Seele geboren werde, ob die Seele in einem gemeinen Grade der Gnade gebären könne; was die Geburt Gottes in der Seele eigentlich ist, was das Wesen und Wirken der Gnade, was das Wirken des Worts im Geiste sei, auf diese und dergleichen dunkle Fragen dunkle Anworten zu geben, war leichter in Prosa als in Versen, wo sich mit ungewissen Bildern noch spielen läßt, aber nicht mit vagen Gedanken. Oder ich wollte wohl sehen, wer mir aus diesen folgenden Sätzen Reime machte, die nur natürlich nichts dazu und davon thun dürften: daß nämlich die Geburt Gottes in der Seele ein sonderliches Zuneigen Gottes zu der Seele, ein Offenbaren Gottes in der Seele, ein sonderliches Binden der Seele zu Gott, ein sonderliches Bekenntniß, Gefühl und Vertraulichkeit mit Gott sei; daß der Geist das ewige Wort gebären solle in sich selber in seinem Willen, so wie eine Güte in seine Vernunft, eine Wahrheit in sein Gedächtniß, wie ein Bild gottgeformter Gleichheit in sein Wesen, wie einen theuren Schatz seiner ewigen Erhaltung; und daß der Geist dann das Wort wieder in großer Dankbarkeit in den Vater tragen solle; daß die Gnade vollkommene Gleichheit und Theilhaftigkeit der göttlichen Natur als solcher sei; daß sie den Geist mit Gott vereine, den Engeln gleich mache und ihn forme als solchen als Wesen, während die Tugenden nicht den Geist, sondern blos die Kräfte formten; daß das Wort vier Stücke im Geiste wirke, nämlich darum, daß es in dem Vater ist, bewirkt es Einigkeit des Gemüths im Menschen und ledigt von allem Mannichfaltigen; daß es bei dem Vater ist, darum erhebt es den Geist in die göttliche Gegenwärtigkeit; daß es Gott selbst ist, darum stärkt es das Gemüth und treibt allen Kleinmuth von ihm, und daß es in dem Beginne bei Gott ist, darum ewigt es das Gemüth und macht, daß des Menschen Gedanken und Worte nur von ewigen Dingen sind. Dergleichen mußte wohl der Prosa überlassen bleiben, und bekannt ist, wie geschickt sich in diesen Formeln, die nichts mehr von der Präcision der lateinischen Schriften noch eines St. Bernhard haben, die Tauler, Suso, Heinrich von Nördlingen, Ekkart und so viele andere dieser beschaulichen Geistlichen herumbewegten[185]); obgleich man nicht überall, ja nicht einmal

185) Einen Hermann von Schildiz nennt Hermann von Fritzelar auch als einen neueren Meister I., 197.

so oft an Klarheit, wenigstens an Erfaßlichkeit der Gedanken zweifeln darf[186].

186) Das Stück, dem Docen in den Miscellaneen 1,140 den Titel: „Von der wirklichen und möglichen Vernunft" gegeben hat, und das mit diesem Titel in lit. Handbücher eingetragen ist, ist eben diesem Titel nach zu urtheilen, von dem Herausgeber nicht verstanden worden. Folgendes scheint der Zusammenhang, den ich hier darum gerne mittheile, weil er in einigem das gleich zu analysirende Gedicht von den 7 Graden zu erläutern dient. Es ist eine Streitfrage, wie der Mensch selig sei. Einige sagen, die Seligkeit sei ein so großes Gut, daß Gott sie keinem Menschen von Natur mittheilen könne, sondern daß sie ihm durch übernatürliche Kraft, durch Gnade, durch das Licht der Glorie gegeben werde. Meister Ekkart spricht: Seligkeit liege darin, daß man Gott leide oder sich mit ihm vereine, denn dieß sei eins: wo nämlich zwei Dinge sich vereinen, da muß das Eine das Andere leiden, wie Holz das Feuer. So nun leide der ledige, leidende Geist das vernünftigere Wirken Gottes: denn Gott ist ein vernünftiges Wirken, sein Wesen ist sein Wirken. Gegen dieß geht nun unser Theosoph zu Felde: Etwas, sagt er, sei in der Seele, dessen Wesen gleichfalls vernünftiges Wirken sei, und dieß sei selig von Natur (während jene bloße Seligkeit durch Gnade zugaben). Jedes vernünftige Wesen sei selig von Natur. Der vernünftige Mensch aber sei blos darum nicht selig von Natur, weil in seiner Seele noch eine andere Vernunft, die mögliche, leidende, nicht wirkende, sei, welche dem Geiste eigen ist, insofern er dem Zeitlichen angehört in dem Körper. Könnte sich die Vernunft einfach, ohne ein Medium zu der wirkenden Vernunft kehren, so wäre der Mensch hier schon selig wie dort: „denn das ist die Seligkeit des Menschen, daß er bekennet sein eigen Sein in der Weise der wirkenden Vernunft." Diese leidende Vernunft aber kann durch Gnade eben so selig werden, wie die wirkende von Natur ist; diese letztre bedarf der Gnade nicht (und darum ist Natur besser als Gnade), denn sie fließt aus Gott und kehrt dahin zurück, ihr eigenes Wirken ist natürlich, es ist ihr Wesen; ihr Wesen und Wirken aber besteht darin, daß sie Gott sieht und liebt ohne Medium, und darum ist sie selig von Natur. Die mögliche Vernunft aber kann durch Gnade werden, was diese durch Natur ist; sie muß also streben, dieser Gnade theilhaftig zu werden. Dieß wird sie dadurch, daß sie sich von dem Körperlichen ledig macht; denn ist sie dieß, so kann die wirkende Vernunft sie überformen, Eindrücke auf sie üben, so daß sie ihrer Ledigkeit los wird und des Wirkens theilhaft. Wie die oberste Vernunft es von Natur hat, daß sie selig sei, so hat es dann diese durch Gnade. In ihrem Gottschauen liegt dann ihre Seligkeit, und der Verdammten Hölle ist nichts, als daß sie sich durch Sünden dieser Ueberformung beraubt haben (denn alles Andere, was man von der Hölle sagt, sind nur Bilder für grobe Köpfe). —

Wer die Predigten Bertholds und das Passional, das wir oben erwähnten, mit Tauler und Herman von Fritzelar vergleicht, der hat sogleich den Eindruck der geänderten Zeit vollkommen aufgenommen, und ich darf nur weniges Poetisches zufügen, worin man sich doch auf diese gefährlichen Regionen wagte. Derselbe Mann, der die Abhandlung über das Abendmahl prosaisch schrieb, die ich in einer der letzten Noten erwähnte, hat doch auch einige andere Stücke gereimt und zwar mit nicht geringerer Fertigkeit, als er in seiner Prosa gezeigt hat. Das erste ist das Buch der sieben Grade[187]), dem Inhalte nach verwandt mit den fünf Graden der Liebe, die Dionysius statuirt, der Form nach an Vieles bei St. Bernhard, Bonaventura und Aehnlichen erinnernd. Der Dichter unternimmt sein Werk, obgleich er nichts von heiligen Dingen zu wissen gesteht, hofft aber, daß Gott, der Bileams Esel reden machte und wohl einen Stummen sprechen lehrt, auch wohl einen Dummen Weisheit lehren könne. Ezechiel, ist sein Text, sah in einem Gesichte einen Tempel, zu dem ein Thor mit sieben Stufen führte. Der Tempel bedeutet das Himmelreich, die sieben Stufen siebenerlei Gebete, in denen die reine Seele stufenmäßig hinauf in das Himmelreich geht. Die erste Stufe ist das Gebet, das von trockenem Herzen geht, zerstreute, andachtslose Worte, unter Störung der Andacht durch Aeußerlichkeiten. Die zweite ist Reue und Buße, Wachen und Beten, Peinigung und Kasteiung: auf dieser Stufe stand Magdalena. Auf der dritten Stufe lodert in dem Menschen eine neue Minne auf, welche die Furcht austreibt, die noch auf der zweiten manche Thräne vergoß; die Missethat schmilzt, Vertrauen und Hoffnung beleben sich, und Liebe zu Gott, die dem Menschen jedoch mehr zu schaffen giebt, als die Furcht vorher. Der vierte Grad gebiert die Gnade, wenn im Gebet die Seele mit Gottes Liebe übergossen wird, so daß die äußeren Sinne erstarren und die reine Seele in süßem Harren brennt, bis sie in diesem Feuer eine neue Gluth gewinnt, kraft der das Herz nun unseres Herrn selbst begehrt. Noch aber zeigt sich der Herr zornig gegen seine Traute, als ob er ihre Begier verschmähe, die doch er nur mittheilt, und lange läßt er sie schmachten, um sie mehr zu locken

187) Cod. Pal. N. 417. f. 65.

und zu reizen. Die Seele versenkt sich so in Minne, daß sie in der Trunkenheit die Gottheit und ihre Majestät vergißt und Gott ihren Trauten nennt. Er tadelt sie um ihre Verwegenheit und zieht sie abstoßend an. Im fünften Grade wird die stete Andacht zur natürlichen Gewohnheit und wäscht jede kleine Schuld ab; Gott scheint jetzt unter allen Creaturen allein auf diese Seele sein Auge gerichtet zu haben. Die Andacht tobt in ihr nun so, daß alle äußern Sinne ersterben und alle fleischliche Lust weicht, daß die offenen Augen nicht sehen, die offenen Ohren nicht hören, so daß der Mensch alsdann der Welt wie ein Thor erscheint. Die Sünden werden nun von Gottes Barmherzigkeit bedeckt, ja sie kommen der Seele zu Gute. Sie bildet sich nun nach Gottes Bild, dem sie zuvor durch Sünde ungleich geworden, sie schmilzt wie Wachs und wie dieses das Siegel, so nimmt sie rein Gottes Bild in sich auf. Wie in diesem Grade zwischen Gott und Seele Gleichung ward durch ihre Blicke, so wird im sechsten Grade Einigung zwischen ihnen, wie zwischen Gott, Vater und Sohn, nur daß diese Einigung eine natürliche und ewige ist, jene aber von der Gnade bewirkt. Die Seele ist hier in dem Zustande, wo sie nichts anders will und thut, als was Gott thut und will, wo sie ihn liebt von ganzem Herzen, von ganzer Seele und ganzem Gemüthe, wo sie die Liebe empfindet, die Christ empfand als er Mensch ward, damit wir mit ihm Gott werden könnten. Sie begehrt nun zu leiden, was Gott für uns litt. Dieß ist der Grad, in dem die Heiligen auf der Erde stehen. Das siebente Gebet spricht die Seele schon vor Gott selbst, entledigt des Körpers, schauend das Geheimniß der Dreifaltigkeit. Von diesem Grade sagte Jesaias, daß kein Auge je diese Freude sah, kein Ohr sie hörte. Darum will der Dichter nicht seinen Athem verschwenden; denn wer könne sagen vom lichten Scheine in den die Engel gekleidet sind, ihre schöne Ordnung, den Harfenklang und süßen Gesang der Patriarchen, diese Freude ohne Trauer, diesen Frieden ohne Krieg, diese Wahrheit ohne Lug, diese Lust ohne Noth, dieß Leben ohne Tod.

Von allen Bildern und Vorstellungen der Mystiker nahm die Poesie am liebsten die von der Seele Vermählung und Hochzeit mit Gott auf, und sie war auch die, welche noch am verträglichsten mit der poetischen Behandlung war. Der Grundge-

danke dazu fand sich in der Auslegung des hohen Liedes, das in Paraphrasen bekanntlich schon sehr früh ins Deutsche übergegangen war, auch im 13. Jahrh. durch Bron von Schonebecke[188]) und, wie wir schon hörten, durch Frauenlob, vielleicht erst im 14ten eine poetische Behandlung erfuhr. Die Seele, die sich nach Gott und seiner „Gemahlschaft" sehnt, heißt die Tochter von Syon, im Gegensatze auf der Einen Seite von der Tochter von Babylon, dem Weltkinde, auf der anderen Seite aber von der virgo Israhel, der Seele, die bereits auf dem Thron der Freuden sitzt. Von demselben Verfasser, von dem das vorige Stück ist, rührt auch der heilige Alexius, von dem Graff in der Diutisca den Anfang[189]), und die Tochter von Syon her, die er ganz mittheilt. Die sehnsüchtige Seele führt sich redend ein; allegorische Figuren treten dialogisch hinzu. Cogitatio quält sie mit ihrer weltlichen Unruhe und Rathlosigkeit; der Glaube tröstet sie, sie solle alle vergängliche Freude lassen, sich reuig an Jesus halten und über sich ins Himmelreich blicken. Die Zuversicht, in Gottes Küche die Küchenmeisterin, bestärkt sie in dieser Weltverachtung und weist sie an die Weisheit. Diese wieder richtet ihren Blick auf Demuth, willige Armuth, Barmherzigkeit, Gehorsam, und Keuschheit; sie solle verleugnen wer sie ist, hoch über sich empor fliegen durch alle Chöre zum obersten Chor: dann werde der Liebste ihr entgegen gehen und sie mit Armen umfangen, mit Gnade übergießen, sie in seine Trinität führen, ihr seine Majestät zeigen, sie bei der Hand führen ins Land der Engel, und sie da speculiren und sich selbst contempliren lassen, bis sie gar Ein Ding mit ihm werde. Die Minne weist sie noch näher zu dieser Vereinigung, und vereint mit ihr zeigt das Gebet der Tochter von Syon, wo Jubilatio sei. Minne und Gebet führen sie dann vor den König; die Tochter verliert ihre Kraft, die Minne trift mit ihrem Geschosse den König auf seinem Thron, so daß er die Seele minniglich in seine Arme nimmt und sie sich vereint. Gemahl, spricht er, sei gewiß ich lasse dich nimmer mehr und empfange dich zu rechter Ehe. Das war ein ganzer Jubilus. — Man sieht, wie weit dieß Thema führte. Nun kamen bald die

188) Bragur 1, 2. S. 326.

189) Das Ganze in eben dem genannten Cod. Pal. N. 417.

plumpen Meistersänger des folgenden Jahrhunderts an diese Liebkosung Gottes, und man findet dann schon im Beheim inbrünstige Ausrufungen der Seele zu Gott, wie diese: Nun muß ich dich erkennen, mein Erkenner, dich sehen Licht meiner Augen, dich liebhaben höchstes Heil, du süßer Herr und allmächtiger Gott, meine große Lust und Kurzweil, Altissimus, höchster Sabaot, nun muß ich dich umfahen, mein himmlischer Bräutigam, dich besitzen mitten in meinem Herzen, nun dich liebhaben mein Alterlein!

Unter dem nämlichen Titel der Tochter von Syon gibt es noch ein anderes größeres Gedicht, von einem Bruder Lamprecht v. Regensburg, das zu Ehren des Provinzials Gerhard, noch zu Ende des 13. Jahrh. gedichtet ist, und von dem das vorhergegangene eine etwas spätere, kürzere Variation ist. Da ich das Gedicht selbst nicht kenne[190]), offenbar aber nach dem Auszuge, den Welcker daraus mitgetheilt hat[191]) der Inhalt mit weniger Verschiedenheit und nur in größerer Ausführlichkeit derselbe ist mit dem unseres kleineren Stückes, so gehe ich um so weniger darauf ein, da ohnehin auch in dieser Sphäre die Gedankenarmuth gar zu groß ist. Sonst wäre vielleicht manche interessante Notiz aus dem Gedichte zu ziehen; wohin ich z. B. die Bemerkung des Bruders rechne, nach welcher jene Kunst, die die oberste Weisheit in Christ setzt, hauptsächlich in seinen Tagen unter den Weibern in Brabant und Baiern aufgestanden sei, weil im Weibe, wie der Minorit beifügt, wenn es zu Gott gut wird, ihr sanftes Herz und ihr leichter Muth in einfältigem Sinne schneller die Begierde entzündet, daß sie williger die Weisheit begreift, die vom Himmel schwebt, als ein harter Mann, der dazu ungelenk ist. Damit muß man denn die Briefe Heinrichs von Nördlingen an Margarete Ebner zusammenhalten; und das Leben der Adelheit Langenman, die so vielen in jenen Zeiten aus ihrem Kloster bei Nürnberg ein Trost war, die durch das Interdict, das unter Ludwig IV. auf dem Lande lag, rathlos waren. — Was auch sonst noch die deutsche Poe-

190) Ich wollte mir es aus der Gießner Bibliothek verschaffen, so wie auch den Orendel, man antwortete mir aber nicht.

191) Heidelb. Jahrb. 1816. S. 713. Vgl. Hoffmanns Fundgruben S. 307.

sie Aehnliches aufzuweisen hat, übergehe ich, theils weil die Handschriften zu wenig verbreitet und auch mir theilweise unbekannt sind, theils ihrer Bedeutungslosigkeit wegen.

Die christliche Literatur, in so weit sie sich der Dichtung hingab oder doch näherte, war im Anfange ausgegangen vom lateinischen Lied oder Psalm, und neben diesem existirten die heiligen Schriften in Prosa. Beides ging in deutsche Uebersetzungen über, nachher in poetische Paraphrasen. Als das Epos in der Dichtungsgeschichte herrschte, suchte die geistliche Poesie die epische legendische Form; wie sich hernach die Didactik hervorthat, so ward auch die Legende lehrhaft. Die Laien hielten eine Art von gemischter weltlich-geistlicher Predigt in gebundener Rede fest, die Geistlichen redeten in der Volkssprache und in Prosa, die sich jetzt auch in die Erbauungsschriften drängte. Nur der gelehrte und sinnbildende Theil der Lehre haftete etwas strenger in der Poesie: wir lernten oben die Gnomiker mit ihrer christlichen Symbolik kennen und mit ihrer weitläuftigen Gelehrsamkeit, wir hörten schon unter ihnen einzelne Stimmen, die sich gegen diese Gelehrsamkeit auflehnten, wir sahen den Renner nachfolgen, der ausdrücklich gegen Wissenschaft und Kunst anging, wir betrachteten endlich eben jetzt die Mystiker, die die Gelehrsamkeit verachteten. Dem Stoffe nach sehen wir auch hier ein stetes Rückschreiten vom Factischen, Sinnlichen zum Uebersinnlichen; der Form nach ebenso von Erzählung zum Beispiel, zur Lehre, zur Allegorie und Vision. Später werden wir finden, daß die Legende wieder kommt, und daß sofort der Kreislauf rückwärts führt bis zur Reformation, wo wie im anfänglichen Stande der Dinge die prosaische Schrift neben dem einfachen Kirchenliede erscheint, bis beides im Laufe der Zeiten hernach noch einmal versuchte, sich zum christlichen Epos und zum schöngeistigen Hymnus zu gestalten.

Der Kampf der Scholastik mit der Mystik hat sich in der Dichtung nicht sehr polemisch ausgedrückt. Die Gegensätze liegen aber schroff gegeneinander in den Gnomikern und in den letztgenannten Poesien; im 14. Jahrh. aber schien sich dieß so zu nähern, wie bekanntlich im 15ten in der Theologie selbst Mystik und Scholastik sich die Hand reichten. Ich würde sagen, daß Heinrich von Müglen der Manier und dem Stoffe nach sich

ganz zwischen Beides theilt. Er lebte unter Karl IV., hatte diesem in dem Buch der Maide ein Denkmal gesetzt, sonst aber, nach einer Stelle zu Anfang seiner ungarischen Chronik[192]), mit dem Namen des Herzogs Rudolf IV. von Oestreich alle seine Werke geziert. Seine kleineren Gedichte setzen die Manier der Gnomiker roher und übertriebener in diesen Zeiten fort. Ich kenne deren aus einer mangelhaften Heidelberger Handschrift[193]), hinter der man sonst ein zusammenhängendes Gedicht gesucht hat, dessen Verfasser unbekannt war. Es ist aber nichts, als eine Reihe von einzelnen Strophen des verschiedenartigsten Inhalts; und daß sie von Heinrich von Müglen sind, dessen Name allerdings nicht genannt ist, beweiset die zum Theil wörtliche Uebereinstimmung einzelner dieser Gedichte, die sich über die Künste verbreiten, mit dem gleichen Thema in dem Buch der Maide. Auch sieht man hier, daß von der Hagen[194]) mit Unrecht die Feindlichkeit zwischen Müglen und Regenbogen geleugnet hat, der ganz füglich weit ins 14. Jahrh. hineingelebt haben kann, obgleich auch die Eine Stelle, die in dieser Handschrift gegen Regenbogen gerichtet ist[195]), sich schon auf den Todten beziehen könnte. Sonst erklärt die Frauenlobische Manier dieser gnomischen Stücke die üble Stimmung gegen Regenbogen vollkommen; denn es ist ganz der scholastische, physikalische, astronomische, chemische, geomantische, medicinisch-astrologische und sibyllinische Unsinn der schlimmsten jener kunstvollen Sänger, der sich hier an allen möglichen Stoffen, an Thiermährchen, Geschichten, Fabeln, christlichen Glaubensgeheimnissen und alter Mythologie ausläßt. Stellen nun diese Stücke den Dichter ganz zu Frauenlob, so ist auch sein Lobgedicht auf die Maria[196]) hierneben ganz zur Erwähnung geeignet, da es sich unmittelbar an die goldne Schmiede des Conrad von Würzburg anschließt, von dem Heinrich dieselben Lobsprüche gebraucht, die jener von Gottfried gebraucht

192) Cod. Pal. N. 5.
193) Cod. Pal. N. 693.
194) Alt. Mus. 2, 181.
195) Fol. 12.
196) Cod. Pal. 356. fol. 105b.

hatte[197]), und das er aus Lappen älterer Gedichte zusammengeflickt hat, seiner Unfähigkeit geständig[198]). In der That ist hier nichts geschehen, als daß die alten wunderlichen Gleichnisse und Vorstellungen, und jene Reihen von wunderbarem Gepflänz, Gethier und Steinwerk, in neue barbarische Sprache und in rohe Reime und Strophen gebracht sind. Der Preis der Maria setzte sich bis ins 15. u. 16. Jahrhund. fort, und wie in der Wirklichkeit, so auch sank im Gedichte alle Würde herab. Im 15ten Jahrhundert begannen die Streitigkeiten über das Empfängniß der Maria von neuem und mit der alten Bigotterie; die ganze Vorliebe für ihren Cultus schien wieder aufzutauchen mit anderen neuen Heiligen und Wundern; alle alten Geschichten von ihr wurden aufgefrischt und mit neuen vermehrt, sie erhielt neue Feste, ihr Ave ward das verbreitetste Gebet, die ihr gewidmete Verehrung ward angesehen als Gott oder Christus selbst erzeigt; und dieß trieb sich bis zu den bekannten Scandalen und schmählichen Betrügereien, die noch im 16. Jahrhundert die Dominicaner mit ihren Wundererscheinungen veranlaßten. In der Predigt erschien im 15. Jahrhundert jenes Uebermaaß von Unsinn in dem Mariale des Bernardin von Busti, wo Marias Gestalt beschrieben, ihre alten und zahllosen Benennungen erklärt, ihre Sitten und Tugenden gepriesen, die Geschichten ihres Lebens und ihres Todes erzählt, und darunter theologische Streitfragen und Spitzfindigkeiten gemischt wurden. Dieß Alles erscheint dann auch im Gedicht; und von diesem Müglen bis zu einem Conrad Harder von Würzburg, in dessen Lobgedichten auf Maria[199]) (nicht auf den heiligen Geist, wie Docen und Adelung sagen: denn dieser

197) Ibid. fol. 105.
Von Wirtzburg Conrat baß boliret hot din lobes glaß,
der bluender spruch ein bildner was, ein former und ein hoptschmit,
wann ich gedichtes zwerg, von Muglin Heinrich sollich werk
nit mag florieren u. s. w.

198) Im Anfang:
Was e die maister han der kunsten wat geschnitten an,
die zeißt ich wieder unde span daruß eins nuwen dichtes kleit.
Nit dann uff alte wat min sinn bißher geferbet hat.
Uff schmid ich manig slymmat, mit ungefuger arbeit.

199) Cod. Pal. 356. fol. 77. Cod. 392.

wird nur im Anfang zu Hülfe gerufen), der blos exclamatorische Bombast schon nicht mehr Gewicht genug in der deutschen Sprache findet, sondern schon lateinische Brocken dazwischen wirft, um die Feierlichkeit zu nähren, wofür dann andere einen andern Schwung in gehäuften Reimen suchen[200]), oder bis zu den sieben Freuden Maria's, von dem Suchenwirt, die gleichfalls von der goldenen Schmiede angeregt sind, oder bis zu dem goldenen Tempel des Hermann von Sachsenheim (1455), oder zu Michel Beheim, in dessen Mariengedichten die Sprache noch viel tiefer sinkt, und von da an zu den vielfachsten Stücken namenloser Meistersänger ist ein einziger Zug der jammervollsten Reimereien, die wohl jemals Jemanden zu Ehren gedichtet wurden und zu Schande und Schimpf des Dichters gereichten.

Mehr mit den Mystikern berührt sich Heinrich, wenigstens der Form und Einkleidung nach, in dem Buch der Maide[201]), das zu Ehren Karls IV. gedichtet ist, und das man auf bloße Ansicht des Anfangs oder des Endes mit anderen Titeln zu nennen pflegte. Die verschiedenen Künste (unter den Bildern von Jungfrauen eingeführt, woher auch der Titel kommt), treten vor den Kaiser um ihr Urtheil zu empfangen; Philosophie, Grammatik, Logik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Physik, Alchymie, Metaphysik und Theologie treten nach einander auf und jede kündigt sich an und gibt eine Probe ihres Wissens und Geschäftes[202]). Der Kaiser fragt seinen Rath, wem er den Preiß geben solle, dieser aber lehnt die Entscheidung ab. Der Kaiser befragt den Dichter[203]), aber auch Er überläßt es

200) Z. B. in einem anderen Mariengedichte in diesem Codex fol. 90.
Christo soltu bringen zu gedingen und mit gelingen;
ler uns darnach ringen, daz wir zwingen die hoffartswingen,
mach uns frolich bringen, do erklingen englisch singen,
daz wir frolich werden springen, als kunig David mit der slingen.

201) Cod. Pal. N. 14.

202) Z. B. die Physik:
Du kranker in mein schule kum, ich ler dich wie raubarbarum
mag vegen aller colera, und ist dem ersten stappen na,
in wurtzen dy da hitzig sein, der krank sy nutzet ane pein;
dy salbey behelt dy ander stuf, welch artzt ez weiz der ist kein luf,
uff der dritten stuffen auch wil stete wonen knobelauch u. s.

203) Fol. 23.:

der Einsicht des Regenten, der dann für die letzte entscheidet. Er schickt sie aber vorerst in das Land der Natur, um von ihr die Bestätigung seines Urtheils zu hören. Das Geleit giebt der Ritter Sitte. Sie werden bei der Natur eingeführt; die Schaar der Tugenden wird berufen und ihr Verhältniß zur Natur besprochen. Die Theologie hat dann einen ähnlichen Streit der Tugenden zu entscheiden, wie Karl unter den Künsten; und sie entscheidet so, daß sie behauptet, die Tugenden seien nicht von Natur, sondern ein Ausfluß von Gott, sonst wäre Jedermann tugendhaft; ehe je die Natur existirt, sei Gott gewesen und habe Tugend gehabt, und habe ohne Tugend die Natur nicht schaffen können. Und dieß ist auch des Dichters Endspruch, daß Gott die Natur und Alles gewirkt hat in Weisheit und der Tugend Kraft, und darum soll sich die Natur nicht vergleichen, da sie durch Tugend geschaffen, die Tugend, in der Gott die Dinge schuf, die selbst Gott war, so wie Gott die Tugend.

Sehr nahe mit diesem Gedichte berührt sich der Form nach wieder der Anticlaudianus des Alanus ab insulis (so genannt weil hier die Natur unter den Tugenden auftritt, wie umgekehrt beim Claudian die Furie unter den Lastern), die ein Wiener Arzt, Heinrich v. Neuenstadt, der auch den Apollonius von Tyrus bearbeitete, um 1400 unter dem Titel: Unseres Herrn Zukunft[204]) schrieb. Wie uns Heinrich von Müglen mit seiner Uebersetzung des Valerius Maximus zu der nächsten Abtheilung dieses Abschnittes überleitet, so steht der von Neuenstadt mit diesem Gedichte, so weit er es übersetzt hat, neben diesen Allegorikern und Visionsmännern, mit dem aber, was er eigenthümlich hinzugethan hat, neben den Sittenpredigern, die wir in einer weiterhinfolgenden Abtheilung betrachten werden, und er leitet zugleich unter den erstern den Uebergang der Kunst von mehr professionirten Sängern zu Geschäftsleuten und Gelehrten ein. Der Vortrag ist bei Neuenstadt weit besser als bei Müglen, außer

---

Der keyser sprach von Mugellin Heinrich, waz dunket dich gesin,
welch under in hab dy wirdicheit? Er sprach, mein sin zu enge schreit,
daz er dy wisheit ny erlief; dein wirde hoch breit unde tief
dy sal von schulden daz verstan, welch under in sall dy wirde han.

204) Cod. Pal. N. 401.

der dunkleren Vorrede ist alles anschaulich und klar; derb satyrisch zum Theil, und kräftig und eindringend sind die Stellen, wo er gegen die Hoffarth der Welt, gegen Geiz, Unzucht, Fressen und Saufen, gegen Geistliche, Mönche und Nonnen, und die Laßheit im Gottesdienst, insbesondere in seiner Vaterstadt loszieht[105]). (Wir müssen nämlich im Auge haben, daß fortwährend die Literatur nur im Süden und Südosten zu Hause bleibt; und daß da, wo das deutsche Kaiserthum sich niederließ, sich auch die Kunst hervorthat, so daß die politische Bedeutung und die literarische Blüthe der einzelnen Theile von Deutschland Hand in Hand ging. Zur Zeit Heinrichs des Löwen und Friedrichs I. wetteiferte Nord und Süd; in dem anarchischen Wechsel, der bald folgt, ist die Blüthe allgemeiner; mit Rudolf tritt die Schweiz und Oestreich hervor; unter Heinrich VII. werden die niederländischen Dichtungen gesucht; unter Ludwig IV. ist Baiern Sitz der Minoriten und der mystischen Weiber; seit Karl IV. tritt Oestreich und Böhmen entschieden wieder in den Vorgrund. Alle Namen, die wir nun zu nennen haben, fallen der Geburt oder dem Aufenthalt der Dichter nach in jene Gegenden; Teichner, Suchenwirt, Müglen, Neuenstadt, Beheim u. A.) Der Inhalt des Werkes, so weit er dem Original folgt, ist etwa dieser: Alanus wird in ein fremdes Land versetzt, und findet da einen See mit vier Thürmen, die ihm die Natur auf die 4 Elemente deutet. Es kommt die Schaar der Tugenden, zu denen die Natur von dem trostlosen Zustand der Erde spricht; sie will einen vollkommenen Menschen schaffen und die Weisheit soll von Gott eine reine Seele für den Körper erbitten. Die sieben Künste schirren der Weisheit den Wagen, (ihre Charakteristik ist weit vor Müglens ausgezeichnet), wir folgen einer leichten Beschreibung der

105) Fol. 4.

Frazheit hat genommen über hant, und allermeist in Osterlant,
trunken vol und übersat ist manig man in wiener stat,
und eteliche frauwen auch allda, wie sie ez gewunne oder wa,
sie muz immer genug haben, gar frühe ir krankes hertze laben,
e sie dann zu der kirchen ge, sie drinkt licht ein engstel e,
und ißet auch villiht ein Hun, daz muz ir dann gar sanfte dun
in dem haubt und in dem magen, sie machent veizt iren kragen,
daz sie pnesten als die swein, damit wil sie dann heilig sein.

Fahrt in den Himmel. Die Weisheit wird ihrer Bitte gewährt, die Tugenden fahren in die erkohrene Maria. Sie sollte einen Menschen ohne Vater gebären, rein wie einst Adam, der ohne Vater und Mutter, und Eva, die ohne Mutter geboren war. Nun folgt die Verkündigung, eine Ankündigung von Christs Wirken, Mariens Lob und Ruhm, Christs Verdienste und Leiden, Alles nicht erzählend, sondern lyrischer behandelt, oft zelotisch, untermischt zuweilen mit gemeinen Bildern, dann im Ton der Jeremiade, vielfach geziert mit lateinischen Sätzen und unterbrochen von Reden älterer Heiliger und Mystiker. Wie dann der Dichter an die Todes- und Auferstehungsgeschichte kommt, auf die Himmelfahrt und den Empfang im Himmel durch die Engel, wird die Erzählung vorherrschender. Auch hier also das Wohlgefallen am Ueberirdischen. Im dritten Buche stehen wir dann wieder dem Inhalte unserer mystischen Schriften näher. Unseres Herrn Zukunft (Ankunft) ist viererlei: Wie er vom Himmel kam; wie er in reine Herzen und Gedanken kommt; wie er seinen Tod für unsere Sünden bot, und wie er vom jüngsten Gerichte kommt. Von diesem Thema, vom jüngsten Tag und dem Endechrist redet er jetzt (und die vielfachen poetischen und sonstigen Verkündigungen und Weissagungen dieser Art hängen bekanntlich mit dem Mysticismus auch schon in viel älteren Jahrhunderten zusammen). Die Mythe sucht hier einen ähnlichen Zusammenhang des Weltendes mit Christus, wie vorher der Weltschöpfung. Vielfache Dichtungen über dieses Thema, über den Streit des Endechrists mit Elias und Enoch, über die Schreckenszeichen des jüngsten Tages, über den Krieg des Leibes und der Seele (der hier in eine elende Vision eines frommen Mannes gekleidet ist), gab es bekanntlich in ältern und in jenen späteren Zeiten in Menge[206]). In diesen letzten Theilen geht die ganze Behandlung aufs Grasse und Furchtbare aus, bis ins Ekle (z. B. in der Teufelsschilderung), und sie will zerknirschen, bußfertig machen und zahm durch Schreck-

206) Ich denke, diese Sachen, die man zum Theil im Grundriß von Hagen und Büsching verzeichnet findet und die übrigens fast alle nur handschriftlich existiren, nicht weiter zu berühren, da es mir ohnehin scheint, als bezöge ich mich für meinen Zweck schon zu viel auf ungedruckte, unverbreitete und unbedeutende Dinge.

niß und Drohung. Wie dieß auf der einen Seite mit der ascetischen Methode der Mystiker zusammenhängt, auf der andern Seite auf den Zelotismus des 15. Jahrhunderts vorbereitet, dieß liegt zu sehr am Tage, als daß man weiter darauf achtsam machen müßte. Diese ganze allegorische Manier aber ward schon früher, noch jetzt und noch später auch auf andere, minnigliche oder allgemein sittliche, Gegenstände angewandt und traf allmälig im 15. Jahrhundert mit dem entgegengesetztesten Geschmack zusammen, nach dem sich die Dichtung auf einmal an Gemälde und Holzschnitte anschloß und ins Plastische aus dem Uebersinnlichsten übersprang. Hierauf kommen wir später zurück.

2. Beispiele.

Es sieht wohl recht wie ein schroffer Gegensatz aus, wenn ich in dieser Abtheilung neben die kaum besprochenen tiefsinnigen Dichtungen aus dem Gebiete der Philosophie und Theologie eine Reihe von Sammelwerken, die sich um Novellen, Anecdoten und Schwänke drehen und meist aus dem Alterthum entlehnt sind oder sein sollen, erwähnen; und dennoch führen diese Dichtungen und ihre Dichter ganz natürlich zu diesen Gegenständen über. Wie nahe sich die Legenden und Wundergeschichten der Maria und aller Heiligen mit den Possen des weltlichen Schwanks berührten, haben wir bereits im 13. Jahrhundert gesehen, und die großen Massen von poetischen Erzählungen beiderlei Art, die dieses Jahrhundert hervorbrachte, sammelte das 14te in Collectivhandschriften wie denn die meisten Codices dieser Art in Heidelberg, Wien, Würzburg, Gotha und sonst in dieses Jahrhundert fallen. In diesem 14. Jahrhundert wandte sich der Geschmack, vielleicht gesättigt an den ritterlichen Schnurren und Lieblingsgeschichtchen und an den deutschen Thier- und andern Mährchen, deutlich der antikeren Form der Fabel, der moralischen und historischen Anecdote aus der alten Welt zu und wo er doch die gewöhnlichen und bekannten Ehehistörchen, Rechtsfälle u. dgl. festhielt, setzte er sie in Prosa um und suchte sie moralisch zu wenden. Das Zusammentreffen des Wohlgefallens an jenen Anecdoten aus dem Leben alter Philosophen und Helden mit der Freude an solchen mystischen Vorstellungen lag auch in der That gar nicht außer

der Natur der Sache. Wenn ja die Mystiker zum erstenmale bis zur Pein lebhaft empfanden, wie wenig die scholastische Erkenntniß mit ächter Religiosität und einer practischen Moral und Lebensweisheit gemein hatte, und wie verschwunden jeder Edelmuth, jede große begeisternde Tugend schien, wie leer die Zeit an Charakteren sowohl, wie an wahrer Bildung, so mußten sie sich wohl von so vieler Besonnenheit, Mäßigung, Tapferkeit und ächter Weisheit angezogen finden, die jede der zahllosen Geschichten im Diogenes Laertius, im Valerius Maximus und Aehnlichen ihnen darbot, und die sie unter jenen Heiden wirklich und wirksam sahen, nicht in der Nähe unter den Christen. Es ist daher ganz natürlich, daß im 15. Jahrhundert ein Thomas a Kempis, in dem er die Agricola und Lange zur Reise nach Italien und zu humanistischen Studien spornt, eine der ersten Veranlassungen zur Aufnahme der Klassiker in Deutschland gab, und daß der beschauliche, der Einsamkeit frohe Petrarka, der so viel Sinn dafür hatte, den zögernden Mann der Visionen, den Reliquiensammler Karl IV. zum Zug und zur Besitznahme des harrenden Italiens und der Weltstadt Rom mit feuriger Beredsamkeit aufzumuntern, sich an der rüstigen Thatkraft der Alten freute, die feigen, frommen, gutmüthigen, ehr- und ruhmvergessenen Fürsten seiner Zeit verhöhnte und in seinem dem Valerius Maximus nachahmenden Werke von denkwürdigen Dingen eine Sammlung von Erzählungen der Meinungen und Thaten alter Männer verfaßte. Den nämlichen Valerius Maximus nun, den schon einzelne Dichter des 13. Jahrhunderts kannten und benutzten, übersetzte Heinrich von Mügeln, also einer der Poeten, deren Geschmack in einer ganz andern Sphäre zu liegen schien, im Jahre 1369[207]), gut genug für sein offenbar überall höchst geringes Talent, aber ohne alle Kenntniß der lateinischen und Kunst in der deutschen Sprache, so daß sich auch gleich der nächste Uebersetzer dieses Autors, Peter Selbet (1535) veranlaßt fand, gegen diese ältere Version zu polemisiren.

Noch früher aber ward die Fabel unmittelbarer aus antiker Quelle zu uns verpflanzt, obgleich wir uns weder damals, noch auch in dem nächsten Jahrhundert weit von den Producten

207) Ed. Augsb. 1489. fol.

der römischen Kaiserzeit entfernten, weder in diesem noch in irgend einem andern Zweige, den wir aus dem Alterthum aufnahmen. Ich rede vom Bonerius, der uns vielfach in seinen patriotischen Anklängen an das republicanische oder volksmäßige Prinzip erinnert, das wir jetzt stets mehr bei jeder Gelegenheit werden hervortauchen, und immer ein gewisses Verhältniß halten sehen mit der Zuneigung des gebildeten Theils der Nation zu dem Antiken. Gesinnung und Inhalt mahnt in Boners Buch vielfach an Hugo von Trimberg zurück.

Ganz denselben Sinn, der den Renner durchdringt, dieselbe Wegwendung von den weltlichen Trieben, denselben Hang zum „geistlichen," inneren Leben, bei vielleicht noch weit gründlicherer Menschen- und Weltkenntniß, denselben Haß gegen die Schule und Gelehrsamkeit, dasselbe Vorherrschen der Betrachtungen über Gewalt und Druck, über Arm und Reich, über den Krieg wegen Mein und Dein, der nun die Erde überzieht, dieselbe gleichmäßige Abneigung gegen den übermüthigen Mächtigen und den emporstrebenden übermüthigen Geringern, all dieß und mehrere Züge dieser Art auch in dem Edelsteine[208]) nachzuweisen, welchen Titel Boner seiner berühmten Fabelsammlung gab, die neben dem Renner mit am frühesten und am gewaltigsten den Eifer für unsere alte Literatur erweckte, würde eine leichte Arbeit sein. Daß sie einige Zeit nach Hugo von Trimberg (c. 1330) entstand, haben neuere Entdeckungen herausgestellt[209]), nachdem man früher sie um ein halbes Jahrhundert zu jung, später um einen noch längeren Zeitraum zu alt machen wollte; die Reinheit des Vortrags konnte zu letzterem Irrthum leichter verführen, der ganze Geist der Moral aber und der Lebensansicht weist, mit vielen Eigenthümlichkeiten der Manier, auf die Zeiten des anfangenden 14. Jahrhunderts hin. Wie der Renner ist der Edelstein eines der verbreitetsten Bücher des deutschen Mittelalters; viele Abschriften haben sich erhalten; kaum nach Erfindung der Buchdruckerkunst ward es 1461 in Bamberg gedruckt, was gewiß ein triftiger Beweis für seine Beliebtheit ist, da, wie Lessing sagte, die ersten Drucker nicht überall mit ihrer Wahl auf die beßten,

208) Ed. Benecke.
209) Docen in den Wiener Jahrbüchern t. 15. S. 52.

aber doch gewiß auf die gangbarsten Bücher fielen; nachher bemühten sich Scherz, Bodmer, Eschenburg für die erneuerte Verbreitung dieser Fabeln und endlich erhielten sie eine nette Ausgabe von Benecke, die so vortrefflich für den Anfänger in unserer alten Sprache berechnet ist, eine Ehre, die dieses Buch unter allen Producten dieser Zeit allein erhalten und allein im vollem Maaße verdient hat. Es ist im Grunde die einzige erfreuliche Erscheinung in dieser ganzen Periode, denn nichts von dem stört hier, was noch im Renner abschreckt. Es herrscht hier in der Lehre, die auch dem Bonerius in der Fabel die Hauptsache ist [210]), eine Sicherheit, eine Präcision, eine Bestimmtheit, Klarheit und einleuchtende Ueberzeugung, daß nichts aus diesen Zeiten damit verglichen werden kann, und diese Helle der Einsicht leuchtet aus jeder Zeile, aus Sprache und Vortrag so schön heraus, daß man bei Vergleichung dieser Einfachheit und Perfection mit der embryonenartigen und trüben gelehrten Weisheit der Gnomiker nichts besseres sagen kann, als was der wackere Fabulist selbst davon empfindet. Schmucklos nennt er sein Buch, und einfältig und ungeziert seine Worte, doch enthielten sie einen Schatz von weisen Lehren. Die dürre Schale berge oft süßen Kern, ein kleiner Garten bringe heilsame Frucht. Einfache Worte und einfache Dichtung möge man nun nicht in der Welt; wer seine Worte künstlich zu flechten wisse, der dünke nun ein guter Fechter. Wer das Schwert wohl gebrauchen könne, dem sei es nütze, mancher aber trage Speer, Messer und Schwert, die in seiner Hand wenig frommten. Wem schlichte Worte nicht nütze seien, der ziehe auch keinen Nutzen von den gezierten. Mancher predige jetzt hohe Weisheit, der sich doch selber nicht verstehe. Man kann den Gegensatz des natürlichen Sittenpredigers gegen die verschrobenen Gnomologen kaum besser ausdrücken. Seine

210) Wer diu bischaft merken will,
der setze sich uf des endes zil.
Der nutz lit an dem ende gar
der bischaft, wer sin nimet war.
Diu getat ist nicht also gewesen
der bischaft, als mans hort lesen.
Dar um list man ein bischaft gut,
das wiser ward des menschen mut.

Fabel ist im Vergleich mit der Strickerschen bedeutend vorgeschritten; selten treffen wir hier jene halbwahren, schwankenden, untreffenden Nutzanwendungen, welche die unangenehme Wirkung machen, wie ein Epigramm mit schiefer Spitze; fast niemals eine andere als eine moralische Beziehung, und nur zuweilen die speciellere Anwendung auf Zustände der näheren Umgebung. Dieß gerade ist ja der außerordentliche Werth der in der Fabel aller Zeiten vorherrschenden Moral, daß sie frei von jedem religiös-dogmatischen oder vaterländisch und national-beschränkten die allgemeingültigste Regel der Sitte und des Verkehrs aufstellt, und dieß Ausdauernde, was sich im äußersten Osten sowohl wie im äußersten Westen durch Jahrtausende berührt hat, muß man doch wohl das Wesen der Fabel nennen, während das poetische Kleid, in dem sie erscheint, vielfach die Farbe der Zeiten und Völker getragen und gewechselt hat, so daß auch wieder unter diesen mannichfaltigen Formen, doch diejenige wohl die ächteste ist, die das Allgemeingültige des Stoffes ebenso in dem Gewande ausdrücken will, die einfachste, die schmuckloseste also, so wie auch eben darum das Erfinden neuer Fabeln fast unmöglich ist, weil die Jahrtausende, welche die Fabel ausgebildet haben, wohl nur eine kleine Nachlese übrig ließen. In allem diesem ist die Fabel mit dem Sprüchwort so verwandt, daß man sie nur eine poetische Verkörperung desselben nennen möchte, und bekanntlich sind die Epimythien der einfachsten Fabeln von jeher nichts als einfache Sprüchwörter gewesen. So verhalten sich denn auch die Spruchsammlungen in den Lehren des Cato u. A., die unter der Form der Lehre eines Vaters oder Erziehers an seinen Sohn oder Schüler so beliebt waren, zu den ähnlich eingekleideten Fabel- und Beispielsammlungen im Alfonsus, den sieben weisen Meistern und Bidpai, ja im Aesop, der von Romulus für seinen Sohn Tiberius übersetzt sein sollte, ganz wie das einzelne Sprüchwort zur einzelnen Fabel. Dieser Verhalt war noch beim Stricker weniger erkennbar, denn dort war die Fabel noch zu viel mit der Erzählung, dem Schwank, der Anecdote verschwistert, die in Strickers Zeiten blühten und ihren Einfluß auf den erzählenden Theil der Fabel übten. Dieß ist auch noch im Bonerius sichtbar; unter seinen antikeren, einfachen, treuherzig und naiv erzählten Fabeln stehen einzelne (wie die vom liebkosenden Esel und so im Renner

die von der Elster und Taube), in denen das Geschickte der Schilderung fast zum Hauptzwecke wird, andere, (wie die vom Fieber und Floh, Nr. 48, von Vater, Sohn und Esel Nr. 52, von den drei Gesellen, Nr. 74, vom singenden Pfaffen, Nr. 82) wo der Muthwille des Schwankes vorscheint; allein dem allgemeinen Eindrucke nach, sind die Bonerschen Fabeln diesen Einflüssen entwachsen. Sie zeigen die Verbindung und Wechselbeziehung des Sprüchworts und der Fabel vielleicht deutlicher, als irgend andere Fabeln zwischen den altklassischen und Lessing, und mit Recht hat man sie darum mit zu den vorzüglichsten gezählt. Sie zeigen auch zugleich das Charakteristische des deutschen Sprüchworts, wie wir es beim Freidank fanden, den Boner vielfach benutzt: es ist nicht ein einziges, nicht eine einzelne Nutzanwendung, die er macht, sondern immer eine Reihe von Sprüchen, die häufig nicht die Hauptwahrheit der Erzählung allein ins Licht stellen, sondern mehrere oder so viele sie an die Hand gibt, die eben deßhalb auch häufig nicht an das Ende zusammengestellt sind, sondern ungeduldig die Geschichte unterbrechen und als Nutzanwendungen auf einzelne Züge und Handlungen in der Erzählung erscheinen. Auch ist das Verschwimmen des Sprüchworts und der Fabel an einigen Beispielen im Boner sehr anschaulich zu machen[211]).

Etwas später als diese Fabelsammlung (um 1337) fällt das gereimte Schachzabelbuch des Konrad von Ammenhusen[212]), eine freie Bearbeitung des lateinischen Werkes, das der Dominicaner Jacob von Cessoles in der Picardie (1290) unter dem Titel: de moribus hominum et officiis nobilium super ludo scaccorum schrieb. In Prosa ist dieß Werk fast in alle Sprachen übersetzt, auch ins Hoch-[213]) und Niederdeutsche. So wörtlich diese prosaischen Uebersetzungen zu sein pflegen, so frei ist die poetische unseres Konrad, der sich übrigens einer deutschen prosaischen Bearbeitung anzuschließen scheint[214]), indem nicht alle

211) So in Nr. 22, wo das im Anfang gegebene Sprüchwort: „Do der siech genas, do was er der er e ouch was" variirt wird in:
ein wolf was siech, da er genas,
er was ein wolf als er e was.

212) Cod. Pal. 398.

213) Ich kenne eine Strasb. Ausgabe von 1483.

214) So scheints wenigstens nach dem was Bruns in seinen Beiträgen ꝛc. S. 68 sqq. beibringt.

die verschiedenen Drucke, die davon im 15. Jahrhundert veranstaltet wurden, aus Einer Quelle herrühren. Dieses Werk in seiner poetischen Form, die wir hier allein beachtenswerth finden, hat die verschiedenartigsten Beziehungen zu der Literatur und Cultur dieser Zeiten, obgleich es in sich ohne allen Werth ist. Bekanntlich war das Schachspiel einmal (1197—1208) von Odo von Paris den Mönchen verboten worden; Jacob von Cessoles aber wußte es durch seine moralischen Deutungen wieder zu empfehlen. Was empfahl sich auch nicht durch diese moralischen Deutungen! So schwärzte man ja die üppigsten Geschichten in die Gesta Romanorum ein unter dem schützenden Schild der mystischen Auslegung! So fuhr es denn unserm Konrad, als er das lateinische Buch las, durch den Sinn, er könne sich durch dessen Uebertragung ein besseres Verdienst erwerben, als manche mit ihren Schandmährchen und frivolen Erzählungen. Ihm also kam es nur auf den moralischen Gehalt an, und auch uns kann natürlich hier nicht interessiren, was aus dem Buche in Bezug auf die alte (von der unseren verschiedene) Art des Schachspielens, der Benennungen der Figuren u. dgl. zu lernen wäre[215]). Das Spiel und seine Figuren sind nur zu einem Rahmen genommen, um darin die Tausende von Anecdoten, geschichtlichen Zügen, Lehren, Sittenpredigten, mündlichen Sagen, kurz was man Alles unter der alten Bezeichnung eines Beispiels begriff, zu sammeln. Wohl an 20000 Verse hat der Dichter aus dem Buche gemacht mit Gottes Hülfe; denn über seine eigne Unfähigkeit hat wohl keiner der vielen auf sich selbst mistrauischen Dichter dieser Zeiten mit solcher Herzens- und Seelenangst und wahrer Beklemmung gejammert und sich von allen Seiten gegen jeden Vorwurf verschanzt, wie dieser im Anfang seiner Arbeit thut; mit der Zeit aber scheint ihm, je breiter sein Buch ward, der Muth gestiegen zu sein: und während er im Anfang schüchtern auf seine Zusätze aufmerksam macht, so werden diese Hindeutungen später, wie die Zusätze selbst viel häufiger und er wünscht zuletzt, die Abschreiber möchten doch das lateinische Original bei-

215) Siehe darüber die Auszüge Panzers und Nachtigalls in einer Abhandlung in der deutschen Monatschrift 1797. S. 104—110 aus der Prosaausgabe von 1477.

schreiben, damit man besser übersähe, was seine Zuthat sei; und während er im Anfang seinen Namen[216]) nicht nennen will, um weder Lob noch Tadel hören zu müssen, so besinnt er sich am Ende doch eines anderen und nennet sich in einem Acrostichon von unsinnigem Inhalte[217]). Man sieht in ihm schon den ungeduldigen Trieb des Lesens und Lernens, der zugleich mit dem Drang der Umarbeitung des Gelernten und Gelesenen verbunden ist, jenen Zug, der die producirlustigen Meistersänger so sehr charakterisirt und ihre ganze Literatur in einen eigenen Gegensatz zu der hohenstaufischen Zeit setzt, wo die Sitte der ängstlichen Uebertragung bei viel größeren Anlagen der Dichter unserer Literatur so schadete, wie das selbstverlässige Schaffen der geringeren Köpfe des 15. und 16. Jahrhunderts. Die größte Belesenheit scheint unserem Konrad eigen, wenn man nach der Reihe von Schriftstellern urtheilen sollte, die er citirt. Allein was ihm sein Original nicht an die Hand gab, das fand er in den mystischen Schriften dieser Zeiten, welche so viele historische Anecdoten aus der alten Welt schon aus Augustinus, Hieronymus, Ambrosius u. A. gesammelt hatten, im Valerius Maximus, den er lateinisch gelesen haben mag, in den Gestis Romanorum, wo so häufig die Quellen angegeben sind, und im Petrus Alfonsus beisammen. An die Mystiker erinnert er in einigen sinnbildlichen Deutungen alter biblischer Geschichten; in der Manier an den Renner, oder an die spätern Sittenprediger. Seine Blicke auf die Zeit sind zugleich das Originale und das Interessante in seinem Werke. Im ersten Buche, wo er von Erfindung und im letzten, wo er von den Regeln des Schachspiels handelt, hat er zu dergleichen am wenigsten Gelegenheit. Im zweiten dagegen, wo er von den Hauptfiguren, (=Landvögte) handelt, gibt ihm der Stoff Gelegenheit auf die Spaltungen zwischen Albrecht und Adolf, die er noch als Zeitgenossen von sich betrachtet, und die

---

216) F. 5b. Daz ich meinen namen verswigen habe,
daz ist beschehen umbe daz, ich wolde weder gunst noch haz
lop noch straffen darumbe gern, ich wil ir beider sammt enbern.

217) Dis buch tiht ich Cunrat
von Ammenhusen in der stat
ze Stein, da ich münich unde lütpriester was,
ich kunde es niht getihten bas.

zwischen Ludwig und Friedrich zu blicken, gegen Pabst und Pfaffen, gegen Geistliche und Richter, gegen die allgemeine Habgier vom Ersten bis zum letzten und gegen alle möglichen politischen Gebrechen zu predigen[218]). Am wichtigsten aber ist das dritte Buch, das von den Venden (Fanten; unseren Bauern) handelt, in denen er die Landleute und Handwerker darstellt. Hier sieht man deutlich den popular gesinnten Priester, der auf Erleichterung des Bauernstandes, z. B. auf Verpflichtung des Ritterstandes zur Zehntzahlung, und auf die Ehre des Handwerkstandes hinarbeitet. Indem er nachher die Briefboten der Landvögte, die Stadtpolizei, die Wirthe, Aerzte und Apotheker, Kaufleute und Wechsler, die Schreiber und alle möglichen Klassen der Handwerker einzeln vornimmt, sie satyrisch und oft launig um die Erbsünden ihrer jeseitigen Geschäfte straft, weniger neckisch und ernster als in Hans Sachs und Andern, so mahnt er überall an das Aehnliche in den Satyrikern und Zeitgenossen des Letztern und führt tiefer in das Besondere der Staatsklassen, in die natürlichen Abtheilungen der Betriebsmenschen ein, als der Renner, und nimmt eine Mitte zwischen diesem und dem Teichner ein. In diesen Regionen, sieht man klar, ist er weit heimischer zu Hause, als unter Königen und Adel; und dieß wollen wir hinfort immer im Auge haben, wie wir unter den Dichtern wie in dem Lieblingsstoffe ihrer Producte stets mehr die höheren Stände und ihre eigenthümlichen Lieblingsgattungen und Gegenstände verlassen.

Eine Quelle Konrads nannten wir die Gesta Romanorum; er führt sie selbst an und erzählt eine Menge darin wirklich enthaltener Geschichten unter seinen belehrenden Beispielen. Dieß könnte nun schwerlich die in vielfachen Drucken bekannte lateinische Sammlung mit den moralischen und mystischen Anwendungen sein[219]), die man dem Petrus Berchorius zuzuschreiben pflegt, wenn sie anders erst um das Jahr 1340 entstanden

---

218) Daß auch Er das Geschäft des Predigers versieht, oder die Gegenstände der Predigt abhandelt, deutet f. 72 an. „Ich möhte dis underwegen lan, die brediger sagent sin degelich gnug.“

219) Gesta Romanorum cum applicationibus moralisatis ac mysticis. 1488. Die erste Ausgabe ist von 1473.

sein sollte[220]). Bekanntlich aber wird auch in dieser Sammlung wieder ebenso auf andere Gesta Romanorum neben dem Macrol, Valerius, Alfonsus, Bidpai u. A. als Quelle hingewiesen, die man gewiß nicht mit Dunlop für römische Geschichtswerke überhaupt nehmen kann. Bei der vielfachen Berührung der Gesten mit der Kaiserchronik, die ja eben so wieder auf eine andere Quelle hinweist, ist nicht anders anzunehmen, als daß zwischen beiden Werken eine Menge anderer verschiedenartiger Bearbeitungen der römischen Legenden und Sagengeschichte aus der Kaiserzeit existirt habe und daß die ältere der beiden Sammlungen andere wird vor sich gehabt haben, wie die jüngere derselben in abweichenden prosaischen Sagengeschichten der Römer spätere nach sich hatte. Auch wird Niemand dieses lateinische Werk mit den theologischen Deutungen für Original halten mögen, denn die dieß thun, berufen sich, so viel ich weiß, auf eine Stelle beim Glassius[221]), die dem auch sonst durch seinen allegorischen Wust bekannten Benedictiner nichts als die mystischen und allegorischen Auslegungen zuschreibt. Ich habe weder das Material dazu, noch dünkt es mir auch in eine deutsche Dichtungsgeschichte gehörig, über die Entstehung dieser Novellen- oder Anecdotensammlung, die so viele Ausbreitung fand, Untersuchungen anzustellen. Sollten sie gründlich ausfallen, so forderte dieß ein immenses Studium der gesammten Novellenliteratur des Mittelalters und dieses wäre etwa einem Schreiber der italienischen Poesiegeschichte zuzumuthen, wo diese Gattung im Boccaccio und sonst eine so ungemeine Perfection erhielt, allein in Deutschlands Dichtung spielen diese Dinge eine viel zu untergeordnete Rolle, als daß hier zwischen dem Resultat und der Mühseligkeit der höchst weitläufigen hierzu nöthigen Studien ein Verhältniß sein könnte. Den Gesichtspunct von dem man bei einer solchen für die allgemeine Literatur- und Culturgeschichte immer höchst wichtigen Untersuchung ausgehen müßte, getraute ich mir wohl eher anzugeben. Der Forscher müßte auf die Quellen der ächten Kaisergeschichte zurückgehen, sobald er sich des Materials der bekanntesten Bearbeitungen der

220) Siehe den Abschnitt aus Dunlop hist. of fiction, oder auch die eigne Abhandlung Wartons über dieß Werk.

221) Bibl. sacra p. 440.

Gesten und der Kaiserchronick versichert hätte, und müßte zunächst dort und in der Cultur und dem moralischen Zustande der Kaiserzeiten einen Theil der vereinzelten Stoffe so gut suchen, wie einen kleinern Theil auch noch in der älteren Geschichte Roms. Er müßte dann besonders die Kirchenväter, die Legenden, die Schriftsteller der barbarischen Jahrhunderte, die sagenhaften Urgeschichten der südlichen Staaten in Europa, durchsuchen; und überhaupt Alles dieses für die Literaturgeschichte auszuziehen, könnte ein verdienstliches Werk für einen belesenen Literarhistoriker werden. Seine Untersuchung würde ihn bis auf die von Griechen redigirten Gesta oder Acta der Kaiserzeit, auf die Sammlungen anstößiger Anekdoten von dem Hofe zurückführen, denn daß diese Novellen sich bis dahin zurückverfolgen lassen und daher ihre volksmäßige Entstehung nachgewiesen werden muß, liegt theils sehr deutlich in dem Charakter der Erzählungen selbst. Denn auch in den spätesten Bearbeitungen hat sich Alles, was Bedeutendes in der römischen Menschheit dieser Zeiten vorging, gleichsam abgespiegelt erhalten. Oder wäre die Corruption des häuslichen und ehelichen Lebens, das unter der Regeneration der Welt durch die Barbaren mitregenerirt werden sollte, und der monarchische Zustand des sich auflösenden Reiches und die Rechtsbücher, die diesem abhelfen sollten, und die gesunkene moralische Kraft, welche die Märtyrer und Heiligen wieder zu beleben anfingen, wäre dieß Alles, sage ich, nicht die Hauptseite der Culturgeschichte des untergehenden Weltreichs, die dann wieder alle in die Kaiserchronik und die Gesten eingegangen sind, welche erstere noch den Umsturz des Reiches durch die Barbaren und den Uebergang des römischen Reichs an die Deutschen hinzugefügt? Denn man nehme nur einmal alle Legenden und alle wirklich historischen Anecdoten aus beiden Werken hinweg, man füge hinzu alle die Geschichten die sich um Gattentreue und Ehebruch, um verfolgte Kinder und Stiefmütter drehen, man scheide ferner die große Anzahl von Anecdoten aus, die sich mit Rechtsfällen beschäftigen, die von treuer Befolgung des Gesetzes, von treuer Handhabung des Gesetzes, von scharfer Entscheidung schwieriger Processe, von guten Verantwortungen und sophistischen Ausreden, von Beliſtungen, Betrügereien, Schalkstreichen und guter Umgehung der Gesetze erzählen, so wird man so gut wie nichts weiter übrig behalten;

obgleich ich damit nicht sagen will, daß die Urquellen aller dieser Geschichtchen in diesen Zeiten lägen, sondern nur, daß damals ältere neben neuentstandenen aufgefrischt und an neue Personen angeknüpft wurden, da ja manche dieser Novellen deutlicher oder undeutlicher auf die älteren griechischen Zeiten hinweisen. Diese Sagen also könnten, scheint es, ebenso dazu dienen, den trockenen Geschichten aus den Zeiten der Barbarenherrschaft einen solchen poetischen Hintergrund zu geben, wie Schlegel meinte, daß es unsere alten Volkspoesien, unserer Nationalgeschichte könnten. Dann müßten nur freilich die historischen Berührungen, die Uebereinstimmung der Sitten u. dgl. wenigstens eben so genau erforscht werden, als in der deutschen Geschichte und Sage. Das historische Studium dieser Werke könnte dann vielleicht von Nutzen werden; für die Poesie, für die deutsche namentlich, sind sie nicht sehr wichtig geworden, da überhaupt nur die kleinen Romane und Novellen bei uns ein längeres Interesse behalten haben, und dieß vergleichweise weit nicht so groß, als bei anderen Nationen, da bei uns auch die gewöhnliche Unterhaltung den Reiz der Erzählung nicht kennt, während bei den Italienern Schwänke und Schnurren, Kniffe und Betrügereien, Ehescandale und Rechtshändel noch heute tausendmal wiederholt, auch das tausendstemal noch angehört, so wie die Erinnerungen an berühmte historische Namen, ohne Kenntniß beim Redner und beim Hörer, ewig erneut werden. Es war schwerlich für die Moralität des Mittelalters ein Nutzen, daß diese Stoffe, die einer sybaritischen Zeit werth waren, wohl nur in solchen Zeiten entstanden, und in ähnlichen stets wieder aufgenommen sein können, gleich unter das rohe Geschlecht der erobernden Barbaren kamen, die sich deren ohne Zweifel sogleich bemächtigten, da eine Anzahl von sehr rauhen Sittenzügen (wie das Bluttrinken unter treuen Freunden u. dgl.) nachgewiesen werden kann.

Natürlich sind die mystischen Auslegungen, wie ich schon andeutete, erst in diesen Zeiten des 14. Jahrh. entstanden und empfahlen sich und die Erzählungen, denen sie beigefügt sind, eben dieser Zeit, daher wir von jetzt an einen so weitläuftigen Gebrauch davon gemacht sehen, daß wenn sie auch nicht in diesem Jahrhundert übersetzt worden wären, uns doch auch ihre lateinische Gestalt interessiren und wenigstens Erwähnung finden mußte.

Von Petrus Alfonsi an bis auf den Apiarius des Thomas Cantipratensis, das Speculum Exemplorum, das Promtuarium von Herolt (1418), den Formicarius des Johann Nyder zeigt eine lange Reihe von ähnlichen Werken dieselbe Neigung, Erzählungen aus der alten Welt und dem Oriente auf die Sittenlehre anzuwenden. Diese allegorischen Beigaben also setzen auch diesen so weltlichen und frivolen Stoff in Verbindung mit dem mystischen Geschmacke der Zeit; und bekanntlich sind die Erzählungen dieser Art, wie sie ursprünglich schon in die Kirchenväter eingingen, ausdrücklich für die Zwecke der geistlichen Redner gesammelt und von diesen (noch spät von Abraham a St. Clara), eben so wohl wie von den poetischen Laienpredigern benutzt worden. Wann nun diese Sammlung ins Deutsche übersetzt ward, weiß ich nicht genau auszumachen, da mir alle Hülfsmittel abgehen; so wenig wie ich angeben kann, in welchem Verhältnisse die deutschen Uebersetzungen zu den verschiedenen lateinischen Originalen stehen. Dunlop hat bemerkt, daß es eine englische Umarbeitung der Gesten gebe, die auch nur in England eine Verbreitung gefunden habe; allein auch nur die continentale Bearbeitung hat schon im lateinischen Veränderungen erlitten[222]; der einzige deutsche Druck[223], den ich gerade vergleichen kann, stimmt in der Anordnung gar nicht, und auch nicht im Inhalte ganz mit den viel häufigeren lateinischen Drucken die man findet, überein; und dennoch zweifle ich nicht, daß es auch andere deutsche Uebersetzungen gibt, die mit diesem gewöhnlichen lateinischen Originale zusammentreffen. Weniger bekannt wird es vielleicht sein, daß es auch eine deutsche Bearbeitung ohne mystische Auslegungen gibt. Ich habe sie in einer Handschrift von 1470[224] vor mir, obgleich ihre Entstehung natürlich älter ist, als diese Abschrift, so wie auch die der gedruckten Uebersetzungen mit den Auslegungen wenigstens etwas älter, als die Drucke sein mögen. So sehr es die Wahrscheinlichkeit für sich hätte, daß jene nackten Erzählun-

222) Die Regensb. Handschr. der lateinischen Gesten ist von den Drucken verschieden.

223) Das Buch Gesta Romanorum, von den geschichten oder geschehen Dingen der römer, geistlichen und weltlichen. Augsb. 1489. bei Hanns Schobser.

224) Cod. Pal. N. 101.

gen erst spät im 15. Jahrh. gemacht seien, wo man anfing, den allegorischen Unfug zu bekämpfen, wie ja auch Luther gethan hat, so ist doch der ganze Vortrag in dieser Behandlung viel zu rein und unschuldig, als daß man sie nicht bedeutend früher setzen müßte. Denn die Erzählung in dieser Sammlung, die wieder ihrerseits weder mit dem Latein noch mit den deutschen Drucken übereintrifft, ist weit vortrefflicher, treuherziger, noch mehr im kindlichen Mährchenton und erinnert mehr an den Styl des Hermann von Fritzlar. Wo der Stoff mit der Einfalt der Erzählungsart stimmt, verfehlt beides nicht eine angenehme Wirkung; aber freilich wie viel unsinniges läuft mit unter! wie vieles, was noch ganz die größte Unkunde im Erfinden oder nur im Auffassen einer Ueberlieferung verräth, was ganz offenbar die erste Entstehung dieser Dinge in sehr rohe Zeiten hinaufrückt. Denn einzelne Stücke sind hier noch viel thörichter und haben eine gewisse noch unschuldigere und unsicherere Maschinerie[225]), als manche der Erzählungen in den sieben weisen Meistern, die gleich ihren neugriechischen Ursprung zur Schau tragen, oder doch eine Form haben, die vom griechischen Geschmacke unwohlthätig inficirt ist.

Der Inhalt der sieben weisen Meister ist in die Gesta Romanorum aufgenommen, bestand aber auch gesondert in metrischen deutschen Bearbeitungen vielleicht früher, als die deutschen Gesten. Ich verweise auch hier auf die Untersuchungen anderer Literarhistoriker, obgleich auch hier keiner bei der Zerstreutheit der Hülfsmittel im Stande war, so wenig wie über den Bidpai eine zusammenhängende und überzeugende Geschichte des Werkes zu geben. Nach Dunlop wäre dasselbe in seiner ältesten Gestalt in einer hebräischen Uebersetzung übrig[226]). Die griechi-

225) So in Nr. 36 dieser Sammlung. Ein Mann sucht drei Dinge, Freud ohne Trübsal, Genüge ohne Mangel, Licht ohne Finsterniß. Er findet sie nicht, bis er einst einen Alten trifft, der ihn zu einem Palaste sendet, wo er den Hütern sagen soll, der Herr des Stabs gebiete ihnen, ihn hereinzulassen; dann werde man ihm öffnen und er finden — was er begehre. — Auf ganz ähnliche Weise verhilft dieser selbe Alte in Nr. 31 einem Ritter zu einem schwarzen Rosse, Horne und Falken, die Kaiser Symmachus ihm abforderte, wenn er nicht um sein Gut kommen wolle, das an des Kaisers Besitzungen stößt und das dieser gern damit verbinden wollte u. s. w.

226) Vgl. Ellis specimens. T. 3. p. 3. Das Zusammenhängendste hat wohl

schen Versionen unterm Titel Syntipas berufen sich auf syrische und persische Originale[227]). Auf eine lateinische Uebersetzung, die aber eine andere sein müßte, als die im 15. Jahrh. in Cölln gedruckte, bezieht sich die französische metrische Uebersetzung, der Dolopatos; und wieder aus einer andern versificirten französischen Bearbeitung entstanden die französischen und englischen Prosen. Bei uns existirte das Buch in verschiedenen poetischen Behandlungen, deren Eine unmittelbar aus dem lateinischen[228]) übertragen ist, die andere nach einer deutschen Prosa. Ich kenne beide nur aus Anführungen und die letztere aus dem, was Wackernagel in seinem deutschen Lesebuche daraus mitgetheilt hat. Sonst ist es eigenthümlich, daß man in allen Abschriften und Drucken dieser Werke fast nirgends einen literarischen Wink erbeutet, aber diese letzterwähnte gereimte Bearbeitung (in einer Baseler Handschrift) trägt den Namen des Dichters Hans von Bühel. Es ist derselbe, der um 1400 die Königstochter aus Frankreich[229]) bearbeitete, (gleiches Inhalts mit Mai und Belaflor aus dem 13. Jahrh. und dem Volksbuch von der geduldigen Helena) mit eigenthümlichen Reizen der Erzählung, die wir in Einzelnem am Anfang des 15. Jahrhunderts häufiger finden. Auch die Probe aus den sieben weisen Meistern zeigt einen für diese Zeit gewandten Schreiber; sie sind im Jahre 1412 gedichtet. Eine prosaische Heidelberger Handschrift[230]) stimmt mit dieser Bearbeitung des Bühelers so, daß ich schließen möchte, ihre frühere sprachlich reinere Gestalt möchte das Vorbild des Poeten gewesen sein, dessen er erwähnt. In jedem Falle wissen wir, daß poetische und prosaische Bearbeitungen dieser Erzählungen im 14. Jahrh. bereits verbreitet waren und dieß hatte auch schon Goldast gewußt. Sind die Erzählungen bei dem Bühler durch-

---

Dacier in den Mém. de l'acad. des inscript. T. XLI. p. 546 beigebracht. Nach ihm ist es kein Zweifel, daß die deutschen Prosen und Poesien einerlei lateinische Quelle (die des Mönchs von Haute-Selve) haben mit dem Reinwerk des Hebers, und daß der Dolopatos überall mit unserm gewöhnlichen Volksbuche übereinstimmt.

227) Die des Michael Andropulos, herausgeg. von Boissonade. 1828.

228) Grundriß S. 304.

229) Auszüglich von Elwert im D. Mus. 1784, Bd. 2. p. 256.

230) Cod. 149.

weg dieselben, wie die in der erwähnten Handschrift, so stimmen beide Behandlungen dem Inhalte nach mit unseren Volksbüchern überein, nicht aber immer in der Form; wenigstens ist mir eine Gestalt des Volksbuches bekannt, die die widerliche Sentimentalität des 17. Jahrhunderts oder noch späterer Bearbeiter an sich trägt. Wie sich zu diesen übereinstimmenden Bearbeitungen die in den gedruckten Gesten verhält, hat Görres in den Volksbüchern auseinandergesetzt[231]) und ich will es daher hier nicht wiederholen. Dagegen will ich in der Note die wieder verschiedenen Abweichungen der oben erwähnten Handschrift der Gesten[232]) angeben, die mir auch hier von Wichtigkeit scheint, weil wir sehen können, daß mehrmals an der Stelle von britischen Wunder-

231) Görres Volksbücher S. 158 sqq.

232) Die erste Erzählung der Kaiserin fehlt. Die vierte Erzählung der Kaiserin im Volksbuch handelt von einem Kaiser, den sieben Meister bezaubert haben, daß er außerhalb seines Palastes stets blind ward. Der Knabe Merlin löst den Zauber. Statt dieser Geschichte erzählt sie hier von einem Gärtner, der sich einen Hasen erzog, welcher ihm den gepachteten Garten verdirbt, wofür der Pachtherr Aurelian den Gärtner hängen läßt. — Die Erzählung des vierten Meisters (im Volksbuch des fünften) von Hippocrates und Galen ist hier einfacher, abgekürzter, und ohne die geheimgelehrten Thorheiten. — Die fünfte Erzählung der Kaiserin hat im Volksb. allerhand Wunderthaten und Zaubereien des Virgil; hier handelt sichs von einem Sohne, dessen Vater ihm seinen Hang zum Diebstahl allzu sehr nachsieht; als nun der Dieb gehängt wird, beißt er dem nachlässigen Vater die Nase ab. — Statt der unsinnigen sechsten Geschichte der Kaiserin von dem aussätzigen Kaiser, der Peters und Pauls Leichnam in Rom holen will, ist hier eine Erzählung aus Bidpai, von sieben Meistern, die einem Könige mit Bezauberungen nach dem Leben stellen und die er auf Rath der Königin umbringen läßt. — Statt der des sechsten Meisters im Volksb. ist hier ein Mährchen von einem Ritter, der eine Natter vom Feuertode rettet und dafür von ihr die Vogelsprache gelehrt wird. Seine Frau will ihm seine geheime Kenntniß, die sie ihm abgelauscht, abzwingen und will sich zu Tode hungern; der Hahn aber verräth ihm, daß sie ihm heimlich jeden Tag zwei seiner Weiber ißt und räth sie mit Prügeln zu heilen, welches probat gefunden wird. — Die siebente Erzählung der Kaiserin ist ganz einfach, von einem Sohn, der seinen Vater in einen Brunnen stürzt; und die des siebenten Meisters von dem preußischen Ritterzug eines Edlen und der Treulosigkeit seines Weibes. Gerade diese Erzählung verräth neuern Ursprung und steht an der Stelle der Matrone von Ephesus; im Gedanken aber ist sie ganz gleich.

geschichten und Zauberanecdoten, die den Geschmack des 12. oder 13. Jahrhunderts verrathen und die auch von Dacier geradezu als Aenderungen und Zugaben des lateinischen Verfassers des Dolopatos betrachtet werden, viel einfachere, rohere, nicht eben bessere Erzählungen stehen, die auf größere Aechtheit und Alter deuten, wie sie auch weit knapper, einfacher und hie und da schöner erzählt sind, wo ihnen die zu große Kürze nicht schadet; auch treffen sie überall weit näher zum Zwecke, und zeigen eine engere Verbindung mit der Einkleidung, als die des Volksbuchs, wo die Geschichten selbst schon so sehr Hauptsache sind, daß in der Einschaltung in den gedruckten Gesten sogar diese Einkleidung fallen gelassen wird. Es scheint daher diese Gestalt eine eigene Mitte zwischen dem Dolopatos und den daraus geflossenen Bearbeitungen und dem griechischen Syntipas zu halten, dessen orientalischerem Charakter sie näher kommt, gleich dem sie einige der sonst gewöhnlichsten Erzählungen nicht kennt, obwohl sie auch wieder dessen Erzählungen hier und da vertauscht hat. Weiter auf diese Dinge einzugehen, halte ich nicht für angemessen, obgleich mir wohl bekannt ist, daß Andere einen unschätzbaren Werth in diesen Novellen gefunden haben und sich ordentlich freuten, daß ihre Verbreitung die aller Klassiker überträfe und zunächst derjenigen der Bibel gleichkäme. Wahr aber ist, daß ihre Wirkung und vielfache Benutzung in den nächsten Zeiten des 15. und 16. Jahrhunderts ganz ungemein bedeutend war.

Die Einkleidung der sieben weisen Meister ist bekannt genug. Ein Kaiser hat einen Sohn, den er von sieben Meistern in aller Weisheit unterrichten läßt. Als der Jüngling wieder an den Hof gerufen wird, zeigen die Gestirne Lebensgefahr für ihn, wenn er ein Wort rede. Er erscheint also und redet nicht. Seine Stiefmutter, erst in Liebe zu ihm entbrannt, dann verschmäht und wüthend, dringt auf seine Hinrichtung, bewegt den Kaiser jedesmal mit einer bezugvollen Geschichte, daß er den Tod seines Sohnes befiehlt, einer der Meister aber erwirkt jedesmal mit einer Gegenerzählung einen Tag Frist. So vergehen 7 Tage, nach denen die Gefahr verschwunden ist, und nun entdeckt der Prinz die Schmach seiner Stiefmutter. Nur im griechischen Syntipas ist die Einkleidung im Anfang etwas anders und zwar geschickter, am Ende aber unvortheilhafter. In den verschiedenen alten und

neuen, einheimischen und fremden Bearbeitungen wechseln sowohl die Erzählungen, als auch die Namen der Meister, des Kaisers und des Prinzen. In den deutschen Behandlungen ist der Sohn Diocletian, der Vater bald Pontian, bald Domitian; sonst trägt jener auch die Namen Florentin, Erastus, Lucinian und der Vater die des Cyrus, Vespasian u. A.; und der Haupterzieher ist bald Virgil, bald Syntipas, im Dolopatos und den deutschen Stücken fehlt dieser aber ganz. Dieser letzte Name nun weist auf die bekannte Fabelsammlung, die unter dem Namen des Bidpai geht, zurück; und diese angegebene Einkleidung nicht weniger, die bekanntlich auch die Disciplin des Petrus Alfonsi, dieses verwandte Werk, an sich trägt, das nicht vollständig ins Deutsche übersetzt ward, wohl aber in seinen vereinzelten Fabeln und Geschichten in die Gesten, in Boner, in Steinhöwel u. A. übergegangen ist[233]). Schon in der indischen Gestalt des berühmten Fabelwerkes, die unter dem Namen Hitopadesa auch in Europa bekannt ward, die aber wieder auf einem älteren Werke ruht, ist die Form der Belehrung fürstlicher Prinzen durch die Erzählungen ihres Erziehers, und dieser Erzieher heißt in den semitischen Bearbeitungen des indischen Buches Sandabar. Auch über die Geschichte dieses Buches ist überall nur mangelhafte Kenntniß[234]), so daß selbst Grimm, obgleich ihn seine Untersuchungen über die Fabel natürlich auf dieß Werk hinwiesen, hier in einen Hauptirrthum fallen konnte (den er jedoch alsbald verbesserte), und daß, was noch auffallender ist, der Herausgeber des Hitopadesa, Wilkins, unsicher war, ob nur die verschiedenen orientalischen Geschichten von Kalila und Dimna den Hitopadesa wirklich zur Quelle hatten. Dieß nun ist selbst aus einer der entferntesten Bearbeitungen, die dieses ungemein verbreitete Werk erhalten hat, erkennbar. Im 15. Jahrh. nämlich ward das Buch aus dem Latein des Johann von Capua (zw. 1262—1278) ins Deutsche übersetzt[235]), gewiß nicht von dem Herzog Eberhard von Wür-

233) S. die Anmerkungen in Schmidts Ausgabe des Alfonsus.

234) Am weitesten wird wohl de Sacy in seiner Ausgabe des Abdallah Ben Almokassa die Sache gebracht haben; diese entgeht mir aber. Vgl. de Sacy's Artikel in den notices et extraits etc. tom. IX.

235) Ausgabe von 1483, dem Cod. Pal. 127. beigebunden. Uebrigens

temberg, dessen Name (Eberhart Grav zu Wirtemberg) in einem Acrostichon im Anfang genannt wird, was aber nur bedeuten kann, daß das Werk ihm zu Ehren, vielleicht auf seine Aufforderung übersetzt ist, indem er selbst bekanntlich kein Latein verstand[236]). Ich nenne dieß Werk gleich hier, weil durch die ganzen Zeiten des 14. und 15. Jahrhund. Ein und derselbe Sinn, ein gleicher Heißhunger nach Bekanntmachung des Wissenswerthesten, das man damals in Fabel und moralischem Beispiel vorzüglich suchte, diese Bücher unter die Deutschen verbreitete, und damit man mit Einemmale übersehe, wie in den drei letztgenannten Werken ein regelmäßiger Rückgang auf die Quellen dieser verschiedenen Sammlungen Statt hat: denn bekanntlich sind mehrere Stücke aus Bidpai noch in den deutschen Gesten wiederzufinden[237]). Ein einziger Blick nun in das deutsche Werk zeigt, daß die Herleitung der arabischen Fabeln unter dem Titel Kalila und Dimna aus dem Hitopadesa unstreitig ist. Denn noch in diesem deutschen Werke ist das vierte Capitel mit sehr wenigen Abweichungen dem Inhalte des ersten im Hitopadesa gleich; und das zweite Capitel, des indischen Werkes ist die Geschichte von dem Löwen, dem Ochsen (Sangjivaka) und den zwei Schakals (Karattaka und Damanaka), die dort vorangestellt und zum Titel des Werkes geworden ist, deren Ausgang (den Fall des Dimna) der Hitopadesa übrigens nicht kennt. Die beiden letzten Capitel des Hitopadesa sind viel abweichender von unserem Buche, das an Capitelzahl und an Fabeln viel reicher ist, dennoch aber finden sich die Bei-

---

sind in Heidelberg drei Handschriften (Nr. 84, 85, 466) davon, die im Catalog alle als Handschr. der sieben weisen Meister angeführt sind.

236) Wahrscheinlich hatte Schickardt bei der Vorrede, die der im J. 1636 in Tübingen gedruckten und von Ochsenbach verfertigten Uebersetzung des Gulistan von Sadi vorgesetzt ist, keinen anderen Grund, als dieß Acrostichon, daß er Eberharden zum Verfasser machte; und weil er vielleicht wußte, daß er kein Latein verstand, und Uebereinstimmung mit italienischen Uebersetzungen fand, so ließ er ihn das Buch aus dem italienischen übersetzen, obgleich die italienischen Bearbeitungen des Joh. von Capua jünger sind, als die deutschen.

237) So im Cod. Pal. 101. Nr. 6 vom Dieb und dem Mondschein. Nr. 52. von der glücklichen List einer überraschten Ehebrecherin. Nr. 57 von dem Brückenwärter, der das Recht hat von jedem körperlichen Gebrechen einen Pfennig zu erheben. Nr. 82. von der Natter im Hause u. A.

spiele des indischen Originals meist alle darunter. Das deutsche Buch nun ist eine Uebersetzung der in den Jahren 1470—80 im Druck bekannt gewordenen lateinischen Bearbeitung des Johann von Capua, der wieder eine hebräische Quelle hatte. Wie sich nun diese wieder zu den persischen und arabischen verhält, weiß ich nicht: denn diese sind, scheint es, doppelter Art. Es ist nämlich die Sage, daß Nuschirwan durch seinen Arzt Bezruïah das Buch der Weisheit, das königliche Buch (Homaiun Nameh), aus Indien habe holen und ins Altpersische übersetzen lassen; die arabische Uebersetzung hieraus ist durch de Sacy bekannt geworden; aus diesem Arabischen ging das Werk wieder ins Neupersische, und hier aus Prosa in Verse über, und wieder übersetzte es Abul Mala später unter dem Gaznewiden Bahram Schah ins Neupersische unmittelbar aus dem Arabischen, und dieß soll der Text der französischen Uebersetzung (1769) sein, von der wieder Wilkins sagt, daß sie dem Hitopadesa am nächsten kommt. Ich zweifle kaum, daß sie auch mit der lateinischen und deutschen übereinstimmt, so daß dann nach der Einen Umgestaltung aus dem Indischen ins Persische dieß Werk, wie es auch dem Oriente gemäß scheinen möchte, keine so großen Veränderungen mehr erlitten hat, wie die sieben weisen Meister in Europa. Denn auch noch jene Sage von der Sendung des Arztes erkennt sich in dem deutschen Buche zu Anfang sogleich wieder und die Namen des Arztes Berosias und des Königs Anistras Caßri (Anuschirwan Chosru) sind leidlich erhalten. Die morgenländische Eigenthümlichkeit des Werkes leuchtet auch aus dem deutschen Buche noch ganz entschieden hervor, und wie diese drei Sammelwerke überhaupt wenig Zuthat und persönliche Einwirkung der jeweiligen Umarbeiter und kaum eine Spur der Zeit, in der sie umgearbeitet wurden, verrathen, so dieses offenbar am wenigsten, und es behauptete sogar den orientalischen Lehr- und Erzählton, neben dem factenlosen ganz didactischen Rahmen, der Häufung der Sentenzen und Gemeinplätze, und der beschwerlichen Einschachtelung von einer Erzählung in die andere und aller zugleich in die Lehrsätze des Meisters. Auch dieß Werk übrigens empfahl sich in Deutschland noch durch die Art und Weise, wie hier der äußern Welt der Rücken gekehrt, wie des Menschen Größe in Abgeschiedenheit gesucht wird und in der Genügsamkeit an dem,

was Gott und Obrigkeit uns gegeben und zugeordnet hat, in aller Entfernung von der Trübseligkeit des Irdischen und in Bereitung eines unfurchtsamen ruhigen Gemüthes.

3. Sittenprediger.

Zu Ende des 14. und im Anfang des 15. Jahrhunderts war in Deutschland ein Aufschwung und ein Bestreben in der Literatur, wie überhaupt in dem geistigen Treiben der Nation; es blieb aber beim Versuch. Man hätte denken sollen, die günstigen Verhältnisse in Italien, die verhältnißmäßige Ruhe in Deutschland hätte Karl IV. bewegen und auffordern müssen zu großen Handlungen, allein er hatte keinen Trieb zu Großem und kein Herz und keinen Sinn für Deutschland. Man hätte erwarten mögen, daß seine Verbindungen mit den tüchtigsten italienischen Gelehrten einen literarischen Verkehr hätte öffnen können; ein allgemeines Band bezeichnet auch der Novellengeschmack in beiden Ländern, der jedoch in Deutschland unausgebildet blieb; sonst aber war, was Karl für Wissenschaft und Kunst that, für die er so viel Interesse zeigte, seinen Böhmen allein vorbehalten, und seine Prager Universitätsstiftung war so gut, wie der Weinbau, den er der Stadt und Umgegend aufzwang und wie so manches andere seiner stürmischen Civilisation, nur eine unvorbereitete und unnatürlich übereilte Maasregel, da es noch kaum vorher in Böhmen an den nöthigsten Schulen gefehlt hatte. Wer es weiß, wie viel die niederländischen Schulmänner überhaupt die fortgerückte humanistische Bildung der Reformation vorarbeitete, der wird keinen nähern Aufschluß bedürfen über die Ursachen, warum in Böhmen weder Schule und Universität, noch die Hussische Reform der Kirche zu einem erfreulichen Ziele führten. Von den Höfen aus sollte weder die Staatskraft, noch von den Gelehrten und Scholastikern die Lehrbegriffe, noch von den Prälaten, Concilien und Cardinalcollegien die kirchlichen Gebräuche und Sittenzucht der Priester in Deutschland hergestellt werden. Von Höfen und ritterlichen Dienstleuten auch nicht die Poesie. Man sah wohl, es gährte im ganze Reiche hin und her; seitdem die großen und kleinen Fürsten ihren Schutz den Dichtern versagt hatten, so merkt man wohl, wie namentlich

die Sittenlehrer von Thomasin und Freidank an ihre Rede nicht weiter an die Höfe wenden und an die ritterliche Gesellschaft und Alles, was wir seit dem Renner von Poesie besprachen, hat mit Höfen und ritterlicher Gesellschaft auch nichts weiter zu thun. Vom nämlichen Augenblick aber an, wo in Böhmen und Oestreich durch die Universitäten wieder eine Aussicht für die Kunst, durch die glänzenden Herrscher ein glänzender Hofstaat geordnet war, zog sich auch die Poesie, so dürftig sie war, dorthin, und empfand bald, daß sie in die Hände von wissenschaftlichen Männern, von eigentlichen Gelehrten, Aerzten u. s. w. fallen und vielfach der trockensten Wissenschaft dienen sollte; es drängten sich auch wieder wie Carricaturen einige Dichter hervor, die zwar selbst aus dem Staube emporgekommen, sich mit höfischen Poesien an Höfe zu drängen versuchen und kläglich scheitern. Da schon die Poesie entschieden auf dem Wege zum Volke herab war, strebten die dürftigsten Talente sie wieder auf die Höhe, nach den Thronen, zurückzuleiten, und erst nachdem dieß auf die schlagendste Weise mislungen war, brachen dann alle Stände bis in die niederste Hefe des Volkes in das Gebiet der Dichtung herein und bemächtigte sich jeder, so gut es gehen wollte, seines größern oder kleinern Antheils. Denselben peinlichen Gegensatz nun, den die Kirchenreformversuche im 15. Jahrhundert, und die theologischen Zänkereien gegen die Reformation Luthers und Zwinglis und die glorreichen Kämpfe der Humanisten machen, machen die östreichischen Sittenprediger des 14. Jahrhunderts gegen Alkmar und Brant, und Michel Beheim gegen Hans Sachs. Ein gleiches edles Bestreben, den besten Willen, die schönsten menschlichen Anlagen theilen die frühern mit den spätern, und sie haben nur die begünstigenden Verhältnisse nicht und mit ihnen entgeht ihnen Glück und Gelingen; sie haben nicht die Energie des Volks, auf das sie sich stützen könnten, und ohne diese scheitern sie mit ihren vereinzelten Kräften.

Ich weiß nicht, ob ich dem Muscatblut hier seine gebührende Stelle gebe. Es ist mir zu wenig von ihm bekannt[238]), als das ich ihm mit Sicherheit den geeigneten Platz anzuweisen getraute. Er ist wohl einer der ausgezeichnetsten Dichter dieser

238) Außer dem wenigen Gedruckten verschiedene Lieder in Cod. Pal. 392.

Zeiten des endenden 14. Jahrhunderts und hat, wenn sich die Angaben des Michel Beheim[239]) auf etwas factisches gründen, noch mit Glück und Beifall an den Höfen der Herrn gesungen. Schon nach dem Wenigen, was ich kenne, scheint er sich in vielfachen Gegenständen, ja in sehr verschiedenen Arten des Vortrags zurecht zu finden. Es sind Minne- und Naturlieder von ihm gedruckt, die an Fluß und Frische an manches Gute der schlesischen Dichter erinnern; dann aber giebt es wieder Liebesgespräche in seinem eigenthümlichen Tone, die wieder von dem Hauche der freien Natur, der auch in Hugo von Montforts Liedern zuweilen anspricht, so fern liegen, wie sein künstlicher Ton von den kunstlosen Strophen dieses Hugo, so daß man, wie bei jedem Meistersänger, sieht, daß die vorgeschriebene schwierige Versart den Gedanken nach den Reimen modelt und daß je gezierter Vers und Reim, um so geringer die freie Bewegung und die Natürlichkeit ist. Es gibt Räthsel, ganz in der schlechten breiten Manier der frühern Gnomiker, ganz zur Allegorie verflüchtigt; dann wieder scherzt er ganz naiv und schelmisch über die Ehe der Alten mit jungen Mädchen und die Szenen, die sich daraus entwickeln. Recht gesund, ehrbar, kernig, wenn auch manchmal hart und unverdaulich, hört er sich an, wenn er über die Sünden der Zeit, Simonie und Ketzerei u. A., predigt, oder wenn er die Würde des Gesanges erhebt: und dieser ehrbare Ernst möchte ihn wohl am besten charakterisiren, denn selbst in komischeren Rathschlägen (an Jungfrauen, sich vor klaffenden Weibern zu hüten; an Mädchen und Frauen, die Mönche und Pfaffen zu meiden, an Männer, die wiederhaarigen Weiber mit Prügeln sich nach Wunsch zu ziehen u. s. w.) nimmt er doch den Ton der Neckerei kaum nur auf Augenblicke an. Der Form seiner Gedichte nach ist Muscatblut der beßte Vermittler zwischen den Frauenlob und Regenbogen und den Meistersängern des 15. Jahrhunderts, und bei diesen letztern stand er auch in einem nicht geringen Ansehen. Noch Sebast. Brant benutzte ihn in kleinen Gedichten und für Michel Beheim schien es keine höhere Hoffnung zu geben, als dem Muscatblut beizukommen, obgleich er sich da weit verrechnete.

So wie Muscatblut in diesen Zeiten die letzten Gnomiker

239) Cod. Pal. 312. f. 252.

fortsetzt und ihre strophische Manier, und dabei mehr zu den älteren derselben zurückkehrt, die noch alle Gegenstände gleichmäßig, Lehre und Minne, umfaßten, so erinnert der Teichner (der bis gegen das Ende des 14. Jahrhunderts lebte) an seine östreichischen Vorfahren, den Tanhuser und Aehnliche, im Verspotten des Ritterlebens, dem ganzen Eindruck seiner Reden nach aber an den Stricker; nur daß bei ihm die Hoffnung auf das Hofwesen und die Ritterzucht ganz geschwunden ist und in seinen einfachen Spruchgedichten, die ich den Priameln etwa so vergleichen möchte, wie die Stücke des Muscatblut den gelehrten strophischen Sprüchen der Gnomiker, die Lehre das Beispiel fast ganz verdrängt hat, so daß er nur seltener die Fabel oder Erzählung zu Hülfe nimmt. Daher ist er jenen farblosen, schwerfälligen Predigten des Stricker, die so alles Lichts und Schattens entbehren, am nächsten, und es kann dazu dienen, den Unterschied des Teichnerischen und des Vortrags des Suchenwirt zu charakterisiren, was dieser letztere von sich selbst sagt, und was ihm Hugo von Montfort mit seinen eigenen Worten nachrühmte, daß sich seine Dichtungen durch ihre Handgreiflichkeit auszeichneten. Von der knappen, oft abgebrochenen, oft verwischten und nebelhafteren Manier des Teichners und dem dunkleren Zusammenhang in vielen besonders seiner abstracteren Lehrgedichte, die fast alle in trochäischem Maaße abgefaßt sind, kann man das nicht sagen. Diese Manier hängt mit dem Charakter des Dichters zusammen. Er mag reich gewesen sein, er entsagte aber dem Gaukelspiele der Welt, er theilte sein Gut mit Spitälern, Kirchen und Armen, zog sich zu geistlichem Leben zurück und lebte ehelos und zufrieden bis an sein Ende[240]), in Mäßigkeit, in Zucht, entfernt von lohnsüchti-

240) Suchenwirts Rede vom Teichner; in der Ausgabe seiner Werke von Primisser S. 64.

Er hat mit cheusche seinen leib unz an sein end behalten;
geistlicher weishait walten begund er fur der welde spot,
im liebet in dem hertzen got für alle weltleich er;
sein rat, sein weise ler ist in der welde gartten
gesät mit worten zarten der welt ze trost, got ze lob.
Mit gueten siten swebt er ob allen, die getichtes pflegen,
spil, lueder, lies er underwegen; swern, schelten, pose wort
wort nie chains von im gehort.

ger Wohldienerei und Schmeichelei gegen die Edlen, und, zwar ein Laie, beschäftigt mit dem Lesen der Schrift und mit Dichtung und Lehre von aufrichtiger Wahrheit[241]). Ob wohl der gute, friedliche, stille Mann, dessen sanfte Art sich so sehr in seinen leidenschaftlosen nur manchmal von behaglicher Ironie gefärbten Poesien ausspricht, je einen größeren Kummer gehabt hat, als da ihn nach einem Beinbruch seine Pflegerin auf versprochene Ehe anklagte und der Verdruß über diesen Makel, den man seiner unbefleckten Keuschheit anhängen wollte, ihm auf mehrere Wochen das Dichten ganz verleidete, dem er sonst täglich obzuliegen pflegte? Man begreift, daß ein Mann dieses Temperaments, der so sehr an die friedlichen und gemüthlichen östreichischen Herzoge dieses Jahrhunderts erinnert, den Lauf der Welt wohl mit gesundem Sinn aus der Ferne beobachten, nicht aus der Nähe lebendig aufgreifen und dichterisch darstellen, daß er die Gebrechen der Zeit kennen, aber die Verderber nicht hart angehen kann. Auf Hof und Ritterleben hat er jede Hoffnung aufgegeben; die Zeiten, wo der Hof eine Schule der Zucht war, sind ihm dahin[242]); das üppige Toben der Hofschranzen kann ihm nicht die Sitte der alten guten Ritter, das Turnieren und Stechen, das der Suchenwirt der eingerissenen Gefahrlosigkeit und Spielerei wegen verachtet (während Reimar von Zweter **100** Jahre vorher die Mordsucht dabei beklagte), kann ihm nicht die Tapferkeit der Parzivale ersetzen, und ein Turnierer, wenn er ihm auch vor Tänzern, Spielern und Säufern den Vorzug giebt, scheint ihm doch nicht eben sehr viel vor einem Wirthshauslieger voraus zuhaben. Nicht allein widersteht ihm der Friedensverkehr der Ritter, sondern auch ihre Nachahmerei der alten Heroen, die damals in den preußischen Kreuzzügen eben in jenen Gegenden besondere Nahrung fand. Die Ritterschaft, sagt er, ist zum Schutze der Waisen, Armen und Bevortheilten gesetzt, wie der

241) Ebend. V. 58—68.

242) In Schottkys Auszügen aus Teichners Werken in den Wiener Jahrbüchern T. I. im Anzeigeblatt S. 34.

Wer gut gepar — und tugent an sich nemen wil,
der sol gein hoff nicht vragen vil; daz waz ein schul der tuget,
daz man chindel in der iuget dahin liezz in solchem mut,
daz sew zuchtig wurden und guet: daz ist laider nu dahin.

Arzt für den Kranken; und schlecht haben nach seiner Meinung sogar die alten Recken diesen ihren Beruf vor Augen gehabt, indem sie der Welt dienten, und nun in der Hölle der Welt Lohn dahin haben. So ziehen nun auch die heutigen Rittersleute, keinem Weisen zur Freude, nach Preußen hin, angeblich um Marien willen, lassen aber schutzlos ihre Armen, und in Noth die Wittwen und Waisen zurück. Schützten sie die, so hätten sie so viel Ablaß, als für ihre Preußenzüge. Es taugt nicht, daß sie dahin fahren und schlechtes Gericht in ihrer Heimat wissen: tilgten sie was da Unrecht geschieht, so föchten sie um das Himmelreich; sagten sie in der Gerichtsstube die Wahrheit und würden darum in kurzer Zeit erschlagen, so würden sie Heilige und Märtyrer so gut wie auf der Kreuzfahrt. Wer unbewacht daheim die ihm Anvertrauten zurückläßt und über Meer zieht, der thut wie einer, der Sonntags fastet und Freitags nicht. Nun findet man aber manchen Sänger, der die Herrn äfft mit Lobliedern, und sie hebt über alle Fürsten und zu Helden über alle Riesen macht[243]). Dieß könnte gegen einen Suchenwirt gerichtet scheinen, der gerade diese Preußenfahrten so vielfach besingt, der noch andere Ansichten vom Ritterleben hat, der solche Ehrenreden in Menge gedichtet hat, wie sie hier verworfen werden: nur trifft ihn gerade die nähere Bezeichnung nicht, die Teichner hinzugefügt, daß nämlich diese Panegyristen solche Loblieder sängen, die ohne Unterschied auf jeden Einzelnen gleich gut passen. Sonst aber spottet er der Wappensänger, in deren Klasse der Suchenwirt gehört, auch an andern Orten[244]); so wie er den Ritterdienst auch von anderen

243) Cod. Pal. 384. fol. 70.

244) Schottky a. a. O. S. 36.

Waz man von dem wappen sait, daz ist nicht als diu warhait;
da ist vil gelognes an. Da man diu warhait ret der van,
waz ain pider ritter tuet, daz wär wol zu hören guet.
Aber daz man ez überleuget, daz ein ritter hab erzeuget,
daz allen reichen wär zu groz — daz ist gespotez hausgenoz.
Ich waiz nicht dar zu sprechen, daz ein ritter mag zuprechen
meniger sper pey seinen tagen, denn der swartzwalt mag getragen
zwey und est; der ist so prait, zwainezich mail, als man sait;
domit gicht er: menig sper hab der helt hin und her
geprochen, und zu hauffen pracht. Hurta her, wie er vacht,
als der wint in dem ror, yezunt hinten iezunt vor;

Seiten verlacht. Ein Ritter, erzählt er, zog auf seinen Fahrten im harten Dienst einer Frau umher; als er heimkam, fand er sie mit einem Mönche buhlerische Gemeinschaft treiben; und da er ihr Vorwürfe macht, so spottet sie seinen Ritterdienst aus, und meint, Minnesang und Ritterschaft wiege nun weit unter dem Pfennig[245]). Anderswo singt er von dem Thema, es sei eine gar harte Zeit, wo Herzelieb bei Liebe liege und des Morgens — nichts zu essen habe. Im minniglichen Gespräche meint die Traute, ihr rother Mund müsse dem Geliebten jede Stunde versüßen können; er aber denkt doch unter diesen Süßigkeiten an seine gesetzten Nothpfänder. Sie will ihm diese Gedanken ausreden: ihr rother Mund habe der Freuden viel über alles Gut, wer es zu schätzen wisse; das will er auch nicht verreden, aber alle Freude wäre doch, meint er, nichtig, wenn nicht die Magenfreude dabei wäre[246]). Selten sind die allegorischen Stücke bei ihm, in denen noch ernsthafter von der Minne die Rede ist, wie bei vielen seiner Zeitgenossen; und dann ist Alles voll Klage über die neue Art zu lieben, über die neuen Trachten und unerhörten Moden und über der Frauen Hoffart, so daß der Dichter dann Veranlassung findet, sich gegen die guten Frauen (die er nicht meine) zu entschuldigen, wie der Büheler, indem er die sieben weisen Meister behandelte.

Von Hof- und Rittersitte erbaut ist also der Teichner nicht, allein, daß er irgend in den untern Ständen dafür einen Ersatz suchte, daran ist eben so wenig ein Gedanke. Ist er von dem Adel abgewandt, so ist er doch nicht dem Volke zugewandt; sein Spruchgedicht hat daher etwas Gelehrtes, nichts Populares an sich. Er ist zwar weit entfernt von jener fatalen Schulweisheit,

---

also treib erz auf und ab; er schutet lâut in das grab,
hauffen weiz, recht als diu piren von dem paum her nieder rieren,
wann er überzeitig ist. Er hat gevochten manig vrist,
daz ez in den pergen hal, als ein donner slueg zu tal. —
Wie mag daz diu warhait wesen? Diu warheit wär gut zu lesen!
Dem solt ein ritter gern geben, der sein ritterleichez leben
mit der warhait prächt zu schein. —

245) Cod Pal, 384. fol. 44.

246) Ebend. f. 52.

die z. B. in dem niederdeutschen Laiendoctrinal herrscht[247]), die ganz nur aus Belesenheit fließt, nur auf fremder Autorität ruht und jede Tugend nicht aus dem sittlichen Gefühl, jedes Recht nicht aus den natürlichen Verhältnissen, sondern beides nur aus der Schrift, aus der Empfehlung dieses oder jenes Heiligen und Kirchenvaters erläutert und wieder empfiehlt; allein wie weit steht er doch auch von einem Freidank ab, den er kennt und achtet[248]), wie weit von dessen Schärfe und innerem Halte, so ähnlich sich die Gesinnungen, so ähnlich der vielfache Gebrauch des Sprüchworts ist, das nicht selten, wie etwa später bei Murner, das Thema seiner Gedichte macht. Wie ganz anders spricht die kräftige Grundsätzlichkeit eines Walther oder Freidank zu dem Leser, wie ganz anders die natürliche Indignation des Brant, als der häufig flache Witz oder eine ironische, manchmal möchte man sagen sophistische Wendung des Teichner. Wer ein böses Weib hat, lehrt er, der schlage sie nicht, sondern er lobe die Guten vor ihr, so wird sie vor Zorn Gicht bekommen und sterben, denn sie wollen lieber ihren Vater erschlagen wissen, als andere Weiber gelobt. Nichts schlimmeres als ein böses Weib; wer sie mit einem Wolfe an einen Galgen hinge, der hätte nie ein besser mit unreinen Bälgen gerüstetes Querholz gesehen. — Ob ein Spieler oder ein Dieb schlimmer sei, läßt er sich fragen. Der Spieler; denn er stehle Weib und Kindern, was er verthue, dieser aber fremden Leuten, was er Weib und Kindern zuträgt. — Wer übler sei, ein Räuber oder ein betrügerischer Wirth? Dieser; denn gegen jenen darf man sich doch wehren. — Er kennt Leute, die sich vor den Gänsen bis auf den Boden neigen sollten; das sind die Schreiber, denn sie verdanken Alles ihnen. Ihre Gewalt und Untugend ist nicht neu; Christus ward durch sie zum Tode gebracht. Und doch, da ja ohne dieses die Welt verloren wäre, so mögen denn die Schreiber alter und neuer Zeit in gebührender Achtung stehen. — Manchmal berühren die Fra-

247) Ed. Scheller 1825. Ueber die Quellen Jac. Grimm in den Gött. Anz. 1825. Aug.

248) Cod. Pal. 384. fol. 42.
Stech ein ayd als ein dorn, es würd nicht so vil geſworn,
hat der Freydank geſprochen, und hat nichtz dran geprochen ꝛc.
Vgl. fol. 94b.

gen, die er sich stellt, strengere philosophische Probleme; so in einigen gedruckten Stücken bei Docen[249]): über die Natur der Menschen und Thiere, wo der Vorzug des Menschen vortrefflich in seine Strebsamkeit (Schätzung von Ehre und Gut), in sein sittliches Gefühl (Scham), in seine Vernunft (er erkennt was böse und gut ist), und seine Bildsamkeit (er ist ein unbeschriebenes Blatt) gelegt wird; dann über Gewohnheit und Natur, wo einige aufgeklärte Sätze über freien Willen und den Zwang der Gestirne stehen; und über die Scham, die er auf die Frage nennt, ob er etwas wisse, das der Jugend zur Ehre, dem Alter zur Schande gereiche[250]). Aus solchen Stücken erklärt man sich am leichtesten seine Verschmelzung der Begriffe eines gelehrten und eines dichterischen Meisters, seine entschiedene Zuneigung zum Spruchgedicht[251]), im Gegensatze zu der für den Gesang zugerichteten Poesie, die er an ihrer Stelle ehrt, aber nicht im Lehrpoem. Manches Düstere spielt in seine Lehren herein: Er mag nicht, daß ein Greis in seinen letzten Jahren fröhlich sei, das heißt er, sich gegen die Hölle freuen. Er meint, als Kind zu sterben, sei das beßte, da ja jeder nach seiner Herberge eile. Er kennt die Welt: nach langem Nachdenken hat ers heraus, was sie ist; nichts als: Aeffst du mich, so äff' ich dich. Und trotz seinem richtigen Blicke in diese Welt trifft er nicht den Ton, der sie bekehren könnte und man möchte auch von ihm sagen, was er sehr schön vom Zuschauer beim Schachspiele sagt: er scheint

249) Misc. 2, 228.

250) Ἐπαινουμεν των μεν νεωντ ους αἰδημονας· πρεσβυτερον δ' οὐδεις ἀν ἐπαινεσειεν, ὁτι αἰσχυντηλος· οὐδεν γαρ οἰομεθα δειν αὐτον πραττειν, ἐφ' οἰς ἐστιν αἰσχυνη. Aristot.

251) In Schottkys Auszügen S. 30.
Was ich ye gesingen hort, dez beleib ich nutzez lâr,
wie gar suezz die weis halt wâr. Ich hör manigen maister nennen,
den man nie gesingen hort; Aristoteles sein wort
nie besang, noch sein genoz. Wolt man niem zu maister horten,
denn der wort besleust in weiz, waz wer denn der maister preis,
als ich e gesprochen han? Auch diu nater wird gepant,
und der teuffel, wist ir wol, nur mit worten, singens hol;
spiez und swert wirt auch betwungen, nur mit worten, ungesungen,
daz sew muezzen ir sneyden lan. Seint das wort denn twingen chan,
daz chein weiz nicht chan betwingen, so ist besser wort an singen,
dann diu weizz unworthaft.

es besser als der Spieler zu verstehen und sollte er selbst spielen, so würde er es noch schlechter machen.

Sehr interessant ist der Gegensatz, den zu dem Teichner sein Freund und Landsmann, der Suchenwirt[252]) (lebte bis um das Ende des 14. Jahrhunderts), bildet; er lehrt den östreichischen Zuständen von einer andern Seite beikommen, so wie denn überhaupt eine genauere Bekanntschaft mit den sämmtlichen östreichischen Poeten dieser Jahrhunderte von dem Stricker an eine höchst willkommene Helle über die innere Lage dieser Gegenden verbreiten würde; leider mangelte mir manches Wesentliche, z. B. das Sittengemälde des Siegfried Helbling (um 1300), das er Lucidarius genannt hat[253]). Der Suchenwirt ist seiner Beschäftigung nach an den Hof und die Ritterwelt geknüpft; und zwar eben so wenig über ihre Mängel blind wie der Teichner, ist sein Eifer doch ein reformatorischer, und kein verzweifelter. Er war ein fahrender Sänger, und als solcher hielt er sich nicht immer in Wien auf, sondern er ritt in den Landen umher und besuchte die Höfe der Fürsten. Die Burgen der Edlen, welchen er seine Reden und Gedichte vortrug, das Wesen dieser fahrenden Leute, zu welchen auch Spielleute, Mimen, Wahrsager, Looswerfer gerechnet wurden, schildert Suchenwirt selbst an mehreren Orten! „Ich ritt, sagt er, in fremde Lande, daß ich den edlen Fürsten bekannt würde nnd meine nothdürftige Nahrung verdiente. Diesem Stande (heißt es anderswo), der um Gott und Ehre Lohn annimmt, um des Lebensunterhalts willen die Kunst pfleget, und die Biedern und Guten auszeichnet, die Bösen aber ganz unterwegs läßt, diesem Stande aber geziemt es, großen Herren aufzuwarten, und das Lob der Edlen zu sagen. — Suchenwirt gehörte gewiß zu jener besondern Klasse von Dichtern, die zugleich Knappen, Herolde oder deren Gehülfen waren, und deren besondere Angelegenheit es war, die Unterschiede, Visirung und Blasonnirung der Wappen auszulegen, auch wohl gereimte Wappenbeschreibungen zu verfassen. Er nennt diese Leute Knappen von den Wappen, die von den Wappen Dichtens pflegen[254]).

252) Seine Werke, herausg. von Primisser 1827.
253) Grundriß S. 421.
254) VII, II. p. 20.

Als solchem lag ihm ob, beim Einschreiben der Turniere zugegen zu sein, das Turnier, so wie die Turnierrechte und Gesetze auszurufen, und dergleichen höhere oder niedere Dienste, je nach der Stufe, die er etwa einnahm, zu versehen. — Daher senden die Frauen Ehre und Minne, da sie ein Turnier wollen ausrufen lassen, zu Suchenwirt[255]): den findet man in Oestreich bei den Fürsten tugendhaft, ihm sind die Unterschiede der Wappen mit Namen wohl bekannt[256])." Dieser Geschmack am Wappenwesen fängt, obgleich er niemals ganz ausgestorben war, doch wieder an lebhafter auch in der wirklichen Welt zu werden, seitdem man in den spätern Ritterromanen des 13. und 14. Jahrhunderts die Wappen in der Poesie häufiger nennen hört. Schon in einem historischen Gedicht auf die Schlacht am Hasenbühel[257]) findet sich diese Rücksicht auf die Wappen; hinfort wird in allegorischen Gedichten an den unpassendsten Stellen die Wappenbeschreibung ein so beliebtes poetisches Zierrat, wie sonst die Stein- und Pflanzenbeschreibungen; fast in allen Ehrenreden des Suchenwirt erscheint sie am Schlusse[258]); und „ähnliche Verbindung des Dichters und Herolds in einer Person waren auch späterhin nicht selten; so erscheint der Zeitgenosse Pütrichs von Reicherzhausen, Johann von Holland, der als Herold die Turniere in Reimen schilderte; und noch in dem vorigen Jahrhunderte soll der Hofpoet in Dresden ein Heroldskleid getragen haben[259])." Seit dem 15. Jahrhund. wird auch dieser Stoff mehr zur Prosa herabgezogen, ging in Turnier- und Wappenbücher über und ward zur heraldischen Wissenschaft; so lange er aber in der Poesie heimisch war, steht auch Er in engster Verbindung mit der Malerei und der bildenden Kunst, der sich jetzt die Dichtung von allen Seiten her zu nähern sucht, so wie man umgekehrt

255) XXX, 169—180. p. 93.

256) Primisser in der Einleitung p. XII. sqq.

257) In Rauchs scripptt. rer. austr. II.

258) Daher rühmt denn auch Hugo von Montfort Cod. Pal. N. 329. f. 3. von ihm, daß zu Wappenschildereien der Suchenwirt gehöre,
der dick mit red als nahe schirt, man mocht es griffen mit der hand,
er ist in manigem land erkand, das sag ich uch mit ainem wort,
er ist der best den ich ie gehort von gott und von den wappen.

259) Primisser p. XIV.

den Verband mit der Musik aufgab. Dieser sein Stand nun gab dem Suchenwirt Gelegenheit, „mit dem Adel und durch ihn mit den größeren Ereignissen der Zeit in vertrauter Bekanntschaft stehen zu können.“ Er verhehlt sich die Verdorbenheit und Gesunkenheit der ritterlichen Welt nicht, sagte ich schon oben: sein Brief über der Welt Lauf[260]) zeigt dieß deutlich genug und macht unter allen Stücken des Dichters seinem Talente und seinem Herzen mit die meiste Ehre. An Ehren ab, an Schanden auf, sagt er, ist nun das Werben der Welt. Die Ehre muß verderben, Zucht und Scham sind krank, Untreu hat großen Anhang, der Wahrheit ist die Zunge, der Freigebigkeit sind die Arme lahm, der Treue ist der Fuß, der Rede das Herz verletzt, die Gerechtigkeit ist die Stiege herabgefallen. An den Höfen muß die mannhafte Ritterschaft an der Pforte stehen, Schmeichler und Federleser, Ohrenbläser und Hofschranzen werden aufgenommen und belohnt. Der Freund führt gegen den Freund hohe Worte, bis die Stunde der Prüfung kommt. Ritter geben sich nun mit Simonie und Wucher ab und greifen den Juden in ihr Recht: das adelt nicht des Schwertes Segen. Der Ritter soll auf Feld und auf Reisen Wittwen und Waisen schirmen, seinem Herrn dienen, Gott lieben und guten Frauen wohlsprechen. So klagt er auch an anderen Stellen über die Raubsucht der Ritter auf der Einen und über das Verliegen und weichliche Hinleben bei Tanz und Spiel, über die Stubenhocker und geschnürten Zierpuppen, bei denen gleichwohl das höfische Benehmen und die feine Eleganz der alten Ritter verloren ging, auf der andern Seite; und wem dann das ruhige Leben in Ehren mehr am Herzen liege, dem empfiehlt er friedliches Bauen seines Guts, und wer in Ehren nach Erwerb jagt, den weist er auf das Beispiel jener Helden hin, deren Lob er in den Ehrenreden besingt, die den charakteristischsten Theil seiner Werke ausmachen. Er erzählt darin die Thaten verschiedener östreichischer und anderer Edlen in einheimischen und auswärtigen Kriegen; er führt uns in alle bekannte Länder der Erde und erinnert uns an alle bedeutenderen geschichtlichen Ereignisse, die sich im 14. Jahrhundert zutrugen, und giebt manche interessante historische Notiz, denn seine Erzäh-

260) N. XXI. p. 68.

lung darf mit Vorsicht für die wirkliche Geschichte gebraucht werden. In sehr gleichmäßiger Form setzt er diese Denkmale seinen sehr verschiedenen Helden. Der Eingang ist jedesmal „geblümt" mit gehobenern Stellen allgemeinen Inhalts, mit Anrufung des heiligen Geistes, ohne dessen Hülfe der Dichter sich nichts zutraut[261]), dessen Klagen über seine Unkunst, wie Primisser mit Recht sagt, nicht blos der Ausdruck der Bescheidenheit sind; alsdann folgt die trockene Erzählung der Thaten seines Helden, und die Klage um ihn, sein Lob und die Beschreibung seines Wappens schließt. Auch diese Gedichte wurden, meint der Herausgeber, bei guter Gelegenheit gesprochen und nicht gesungen, obgleich doch bald darauf Michel Beheim viel größere historische Reimereien wieder mit Noten begleitet, damit man wenigstens die Wahl habe zwischen Singen und Lesen. Ueberall sucht der Dichter in diesen Heldenliedern die Farbe des alten Rittergedichtes festzuhalten, und er denkt auch bei seinen Helden an die der Tafelrunde und bei seinem Preise an den des Wolfram[262]). Denn mit dem 14. Jahrhundert, wo ein neuer Rittergeist in der romanischen Welt emporkam, kam auch wenigstens eine Spur davon in die Gegenden von Deutschland, wo sich Reichthum und Regsamkeit damals zeigte. Von der Abentheuerlichkeit, die damals in das wirkliche Leben der französischen, englischen und besonders spanischen Ritterwelt aus den Romanen überging und von der ganzen Lächerlichkeit, die dieß im Gegensatz zu den ro-

---

261) Z. B. S. 40.

Ach got, hiet ich der chünsten grunt einn tail durchsucht, so wer mir chunt,
wie vor di maister han gelesen dy veynen wart auz trueben vesen,
in irs hertzen flammen tegel; sy schiften mit des sinnes segel
mit vleyzz auf hoher chünsten see: so chreuch ich armer unde gee
auf spörem land ellende, mein sin ist unbehende
tzu tichten maisterleicher chunst. Heyliger geist, du geist vernunst,
waz menschensin begreyffen mag: so hilf auch mir u. s. w.

262) S. 31.

Was man in alten puchen sait von Parcival, von Gamuret,
von Wygaloys, von Lantzulet, von manigen helden gute tat,
her Wolfram da nicht schulden hat, vil hundert iar ist iz gewesen
vor im, er hat iz horn lesen; was ich von dem pidiwen sag
den ich mit gantzen trewen chlag, und gutes möcht von im geiechen,
das hat man offt und dik gesehen mit sichtikleichen augen an.

hern Sitten der Zeit macht, und die bei der neuen Gestaltung der spätern Prosa-Romane bis zum Don Quixote wieder neuen Stoff aus der Wirklichkeit für die Poesie bot, ist unter uns weniges, aber doch einiges zu finden. Der Geist des Reisens, des Wanderns kam über ganz Europa; man kehrte im Leben dahin zurück, wo vor Entstehung der Kreuzzüge die Welt gestanden haben mußte: einzelne Abentheuerer durchfuhren alle Nähen und Fernen; Reisende besuchten die alten Welttheile, die größten Bewegungen im Oriente und die augenscheinlichsten Gefahren konnten selbst eine Menge von Fürsten im 14. und 15. Jahrhundert nicht von der Wallfahrt nach dem heiligen Grabe zurückhalten, für die die Weltverachtung und Frömmigkeit neue Begeistrung weckte; und die Rittersleute gingen einzeln auf Kriegsdienste und in größerer Anzahl auf Kriegsunternehmungen aus. So haben wir hier das Gedicht von Albrechts III. Ritterschaft in Preußen (1377). Der Dichter war Augenzeuge; ein elender Zug, ohne Begebenheiten und ohne Gefahren, soll den Stoff zu einem panegyrischen Liede hergeben; Empfang, Bewirthung, Rüstung der Ausziehenden, alles trägt den Ton eines höfischen Romans; es ist der schönste Fortgang von der poetischen Erzählung von dem Kreuzzuge Ludwigs von Thüringen, den ich oben erwähnte, zu diesem Gedichte: eine noch unbedeutendere Kreuzfahrt, der man fast eine noch größere Bedeutung geben möchte. Der Burggraf Albrecht von Nürnberg, den die siebente Ehrenrede feiert, ist am heiligen Grabe und in Babylon gewesen, hatte in Schottland und Preußen gekämpft und diente unter Ludwig von Ungarn. Burkhard Ellerbach hatte eine Fahrt nach Cypern und von da mit König Hugo IV. einen Kriegszug gegen die Saracenen in Alexandrien gemacht; und Friedrich von Ehrenpeck kämpfte in Preußen und Italien, war in Spanien und in Babylon, in Rußland und Schweden. Andere seiner Gepriesenen aber verrichteten ihre Thaten in den einheimischen oder in den großen Nationalkriegen, die damals fast in allen europäischen Staaten waren; wir begleiten sie bald nach Frankreich, bald nach Schottland, nach Ungarn oder in die Schweiz und Italien.

Das 14. Jahrhundert war in dieser Hinsicht für ganz Europa eine Epoche. Die Kreuzzüge hatten aufgehört; der Kriegseifer gegen die Heiden hatte sich gelegt und ward zur Intoleranz.

Bisher hatte ein gemeinsames Interesse Fürsten, Adel und Geistlichkeit vielfach verbunden; man hatte sich einem gemeinschaftlichen Feinde gegenübergesehen; man hatte in Brüderschaft mit allen christlichen Nationen in Einer Reihe gefochten. Nun hörte dieß auf; die Nationen sahen sich auf sich selbst zurückgewiesen; ein Gefühl von Nationalität tauchte plötzlich auf, und zwar selbst zwischen verschwisterten Nationen mit all der Schärfe, mit der man sich einem neuen Interesse gewöhnlich überläßt. Die Sprachidiome fingen sich an, bestimmter zu scheiden, der Engländer verstand den Franzosen, der Franzose den Italiener weniger; der Norddeutsche schien es versuchen zu wollen, seinen Dialect in der Schrift gegen den siegreichen Hochdeutschen geltend zu machen. Die Begeisterung für allgemeine innere Zwecke hörte in den Nationen auf: diese litten gemeinsame Verbrüderung; Bestreben nach äußerem Erwerb, nach Vergrößerung und Autarkie regte sich in den Ländern und hier stießen sich die volksthümlichen Interessen. Das christliche Band löste sich auf; hinfort wollte sich jedes Volk nach seiner eigenthümlichen Natur politisch entwickeln, und traf mit dem ungleichen Nachbar feindlich zusammen. Durch ganz Europa gehen daher damals jene meistens so wüthenden Brüderkriege verwandter Völker, jene Kämpfe zwischen Dänemark und Schweden, zwischen Schottland und England, zwischen England und Frankreich, Frankreich und Aragonien, Aragonien und Castilien, jene vielfach verschlungenen Kämpfe in Italien, wo sich sogar die Guelfen von Rom trennen, jene verwirrten Collisionen in Oestreich und Böhmen, Polen und Ungarn. Man wandte die Waffen, die man sonst gegen die Feinde der christlichen Menschheit kehrte, gegen sich selbst; und das ist, sagt der Teichner, der Grund der Bosheit und eigenen Verderbniß der Welt, daß das Gift, das ehemals den Drachen und Schlangen inne wohnte, da noch die Helden diese bekämpften, nun in die Menschen selbst überging und sie untereinander zerfleischen machte. In Deutschland haben wir zwischen Ober- und Niederländern seitdem jene allegorischen Neckereien, mit denen oberdeutsche Priester sich gerne mit den erkorenen Kindern des Himmels, des Oberlandes, und die Niederländer mit den Höllenbewohnern stichelnd vergleichen. Sonst schied sich bei uns der östliche Theil, der seither einer eigenen Entwickelung folgte, ruhiger ab, wenn man die

Kämpfe Friedrichs und der Böhmen mit Ludwig dem Baier nicht rechnen will, und ein härteres Zusammentreffen hatte nur zwischen den Extremen, den herrschsüchtigen östreichischen Herzogen und den freiheitsliebenden Schweizern Statt. — Wie hier die Selbstsucht, der Trieb nach äußerem Erwerb und nach individueller Ausbildung so weit ging, daß forthin bei der steigenden Gefahr, die der Christenheit von den Türken drohte, im grellsten Gegensatze gegen jene begeisterten Kreuzzeiten, kein Arm sich mehr für den Nachbar, ja ohne die äußerste Noth nicht einmal zum eigenen Schutze erhob, so daß nun alle Ermahnungen der Concilien, alle Drohungen der Päbste, alle Hülferufe der Bedrohten, alle Bitten der Fürsten, jeder Weheschrei des gesunkenen griechischen Reichs vergebens verhallte, so trennten sich auch innerhalb der Staaten alle Bande der Gesellschaft. Der Adel kannte keine gemeinsamen Unternehmungen mehr; die früheren hatten ihn verarmt; mit Neid sah er die Reichsstädte, den Bürger und den Bauer im regelmäßigen Gewerbe reich werden, sah den Handel anfangen die Welt zu beherrschen, und die Freude, den Glanz, die Bildung bei dem Patricischen Bürger einkehren, die er noch kurz zuvor wie privilegirt allein besaß; und wie diese Städte um sich griffen, so bedrohten ihn auf der andern Seite habsüchtige Fürsten, die dem allgemeinen Drang zum Eigennutze so gut verfielen, wie alle Corporationen und Stände. Wo ihm neue glänzende Kriege gegeben waren, wie in Frankreich und England, da war doch für Ehrsüchtige noch ein ehrbarer Ausweg, wo aber der arme Adel sich wie in Deutschland nur den reichen Reichsstädten gegenüber sah, da fing er an in geschlossenen Raubverbrüderungen mit der Faust und vom Stegreif auf den schnellen Erwerb dessen zu denken, was der Werkmann und Kaufmann mit bedächtigem Fleiße sich erarbeitet hatte und er sprang von der gleichgültigen Sorglosigkeit zu Thomasins Zeit zum Räuberhandwerk über, in dem er zu Trimbergs Zeit schon Meister war. So haben wir nun namentlich in Deutschland, wo kein Kaiser störte, keine große Nationalbegebenheit abzog, die verderblichen Kriege der Fürsten und Edlen mit den Reichsstädten. — Gegen die reichen Handelshäupter und patricischen Innungen lehnten sich schon im 13. Jahrhundert die niedern Handwerke auf; noch aber war ihre Macht und ihr Zunftverband zu gering gewesen, aber jetzt im

14. Jahrhundert griff man überall das früher verfehlte Unternehmen dießmal mit besserem Erfolge wieder auf; und wie lange dauerte es, so trat auch noch eine tiefer stehende Klasse hervor mit Ansprüchen, von denen sie früher nichts einmal geahnet hatten. — Die Geistlichen hatten durch ihr Sittenverderbniß allen Boden für einen rechtmäßigen Einfluß in der Gesellschaft verloren; sie fühlten das wohl und drangen lebhaft auf Reformen. Allein auch hier trennte sich sogleich alles in Corporationen mit den härtesten Formen aufs individuellste geschieden, ab, und die Franziscaner verfolgten sich untereinander und zusammenstehend wieder die Dominicaner; die Bettelmönche haßten die Predigermönche; Alle wütheten gegen die Ketzer, die mit ihnen den gleichen Ursprung hatten und den gleichen Zweck der Kirchenreform und der Rückführung patriarchalischer Einfalt; und die ganze Christenheit wandte sich gegen diese Secten, die es wohl mit ihr meinten, mit gleicher Vertilgungssucht wie gegen die Juden, die im 14. und 15. Jahrhundert die härtesten Verfolgungen zu erdulden hatten. Bald dürfen wir noch eine Stufe tiefer steigen und bemerken, wie sich Stand gegen Stand, Zunft gegen Zunft, Gewerbe gegen Gewerbe seiner Selbstständigkeit bewußt wird und wie die Eigenliebe auch da das Verwandteste und Nächste, wenn nicht mit Waffen, doch mit Nebenbuhlerei in Prunk und Festlichkeit, mit Scherz und Satyre verfolgte.

Dieses Zerstäuben der friedlichen generellen Bildung in eine stürmische, gährende und wild durcheinandergreifende Bildung kleiner und kleinster Corporationen, dieser Uebergang der politischen Geltung von der geistlichen und weltlichen Aristokratie zu dem Volke, zeigte sich nirgends vollendeter als in Deutschland. Und wie in Staat und Kirche und Volksbildung, so auch in der Poesie, so dürftig sie war. Wir hatten passiver wie irgend eine andere Nation in der Zeit der universellen Richtung das Gemeingut der britischen und fränkischen Poesien getheilt, desto entschiedener verschmähten wir aber auch jetzt von der Ausartung dieser Poesien viel zu leiden und wir zogen uns lieber auf unsere arme Didactik zurück und suchten mit ihr nothdürftig eine Erinnerung an bessere Zeiten zu halten, um uns in diese desto lebhafter zur günstigen Zeit der Umgestaltung zurücksetzen zu können. Wir sparten die Kräfte; wir wollten sie nicht an die übertriebene Verfeinerung

einer Gattung von Dichtungen vergeuden, die einer solchen Verfeinerung nicht werth war; wir ließen vielmehr diese Dichtungen in solcher Weise verfallen, hielten nur solche Gegenstände fest, schränkten sie in eine solche Form ein, daß sie leichter auch in den untern Klassen Eingang finden konnten, die jetzt eben ihre äußern Bedürfnisse veredlend auch ein inneres zu empfinden begannen. Mehr und mehr, sahen wir, setzte der sublime Ritterroman derbere, satyrische, komische Züge zu; mehr und mehr schrumpfte die Volkssage wieder zu Liedern zusammen, oder beides ging in Prosen, und hier ebenfalls vom größeren zum kleineren Umfang über. Die Reste der alten Literatur also accomodirten sich (wir werden das weiterhin alles noch deutlicher sehen) den Bedürfnissen und dem Geschmacke des Volks: sie gewöhnten das Volk zur Theilnahme an der Literatur. Das Charakteristische, sahen wir schon, ist auch hier das Einschränken des Größeren in Kleineres, das Spalten des Ganzen in Theile. Die Romane waren im 14. Jahrhundert wie vergessen und erst gegen den Anfang des 15. Jahrhunderts nennt man sie, jedoch fast nur die Wolframschen wieder; man hatte nur Geduld für die kurzen Stücke der Gnomiker; man behielt vielleicht nicht einmal den Renner so lieb wie den Freidank, obgleich er den Sitten und dem Geschmacke näher stand und man suchte die Catonischen Lehren, die Räthe des Aristoteles[263]) wieder hervor und behielt fortdauernd ähnliche Stücke kurzer Spruchweisheit[264]) lieb. Mit Leidenschaft griff man die kurzen historischen Anecdoten aus der alten Welt und die Novellen auf, die Quintessenz der romantischen Poesien, und die Fabel, das verkörperte Sprüchwort voll gedrungener Weisheit. Das Volk hatte ja die Hände nicht müßig; es konnte der Literatur nicht so in schöner Muse obliegen, wie der Adel: was es lesen sollte, mußte Reiz haben, kurz zusammengefaßt, lehrvoll für den Verstand, erbauend für Herz und Gemüth, faßlich für den practischen Sinn, lebenvoll für die Einbildungskraft sein; und was es singen sollte, konnte kein Epos

263) Diese sind von Suchenwirt behandelt in Nr. 38 und mit der Zeit mehrfach verändert und verlängert worden.

264) Wie z. B. den Tugendspiegel in den Altd. Blättern von Haupt und Hoffmann. I. S. 88.

mehr von tausend Strophen sein, sondern ein kurzes Lied aus der Gegenwart voll lebender Erinnerung. Wie man also bei uns mit dem ganzen Nachdruck der bewegten Volksmacht im Religiösen die universale katholische Kirche umwarf, um dem besondern Bedürfnisse nachzukommen, wie man das Universalreich Karls V. umstieß, um sich lieber ohne politische äußere Macht innerlich individuell gestalten zu können, so erschütterte man auch den einförmigen romantischen Geschmack, der bis dahin allein herrschte. Tausend verschiedene Stände mit eben so viel verschiedenen Richtungen und Ansichten bewegten seitdem ihre verschiedenen Kräfte: ungeübt in eigner Production, ohne anregende äußere Ereignisse suchten sie vorerst aufzunehmen, und seit der Mitte des 14. Jahrhunderts verflossen nicht viel mehr als hundert Jahre, so hatte man sich, unterstützt durch die Buchdruckerkunst, bereits der indischen und hebräischen, der lateinischen und römischen, der italienischen und französischen Literatur bemächtigt. Unter diesen Anstrengungen lernte sich die eigene Kraft auch selbstständig versuchen. Es bedurfte nur einer großen Begebenheit in der politischen Welt, so fing man jetzt unter der neuen volksmäßigen Entwickelung an, was zur Zeit der alten volksmäßigen Entwickelung ebenso geschehen und nachher von der ritterlichen Welt, welche die Wirklichkeit floh, versäumt worden war: man ergriff diese Begebenheit und übergab sie dem Liede und Gesang. Die großen Nationalkriege, die ich als den merkwürdigen Wendepunct bezeichnete, der die Nationen überhaupt zur Volksthümlichkeit brachte, brachten die Nationen auch wieder zu einer volksthümlichen Lyrik. Die schottischen und französischen, die Albigenser- und Schweizer-Kriege haben zum erneuten Nationalgesang begeistert. Leider geschah in Deutschland nichts Großes in diesen Zeiten: allein wo doch auch ein mäßig Großes geschah, da rief es auch bei uns den Volksgesang hervor. So haben wir unter Suchenwirts Helden solche, die, von den preußischen Zügen zu schweigen, in den Kriegen der Gegenkaiser, in den Fehden, die durch die Tyroler Erbschaftssache und in den Händeln des Pseudowaldemar betheiligt sind, und die Sempacher Schlacht findet in der Rede von fünf Fürsten[265]) eine Erwähnung. Aber hier sieht man, wie

265) N. 20.

diese Nationalbegebenheiten den Hofsängern entrissen wurden. Diese Panegyriken wurden vergessen, aber die Volkslieder von der Sempacher Schlacht (1386), und vor andern das von Suter, sind der Nation theuer geblieben. Von diesen Zeiten an gab es kein Ereigniß von nur einiger Bedeutung mehr, das nicht seinen Sänger gefunden hätte und wir stehen in einer Zeit, wie wir uns jene frühern Jahrhunderte denken müssen, wo das deutsche Volk in allen Klassen sang: nur daß sich aus dem historischen Gesang dieser neuen Zeit nichts Episches bilden konnte, weil Geschichte und Aufklärung störte: und so sehen wir Beheims größere historische Gesänge in einem jämmerlichen Abstich selbst gegen das roheste Lied vielleicht eines Landsknechts über die nämlichen Gegenstände. — Den Krieg mit den Reichsstädten hat dagegen Suchenwirt in einem mehr volksthümlichen Gedichte besungen[266]), das uns die Stellung der Volksstände gegen einander lebhaft versinnlicht. Die Fürsten und Stände, sagt er, verwirren sich in Kriege, Raub und Brand verwüstet die Lande. Wenn keine Bauern mehr sind, dann wird der Spaß sein Ende haben, und wovon werden dann die leben, die sich jetzt Herr nennen, da doch die Fürsten nicht mit dem Pfluge gehen und die Bürger sich dessen schämen? Den Städten verhält man ihre Nahrung durch Weglagerung und Raub, nun fegen sie den Harnisch aus dem Roste. Den Reichen sind die Kasten gefüllt, und den Armen leer, dem Volke ist der Magen hohl und mit Ingrimm sehen sie Weib und Kinder vom Hunger bleich. Nun rotten sie sich in schreckliche Haufen zusammen und drängt einer dem anderen vor: Schlagt auf den Reichen die Thüren, wir wollen mit ihnen essen; denn besser ist, daß wir erschlagen werden, als Hungers sterben. Schreckliches Blutvergießen zwischen Ritter und Knecht, zwischen Arm und Reich ist die Folge. Wo Städte und Fürsten nicht Friede halten, die jedes Landes zwei Hauptheile sind, wie soll es da ausgehen? Wir sollten uns brüderlich in Sühne vertragen, nun aber machen wir Juden und Heiden froh, in dem wir gegen einander wüthen. Dieß allgemeine Bild erläutern alsdann seit diesen Zeiten durch mehr als ein Jahrhundert zahllose Volks-, Fehde- und Schlachtlieder aus diesen Reichs-

266) N. 37.

städtekriegen im Einzelnen und dieß begönne etwa mit dem rohen Liede Keppensens von Erstelgung der Stadt Lüneburg (1371)[267]. Innerhalb der Städte, erwähnte ich oben weiter, treten die revolutionären Zwiste der Zünfte und der Patricier hervor, und wie auch in Auffassung dieser Zustände das Kunstmäßige ins Volksmäßige überging, und das Umfassendere ins Kürzere, das deute ich an dem einen Beispiele an, wie in Cölln ähnliche Bewegungen im 13. Jahrh. in einem großen erzählenden Reimgedichte, das ich bereits erwähnte, behandelt wurden, die jetzt nur für die Beschreibung der Weberschlacht (1370)[268] dem Hauptereignisse nach einen Sänger fanden. Was die Bewegungen in der Kirche und die Trennungen in Secten angeht, so wissen wir, daß wir die neue Verbreitung vulgärer Kirchenlieder den Mystikern[269], die wir an der Spitze der Bewegungen gegen den todten Cultus und die lateinische Predigt sehen, und den einzelnen fanatischen Secten, wie den Geißlern[270] zu danken haben, während die politischen Vertilgungsmahnungen gegen diese Ketzer wie gegen die Juden ein Vorrecht der Schul- und Hofsänger blieben. Große poetische Ereignisse hatte Deutschland damals nicht: sein historischer Volksgesang konnte daher nicht bedeutend werden; aber desto merkwürdiger, werden wir nachher sehen, ist sein volksthümlicher Kirchengesang geworden. Denn nach innen entfaltet sich jetzt ein mächtiger Bildungstrieb: und wie die bürgerlichen Stände sich nun der Dichtung, wie des ganzen Lebens bemächtigen, wie sich die ganz einzige Erscheinung des Zunftgesanges, und dieser wieder in dem merkwürdigen Gegensatze des ansässigen, geregelten Meistergesanges und des schrankenloseren Lieds der wandernden Gesellen ausbildete, wie jede einzelne Volksklasse der einzelnen Berücksichtigung im Lob- oder Spottgesang werth gehalten wird, so wie jeder Einzelne wieder sich berufen fühlt, alle Ereignisse, seiner Beurtheilung unterwerfend, in Lieder zu bringen, und jede Ueberlieferung nach seinem Geschmack zu gestalten, wie

267) Leibnitz scriptt. t. 3. p. 185.

268) In der Ausgabe der Cölner Chronik von Hagen.

269) Von Tauler z. B. in Rambachs Anthol. christl. Gesänge.

270) In den Chroniken von Königshoven und Gansbein sind deren mitgetheilt.

sich unter diesem allgemeinen rastlosen Getriebe der ganze Zustand der geselligen Verhältnisse wie der Literatur zum vollen Gegensatz gegen die frühern Zeiten umändert, und wie man sich endlich dieser verkehrten Welt halb bewußt wird und sie unter tausend Formen der Ironie, der Satyre, des Humors und des vollkommenen Unsinns darstellt, dieß Alles zu zeigen, wird nun der immer näherrückende und stets schwierigere Gegenstand unseres Geschäftes.

Das historische Lied und die lyrische Kritik des öffentlichen Lebens hatte, wie ich gelegentlich erwähnte, schon seit ganz frühen Zeiten seinen Bestand in Deutschland und hat unter irgend einer Gestalt wohl immer existirt. Die Volksthümlichkeit in beiden war zur Zeit der aristokratischen Kultur geringer, wo sich das Eine mehr zur umfassenderen Reimchronik, die andere in die Sirventes der Minnesänger zog. Wenn auch vereinzelte Erscheinungen, wie das Lied von Freiburgs Bunde mit Bern (1243)[271], das die Fabel auf das Gemeinwesen anwendet, wie es auch Boner in seinen Nutzanwendungen in anderer Art thut, beweisen, daß auch das volksmäßigere poetische Lied nicht ganz ausging, so erscheint es doch in den Zeiten der generellen Bildung, die ich eben bezeichnete, offenbar im Hintergrunde, und erst im 14. Jahrhundert tritt es in erhaltenen Documenten wieder hervor. Einen bestimmten Charakter annehmen, zu großer Verbreitung kommen, konnte es auch nicht wohl früher, nicht ehe die volksthümliche Bildung überhaupt die aristokratische anzufechten begann. Im 14. Jahrhundert aber traten die Schweizer in ihren glorreichen Kampf gegen Oestreich, der sich sehr bald zu einem Kampfe republikanischer und aristokratischer Prinzipien ausbildete; schon in die Bonerschen Fabeln gingen daher die Grundsätze eines republicanischen Mannes ein. Es kamen Rechte zur Sprache, in deren Vertheidigung sich der Bauer gegen den stolzen Herrn fühlen lernte; es wurden Kriege geführt und Bündnisse geschlossen, die den Begriff von Heerd und Vaterland ins Leben riefen; es kam Einfalt und schlichte Sitte mit Hoffart und Adelstolz zum Kampfe und lehrte den frommen Landmann auf Gott und die Heiligen seines Landes vertrauen; es wurden Siege erfochten, die

271) Wolffs Samml. histor. Lieder S. 448.

der Volksbewaffnung ihr uraltes Ansehen zurückgaben. Die historischen Lieder, die auf die Kämpfe und Schlachten im Kloster von Frauenbrunnen, bei Sempach und Näfels (1576—1388) gedichtet sind, erkämpfen dem deutschen Volksliede so gut seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit von der ritterlichen Poesie, wie die Schlachten selbst dem Volke, das sie gewann, seine Freiheit. Wer in das geheime Triebwerk der Dinge sehen könnte, wie einfach würde der die Gesetze der menschlichen Natur finden! Denn wie auffallend ist es doch, nach vielen hundert Jahren, seitdem in Deutschland die ritterliche Kriegskunst das Fußvolk verdrängt hatte und eine ritterliche Dichtung die volksthümliche, kehrt nun auf einmal der Gebrauch des Fußvolks erfolgreich wieder und sogleich nimmt man auch die verdrängte Manier der Poesie wieder auf. In dem Augenblick, wo Suchenwirt in Wien das alte Ritterwesen im Ton des ritterlichen Liedes noch einmal zu verherrlichen sucht, die Kreuzfahrten anpreist und den alten Frauen- und Hofdienst und das Andenken des bei Sempach gefallenen Leopold zu retten sucht, stimmt Suter sein Sempacher Lied[272]) in dem Tone des uralten deutschen Volksgesanges an, singt in einer Strophe, die vielleicht noch ursprünglichere Theile hat, als die gewöhnliche vierzeilige unseres alten einheimischen Epos, nimmt unabsichtlich die Wendungen und die Ausdrücke der Nibelungen, setzt seinen heroischen Bauern, seinem Winkelried und Hans Rot ihre Denkmale, spottet der Ritter und ihres Frauenverkehrs, wie auch Keppensen in dem erwähnten niederdeutschen Liede aus dem Lüneburgischen Erbfolgestreit (1571)[273]) thut, und er gebraucht mit Glück die kecken Späße und Ironien, die der altdeutschen Sage fast überall anhängen[274]). Zur äußerlichen Erklärung dieser Erscheinung liegt die Annahme nahe, daß gerade damals die deutschen Epen muthmaßlich ebenso noch einmal eine erneuerte Aufnahme gefunden haben müssen, wie in eben

272) Wolff, S. 454.

273) Ebend. S. 370.

274) Am Ende z. B.

Ku Brüni sprach zum Stiere: Ach solt ich dir nit klagen,
mich wolt uff diser Reviere ein herr gemulken haben.
He, ich hab im den Kübel umgeschlagen,
ich gab im eins zum Ore, daß in müßte vergraben.

dieſer Zeit bei Anderen die Ritterpoeſien, und es ſtimmte gut dazu, wenn gerade auch jetzt erſt die Wilkinaſage geſammelt wäre, wo auch in Mecklenburg z. B. Ernſt von Kirchberg (1378) in ſeiner Reimchronik gleichfalls einen uralten Ton anſtimmt. Eine tiefere Erklärung läßt ſich nur ahnen; man fühlt, welch ein geheimes Band zwiſchen den inneren Zuſtänden und ihrem Ausdrucke iſt, aber wer will ſeinen Schlingungen folgen? Man merkt, daß gleiche oder ähnliche Verhältniſſe der Urgeſchichte unſerer Nation und dieſen Zeiten des 14—16. Jahrhunderts eigen ſind, die bei großen Verſchiedenheiten hier und da durchſcheinen, und dieß kann die Geſchichte auch darſtellen, daß die Bildung des deutſchen Volks ſeit dem Hervortreten der untern Klaſſen nichts anderes iſt, als eine Regeneration und Wiederholung der älteren in der Sphäre des Adels vollendeten Geſchichte in dem weiteren Kreiſe des ganzen Volkes. Wie ich ſchon vorhin ſagte, ohne die Exiſtenz der Geſchichtſchreibung hätten ſich die Schweizerlieder ſo gut, wie die Lieder aus der Völkerwanderung zum Epos fortbilden können, und wer die verſchiedenen Sempacher, Glarner, Aargauer u. a. Lieder zu einander vergleicht, ſieht leicht, wie ſie Allgemeingut waren und fortbildend erweitert wurden. So aber hatten ſie ihre Hauptwirkung darin, daß ſie zuerſt wieder im Staatsleben menſchliche Empfindungen weckten, die gedrückten Bauern aufathmen machten, Mannkraft und Herz für Vaterland und eignen Beſitz erregten und den frommen Heroismus alter Zeiten in einem tüchtigen Geſchlecht wieder ins Leben riefen. Wie gut war es, daß man hier doch, wenn die öſtreichiſchen Spione ihre Schmachlieder auf die Eidgenoſſen ſangen, voll Verketzerung, giftigem Zorn und unverſöhnlichem Haſſe, die Simme der Gegner hörte, die auf Gottvertrauen und Recht fußten und ehrlich blieben, ſelbſt wo ſie im natürlichen Spotte muthwillig über die Niederlagen der dünkelhaften Gegner ſcherzten. Wenn man doch auch ſo in Deutſchland die huſſitiſchen Lieder und ihre geiſtlichen Schlachtgeſänge gehört hätte, und nicht faſt blos die Ergießungen erbitterter und geſchlagener Feinde und befangener Zeloten! Im inneren Deutſchland überhaupt wollte es mit dem hiſtoriſchen Volksgeſange darum nicht fort, weil Alles Große, was geſchah, an den Grenzen vorging, bis erſt im Laufe der Zeiten die innere Geſchichte der Nation durch die Reformation bedeutend ward und

dann auch weniger das historische, als das kritische und scoptische Lied emporbrachte. Wie die moralische Censur, die unsere Poesie übte, bisher immer groß und stets gesund und tüchtig war, so übte sie auch in der Reformationszeit ihr Amt stärker als je; mit der politischen wollte es weniger gehen. Wo auch einmal ein armer deutscher Poet etwas hinreimte, das richtete er nützlicher zu einem Geschenk für seinen gnädigen Herrn ein; und überhaupt verdiente doch auch wohl ein Albrecht von Brandenburg und ein Pfalzgraf Friedrich und sein Sieg bei Seckenheim (1462)[275]) weit eher ein Lied, als so manche kleine That der Reichstädter; und wenn der schwache Kaiser Friedrich auch keine Volkssänger fand, sondern nur etwa einen Beheim und die bretagnische Heirathsgeschichte Maximilians höchstens einen Hans Ortenstein[276]) zum Dichten reizte, so sang man doch dagegen dem jungen Lasla, der ein Volksliebling und die Hoffnung der Christenheit war, recht aufrichtig gemeinte Loblieder. Es wollte auch innerhalb Deutschland gar nichts von den Bewegungen der untern Stände glücken; die Schweizer, die hussitischen, die dithmarsischen Bauern machten innerhalb 150 Jahren den Kriegsruhm der deutschen Ritterschaft an allen Grenzen zu Schanden, allein die Bauernkriege in Deutschland nahmen gleich eine solche Wendung, daß jeder Vernünftige sich abwand, und so mißlangen auch die bürgerlichen Bewegungen in Wien; der Bürgermeister Holzer, der wohl ehedem auf die Vertreibung des schlechten Grafen Eilly Spottlieder ins Volk gebracht hatte, mußte sich von dem fürstlichen Poeten Michel Beheim an den Pranger stellen lassen. So herrschte denn eine ganz offenbare Scheu, sich über öffentliche Dinge aufrichtig hören zu lassen, und so laut sich, wie wir sogleich erfahren wollen, der Hofparasit Beheim mit seinen historischen Gedichten und Beurtheilungen der Zeitbegebenheiten machte, so rückhaltend ist dagegen Hans Rosenplut in einem allegorischen und absichtlich dunkel und räthselhaft gehaltenen Liede von dem ausgeflogenen Türken, zu dem sich Zeislein und Meisen gesellt hätten (dieß sind Anspielungen auf den hus-

275) Hormayers Taschenbuch 1834. S. 1 sqq.

276) Die Geschichte zwischen des römischen Königs und des Königs von Frankreich. o. O. 1491.

fitischen Priester Mies und auf Ziska) um den Adler zu rupfen. Dieser Rosenplut der Schnepperer[277]) ist aber auch ein wahrheitsliebenderer, volkssinnigerer, graderer und viel tüchtigerer Mann als der weinsbergische Weber; sein Urtheil über die Begebenheiten bei Tachaw und Täuß, bei denen er selbst gegenwärtig war (1431) und worüber er zwei Sprüche (von Böhmen und von der Hussenflucht) gemacht hat[278]), ist ganz vortrefflich und sehr anschaulich versetzt er darin in das deutsche Kriegswesen. Man kommt um Gotteswillen, und trachtet doch nur darnach, seinen Beutel zu spicken; man zankt um den Alleinbesitz einer Stadt, noch ehe man sie hat; man unterhandelt, man berath, „man spinnt ungehechteltes Werg," man vereinigt sich über das Bannertragen, man vermißt sich hoch und theuer, und setzt die heiligsten und ehrenrührigsten Schwüre dran, daß man mit tapferer Hand streiten wolle, und wie der Feind anrückt, läuft das ganze Heer ohne Schwertstreich davon, so daß, wie Hans sagt, eine gleiche Zahl von Bademägden ein Besseres geleistet hätten. Auf solche Thaten ließen sich freilich keine Lieder machen. Und was die deutschen Städtekriege angeht, so ist auch da alles Geschehende so kleinlich, daß es gleich jämmerlich und ängstlich herauskommt, wenn die Rothenburger einmal ein Oertchen einnehmen, oder die Nürnberger ihren Feinden eine Schlappe beibringen, und wenn sich über das Eine Ereigniß ein Bäckersknecht bescheiden vernehmen läßt, oder über das Andere unser Hans Rosenplut ein anspruchvolles Gedicht macht[279]). Es ist doch ganz was anderes wie Suter den Stier von Uri (mit jener beliebten meist aus den Wappen hergenommenen Thier-Allegorie, die in allen diesen historischen Volksliedern nach dem allgemeinen Geschmacke dieser Zeiten durchweg herrscht)[280]) mit dem feindlichen Löwen im Kampf bringt, und wie Rosenplüt seiner eingepferchten Schafe

277) Den Beinamen variirt er selbst mit Schwätzer:
Der dieses liedlein hat geticht, das uns die warheit geyt,
der trinkt viel lieber wein denn wasser, und hetts der pabst geweyht.
Hanns Snepperer ist er genant, ein halber byderbmann,
der in ein großen Swatzer heist, der tut kein sunde daran.

278) Leipz. Hdsch. 58d. S. 165 sqq.

279) Es ist auch in Wolffs Samml. gedruckt.

280) Uebrigens wagt man sich auch in freie Allegorien, z. B. in dem Ge-

Sieg über die 22 belagernden Wölfe darstellt; ganz anders, wenn dort der Winkelried die Spieße der Ritter in seine Brust gräbt, und hier der Sieg mit den „bleiernen Schlehen" über die Ritterschwerter erfochten wird; ganz anders die innige Begeisterung dort, die den entscheidenden Schlag in einer großen Volkssache jedem Mitkämpfer einflößte, als hier die künstliche Lebendigkeit der Beschreibung in dem Gedichte des Reichsbürgers; ganz anders der Wechsel von Andacht, Erzählung, Satyre und Spott dort, als hier das episch kleinliche Herzählen von allen trockenen und dürren Gleichgültigkeiten, was das historische Lied in Deutschland im Allgemeinen ganz werthlos gelassen hat. Die allgemeine Neigung der Zeit zu Thatsächlichem, die Flucht vor aller Abstraction veranlaßte diese unsäglich trockenen Reimereien. Und daran leiden übrigens auch schon die Lieder Veit Webers[281]) und andere Schweizergesänge aus dem burgundischen Kriege, denen überhaupt alle jene schönen Grundlagen schon fehlen, die den Thatsachen selbst, die dem Burgundischen Kriege gegen den Habsburgischen ebenso abgehen. Immer zwar behauptet das Kriegslied der Schweizer auch in diesen Zeiten noch seinen Rang, wie ihr kriegerischer Character und ihre Todesverachtung noch im schwäbischen Kriege sonderbar absticht gegen die Insubordination und die tändelnde Art, mit der die guten Reichsstädter, ähnlich wie die Italiener ihre Kriegszüge behandelten[282]), die sich etwa im Trunke, wo es aufs tapfre Einschenken ankam, vermassen je Einer drei Schweizer auf sich zu nehmen, und ihre „schwäbischen Possen" auch in den Bewegungen des Bauernkrieges nicht lassen konnten. In jedem epischen und lyrischen Liede nun drückte sich natürlich bei der großen Unmittelbarkeit dieser Gesänge der Charakter der Begebenheiten und Nationen genau ab; und so viel Ernst und Würde

---

dichte über Albrecht, den Schwiegersohn König Sigmunds (1438) im deutschen Museum 1776.

281) Ausg. von Schreiber; und bei Wolff.

282) Mit den Schweizerliedern über den schwäbischen Krieg muß man einen Druck von 1499 o. O. vergleichen, der die deutsche Seite in einer gereimten Erzählung vertritt, um den lächerlichen Abstand der Poesien auf beiden Seiten recht zu empfinden. Der Titel ist: Von diesem krieg wie ungefüeg der switzer stamm ist ungehorsam dem römischen reich u. s. w.

in den Schweizer-Liedern des 15. Jahrhund. noch ist, so mischt sich doch schon Selbstgefühl und Uebermuth und ein Trotz auf ihren alten Ruhm unwohlthätig ein; so groß die Thaten bei Granson, Murten und Nancy waren, so war da weder ein großes Recht noch eine große Sache mehr; und trotz den Anlagen des mehr professionirten Dichters[283]) Veit Weber, können seine Lieder weit nicht die Wirkung machen, wie das einfachere Gedicht des Suter. Dagegen spricht wieder, obgleich die historisch treue und minutiöse Erzählung den poetischen Werth gering hält, aus den dithmarsischen Liedern über die Schlacht bei Hemmingstede[284]) (1500) ganz jene Vaterlandsliebe, jener Geschlechts- und Ahnenstolz, die Freiheitsliebe des ehrlichen Bauern gegen stolze Unterdrücker, des armen Unabhängigen gegen den vornehmen Unfreien, und jener fromme Sinn, der unter den Bedrohten den Spruch in Umlauf setzte, daß wenn sie Recht hätten, Gott sie nicht verderben, hätten sie aber unrecht, sie möge sterben lassen. Auch was den Vortrag angeht, die langen Verse, die alten kecken Züge[285]) und den Romanzenton, würde ich diese Lieder mehr den schweizerischen des 14. Jahrhunderts vergleichen, wie überhaupt etwas noch ganz Urvolksthümliches in dem Volksgesang dieser Dithmarsen und in dessen Tradition durch Tanzweisen liegt.

Das historische Lied im inneren Deutschland blieb also bei seiner Nüchternheit; die poetische Kritik des öffentlichen Lebens bezog sich mehr auf Moralisches als auf Politisches. Wo sie sich auf das Moralische bezog, da ward die Stimme der poetischen

283) Er sagt von sich:

Mit Gesang vertreib ich min leben,
von tichten kan ich nit lan,
darumb mir Stett hand geben,
die Schilt ich an mir han;
daß ich mich dester bas mög erweren,
und ehrlich kum gegangen
für Fürsten und für Herren.

284) Im Neocorus, von Dahlmann herausg.

285) Neocorus, 1, 518 am Schluß eines Tanzliedes:

Segget dem koninge gude Nacht, he hefft unß braden höner gebracht;
taftet tho, gi leven Gesten, dit gifft uns konig hanß thom besten
Gistern waren se alle rike, un stecken se hir in dem Schlicke;
gistern do voreden se einen hogen Mort, nu hacken ehn de Raven de Ogen uth.

Sittenprediger stets heftiger und lauter, je mehr sie aus dem Kreise des Volkes hervorkamen; wo sie sich auf das Politische bezog, da mußte es ein allgemeines Thema sein, wenn ein etwas freierer Ton angestimmt werden sollte. So sagt Cyriacus Spangenberg in der sächsischen Chronik, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts Lieder im Volke gesungen wurden, worin die Obrigkeit gemahnt werde, Recht zu pflegen, dem Adel nicht zu viel Gewalt einzuräumen, den Bürgern nicht zu viel Luxus zu gestatten, die Bauern nicht zu beschweren und die Straßen rein zu halten. Auch in der Türkengefahr erlaubte es die christliche Licenz schon, freimüthiger und kecker die zögernden deutschen Fürsten und die Ritterschaft anzugreifen, die ganz stufenmäßig ihre alte Begeisterung für die christlichen Kreuzkämpfe in den letzten preußischen, den hussitischen und türkischen Kriegen bis zur Indolenz sinken ließ. Man fühlte indessen nicht allein in der moralischen, sondern auch in der politischen Welt die Gebrechen schon im 15. Jahrhundert stets mehr, und auch unter den Poeten dieser Zeit, wie der des 14ten, läßt sich entdecken, wie man sich auf verschiedene Weise in der Gesellschaft stellte und sie beurtheilte, wie wir vorher bei den östreichischen Dichtern sahen. Der Kampf des Alten und Neuen und die Gegensätze werden dabei stets lebhafter; die Dichter sind aus der bürgerlichen Klasse, aber zum Theil noch im Hofwesen befangen wie in den Regeln der alten höfischen Kunst. Zwei Dichter, die man gewöhnlich schon Meistersänger nennt, zeigen der Eine, wie unrettbar das Alte seinem Untergang entgegen ging und die höfische Kunst hinstarb, der Andere, wie machtvoll mit den untern Klassen neue Begriffe und ein neuer Geschmack emporkamen. Jener erste ist Michel Beheim, und dieser letztere ist Hans Rosenplüt. Beide suchten noch die Höfe mit ihrer Kunst, Rosenplüt noch ganz als ein solcher Wappendichter, wie Suchenwirt[286]). Ganz so erklärt er

---

286) In seinem Gedichte auf den Herzog Ludwig von Landshut sagt er:

ich — bin ein frembder abentewrer
zu fürsten, zu herren, zu kunigen und zu keysern,
und bin irer wappen ein nachreyser,
nach Adams ere zu plasonniren,
und auch ir parb zu disidiren,
und such an iren hosen mein narung.

noch das Wappen des Herzogs Ludwig des Reichen von Landshut, singt dessen Preis in einer Ehrenrede (1460) und erhebt ihn in unmäßigem Lobe; auch andere seiner Gedichte, die wie das obenerwähnte, allegorische Einkleidung tragen, nennt er Wappenreden. Trotz dieser seiner Stellung aber zu Hof und Ritterschaft die ihn wie Beheim in ganz Deutschland umtrieb[287]), hat er auch weiter nicht die geringste Sympathie mit dem alten Ritterwesen, sondern eröffnet mit aller Entschiedenheit die Volksmanier und die Stoffe, die wir dann bis zu Hans Sachs hin sich weiter bilden sehen. Es ist selten, und steht ihm fremd, daß er sich (wie in dem Gedichte von den 7 Wochentagen) auf ascetische Vorschriften einläßt und dabei die herkömmlichen Bilder und lateinischen Brocken gebraucht; auch seine Reden zum Lob der Jungfrau voll eigener Mischung des alten Schwulstes, mit den ganz gemeinen Ausdrücken der Volkssprache, erscheinen seltsam neben seiner sonstigen Klarheit und Heiterkeit; die üppigen Naturschilderein in den Eingängen seiner Allegorien, die Beschreibung der Steine und Pflanzen oder etwa der musicirenden Vögel, die überladene und lächerliche Durchführung, die dann einem solchen lächerlichen Vergleiche ankleben, die gesuchten sonderbaren Reime[288]), in denen er sich dann gefällt, all dieß sind seltnere Auswüchse bei ihm, in denen selbst er übrigens als ein berufenerer Mann erscheint, als die meisten seiner ungefähren Zeitgenossen. Seine Erzählungen und Schwänke, von denen manches gedruckt ist, halten sich noch am meisten an den alten reineren Erzählton, selbst wo die Gegenstände derber sind, so wie umgekehrt seine Fastnachtspiele, auf die wir unten zurückkommen, die bäurische, zotige und ganz ungezogene schmutzige Volksmanier am ärgsten an sich tragen. Er urtheilt von dem Stande der Welt im Allgemeinen nicht besser, als der Teichner, aber er ist glücklich dabei, wie der stets klagende Mann des Volks überhaupt; und bei etwas näherem Zusehen findet man, welch ein guter Bürgersmann er ist.

---

287) Leipz. Hdsch. 58[a]. S. 102. Ich hab alle teutsche land durchsucht ꝛc.

288) In Nr. 7 dieser Handschrift sind die Reime der ersten Verse folgende: Freude: Hayde, schost: prost, krewtlein: hewtlein, zeglich: kecklich, Säftlein: Schäftlein, Tönlein: Krönlein, flindelt: gezindelt, Estlein: Käslein, geschmolzen: überstolzen u. s. f.

Bei Teichner und Suchenwirt hört man kaum von einer andern, als der ritterlichen Gesellschaft, bei Rosenplüt fast nur von der bürgerlichen; tadelt er beide, so trifft sein Tadel die letzteren gelinder, lobt er beide, so ist sein Lob der letzteren inniger. In dem Gedicht vom Einsiedel[289]) berichtet der Dichter von der Lage der Welt so: Die Frommen sieht man jetzt äffen, das Recht hängt an der Wand, die Wahrheit taugt nicht mehr an den Hof. Es sind keine Fürsten mehr, deren Wort ohne Wandel ist, sie drücken und beschweren die Menschen mit falscher Münze, mit Zöllen und Mauthen; die Ritterschaft hat ihr rechtes Schwert verloren, mit dem sie sonst Wittwen und Waisen schützte und Unrecht spaltete, so ist Fürst und Adel von Schande entstellt; ihre Gerechtigkeit besteht nicht mehr, das hört man die frommen Herolde klagen, die nicht mehr die Wahrheit reden dürfen, weil man sie zum Hof hinausjagt. Zum Pabste wählt man nicht mehr den Frommen, sondern den Mächtigen, und ins Stift den, der große Freunde hat, vor welchen den Armen grauft, die im Lande sengen und brennen; Leute mit vergiftetem Rufe, die vielleicht selbst hinterm Busche gepaßt haben, werden zu Domherrn gemacht, die heilige Dinge lehren sollen. Hat ein solcher dann mit der Pfründe erst Hab und Gut erhalten und braucht auf Gold nicht mehr auszutraben, so geht er auf schöne Weiber aus. Dieweil stirbt der Bischoff, so wählt man ihn an seine Stelle, da er im Stifte mächtig geworden; von seinen alten Sitten hängt ihm noch ein gut Stück an, nun raubt er im Lande, im Eisenhut mit Speer und Panzer, zum Schrecken der Kühe und Kälber, welche die Armen nähren sollten. Kaum daß die arme Priesterschaft in den kleinsten Pfründen das Volk noch belehrt. In der Gemeinde stehts nicht besser. Was der Edelmann trägt, will auch der Bürger tragen, ihm ahmt der Handwerksmann nach und diesem wieder der Bauer; jeder wills dem andern gleich thun, gewinn' ers nun mit Kegeln, Borgen oder Verkaufen; obenan sitzen daher die Wucherer; Beten und Kirchengehen ist ihnen langweilig. Man sieht leicht, wie hier der Nachdruck auf dem ersten Theile liegt. Man vergleiche weiter den Spruch zum Lobe des Herzogs Ludwig, wie pflichtmäßig Alles herauskommt, gegen die

289) Nr. 9 in der angeführten Handschrift.

Innigkeit und Herzlichkeit, mit der er sein Nürnberg[290]) (1447) preist, seinen weisen Rath, den getreuen Hirten der Stadt, die gehorsame Gemeinde, die wohlgezogene Priesterschaft, die in der That erstaunlichen Wohlthätigkeitsanstalten, ihre meisterlichen und bildenden Künstler, ihre Kaufmannschaft und Handelsverbindung, ihren redlich erworbenen Reichthum und ihren Glanz, der sie, wie auch Aeneas Sylvius anerkennt, unter die ersten Städte der Welt stellt. Und am sprechendsten lernt man den Dichter in seinem Fastnachtspiel vom Türken kennen[291]). Der Großtürke erscheint unterm Geleite der Stadt Nürnberg auf deutschem Boden als Reformator, denn er hat im Stande der Dinge und der Sterne gelernt, daß der Christen Unglücksstunde geschlagen. Hoffahrt, Wucher, Ehebruch, Meineid, Ketzerei, falsch Gericht, Simonie, Zölle und den Druck der Oberen auf die Niedern will er ausrotten. Ihr seid alle, sagt der Türke dem päbstlichen Boten, der ihm mit Bann droht, ungetreu aneinander, ihr habt böse Münze, falsche Richter und ungetreue Amtleute, wo ist einer, der das Alles austilgt? Ihr habt Juden, die euch mit Wucher fressen und in gutem Frieden sitzen, ihr habt Pfaffen, die hohe Rosse reiten und um den Glauben sich wenig kümmern, ihr habt böse Gerichte und ungetreue Herren, die ihr alle mit eurer Arbeit nähren müßt, ihr habt große Beschwerung und kleinen Frieden, wo ist einer, der das Alles abstellt? Die Kuchen eurer Fürsten sind alle zu fett geschmelzt, ihre Rosse zu schön und zu glatt; noch höhen sie ihren Bauern ihre Abgaben, und wenn sie einer einmal darum tadelt, so schlagen sie ihm seine Rinder nieder, und sollte ihr Weib und Kind darum Hungers sterben[292]). Dem

290) Ebend. Nr. 11.

291) Ist gedruckt in Tieks deutschem Theater.

292) Dazu denn als Probe der Manier folgende Stelle, die Botschaft des türkischen an den deutschen Kaiser:

Sage deinem keyser hinwider, dem obersten haupt,
im sei recht und unrecht erlaubt,
wolle er hageln, so wollen wir schawern,
und wolle er weinen, so wollen wir trawern,
wolle er sawern, so wollen wir bittern,
und wolle er lachen, so wollen wir kittern,
und wolle er trennen, so wollen wir reyßen,

von Pabst, Kaiser und Reichstag bedrohten Türken hält dann die Stadt treulich ihr gegebenes Geleit. — Auf andere Seiten des Dichters werden wir gelegentlich zurückkommen. Man erkennt übrigens sogleich, wie dieser Ton die politische Kritik der Hutten einleitet, so wie Rosenplüt überhaupt als Bahnbrecher für jede Gattung fast, welche die Reformationszeit auszeichnet, und als ein würdiger Vorläufer von Hans Sachs betrachtet werden muß.

Dem Rosenplüt entgegensetzen wollte ich den Michel Beheim[293]). Es kommt mir weder darauf an, seine zahllosen Poesien durchzugehen und zu charakterisiren, noch auch ihn unter anderen seiner Zeitgenossen oder nächsten Vorgängern und in seinem Verhältnisse zu diesen, zu einem Schöndoch, Harder, Lesch, Hültzing u. A. zu zeigen, denn sowohl seine als auch dieser Männer meiste Dichtungen theilen zu sehr die Form und den allgemeinen Charakter des Meistergesangs (obwohl sie noch keiner Schule angehören) und verdienen die particulare Auszeichnung zu wenig, als daß sie nicht in der allgemeinen Erwähnung desselben später mit eingeschlossen werden dürften; es gilt mir nur darum an den merkwürdigen Schicksalen dieses Mannes (geb. 1421) zu versinnlichen, wie das Heil der Dichtung fernerhin nicht mehr an den Höfen gelegen war, sondern im Volke, und wie hart sich eben an ihm der Versuch strafte, aus den Gewerbsklassen des Volkes, in denen er geboren und für die er erzogen war, die Kunst noch

---

und wolle er f—, so wollen wir uns besch—
wolle ers dan verbieten, so wollen wirs halten,
das raten unsern fursten wir alten;
und wollen im dann ein pot hinwider thun,
wenn dann ein fuchs wird fliehen ein hun,
und wenn ein hund ein hasen fleucht,
und wenn ein einfeltiger ein beschißen Juden betrewgt,
und wenn ein frosch einen storchen verschlickt,
und wenn der pettler nymmer an seine cleyder flickt,
und wenn ein gans ein wolff wirt jagen,
und wenn die frawen nymmer kinder tragen,
wenn im das alles geschicht, erst wollen wir fliehen,
und mit schanden wieder heim ziehen.

293) Gedrucktes in der Sammlung für altd. Lit. und Kunst. Ich benutze die Codd. Pall. 335. 386. 351. 375. 382 und besonders 312.

einmal an die Höfe zu tragen. Seinen Ursprung leitete Michel aus Böhmen her; so wenigstens beantwortete er die Frage, die man ihm an König Ladislaus Hof in Prag einst stellte, woher sein Name Beheim käme, da er doch ein Deutscher sei: seine Ahnen seien aus Böhmen vertrieben worden und hätten sich in Schwaben (in Weinsberg) niedergelassen. Sein Vater war ein Weber und er selbst ernährte sich eine Weile durch das vom Vater erlernte Handwerk, bis er an das Geschäft des Dichtens kam. Da nahm ihn sein Herr Conrad von Weinsberg von dem Gewerbe weg; er lernte der Fürsten Hof suchen, und entschloß sich der Singkunst sich zu ergeben bis zu seinem Tode. Doch blieb er dem Handwerk hold, bei dem es ihm einst behaglich war, und wollte sich dessen nicht schämen, auch da er keine Tücher mehr zu machen wußte[294]). Der arme Mann! wie oftmals mag er in seinem Leben an die ruhigen Stunden zurückgedacht haben, wo ihn das ehrbare Gewerb einfach ernährte, während er später seine Armuth und Blöße beklagen mußte[295]). Es hatte sich ihm eine glänzende Aussicht eröffnet, er gab die sichere dafür hin; er trieb sich in der Welt auf und ab um kümmerliche Nahrung, und da er frühe Weib und Kinder hatte, so hemmte ihn das vielfach am Wandern, und leider ward er so oft auch

294) Cod. 312. f. 24.

Ich mein nit daz ich guter tücher vil mach mer,
doch yin ich danoch disem antwerk holde,
und wil mich sein nit schemen wo ich ker,
wann es mir offt gutlichen hat getan,
e dann ich hon gewist ein ander leben.
Nun han ich ein anders gevangen an,
und hoff mir soll das nit mer werden not,
in singens kunst han ich mich gantz ergeben,
und muß es treiben biz an meinen tot.

295) Ibid. f. 224.

Was hüff mich mein gesang, daz ich dapey verdürbe,
kein narung erwürbe?
pesser ist mir geton, daz ich mich zih davon,
wil mich kein fürst versehen, so muß ich vorter spehen,
ein anders vahen an, wan ich kan nit pestan
in solchem wesen mer, wann ich mich nie so ser
verzert bei meinen tagen; mein armut muß ich clagen,
ich wart nie mer so plos.

gegen seinen Willen zum Wandern genöthigt. Wie gut wars, daß sich der selbst vergnügliche Weber noch tröstete und meinte, er dürfe sich seines Gesanges nicht schämen, er dürfe wohl vor die Merker kommen, denn er wisse seiner Silben Zahl wohl zu setzen nach rechter Läng und Breite, so daß er es mit seinen Zeitgenossen schon aufzunehmen wagte, wenn er sich gleich nicht messen wollte mit jenen alten zwölf Gesangmeistern, die noch in der guten Zeit lebten, wo sie nicht um Lohn der Fürsten betteln, um Brod und Wein sorgen, sondern wo sie all ihren Sinn aufs Dichten wenden durften, während er für Weib und Kind auf Erwerb zu denken hat beim Abend und beim Morgen. Wie stark mußte in ihm die Begeisterung für die Kunst sein, die ihm so schnöde lohnte, und der er doch auch in Jammer und Noth bis zu seiner letzten Stunde anhängen wollte, die er an Höfen und bei Fürsten verachtet, aber sonst im Himmel und in der Hölle und unter den Thieren und Elementen im Preise sah. Es ist gewiß nicht leicht ein Meistersänger zu finden, der an dichterischen Anlagen tiefer zu setzen, oder an Gesinnung und Charakter so verkehrt wäre, wie dieser Beheim, und dennoch ist diese Hingebung für eine edle Sache so rührend und guter Sinn und ein ehrlich Gemüth auch unter den Verderbnissen, mit der eine drückende Armuth so leicht die Moralität gefährdet, wohl zu erkennen. Nach dem Tode seines ersten Herrn strebte er höher: er kam zu Markgraf Albrecht von Brandenburg. Aber gleich unter diesem hätte er lernen sollen, daß die Zeit des Singens am Hofe vorbei war. Er kam mit ihm einst nach Heidelberg, sang da vor dem Hofe in seiner schlichten goldnen Weise und strafte des Adels Brandstiftung und Räubereien. Das war freilich am unrechten Orte. Einer rief ihm zu, er wäre wohl gar im Stande, sich gegen den christlichen Glauben aufzulehnen; wenn er nichts anderes singen wolle, so solle man ihn in einen tiefen Bach werfen. Der arme Sänger gab dem Spötter seinen Spott wieder und schlich sich davon. Schlimmer gings ihm im Gefolge des Markgrafen nachher, als er von den Rothenburgern gefangen ward. Das mag (nach den Fehden aus der Rothenburger Chronik zu urtheilen) **1449** gewesen sein. Er verschwur dann, seinen Herrn nicht wieder zu sehen bis dessen Zwiste beigelegt seien. Er fuhr dann erst eine Zeit in Deutschland umher, kam hernach nach

Lübeck und von da wandte er sich an den mit dem Brandenburger verwandten Hof von Dänemark. Der König (Christian von Oldenburg) war nicht in Kopenhagen; die Königin, die den Dichter mit Huld empfangen hatte, schickte ihn ihrem Gatten nach nach Norwegen. Erst hatte er da einen Sturm zu bestehen; dann reiste er dem Fürsten zu Lande nach, und wohlaufgenommen begleitete er den König eine Zeit lang, litt bei der Rückkehr abermals Sturm und meinte, ohne die gute Pflege wäre er elend umgekommen. Nach einigem Aufenthalte an Christians Hof kehrte er nach Brandenburg zurück. Nachher kam er an den Hof Herzog Albrechts von Baiern, dem er in einem Gedichte gelegentlich sehr ausführlich das Horoscop stellt, und deutet „wie er seine Art von den zwölf Häusern und seine Natur von den Planeten" hat, obgleich er sonst der Wahrsagerei und der Vogelschau abhold ist, wie dem Alp und der Wolfsverwandlung und jederlei Aberglauben, und den Zauberern und Weissagern so gram, wie den Quacksalbern, Schatzgräbern, Verzückten, Todtenerweckern und Herstellern der Jungfrauschaft[296]). Wir finden ihn alsdann im Dienste des Herzogs Albrecht von Oestreich, und damals hat er vielleicht die freundlichern Gedichte gemacht zum Lobe Oestreichs, zum Preise der Wiener Universität, deren Verdienste um die Christenheit in der Zeit des Schisma's und auf dem Concil von Constanz er nicht genug zu rühmen weiß[297]), so wie er auch sonst ein heftiger Gegner der Hussiten ist und ihrer Gebräuche spottet[298]), wie überhaupt jede Stimme der damaligen Zeit fast ungetheilt noch Parthei gegen diese Ketzer nimmt, wie z. B. der

---

296) Cod. 382. f. 156 sqq.

297) Cod. 312. f. 153.

298) In einem Spottlied f. 217 sagt er, er wolle die Hussiten vertheidigen: sie seien nicht ungläubig, denn sie hätten mehr Glaubensartikel als das ganze römische Reich; sie empfingen das Sacrament in zwei Gestalten, bald würden sie es in drei bis vier nehmen; sie verwürfen nicht die Heiligen, denn sie hielten die Huß und Rockenzahn (den berühmten Priester Johann Rokyncana) heiliger als Gott; der Priester Meßgewande seien Harnisch und Helme; sie hätten auf der Erde manchen heilig gemacht und in den Himmel gebracht und auf Tabor feierten sie ihren Gottesdienst unter Vogelsang und Büchsenklang: alle Stummen könnten ihr Lob nicht vollrühmen.

Prischuch, der die elende Reimerei von der Costnitzer Kirchenversammlung gemacht hat[299]). Beheim hat sich auch in Wien für dießmal nicht lange aufgehalten; er ging zu dem Grafen Ulrich von Cilly, dem Vertrauten des jungen Königs Ladislaus. In diesen Zeiten machte er die verschiedenen Gedichte über die Türkenangelegenheiten. Diese und seine übrigen historischen Gedichte sind das Umfassendste in seinen Werken und sie setzen unter veränderten Verhältnissen Suchenwirts Ehrenreden fort, sind aber überall zu viel größerem Umfang angewachsen und stehen in ihrem dichterischen wie historischen Werthe unendlich weit nach. Von einem Augenzeugen hatte er sich den Stoff zu einem Gesang[300]) über die Türkenkriege des Königs Wladislav von Polen gegen Murat verschafft, die so unglücklich (1444) für den erstern ausgingen. Die Thaten des Johann Gisgraw, des tapfern Feldherrn der Elisabeth, Wittwe König Albrechts; die ungarischen Erbgeschichten zur Zeit Kaiser Friedrichs III., die Eroberung von Constantinopel (1453), die Ermordung seines Patrons, des schmählichen Grafen von Cilly (1456), Alles hat er in Reime gebracht[301]). Ueberall singt er seines Dienstherrn Preis; er nimmt sich dieses häßlichen Charakters so gut an, wie jedes andern, denn es ist sein ausgesprochener Grundsatz, daß er dessen Lied sänge, dessen Brod er esse und mit den Wölfen heule. Wenn er denn nur so klug gewesen wäre, sich mit dem Hofgesinde zu halten: aber da ihm diese nichts gaben, ihn vielmehr über die Achsel ansahen und auf sein Gewerb mit Verachtung blickten, so scheint er jede Gelegenheit ergriffen zu haben, um sich an ihnen zu reiben. Ladislaus hatte ihm Beweise seines Wohlgefallens gegeben, aber doch konnte er es nicht lassen, wenigstens gleichnißweise den Ketzern an seinem Hofe etwas abzugeben. Er kam in Ungnade und wußte selbst nicht warum, denn der Schade machte ihn nirgends klug; er mußte wohl noch vor Ladislaus Tode (1457) von seinem Hofe weg, obwohl er vorerst noch in Ungarn geblieben sein mag. Bald treffen wir ihn an Kaiser

299) In einer Heidelb. Handschr. der Weltchronik des Rudolf von Ems. Nr. 321. f. 288.

300) Cod. Pal. 312. f. 157.

301) Ibid. f. 228.

Friedrichs Hofe selbst. Er macht 1462 den bekannten Aufstand der Wiener mit, und hält mit dem Kaiser die Belagerung durch Erzherzog Albrecht und den Bürgermeister Holzer aus. Er hat drei Jahr nachher diese Begebenheit in Reime gebracht[302]), sie zu lesen als einen Spruch, oder zu singen als ein Lied; er hatte es schon während den Aengsten der Belagerung der Wiener Burg selbst angefangen und seine Weise darum die Angstweise genannt. Hier schüttet er denn seinen ganzen Grimm über die Wiener, „die Handwerker, Schälke und Lasterbälge" aus und beweist, daß er im Hassen und Schimpfen so arg sein kann, als unmäßig und niedrig im Loben. Was er selbst dabei erlebt und gethan, und wie er allen Hunger und alle Last mitgetragen, fließt mit in seine unsäglich rohe und langweilige Erzählung ein, die uns mit allen belagerten Edelknaben, Zeug- und Büchsenmeistern, Trompetern, Köchen und Kellnern, bis zu den Barbieren und Boten namentlich bekannt macht, und die übrigens zur Erläuterung des damaligen Zustandes von Wien nicht ganz ohne Nutzen ist. Unter den Wienern machte er sich mit seinem Poem keine Freunde, sie schmähten und verfolgten ihn, aber es drängte ihn diese Materie zu behandeln und es ging ihm, wie jenem Propheten, der den Fall von Jerusalem verschweigen wollte: es brannte ihn bis er geschrieben[303]). Wie gern würde man diesen Wahrheitseifer anerkennen, wenn man nicht zu deutlich sähe, wie bloße Fürstendienerei ihn zu diesem Hasse der niedern Stände, denen er selbst angehörte, verleitete, wie er auch sonst bei jeder Gelegenheit seinen Zorn ausläßt an den Reichsstädten, die die einzig große Seite der damaligen deutschen Geschichte sind, an den Bürgern, den Schneidern und Bauern, wie er sie nennt, deren Emporkommen und frische Strebsamkeit selbst ein Aeneas Sylvius in diesen Zeiten bewundert, und bald ein Hutten, der diesen Glanz seiner Ritterschaft lieber gegönnt hätte, mit aufrichtiger Wahrheit bestaunt. Den Fürsten und dem Adel predigt er, wenn er gegen die Türken aufruft, von Artur und Karl vor! und hofft von ihnen Unterstützung seiner Kunst, die nirgends einen Sinn dafür hatten: denn der Gelehrte und Adlige, weil er sah, daß das

302) Cod. Pal. N. 386.
303) Ibid. fol. 181.

Volk ihm den Rücken kehrte, that desgleichen und dichtete hinfort lateinisch und lateinische Dichter fanden dann etwa bei den deutschen Kaisern noch eine Lorbeerkrone. Bei Friedrich hatte der weltunkundige Mann gehofft, sein Leben in Ruhe beschließen zu dürfen, denn hatte er auch mit seiner Anhänglichkeit und seinen Lobliedern nicht so viel verdient? Allein es geschah ihm bald, daß man ihm an Herzog Albrechts Hof, da er singen wollte, das Handwerk legte: denn man war jetzt nur etwa noch Hofnarren zu dulden an den Höfen gewöhnt. Und dieß war weniger zu verwundern, da er kein Albrechtianer war; allein bald klebte der Name eines Kaiserers so fest und entehrend an ihm, daß man ihm zuletzt selbst an des Kaisers Hofe die Thür wies und Friedrich ihm Kost und Speise absagen ließ[304]). Da geschah dem Wohldiener sein Recht; und nun fing er an gegen Fürsten, Geistlichkeit und Adel in frischem Zorn Gedichte zu schreiben, oder höhnend zu rühmen, wie wohl es in der Christenheit stehe; wie der Sultan und sein Heer die Taufe begehrten, der Pabst mit allen Geistlichen sich wacker hielte und von aller Hoffahrt und Weltlichkeit ferne, wie alle Orden ihre Regel, alle Richter in Gottes Willen unbestochen aufs Recht hielten, alle Priester in ihrer Lehre vergeben, was sie selbst thun, wie der Kaiser in Eintracht mit aller Welt und nur mit den Türken in rastlosem Kriege stehe, wie überall Friede und Sicherheit herrsche, Ungeld und Schatzung und falsche Münze unerhört sei, und jeder Stand sich untadelhaft zeige. So muß er denn auch von Wien aus seinen Wanderstab weiter setzen und er fand eine endliche Zufluchtstätte an Pfalzgraf Friedrichs Hof in Heidelberg. Dort war gerade seit der Stiftung der Universität einiger literarischer Sinn; die Pfalzgräfin Elisabeth hatte dort Bertholds Predigten schreiben und das Leben der heiligen Elisabeth aus dem Latein übersetzen lassen; Pfalzgraf Otto hatte sich für das Wohl der Academie interessirt und an Friedrichs Hof fehlte es nicht an Glanz und an dem, was ihn erhöhen konnte. Wer hört sich nicht gern einen Achill und Herkules nennen, auch wenn er ein Mann wie der böse Fritz wäre, dem am Ende wenig an dergleichen Lob gelegen zu sein brauchte! Vielleicht war es schon um des Lachens willen

304) Cod. Pal. 312. f. 156.

der Mühe werth, zwei so schamlose Schmeichler, wie unsern Beheim und den Caplan Mathis von Kemnat sich an einem großen Heldengedichte[305]) abwechselnd abplagen zu sehen, das in vollem Ernste den siegreichen Friedrich über Alexander und Hannibal an Tapferkeit, an Pietät über Aeneas setzte, das den Otto zu einem Heiligen machte, und dessen wackere Dichter sogar mit Homer wetteiferten: denn jener Ausruf des Alexander, als er den Achill um seinen Sänger beneidete, hatte sie zu ihrem Werke begeistert!

4. Allegorien.

So wie wir bei einem Suchenwirt, so unvolksmäßig er im Ganzen ist, allmählig zum volksmäßig historischen Liede übergeführt worden, so gleiten wir in den allegorischen Reden von der Minne, die am Ende des 14. und im 15. Jahrhundert besonders häufig sind, und die ebenfalls, wie die geschichtlichen Reden des Suchenwirt, wie die Werke des Neuenstadt und Büheler noch einmal den alten Rittergeschmack zurückführen und das Minnelied gleichsam ersetzen wollen, ganz unvermerkt in den Ton des erotischen Volksliedes über. Wie sich im Laufe des 14. Jahrhunderts das eigentliche Minnelied veränderte, läßt sich im Allgemeinen wohl angeben, doch fehlt es zu sehr an Material, um mit Vertrauen und Sicherheit zu urtheilen. Der Gang entspricht in allen Theilen der Veränderungen des Romans. Einen Theil der Romane sahen wir volksthümliche Züge und Manier annehmen, und ebenso näherte sich das Minnelied des Hadlaub oder die Tanz-Mai-, Erndte- und Festlieder der Oestreicher und Baiern dem Volkston. Andere Romane dehnten sich mehr aus in massenartige Werke, dem könnte man etwa den Frauendienst des Lichtenstein vergleichen. In manchen Rittergedichten sinkt im 14. Jahrhundert das erotische Element ganz hinab ins Derbe und Rohe, oder spricht sich im Verachten der Weiber aus, so wie

---

305) Cod. Pal. 335. f. 153 heißt es:
Also ich hie an dyser statt ein Erztichter dutscher Poet,
hystorybeschriber, mit nam hie genennet Michel Beham,
welche mich nennen wellen, mit sampt Mathis mym gesellen,
mittichter dyser hystory, beschließ das end des siges hye u. s. w.

auch das eigentlich Fein-Ritterliche verschwindet, und dieß prägt eben die Zeiten ab, wo man den Ausdruck „es stand abentheuerlich" von der Unsicherheit der von Raubrittern belagerten Straßen brauchte, wo die Gesellen von der alten Minne einer der ärgsten jener schrecklichen Ritterbünde des 14. Jahrhunderts waren[306]), wo der Ritter von Westerburg, dem galanten Frauendienste Feind, in Mismuth sang „Auf ihre Gnad acht ich klein Sach, das lasse ich sie verstan," und wo er von Kaiser Ludwig darum getadelt werden mußte, um den Fehler mit einem herzbrechenden Liede „In Jammersnöthen ich gar verbrinn durch ein Weib so minniglich" wieder gutzumachen[307]). In der Limburger Chronik, die eben diesen Zug erzählt, sieht man, aber leider nur aus kargen Anfängen der Lieder, die sie erwähnt, daß schon in diesen Zeiten der Ton des Minneliedes in den des spätern Volksliedes überspielt, aber doch noch vorherrscht, obgleich schon der Volksgesang sich dieser auch von Rittern ausgehenden Weisen allgemein bemächtigte. Man sieht aus den verschiedenen Stellen dieser Chronik, die sich mit dem Gesange beschäftigen, und die ich nicht wieder ausziehen will, da sie von Lessing, Forkel, Rosenkranz u. A. schon mitgetheilt sind, daß sowohl der dichtende Ritter schon dem Volkston sich fügte, als auch der dichtende Mönch den Ton des Minnelieds traf[308]); und dieß Herablassen ritterlicher Poeten in populare Manier und das Hinaufstreben gewerblicher Sänger nach dem alten Ritterton kreuzt sich nun im Lied wie in größeren Dichtungen, ebenso wie im wirklichen Leben der Bauer zum Edelknechte, der Ritter zum Räuber ward, der Bürger durch Eheverbindungen mit Rittertöchtern nach Ansehn

306) Frankenberger Chronik. a. 1380.

307) Fasti Limpurgenses ed. Heidelb. 1619. p. 11.

308) Ebend. Sp. 36. Zu disser Zeit, 5 oder 6 Jahr davor, war auf dem Mayn ein Münch Barfüsser Ordens, der ward von den Lüten aussätzig und war nit rein. Der machte die besten lieder und reihen in der welt von gedicht und melodeyen, daß im Niemand uf Reinesstrom oder in dissen landen wol geleichen mochte, und was er sung das sungen die leut alle gern und alle Meister pfiffen und andere spilleut fürten den gesang und das gedicht. Er sang dieß lied: „Ich bin außgezehlet, man weisset mich armen vor die thür; untrew ich spür nun zu allen zeiten." Item: „Mai Mai Mai die wunnegliche Zeit, mennigliche Freude geit, ohn mir, wer mainte das? Item: „der Untrew ist mit mir gespilt" ꝛc.

und Würde, der Ritter durch Ordensverbindung mit jedem gemeinen Kerle nach Macht und Gewalt strebte, bis sich dann der Bürgerstand allmählig so in der Literatur festigte, daß er seine eigenen Zustände achten und besingen lernte, wie er auch den Reichen und durch ritterliche Frauen vornehm gewordenen Bürgern zu verbieten anfing, sich von der Zunftgenossenschaft loszusagen[309]).

Jener Frauendienst des Lichtenstein hatte wohl mit dem ersten Anstoß zu den allegorischen Minnegedichten gegeben, von denen wir endlich reden müssen: sie hängen daher mit dem Minneliede ganz eigentlich zusammen, leiten sich daher ab, wie sie auch wieder am Ende dahin zurückleiten. Die Göttin, die so innig von dem ritterlichen Gemüthe verehrt ward, durfte nur eben mit ihren griechischen Attributen bekannt werden, so ergriff man diese Gestalt und bildete sie nun allegorisch um und aus. Die Königin Minne ward nun mit Frau Venus identisch; man hatte endlich heraus, daß die Minne auch sinnlich erschien und jeder Dichter zog nun einmal darauf aus oder ward einmal ohne sein Zuthun dazu erkoren, die mächtige Göttin zu sehen und im Traum oder auf träumerischen Fahrten und Spaziergängen in ihr Land, ihre Stadt, Insel, Burg, Berg, Garten, Kloster oder Zelt zu gerathen. Die Göttin war nämlich seit geraumer Zeit aus der menschlichen Gesellschaft verstoßen, eine andere, neue Minne, hatte Eingang gefunden, in deren Dienst sich „Verlegenheit," Tölpelhaftigkeit, geschmacklose und schamlose Tracht (die jetzt auch von allen Chronikschreibern heftig angefochten wird), Läppischkeit, Schleckerei und alle Unritterlichkeit eingestellt hatte, während die alte, wahre Minne in der Einsamkeit umirrte, alle Tugenden, Ehre, Scham, Zucht, Stetigkeit mit sich genommen hatte, stets aber ihre Theilnahme an dem undankbaren und verworfenen Geschlechte behielt, fortwährend jeden frauendienstlichen Ritter als ihren Mann, jede treue Liebe als ihr geweiht betrachtet und unterstützt und unterweilen mit ihrer Erscheinung belohnt, mit ihrer Ermahnung und Lehre tröstet und stärkt. In der Minne Lehre[310]) wird der Dichter im Traum in eine schöne Au ver-

309) Könighovens Chronik bei Schilter S. 312.

310) In Müllers Sammlung unter dem Titel: Gott Amur.

setzt, wo er den Cupido und die Frau Venus findet, die ihm denn alle ihre Attribute und Embleme ausdeuten. Das Gedicht geht aber hernach zu einem Briefwechsel und Gespräche zwischen dem Dichter und seiner Geliebten über: es ist hier also noch förmlich ein Liebesverkehr und eine Liebeswerbung; die dialogische Form, die im Minneliede hier und da vorkam, ist erweitert, und dieß ward jetzt so weit getrieben, daß es wohl Gedichte von gegen 400 Titurelstrophen gibt, die nichts enthalten als eine Reihe von Versicherungen eines sehnsuchtsvollen Liebenden an seine spröde Dame[311]). Der eigentliche Liebesdienst, oder das Factische desselben, schwindet immer mehr, obgleich man die Verbindung dieser Dinge mit Lichtensteins Gedicht deutlich erkennt. In dem Fleigertüchlein[312]), das einen schwäbischen Dichter, der in Tyrol, am Bodensee und in der Pfalz gleich bekannt scheint, zum Verfasser hat und Ende des 14. oder Anfangs des 15. Jahrhunderts gedichtet ist, findet der Poet im Walde einen klagenden Jüngling, der ihm sein Leid vertrauen will, wenn er auf sein „Fleigerlein," ein Tüchlein, das er als ein Heiligthum in einer Lade bei sich trägt, schwören wolle, sein Geheimniß zu bewahren. Seine Geliebte hatte das Tuch mit ihrem Blut getränkt, als der Jüngling eine Kreuzfahrt antrat. Er erzählt nun seine Abentheuer, beschreibt einen Sturm, den er gelitten und den seine Reliquie habe zertheilen helfen, (wobei der Dichter seinen Unglauben ausläßt)[313]) und dann folgt eine langweilige Erzählung seiner begebenheitslosen Fahrt, nach deren Verlauf er bei der Rückkehr seine Geliebte todt findet. Die vielfachen Beziehungen in diesem Gedichte auf Parzival und Titurel, auf Alexander und Wigalois und andere Romane, und die große Belesenheit in diesem Gebiete, die der Dichter verräth, stellen auch dieß Werk neben die früher erwähnten Stücke, die in diesen Zeiten den reineren Rit-

311) Cod. Pal. 348.

312) Cod. Pal. 313. f. 121.

313) Fol. 137.

„Gesell der wort geswig, es ist ein abtgottery,
ruff an die magt mary" u. s. w.; wie ihn dann der Jüngling bittet, ihm seinen Glauben zu lassen:

„Ja gern gesell hab dir dein cleynot als du hast,
ich han auch dick geblast myn dag in kalten ofen u. s. w.

tergeschmack zurückführen wollen, ohne daß es völlig gelänge. Ich halte den Dichter dieses Werkchens auch für den des Spiegels[314]) (Spiegels Abentheuer), und zwar eben der gleichen Manier und Belesenheit, dergleichen Reminiscenzen an alte Romane wegen, besonders an den Titurel und Parzival, in deren Nachahmung[315]) manch kühnes und großes Bild, mancherlei Gelehrsamkeit und einige schöne Schilderungen einflißen. In einem köstlichen Walde unter Vogelgesang und dem Murmeln der Quellen findet der Dichter ein klagendes Weib; es ist die Treue. Sie ist von ihrer Kaiserin ausgesandt um Liebestreue zu finden. Der Dichter rühmt seine eigene: das Bild seines Weibes habe sich fest wie ein Siegel in sein Herz gedrückt, und er könne mit seiner Treue ein ganzes Land übergülden. Sie sagt ihm, ihre Kaiserin sei Frau Abentheuer, ihre Schwester, die dort des Hofes pflege, Frau Minne; und sie nennt ihm die anderen Schwestertugenden, die dort in Amt und Dienst stehen. Es kommt ein Zwerg gefahren, der die Treue zurückruft; der Ritter geht mit. Der Zwerg trägt auf der Brust einen Spiegel, in dem man alle lebenden Weiber zwischen 12—40 Jahren erblickt; sobald der Dichter hineinblickt, wird er von einer dieser Schönheiten gefangen, über der er sogleich seine Geliebte vergißt. Wie er das gegen die Treue äußert, ruft sie entsetzt „Nummer dumen Jesu Christ" und kreuzt sich und will ihn ertränken, der Zwerg will ihn zum Hofnarren machen[316]); und am Hofe findet sich in einem Buche, das an der Kaiserin Hof gehalten wird, daß er sein Herz trotz seiner Liebe und seinem Eheweibe an eine unstete Buhlerin gehängt habe. In diesem Buche liest er dann, daß auch seine neue Erkorene ein untreues Weib sei und dieß bringt ihn zurück. Sein Prozeß wird geführt, er wird begnadigt und von einem Greifen heimgebracht. Ganz verwandt mit die-

---

314) Cod. Pal. 313. f. 75.

315) Ebend. Gleich Anfangs bekennt der Dichter seine Nachahmung:
Myn synn hoch uff stigen in kunstreichen sal,
wie wol myn synn sind smal, iedoch so wil ich suchen
uß mancher hand buchen schon byspil und figur —

316) Fol. 95.
Ir wist wol uns starb hür unser alter dor hie gigel,
den uns der brobst von Ligel schickt zu eynem osterspil —

sem Stücke ist die Mohrin[317]) von Hermann von Sachsenheim (um 1450). Der Dichter begegnet auf seinem Gange einem Alten und einem Zwerge, die ihn binden und zum Berg der Frau Venus bringen, wo er von einer Mohrin übel empfangen und vor Gericht geladen, in den Stock gelegt, mit Schimpfreden überhäuft, endlich in komischer Prozession, verkehrt auf einem alten hinkenden Maulthier sitzend, im Geleite von Pfeifern, Trompetern und Schalksnarren vor die Königin gebracht wird. Er ist seiner Treulosigkeit wegen verklagt und sein Prozeß wird nun geführt. Der alte Eckart vertheidigt ihn, der König Danhäuser ist der Vorsitzer des Gerichts, die ganze Verhandlung ist ins Parodische gezogen, der Untreue werden ironische Lobreden gehalten, der Oberrichter ist sich selbst in dem fraglichen Puncte nicht des besten Beispiels bewußt, die Frau Venus ist eine Heidin, und das Ganze berührt sich vielfach mit dem Volksliede vom treuen Eckart, wo auch die Frau Minne schon eine Teufelin ist. Wir müssen beachten, wie in diesen Erzählungen und in manchen Eigenthümlichkeiten der Sprache, auch in einzelnen überraschend wahren Zügen und Schilderungen, besonders im Spiegel, bald das Derbe der Nithart oder Tanhuser, bald das neu-sentimentale im Hadlaub oder im Volkslied des 15. und 16. Jahrhunderts hervortritt. Denn auch dieser Zweig des Minneliedes und jene grob idyllischen Spottlieder finden jetzt ihre erweiterte Form. So in einem Selbstbekenntniß eines alten Minners[318]), der sich einführt mit einem komischen Selbstlobe: er gehe lieber auf den Füßen als auf dem Kopf, er nehme im Spiele lieber 11 als 7 u. dgl. Einmal hätte er seine Zuversicht auf eine Dirne gestellt, die den Kälbern gut Gras zu streuen gewußt; er traf sie jüngst im Klee und grüßte sie im feierlichen Minnestyl: sie lachte ihn an und wußte nicht, sollte sie ihn ihrzen oder duzen, für Mann oder für ein Vieh halten. Nun wechselt das Gespräch unter ihnen, Er im hohen Pathos des Verliebten, sie im derben Bauerton (etwa wie im Cupido und der Magd in des Knaben Wunderhorn), und in den größten Zoten und Obscönitäten endigt die

317) In alten Drucken; zuerst Strasburg 1512. Nach dem Wormser von 1538 ausgezogen in Reichards Romanenbibl. Bd. 7.

318) Cod. Pal. 315. f. 434.

Begegnung. Damit muß man denn solche Stücke wie die Graferin[319]) in Verbindung bringen, wo der Dichter, der die Ritterdamencirkel verschmäht, seine Sommerfreuden mit einer Mäherin, seine Winterfreuden mit einer Stubenheizerin besingt; und dann die ironischen Stücke, wo sich Liebe und Schlemmerei um ihre Vorzüge streiten[320]); wo der Pabst ein Gebot zu Buhlerei ausgehen läßt, das der Dichter mit dem Segen begleitet: „dazu helf uns der geile Geist“[321]), oder wo der Beichtvater sich überzeugen läßt, daß buhlerische Liebe erlaubt sei[322]) u. dgl. Doch sind im Allgemeinen diese allegorischen Stücke gegen diese sündhafte, unflätige neue Liebe gerichtet, und gegen die Ehemacherei, die auf Reichthum ausgeht, und gegen die Käuflichkeit der Liebe. Ueberall sprechen aus diesem reinen Sinne die verschiedenen Stücke dieser Gattung bei dem Suchenwirt. Wo sonst einen verirrten oder wandernden Dichter der Minne Orden und Regel[323]) gelehrt wird, da sind es die alten edlen Vorschriften des wahren Minnedienstes; wo ihr Wesen zu ergründen gesucht wird, ist es das der ächten ritterlichen Liebe. Sogar wo ein Meister Altschwert, der eine Reihe solcher Allegorien gemacht hat[324]), jene bäuerische Art der Liebeswerbung selbst aufs Bäuerischste schildert und die gemeinsten Ausdrücke, die man nicht wieder berühren kann, dabei nicht scheut, da ist doch die Gesinnung auf das Edlere und Bessere gerichtet; und hierin berühren sich dieses rohen Poeten Gedichte mit denen, die in gleich roher Sprache den Bombast eines Meister Egen bewundern, bis zum Unsinn nachmachen[325]) und sich noch einmal auf den hohen Kothurn des Titurel zu stellen streben. Dahin gehört das Gedicht

---

319) Cod. Pal. N. 4. f. 208.

320) Ebend. f. 225.

321) Altd. Wälder Bd. III.

322) Cod. Pal. 313. f. 466.

323) Cod. Pal. 313. f. 44.

324) Cod. Pal. 358. Der Kittel; der Tugenden Schatz; der Spiegel; Venus Garten; und verschiedene Fragen: ob Minne besser sei als Gesellschaft; ob Männertreue besser sei als Weibertreue u. dergl. Vergl. Cod. Pal 313 von f. 156 an.

325) Der Dichter der Minneburg spricht f. 13 seine Bewunderung für den weisen Meister Egen von Bamberg aus, der gerade nur so weit be-

von der Minne Burg[326]), eine Grundsuppe voll von dem seltsamsten Schwulste, den übertriebensten Wolframschen Uebertreibungen[327]) und von Exclamationen, die an unsinniger und falscherhabener Manier, an Mischung des Sonderbarsten mit dem Plattesten kaum ihres Gleichen hat[328]). Und doch, obwohl der Titurel in diesen Zeiten wieder so vielfach gelesen und im 15. Jahrh. von Püterich und noch ein halbes Jahrhundert früher von Hugo von Montfort[329]) am höchsten gepriesen und nachgeahmt wird[330]), so dringt doch in einer guten Natur, wie in

kannt ist, daß man weiß, er theilte den bombastischen Geschmack. Zur Probe stehe der Anfang der Minneburg hier:

Gebeltzter will entsprüfet, min hertz das clain verdrüfet,
nach art der wurtzeln flechten mit biken, als die spechten,
so clopft an myn dinst der kranck, verdien ich nu hie des Danck,
des bitt ich zu irn gnaden, soll mir myn vlis misserathen,
das sie mir gütlich messe. beay dusse matresse.
Ains hertzen kranck des mynen, ich hett sin ewig pynen,
würde ich ir gnade beroubet u. s. w.

326) Cod. Pal. 385.

327) Es heißt von der Geliebten: Ihr Leib ist wie Muscatblüt. Den Heiden die sich mit bitterem Meerwasser behelfen, könnte sie helfen: sie dürfte nur mit ihrem Finger ins Meer stoßen, so würde es süß wie ein Honigbrunnen, daß Menschen und Vieh es genießen könnten.

328) Noch ein Beispiel f. 56b:

Ach gott wie ist verfelcket, Vermuret und verkelcket
in mich der mynne kunder! Die Mynne hat nu wunder
mir in das hertz gestiftet; ich vörcht mir sy vergiftet
mit frödenrichem wandel, das ich vor frölichem mandel
werde essen laides zidelbast; ir mynneclicher süsser glast
mich in dem hertzen kützelt, das mir myn fröde verhützelt
ist, und auch gar verdorret; also bin ich verstorret,
sie hat mir abgeblundert min fröde das mich halt wundert,
wie ich sy so veraffet; ich han sie ane gegaffet
lang mit myner ougen zwirbel, das mynes libes synnen wirbel
ist gar uff sie getorckelt, nun hörent wie sie mich morckelt.

329) Cod. Pal. Nr. 329.

330) F. 6 Ich han ein buch gelesen aller tewtsch ein blum
das mag nicht anders wesen, genent Titterel
ist es sunder rum. Darnach han ich gesunnen
die reimen auch gemessen, ist daran nicht gewunnen
die leng die kürtz, oder han ichts vergessen,
so singt der gauch mit der nachtigal in dem meyen;
also ticht ich auch, tue ich recht, ich troz den rechten rayen.

diesem letzteren, der frische gesunde Sinn schon ganz lebhaft durch, der auch in diesen so ganz ungeeigneten Gattungen auf die Einfalt des volksthümlichen Geschmackes überführt. Hugo von Montforts Gedichte sind meist solche Reden, wie er sie nennt, solche allegorische Stücke, die er meist im J. 1401 gemacht hat und die sich alle im Lehrton, meist in dialogischer Form, um die Lage der Welt, des Reiches und der Kirche, um die Sitten der Ritter und Frauen, um die alte und neue Minne drehen. Diese haben nichts Eigenthümliches vor den ähnlichen Sachen anderer Poeten voraus, aber mehr seine Briefe und Lieder, zu denen er sich die Musikweisen durch seinen treuen Knecht Burk Mangolt hat machen lassen. Sie zeigen den Uebergang vom ritterlichen Minnelied zum Volksliede am schönsten; sie sind häufig wenig verschieden von einem Minnelied, nur alle breiter gerathen und in den Tönen sehr einfach, und in der Wahl unschöner Bilder mehr meistersängerisch. Ueberall aber nehmen sie den Volkston an; das Taglied wird wie zum Nachtwächterliede; die unmittelbarsten Empfindungen unbefangener, wahrer Natur treten in herzlichen Worten bezeichnet zwischen die alten Convenienzausdrücke des Ritters, und jene Eigenthümlichkeit des Volksliedes, daß es Gefühle aus Erzählung, Handlung aus dem bloßen Accente errathen läßt, ohne sie auszusprechen, ist häufig erkennbar. Der Duft der frischen freien Natur liegt darüber gebreitet, und darüber gibt uns auch eben dieser Mann einen höchst interessanten Aufschluß, der über fast alle diese Spaziergänge und Allegorien aufklären kann; er hat einen großen Theil davon wirklich in Wäldern, im Feldern und zu Rosse gedichtet[331]); und ein großer Theil der ähnlichen Gedichte hat auch das Gepräge solcher Productionen, die in der That auf träumerischen Gängen und Ritten in Wald und Einsamkeit von sinnigen Menschen ausgebrütet sind,

331) Fol. 39.

Han ich mich mit meinem tichten in den reimen iender vergessen,
das tu ein ander schlichten, ich kan es nicht als messen,
ain zimbermann hat dickh ain schnur verhawen, die er mißt mit sitten,
so han ich vil getícht in welden und in awen, nnd dartzu geritten.
Dis buch han ich gemachen, den sechßten tail wol zerossen,
darumb sol nieman lachen, ob es ist als gentzleich nicht beslossen,
als ob ich es hett mit sitten auffgemessen u. s. w.

die sich eben jetzt des Reizes der äußeren Natur und ihrer Einflüsse auf das menschliche Herz anfangen bewußt zu werden. Ganz neben diesen Dichter stelle ich die Jagd des Hadamar von Laber[332]), ein vielgelesenes, oft abgeschriebenes und von jedem der in diesen Zeiten sehr producirlustigen Abschreiber verändertes umfangreiches Gedicht, von dem Püterich in Ausdrücken des größten Lobes spricht[333]). Den Gedanken, die Leiden und Freuden der Liebe in die Allegorie einer Jagd einzukleiden, faßte im 15. Jahrhundert mancher; ein kleines Gedicht bei Suchenwirt (das Gejaid) ist wie ein Vorläufer dieser Dinge und Primisser würde dasselbe anders ausgelegt haben, wenn er dieß Werk von Hadamar gekannt hätte. Der Jäger flicht seine Liebesklage in seine allegorische Jagdbeschreibung ein, sein Herz wird als Hund dargestellt, der ihn auf die Fährte weist, mit dem er sich unterredet, den er ans Seil fangen will, der ihm entläuft, knurrt, schreit, verwundet, zerrissen, von Wölfen (Merkern) bedroht wird u. s. w. Das Ganze ist ohne Wirkung und selbst schwer zu lesen und zu verstehen; es ist zu unüberseh̃bar breit und körperlos, die Gleichförmigkeit peinlich, die Allegorie gleich im Anfang schon ermüdend, weil sie so gar keine Variation bietet. Die Strophe, der Ton des Titurel, ist auch hier nachgeahmt, ja die alte Rittergesinnung, die alte Sprache, Eigenthümlichkeiten in Worten und Constructionen, die gewiß damals ganz obsolet schon waren, werden absichtlich behauptet — und dennoch erscheinen daneben die ärgsten Modernitäten (Worte wie Forstmeister u. A.), neben dem alten Minneton eine Liebessprache, die selbst uns noch geläufig wäre; unter dem eintönigen Fluß des Ganzen ziehen uns, aber vereinzelt, die überraschendsten Bilder und Gleichnisse an, eine ganz neue Art von Weiberachtung und Vergötterung, liebliche gemüthvolle Züge, wie sie nur das Volkslied hat, vortreffliche Blicke in die Natur der Liebe und des menschlichen Gemüths, und vorwaltend eben jener Zug des liebenden Herzens zu der äußeren Natur. Wie endlich diese Gattung ganz die nebelhafte

---

332) Der vollständigste Codex scheint Pal. N. 326 zu sein.

333) Ed. Adelung S. 7. 8. Er spricht von ihm wie von einem kürzlich Verstorbenen; es wird wohl derselbe Hadmar sein, den die Geschichte in König Ruprechts Diensten nennt.

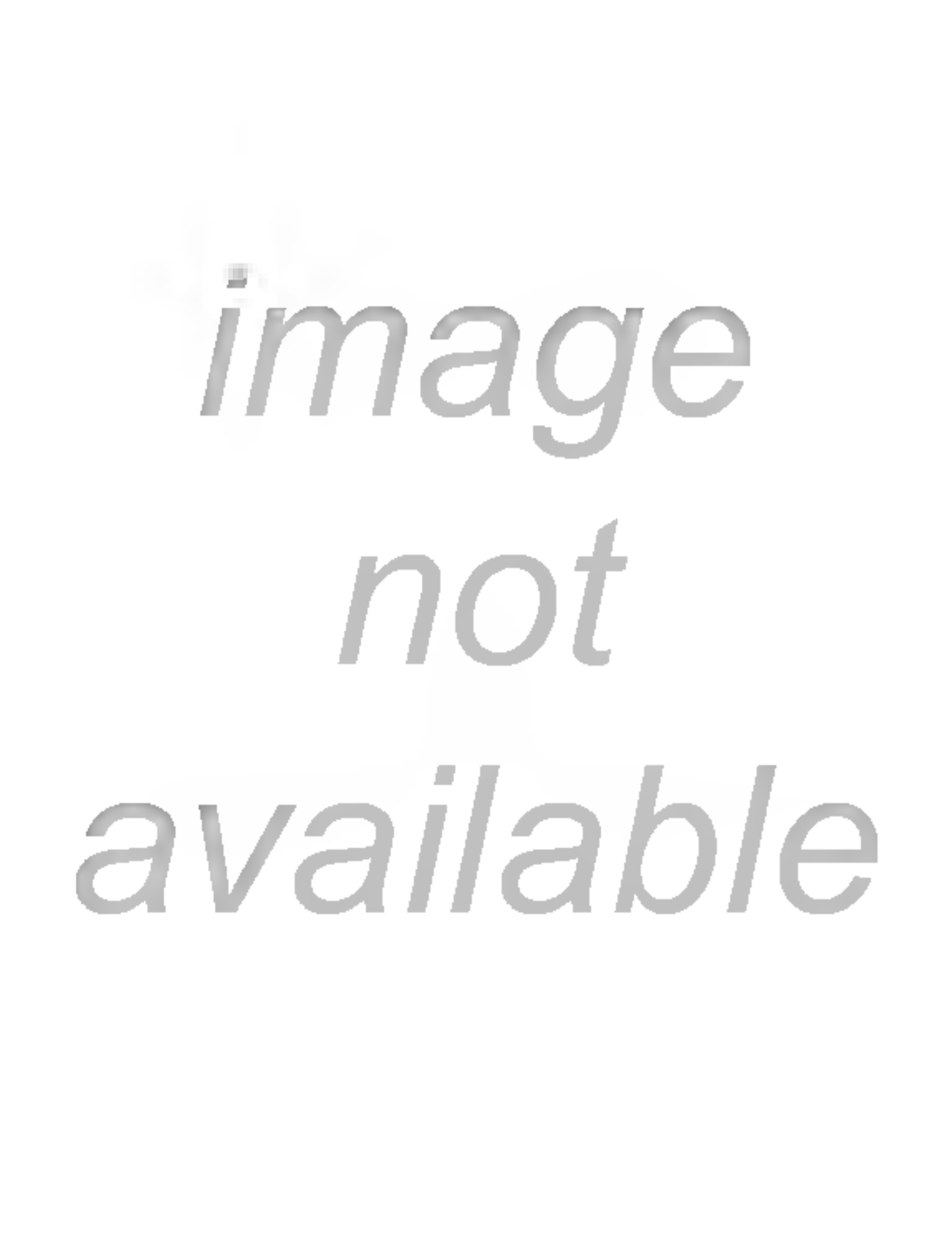


image
not
available

das Spiel der Juden legt, mahnen entweder an die Suchenwirt oder an die reformatorischen Poeten, und die Gesinnung ist überall wie die eines Brandt oder Hans Sachs.

Nie hat das allegorische Gedicht in Deutschland Glück gemacht, so wenig wie in Griechenland. Diese schwachen Versuche, zusammen mit dem, was ich oben von Personificationen intellectueller und moralischer Tugenden vorführte, und was ich unten noch als epische Allegorie beifügen kann, stehen gegen das, was Franzosen und Engländer hier geleistet haben, so weit zurück, wie überhaupt Alles, was wir in diesen Zeiten producirten, hinter so manchem der fremden Nationen zurücksteht, die das Aehnliche behandelten. Bekanntlich gilt der Roman von der Rose (gleichviel mit welchem Rechte) für den Triumph der altfranzösischen Poesie und von der Zeit seiner Entstehung und von noch früheren Zeiten her ist fast kein namhafter Dichter bis auf Rousseau und Voltaire, der sich nicht mit der Allegorie beschäftigt hätte, die bei uns glücklicherweise liegen blieb. So ists auch unter den Engländern, die so manche anspruchsvolle Gedichte dieser Art zu ihren vorzüglichsten poetischen Producten rechnen. Unter den Italienern hat Dante so oft als allegorischer Dichter, wie als epischer und philosophischer ein Muster abgegeben, und was das 14. Jahrhundert dort von ähnlichen Dichtungen, wie unsere letztbesprochenen aufweist, das trägt gern die Farbe seiner Comödie. Wir haben zum Beweise den Traum des Aeneas Sylvius, der ihn ins Reich der Fortuna führt, und den ich hier auch darum erwähne, weil er 1468 übersetzt ist[336]) und den Uebergang auch dieser Gattung in Prosa zeigt. Die Einkleidung, die Waldszenen, die Prachtschilderungen, die Edelsteinbeschreibung und alles, was in eine solche Allegorie gehörte, ist ganz im gewöhnlichen Geschmack; die Einmischung geschichtlicher Personen aber, denen der Erzähler in seiner Vision begegnet, erinnert an Dante und gibt viel größere Lebendigkeit, als man in den körperlosen deutschen Originalen findet. Die Uebersetzung ist von Niclas von Wyle und leitet uns mit diesem Namen auf eine andere Dichtungsart über, wo der Kampf des alten und neuen Geschmacks sich noch greller zeigen sollte.

336) Translation oder Tütschungen des hochgeehrten Nikolai von Wyle. Strasb. 1510. Nr. 12.

5. Prosaromane.

Wenn wir bisher einzelne Dichter in kleineren Gattungen und schüchterner mit dem Versuche beschäftigt gesehen haben, die poetische Manier der alten höfischen Zeit und die Stellung der Poeten in der adligen Gesellschaft zurückzurufen, so werden wir jetzt sehen, daß sich dieß in anderen, älteren, fester begründeten Gattungen, die auch für die Höfe und den Adel allein interessant bleiben konnten, von diesen Höfen aus wirksamer fortsetzte. Ein dünner Faden vereinzelter Poeten und Poesien führte uns von dem 13. zum 15. Jahrhundert herüber: jetzt treffen wir wieder auf größere Massen von Producten und Producenten, die sich mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und der zusammentreffenden erneuten Verbindung mit Italien bis zum Uebermaaß steigern, so mechanisch entstehen oder verfahren und sich so regellos kreuzen, daß wir uns plötzlich in eine gährende Revolutionszeit versetzt sehen, wo auf eine Weile jede geordnete Entwickelung zu verschwinden scheint. Ein jeder der letzten Abschnitte führte uns von den Productionen der alten Ordnung leise zu den Anfängen einer neuen herüber, von dem ritterlich romantischen Geschmacke zum volksmäßigen und allmählig auch zum antiken, denn beides reichte sich in Deutschland jedesmal aufs innigste die Hand, wo etwas wahrhaft Großes in der nationalen Bildung geschehen ist. Die Freude an der Gegenwart, die ein so eigenthümliches Element der ritterlichen Dichtung war, hatte sich lange verloren: man kehrte zu dem natürlicheren Hange der Herabsetzung des Gegenwärtigen gegen das Alte zurück; nach besseren Zuständen strebend sehnte man sich nach dem Vergangenen, wo das geringere Bedürfniß ein leichteres Glück gestattet hatte. Wie weit man aber dabei zurückgehen wollte, das hing von den Menschen ab. Wie die Kirchenreformer zum Theile sich mit der Rückkehr zu den Lehren der Kirchenväter begnügten, zum Theile aber die Urgemeinden der Apostel und den Wandel des Heilandes unmittelbar zum Muster nahmen, so genügte im Politischen einem Hutten zur Einen Zeit die Herstellung der alten Kraft des Adels, zur anderen sieht er auf den Urstand der Germanen, wie ihn Tacitus schildert, und wieder andere streifen mit ihren Blicken auf die Bürgertugend der Römer und Griechen, wie man im Moralischen

schon lange neben dem Evangelium auf die Lebensphilosophie der Alten hinzudeuten begonnen hatte. Auch in der Poesie war der nämliche Fall. Der Geschmack fiel auf die alten Ritterbücher zurück, denn sie lagen der Nation immerhin am nächsten; allein die Sprache derselben ward bald nicht mehr verstanden, man änderte den Ton der Poesie, man setzte sie in Prosa um, die Gelehrten verglichen mit lateinischen Schriften, die einen ganz neuen Schwung erhielten, man glaubte, die klassischen Lateiner des Alterthums oder des 15. Jahrhunderts übersetzen zu müssen, um erst die Sprache zu neuer Gewandtheit zu bilden: so kam man wieder auf Romane im neugriechischen Geschmacke. Wir haben gesehen, daß sich in Oestreich, während im inneren Deutschland sich Alles so ungemein veränderte, mit dem größeren Frieden, den die gemüthlichen Regenten dort bis auf Friedrich III. aufrechthielten, die Dichtung in dem alten Gleise fortbewegte; und dort war es daher möglich, daß sich der alte Styl der Ritterdichter und ihre ganze Manier bis auf den Dichter des Apollonius von Tyrland und der Zukunft des Herrn fortsetzen konnte. Offenbar ward an der Scheide des 14. und 15. Jahrhunderts in Süddeutschland mehrfach der Versuch gemacht, die alte Vers- und Reimkunst wieder zurückzuführen; den Büheler und selbst Hugo v. Montfort sahen wir eben auf dem Wege, wie Heinrich von Neuenstadt. Allein ihre Zeit (um 1400) war auch gerade die Grenze, wo noch Versuche dieser Art denkbar waren und der Wohnort des Letztgenannten entschied für Deutschland eine andere Epoche. Die Bewegungen des Hussitenkrieges, die auf das Concil von Constanz folgten, waren der Anfang zu all den politischen und kirchlichen Revolutionen, die nun Deutschland zu erschüttern begannen, die auch in die Literatur eindrangen, und in allen Verhältnissen gleichmäßig den untern Ständen eine neue Bedeutung gaben. Was Böhmen für die Pflege der deutschen Poesie gethan hatte, war wenig: selbst das Wenige ward nun bis auf die letzte Spur vertilgt. Die Aufregung in diesen Gegenden führten die gewaltigen Zerrüttungen des an lange Ruhe gewöhnten Oestreichs mit sich und die versuchte Revolution unter Friedrich; und die Abentheuer Michel Beheims in diesen Gegenden versinnlichen es recht gut, wie nun die Dichtung auch dieses Oestreichs, ihrer bisherigen letzten Zufluchtsstätte, beraubt wurde. Zum

Glück öffneten gerade die Reichsstädte ein neues Asyl, als Wien aufhörte, die Poesie zu pflegen, und die Höfe von Würtemberg und der Pfalz fing ein Geist der Bildung an zu beleben, der bald mancherlei Früchte zu bringen versprach. Von den Höfen aus, und besonders von dem weiblichen Theile der Höfe, ward die höfische Poesie in prosaischer Form ebenso verbreitet, wie einst in poetischer, und dieß geschah, so weit wir wissen, gerade wie früher, von den Niederlanden aus. Die Gattin Herzog Friedrichs von Lothringen und Grafen von Widmont, Margrete, hatte 1405 den Roman von Lother und Maller aus dem Lateinischen ins Wälsche übersetzt und 1437 übersetzte beider Tochter, Elisabeth, Gräfin von Nassau und Saarbrücken, das Werk ihrer Mutter ins Deutsche[337]). Ebenso übersetzte sie die Geschichte des Hug Schapler aus dem französischen Texte, den ihr Sohn Johann in der Dionyskirche in Paris abgeschrieben hatte. Den Roman von Pontus und Sidonia übersetzte Eleonore von Schottland, die Gattin Erzherzog Sigmunds von Oestreich (mit dem sie von 1448 — 80 vermählt war) aus dem Wälschen. Auf Veranlassung der Landgräfin Anna von Thüringen schrieb Rothe (ca. 1450) seine Thüringische Chronik. Die Markgräfin Barbara von Mantua, geborne von Brandenburg, redete nach Albrecht von Eyb italienisch, lateinisch und griechisch und war in allen Klassikern bewandert. Wie die Pfalzgräfin Elisabeth schon früher für die geistliche Literatur gesorgt hatte, habe ich schon oben angeführt; an die Tochter des Pfalzgrafen Ludwig, Mathilde, Erzherzogin von Oestreich, ist bekanntlich Püterichs poetische Epistel (1462) gerichtet, so wie viele der Uebersetzungen des Niclas von Wyle; und in Margrete von Parsberg und Ursula von Asberg, geb. von Seckendorf, haben beide literarische Freundinnen.

337) Ed. Strasb. 1514. „Die wolgeborne fraw die da genant waz Margret grevin zu Widmunt und fraw zu Genweile, Hertzog Friedrichs v. Lothringen — Haußfraw, die hat diß Buch erstmals uß latin in welsche sprach thun schreiben in dem iar der geburt Chr. 1405 und ist danach fürbaß von welscher sprach zu teutsch gemacht durch die wolgeborne Fraw Elisabeth von Lotringen grevin, witwe zu Nassaw und Sarbrücken, des vorgenannten Hertzog Fr. und Fraw M. tochter, die es durch sich selb also schlecht geteutscht hat, wie es an im selber ist beschehen ꝛc.

In dem Aufsatze in Niclas Werken über lobwürdige Frauen rühmt er in der Zueignung außer den savoyischen und braunschweigischen Prinzessinnen am Würtembergischen Hofe und der Kaiserin Leonore von Portugal, Friedrichs III. Gattin, noch besonders die Margarethe, geb. Pfalzgräfin bei Rhein und Erzherzogin von Oestreich als eine große Liebhaberin aller Künste. Wenn die Schicksale des Behaim den Ausspruch des Aeneas Sylvius rechtfertigen, in welchem er die Fürsten in Deutschland wegen des Verfalls der Poesie beschuldigt[338]), so zeigt dagegen eben dieser Niclas von Wyle (Stadtschreiber in Eßlingen), daß es nur darauf ankam, den rechten Ton zu treffen, den gelehrten Anstrich zu finden, die Verbindung mit den freien Künsten herzustellen, dem höfischen Geschmack zu schmeicheln, sich nicht an die rohen Hofleute mit bänkelsängerischen Straffermonen, sondern an die sinnigen und häufig fremder Bildung theilhaften Frauen an den Höfen zu wenden, um auch in diesen Regionen wieder einem geistigen Interesse Eingang zu verschaffen. Wie eingebürgert mußte dieser Niclas an allen Höfen seiner Nachbarschaft sein, da er dem Pfälzer Hofe, den Herzogen Ulrich und Eberhard von Würtemberg und dem Markgrafen und der Markgräfin von Baden seine Werke dedicirte; wie beliebt mußte er da sein, da ihm jene Margrete eine Tochter in ihrem Zimmer erzog; wie genau mußte der geistige Verkehr zwischen ihm und den verschiedenen Fürstinnen seiner Bekanntschaft sein, da seine Mittheilungen nicht leidige Zusendungen zudringlicher Kriecherei waren, sondern auf Aufforderung und unter freundlicher Berathung von ihm gemacht wurden, wobei ihm denn gelegentlich die Frauen in ziemlich einfachen Stellen zeigten, daß sie mehr Witz hatten als er[339]). Die

338) Opp. ep. CXI. Quodsi apud Germaniam non sunt in pretio vates, non poesim sed principes potius argue, quibus laevissimarum rerum major est cura quam literarum.

339) Die Erzherzogin Margrete fragte ihn einst, ob er ihr das Büchlein Seneca's von den Sitten übersetzt; er entschuldigte sich, weil er den Satz: si vis omnibus esse notus, fac ut prius neminem noveris — nicht verstände. Die Fürstin erklärte ihn ihm nach kurzem Bedenken. O hohe scharfe Vernunft im weiblichen Herzen, ruft er, ich hab seither Doctores der heiligen Schrift gefragt und gefunden, daß ihre Gnaden mir, wie das Sprüchwort sagt, all meine Käse abgerathen hat.

große Pracht und Sorgfalt, womit einzelne Handschriften der Prosaromane des 15. Jahrh. geschrieben und gemalt sind[340]), bezeugt, daß diese Werke vorzugsweise für fürstliche Personen bestimmt waren; zu Ehren oder auf Aufforderung der Pfalzgrafen Albrecht, Philipp, des Markgrafen Rudolf von Hohenburg u. A. dichteten Hartlieb, Johann von Soest und Ringoltingen: daß er nur für Herren und Adel dichte, sagt Johann an mehreren Stellen ausdrücklich. Diese Bücher waren, scheint es, nicht übermäßig verbreitet vor der Druckerkunst; denn es kommt bei Püterich ein Beispiel vor, wie einer weitläufigen Verweisung es bedurfte, um dem Herzog Otto von Baiern ein solches Ritterbuch (von Pockh) zu verschaffen[341]). Die Fürsten sammelten die Romane in Bibliotheken; aber die Erzherzogin Mathilde, an welche Püterich seinen Brief gerichtet hat, besaß eine Sammlung von 94 Werken, von denen Pütrich 23 als ihm unbekannt bezeichnet. Diese grade sind aber, so weit man weiß, lauter solche neuere Romane, die erst in diesen Zeiten selbst entstanden sind: Lanzelot, die Mohrin, Melusine, Niclas' von Wyle Uebersetzungen, Pontus, Galmy, Tundal, Markgraf Walther, Margrete von Limburg und Lothar und Maller u. s. w. Püterich aber bekennt selbst, daß er diese neuen Bücher, so unbegränzt seine Sucht nach Erwerb von Alten ist, für nichts achtet[342]): das Ansehn, in welchem sie standen, war also nicht allgemein; und die Verkürzungen, in die man sie bald zwang, zeigen, daß man sie wenig heilig achtete. Auch die Prosawerke nämlich hatten dasselbe Schicksal, wie die poetischen, man steigt vom kleinen Umfang zum größten und fällt von diesem herab in den Auszug, um nachher wie-

340) So die Heidelb. Handschr. vom Lanzelot Nr. 147.

341) Adelungs Püterich S. 9.

342) Ed. Adelung S. 25.

Ich gie des hie mein beicht, wie ichs erkhobert han,
vierzig iar mer leicht zu sameln mir ich sy allererst began,
in Brabant, Ungarn, zwischen baider landen
mit frag ich sy erfuechet, bis das ich ir samb mir bracht ze Hannden.
Wiewoll das maniger aselt, so ist es doch geschehen,
zusamb seind sy geraselt mit stellen, rauben, auch darzu mit lehen,
geschenkt, geschrieben, gekhaufft unnd darzu funden,
doch nur die alten puecher, der neuen acht ich nit zu khainer stunden.

der die alten voluminösen Texte aufzusuchen. Das verschiedene Maaß dient den verschiedenen Ständen; wie Caspar von der Roen und Ulrich Fürterer und, wie wir oben bereits sahen, schon andere vor ihnen, die alten Sinngedichte, so kürzt ein Conrad Heidörfer den Hug Schapler, Andere aber noch weit ärger jene Melusinen und andere Novellen zu Volksbüchern. Zu besserem Verständnisse löst man die gereimten alten Romane in Prosa auf, oder läßt die deutschen Reimwerke liegen und geht auf fremde, oft lateinische Prosen zurück, da die lateinische Poesie fast immer nur ein oder mehrere Jahrhunderte früher der späteren Vulgardichtung den Weg wies; und zu leichterer Bewältigung beschneidet man sie.

Ich gebe nun ganz im Allgemeinen den Gang an, den diese Prosen genommen haben. Vollständig zu sein, ist hier Niemandem möglich, der nicht mit seinen literarischen Arbeiten unterwegs sein kann, weil diese Werke, so mannigfaltig einige davon in Drucken existiren, sehr zerstreut sind. Es wäre verdienstlich, wenn Jemand eine deutsche Romanenbibliothek in anderen Zwecken und mit anderen Mitteln entwerfen wollte und könnte, als Reichardt in Nachahmung der französischen **Bibliotheque universelle des romans** gethan hat, in der Zeit, wo auch die Bodmer, Casparson und Müller die erste Hand an die Bekanntmachung unserer alten Poesien legten, ungefähr mit gleich geringer Umsicht wie jene. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß freilich bei uns nichts zu einem solchen immerhin sehr weitläufigen Unternehmen auffordert und daß für die viele Mühe, die es verursachen dürfte, kein Dank sein würde und es ist charakteristisch genug, daß unsere Volksbücher eine viel größere Aufmerksamkeit fanden. In Frankreich und Spanien hatten die Prosaromane eine ganz andere Bedeutung. In diesen Ländern gab es in diesen Jahrhunderten einen neuen Glanz des Ritterthums, der durchaus von dem poetischen Ritterromane her seine Farbe trug; abentheuerliche Feste und Prozessionen, wunderlicher Putz in Kleidern und Waffen, in Schilden und Wappen sonderbare Figuren und Devisen, die grillenhaftesten Gelübde, Pilger- und Waffenfahrten, der gezwungenste Liebesdienst und die steifste Etiquette und Ceremonie, kurz Alles was nur die alten Poesien andeuteten, drängte sich im 14. und 15. Jahrhundert in das wirkliche Leben ein,

und davon hat Deutschland nur unter Maximilian etwas Aehnliches gesehen, was übrigens weit zurückblieb. Während in Languedoc die minniglichen Märtyrer im 14. Jahrhundert unglaublicherweise den Wahnsinn der Romanhelden verwirklichten, trat in Deutschland der Minnegesang ins Volk, und jene herzvolle Stimme der Natur, die das erotische Volkslied auszeichnet, belebt das tonlose conventionelle Lied mit neuer Wahrheit und eine sinnlichere Glut verdrängte wohlthätig die kalte Höflichkeit des ritterlichen Frauendienstes und seine halberstickte Flamme; während die Ritter in Frankreich und England die Pfauen- und Fasangelübde ablegten, welche die Abentheuerlichkeit der Kriege begünstigten, lagen die Deutschen in Wald und Winter im Hinterhalt und lauerten einem reichen Waarenzug auf; und während die Allegorie dort in Aufzügen und Vorstellungen, bei Festen und Mahlen, in prächtiger Ueberladung den lebendigen Verkehr verschönern mußten, gab es bei uns wenige Fastnachtsspiele und Mysterien von drolligen Handwerkern in vergnüglicher Einfalt aufgeführt; die fanatischen Kriege und die Furchtbarkeit der Hussitischen Bauern mochte den deutschen Rittersleuten den galanten Kampf und die minnigliche Verzückung und Begeisterung vertreiben, während die frommen Spanier noch im Maurenkriege, als es auf Vertilgung der Landes- und Religionsfeinde ankam, in Liebschaften und Courtoisie mit den Feinden rivalisirten. Wie wir daher das Leben und die Denkart des 13. Jahrhunderts aus unseren ehemaligen Poesien in Deutschland erklären konnten, so fahren im Westen die Romane im 14., 15. und 16. Jahrhundert fort, Quelle für die Culturgeschichte zu sein, und Leben und Poesie dienen sich wechselseitig zu erläutern. In Frankreich haben sich daher diese Romane, wie in Spanien, zu ungeheuren Mengen und Massen gebildet, sind fleißig gelesen und ausgezogen und bearbeitet worden; auf ihrem Höhenpuncte bildete sich aus ihnen das unsterbliche Werk des Cervantes, genialer als Ariost auf dem poetischen Roman; und als der Geschmack an der Lectüre dieser Werke um ihrer selbst willen aufhörte, so haben die größten Alterthumsforscher, Diplomaten, Genealogen, Historiker und Rechtsgelehrten in Frankreich die Romane als eine Fundgrube gelehrter Forschung angesehen und ganze Bücher über den practischen Nutzen derselben geschrieben. Diese Ehre ist bei

uns kaum dem Reinhart Fuchs wiederfahren; unsern deutschen Romanen konnte sie auch nicht füglich zu Theil werden. Denn sie stehen in jeder Beziehung dem Leben fern und fremd, konnten daher nur der höheren Gesellschaft von Interesse sein, denen das Leben der romanischen Ritterwelt bekannt war oder die von fremden Gattinnen und Fürstinnen darin eingeweiht waren, welche (wie z. B. Leonore von Portugal) in gehobener und ritterlicher Gesinnung oft weit von den nüchternen deutschen Ehemännern und Dienstleuten abstehen mochten.

Die Einführung der Prosa war, sahen wir bereits oben, von der Predigt, der theologischen Abhandlung, der Legende aus geschehen; wir wollen wie oben an Hermann von Fritzlar, so auch hier an dem sogenannten Sommer- und Wintertheil, und an den einzelnen Legenden, die im 15. Jahrhundert in Prosa erschienen, vorübergehen, da diese Dinge nicht auf poetischen Quellen beruhen und keinerlei poetische Form tragen; ich werde sie ohnehin unten noch einmal aus einem andern Gesichtspuncte erwähnen müssen. Hielte ich mich nicht streng an das Reindeutsche, so würde ich die nordische Vilkinasage hier voranstellen müssen, die einen großen Theil der deutschen Heldensage nach deutschen Erzählungen in ein encyclisches Ganze verband. Wie neben den prosaischen legendarischen Erzählungen zugleich die kurzen weltlichen Novellen, kleinen Anecdoten und Schwänke in den Gesten und den sieben weisen Meistern hervortraten, dieß würden wir der Kaiserchronik und ihrem Inhalte vergleichen, und wie wir dann später in Verfolgung der poetischen Erzählung neben dem ausgebildeten poetischen Roman im 13. Jahrhundert diese Stoffe in einer größeren Ausdehnung und Vollendung wiederkehren sehen, so treten dann auch gleich nach Erfindung des Drucks mit der größeren Masse der Romane auch jene Erzählungen, theils in jenen Sammlungen, theils auch vereinzelt[343]) wieder hervor. Die alten Geschichten der Kaiserchronik selbst in Verbindung mit neuen erscheinen als prosaische römische Geschichte[344]) und

343) So in Cod. 119. Die Novellen v. dem Kaufmann Aronus u. seinem jungen Weibe, von St. Gregor, von dem Edelmann u. seinem Knechte Heinrich u. A. aus Boccaz bekannte u. in einzelnen Drucken existirende.

344) Jacobs und Ukert Beiträge zur älteren Lit. 1835. S. 76 u. verschiedene bei Panzer angeführte Drucke.

wie in der poetischen Zeit, so führen sie unter diesen Werken den Reihen mit den trojanischen Geschichten zugleich. Wir sehen also, daß diese Prosaromane wie jene practischen ganz materiell von der Chronik aus entstehen und daß das Liebesweſen nicht ihr ursprüngliches Element war. Der trojanische Krieg in den prosaischen Bearbeitungen hat eine sehr weite Verbreitung durch den Druck erhalten, hat den Guido von Colonna zu seiner Quelle, muß aber fast zu gleicher Zeit gerade wie nach Herbort von Fritzlar einst auch der poetische, mehrere Bearbeitungen erfahren haben, die sogar im Niederdeutschen nebeneinander existiren[345]). Die von Johannes Yair aus Nördlingen ist von 1392 schon[346]) und dieß ist die, welche in Drucken am gewöhnlichsten gefunden wird; verschieden davon ist eine Berliner Handschrift, die wahrscheinlich mit einer Gießener[347]) zusammenstimmt, welche schon 1417 geschrieben ist, und die in der Erzählung kürzer, in den Begebenheiten anders geordnet und dargestellt, in den Episoden zuweilen in eigenthümlichen Zügen abweichend, sonst in der Hauptsache gleich ist. Wie sich wieder diese Bearbeitung zu der von einem Heinrich aus Braunschweig[348]) verhält, der das Werk auf Geheiß seines Herrn unternahm und dessen Arbeit in einer Handschrift von 1436 sich erhalten hat, ist mir unbekannt. Das in den gewöhnlichen Drucken bekannte Werk gibt einen Ton an, den die Romane im Allgemeinen festhalten, doch erkennt man deutlich den Prediger in der frömmern Behandlung, die gerade in dieser Gattung ungewöhnlich ist, man möchte sagen, man sieht im Großen die moralische Nutzanwendung, wie früher bei den kleinen Erzählungen, denn das Ganze geht von dem Thema der Gebrechlichkeit und Täuschung der Welt und weltlicher Größe aus und kehrt am Ende und im Laufe der Erzählung in ewigen Predigten, Apostrophen und Exclamationen darauf zurück. Die Rohheit ist außerordentlich; selbst die bloße Anlage ist von ganz unbegreiflichen Wiederholungen derselben Begebenheiten entstellt. Daß Apollonius von Tyrus 1400 noch in Reimen von

345) Schellers Bücherkunde S. 78 sq.
346) Bragur IV., 2. S. 190.
347) Heidelb. Jahrb. 18. S. 712.
348) Grundriß S. 543.

Heinrich von Neuenstadt bearbeitet ward[349]), haben wir schon oben gehört; auch dieß war eines der früheren Producte der Poesie im 12. Jahrhundert, wie wir aus Lamprecht wissen, und von diesem älteren Gedichte hatte schon Heinrich keine Kunde mehr, der behauptete, der Inhalt sei nie in Reimen geschrieben worden. Ganz verschiedenen Eindruck von dem Gedichte macht die prosaische Bearbeitung, die man häufiger gedruckt findet; wie sich die abweichende handschriftliche, die gleichfalls übrig ist, dazu verhält, weiß ich nicht zu sagen[350]). In jener ist die Farbe des griechischen Romans, das Ueppigere und Wärmere der Affecte, ihre größere Wahrheit und Lebendigkeit gewahrt; es ist auf die reinere Quelle zurückgegangen; und das haben wir der Auflösung der Reime und Verse offenbar in jenen Zeiten zu danken, daß man lernt, sich in fremden Geist zu finden, und daß im strengen Gegensatze der poetischen Romane diese prosaischen das Colorit ihrer lateinischen, französischen, italienischen, niederländischen Quellen eben so festhalten, wie es jene verwischten. Es mögen diese griechischen Romane und die nachher mehr in diesem Geschmacke von den Italienern nachgeahmten in der Anlage um nichts künstlerischer sein, als die britischen, so sind sie doch meist einfacher; im Ausdrucke der Empfindungen mögen bald Wunderlichkeiten, bald Gemeinplätze Statt finden, aber die Empfindungen selbst sind doch natürlich und menschlich; oft durch Sinnlichkeit und Lüsternheit menschlich, aber eben darum doch wahr und treu; und daher traten diese Dinge, mit allen Liebessagen der griechischen Mythe viel näher an das Volk und Pyramus und Thisbe verdrängten Tristan und Isolde aus dem Sprüchwort. Den Gegensatz, den der abentheuerliche Apollonius des Heinrich gegen den planen in der Prosa bildet, treffen wir bald in den Uebersetzungen des Niclas von Wyle gegen die erotischen Ritterbücher im alten Styl; es ist derselbe Gegensatz, den das Volkslied der Liebe gegen die Versuche des 15. Jahrhunderts macht, das Minnelied der alten Zeit nachzuahmen. Der versificirte Apollonius berührt sich mit den wunderbaren orientalischen Reisen und mit Alexander: auch hier also sehen wir die alten Verhältnisse

349) Goth. Handschr. (im Auszug in Reichards Romanenbibl. t. 20.)
350) Grundriß S. 207.

wiederkehren. Merkwürdige, fabelhafte Reiseabentheuer mit den Wundern der fernen und alten geographischen Vorstellungen haben wir in jenen Zeiten im Herzog Ernst an wahre Geschichte geknüpft gefunden. Jetzt treffen wir auf die bekannten Reisen des Engländers Mandeville († 1372), die damals eines der beliebtesten Lesebücher ausmachten. Der Reisende selbst hat seine Fahrten in französischer, englischer und italienischer Sprache beschrieben; sie sind über ganz Europa verbreitet; ins Deutsche wurde sie im Anfang des 15. Jahrhunderts von Michael Velser übersetzt, später von einem Unbekannten, und um 1483 von Otto von Diemeringen, dessen Arbeit die schlechteste, aber verbreitetste ist, und auch dem Volksbuche zur Grundlage dient, wo sie nicht ohne abermalige Entstellungen geblieben ist. Ich überlasse es Andern[351]), über das Verhältniß und den relativen Werth dieser Uebersetzungen zu sprechen, denn dieß Werk interessirt uns durchaus nur ganz im Allgemeinen. Wie in Herzog Ernst Geschichte und alte geographische Sage ganz eigen gemischt ist, so ist es hier Reisebeschreibung und mittelaltrige Geographie und Romantik. Bekanntlich nehmen die Bezüge auf Alexander und Ogier breite Stellen im Montevilla ein. Werke dieser Art leiteten früher die Poesien ein, hier führen sie auf die Wirklichkeit zurück. Wir haben schon oben gesehen, wie einzelne Reiseabentheurer seit dem Ausgang der Kreuzzüge und unter den größten Bewegungen der orientalischen Welt sich in die Gefahren der Wallfahrten stürzten; diese Unternehmungen flossen anfangs allerdings noch aus dem poetischen Hange nach Abentheuern, bald aus Wißbegierde; häufig noch aus Frömmigkeit und sündigem Gefühle, bald aber auch aus Gewinnsucht. In demselben Verhältnisse gehen die Reisebücher seit Marco Polo und Monteville (auch jener ward ins Deutsche übersetzt)[352]), im Schildberger, der von der Schlacht bei Nicopolis an sich bis 1427 im Oriente befand, im Hans Tucher (1479) und Bernhard von Breydenbach (1483) vom Gefabelten aufs Historische zurück und treten mehr in eine Reihe mit den

351) Man vergleiche zu dem, was Görres in den deutschen Volksbüchern gesagt hat, die Zusätze van der Hagens im Altd. Mus. I., S. 246 sq. und die von Docen in der Jen. Lit. Zeit. 1810. May. Sp. 246 sqq.

352) Ed. Nürnb. 1477.

Entdeckungsreisen der Italiener von den Doria und Vivaldi bis auf die Colon und Vespucci. Die Aufhellung der dunklen Erdräume gestattete nicht weiter, daß diese Reisen der poetischen Beschreibung anheimfielen, und gerade so ists mit der historischen Poesie. Geeignete Stoffe konnten anfänglich in Volkslieder aus der wirklichen Begebenheit unmittelbar übergehen, die helle Geschichte aber litt nicht, daß sie sich episch fortbildeten; und wo man sich in beiden zwang, da kam ein heroisch-historisches Gedicht wie Beheims Friedrich heraus, das wir bereits kennen lernten, dem wohl des Bruders Fabri Beschreibung seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande (1484) im Versmaaß des Liedes „Ich stund an einem Morgen" an Werth nichts vorausgeben wird[353]). Man konnte höchstens in verschiedenen Bearbeitungen und unter allerhand Veränderungen und zuletzt im Volksbuche die alten Abentheuer des Herzogs Ernst wiederholen, oder auch die Heinrichs des Löwen; beide aber waren im 15. Jahrhundert vielleicht nur in den balladenartigen Behandlungen im Umlauf, wo es vielleicht charakteristisch ist, daß im Ernst die geographischen Wunder mehr wegfallen[354]). Wenn auch „die Gesicht Tundali" (die in anderen Ausgaben dem auferweckten Lazarus zugeschrieben werden), der nach einem mehrtägigen Scheintode die Reise seiner Seele durch die Reiche der Seligen und Verdammten eröffnet, und wenn die wunderbarlichen Reisen des heiligen Brandanus auch wieder in mehrfachen Uebersetzungen prosaisch bekannt wurden, wie wir sie oben poetisch getroffen haben, so zeigt doch dieß Alles nur, wie oben in der Poesie, so hier in der Prosa die letzte Flucht dieser Art Romantik in die Geisterwelt und diese unsinnigen irischen Mährchen konnten zu nichts dienen, als den Sprung in die Satyre und Parodie zu erleichtern, wo bald der edle Finkenritter auf seine Weise, und in anderer Art Fischart diese geo- und ethnographischen Wunder verspotten, worauf wir dann anderswo zurückkommen. Derselbe Doctor Johann Hartlieb, der auch einen Brandan und Ovids Kunst zu

353) Schellhorn amoen. III., 103.

354) Ich erwähnte das Gedicht, wie es sich in Roens Heldenbuch findet, schon oben. Das Gedicht von Heinrich dem Löwen ist in Reichards Romanenbibl. t. 8 abgedruckt.

lieben (ed. 1483) übersetzte, eine Ciromantie schrieb und überhaupt ein allezeit fertiger und höchst elender Scribent war, hat auch eine Uebersetzung des Alexander (1444) zu Ehren des Herzogs brecht von Baiern und seiner Gattin Anna von Braunschweig gemacht, die sehr große Freunde dieser erneuten Ritterliteratur, und nach allem, was ihnen dedicirt ward, sehr bigotte Anhänger an dem Alten waren. Seine Bearbeitung ist weit die verbreitetste, aber weder die älteste noch die einzige; kürzer soll die handschriftliche in Dresden sein, die von Nicolaus im Grunde geschrieben ist[355]). Auch Hartliebs Werk ist mehr als Chronik und Geschichte zu betrachten und nimmt eine moralische Wendung, indem es als Fürstenspiegel betrachtet sein will. Es weist mit jener abentheuerlichen Quellenkritik auf den Eusebius, der in diesen Zeiten wie Nectanebus und Virgil als ein mythischer Meister aller Kunst erscheint, wie der trojanische Krieg wieder auf Dares und Dictys; und wie wir schon oben den Alexander des Eschenbach neben Chroniken als Chronikartiges stellten, so dürfen wir diesen prosaischen neben nichts anderem sehen, als neben Aventins lateinischen und deutschen Chroniken, neben Hunnibald und ähnlichem, was aus Gottfried von Viterbo und dergleichen analogen Fictionshistorikern in diesen Zeiten lateinisch oder deutsch ins Gedächtniß oder wieder ins Leben gerufen ward, ja unser Alexander verweist am Ende, wo von den Enkeln des Ptolomäus gesagt wird, sie seien nach Thüringen und in das Land zu Siebenbürgen gekommen, ausdrücklich auf das Buch **de origine Saxonum**, wo man von der Herrschaft der Griechen in diesen Landen vieles finde; und die fabelhaften sächsischen, thüringischen, meklenburgischen[356]), bairischen, böhmischen u. a. Chroniken, die wir aus diesen Zeiten besitzen, würden zur Vergleichung eben so hierher gehören, wie Enenkels Fürstenbuch oben zu dem Aehnlichen; und wie fast aus sämmtlichen Zweigen der größeren Prosaschriften dieser Zeiten kürzere Volksbücher geworden sind, so gingen denn auch Stücke dieser Gattung in unsere deutsche „blaue Bi-

355) Grundriß S. 223.

356) Eine gereimte von Nicolaus Marschalk († 1525) in Westphalens mon. t. I. Ich übergehe dergleichen als zu vereinzelte Spätfrüchte entlegenerer Gegenden.

bliothek“[357]). Verwandt sind denn auch die Sagen von Kaiser Karls Streit vor Regensburg, und von seinen Ahnen und Geburt, die, wie sie in der Kaiserchronik begannen, so jetzt im Kreise ähnlicher Werke, prosaisch und ausgebildeter in den Legenden, in der Weihenstephaner Chronik, in Ulrich Fürterers Beschreibung vom Herkommen des Hauses Baiern, erscheinen[358]). Auch dieser Stoff ist, wenn nicht im Deutschen, so doch im Dänischen aus deutschen Quellen zum Volksbuch geworden. Dagegen ist es auch in dieser Periode des äußersten Verfalls der romantischen Kunst, wie in der Zeit von dessen Beginn, eine auffallende Erscheinung, daß die Volksepen von Karl dem Großen (wenigstens nicht ohne große Veränderungen und Zusätze) und die Nibelungen nicht in Prosa umgesetzt wurden. Wie diese ganze Zeit nur in einem Verhältniß zu der Verfallzeit des poetischen Romans betrachtet werden muß, da sie nur mit dieser, aber mit dieser auch so vielfach sympathisirt, daß sie als eine bloße Erneuerung derselben angesehen werden darf, so setzte sie Alles, was die Blüthezeit der alten Romantik eigenthümlich auszeichnet, aus den Augen, griff zu dem schlechtesten Stoff der Alexandersage und zu der geringeren Bearbeitung des Tristan, und ließ die Volksepen ganz liegen. Das Alles also, was sich nach unserer Ansicht aus dem Romane zur Epopöe veredelte, fiel nicht in den Roman zurück. Auch der Parzival des Wolfram existirt schwerlich in Prosa und wenn ihm auch die Auszeichnung ward, in seiner poetischen Urform (1477) gedruckt zu werden, so geschah dieß, so groß auch die Aufnahme aller Wolframschen Gedichte im 14. und 15. Jahrhundert war, ohne Zweifel mehr, weil er ein Appendix zum Titurel war, dem die gleiche Ehre (1477) wiederfuhr, als umgekehrt. Anders war es mit jenen Gedichten der fränkischen und deutschen Sage, die wir oben als eine zweite Gestaltung bezeichneten, in welcher die historische Grundlage geringer, die poetische Fiction bedeutender war. Gerade so wie die

357) Riesengeschichte, oder kurzweilige und nützliche Historie von König Eginhard aus Böhmen, wie er des Kayfers Otto Tochter aus dem Kloster bringen lassen und hernach viel Unglück im Königreich Böhmen entstanden ist u. s. w.

358) Grundriß S. 170 sq. Noch ungedruckt ist das Gedicht von Karls Ahnen in einer Wiener Handschr. Altd. Mus. I., 576.

wahre und fabelhafte Reisebeschreibung im Montevilla noch einmal vereinigt erscheint, um sich dann desto bestimmter auf der einen Seite nach der nackten Wirklichkeit, auf der andern zur bloßen Fiction und Vision zu spalten, so reichen sich Geschichte und poetische Sage in den vorhin genannten Werken noch einmal die Hand, um sich nun für immer zu trennen. Auch hier nun war in der deutschen Sage, die nicht fortgeschritten, die bei dem einmaligen Versuch poetisch erfinderischer Erweiterung stecken geblieben war, die Achtung vor der alten Form und dem Stoff zu groß, als daß man beides bedeutend angetastet hätte: im Heldenbuche wurde daher nur Einiges aus der letzten Periode mit größeren oder kleineren Veränderungen erneuert, und Caspar von der Roen (1472) kürzte dieß wieder in der Art, wie wie wir es oben bereits angedeutet sahen. Die große wilde Rohheit und eine gewisse physische Ueberkraft in den aufkommenden untern Ständen der Nation verräth den Geschmack, der vorzugsweise auf solche barbarischere Urstoffe der Sage, wie auf Siegfried zurückwies, den einzigen Gegenstand, der aus diesem Kreise zum Volksbuche geworden ist. Durchaus fremd stehen diese treueren Verpflanzungen alter Gedichte neben den Prosaromanen aus den anderen Sagenkreisen: zwischen welchen beiden Ulrich Fürterers cyclische Bearbeitung[359]) poetischer Romane vom Gral und der Tafelrunde (um 1473) eine gewisse Mitte bildet. Auch Fürterer erscheint als eine solche antiquarische Natur, wie Püterich, die sich mit ihrer Alterthumsmanie auslachen lassen und ihrerseits wieder die neueren Romane verlachen. Aufgemuntert von jenem Herzog Albrecht IV. dichtete er seine dreizehn Abentheuer[360]) in der Strophe des Titurel, und wie Hadamar von Laber „die längst aus dem Leben geschiedenen Redeweisen, Aus-

359) Außer dem, was in Michaelers Iwain daraus gedruckt ist, kann ich auf nichts als auf Hoffstätters Auszüge von dem was den Gral betrifft verweisen, in den zwei Bänden seiner Altd. Gedichte von der Tafelrunde; und eine Stelle aus dem Lanzelot, durch Docen in dem N. lit. Anz. 1808. Nr. 4. u. 5.

360) Vom Ursprung der Helden- und Ritterorden und vom troj. Kriege; von Merlin; Gamuret; Titurel; Parzival; Lohengrin; Floris und Wigalois; Seyfried von Ardemont; Meleranz von Frankreich; Iwain; Persibein; Poytislier und Lanzelot.

drücke und Wendungen der alten Kunst sich aneignend, mischt er unter diese **disjectorum membra poetarum** die unritterlichen gemeinen Ausdrücke seiner Zeit oder seiner bürgerlichen Bildung, sammt allen Härten seiner provinziellen Sprache ein. Seine Arbeiten machen deßhalb, weil wir nur ihn und seinen Fürsten sehen, ohne daß wir wüßten, daß irgend sonst sein Zeitalter daran Antheil genommen habe, nicht sowohl einen widerwärtigen als rührenden Eindruck auf uns[361])." Auch andre gingen auf seinem Wege und gaben Auszüge aus größeren Erzählungen (wie im Trimunitas von Martin Meier[362]) 1507), nur daß der Vortrag hier volksmäßiger wird. Weit mehr Eingang fanden dagegen die prosaischen Erzählungen aus eben diesem britischen Sagenkreise und einem verhältnißmäßig noch größeren, die aus dem fränkischen. Ich habe oben schon die verschiedenen Frauen genannt, die nach Deutschland Stücke aus diesem Kreise verpflanzten. Den Charakter dieser Stücke kennen wir schon aus der letzten Periode der versificirten Romane. Was den Raynald oder die Haymonskinder dem 13. und 14. Jahrhundert empfahl, empfahl ihn auch dem 15. und 16ten; wahrscheinlich wird er früher schon handschriftlich in Uebersetzungen existirt haben, ehe er gedruckt erscheint. Ist dieß nicht, so mag die Geschichte von Hug Schapler seine Stelle vertreten. Auch hier herrscht, noch ärger, in dieser fabelhaften Geschichte von Hugo Capets Thronbesteigung, die schon Dante in ihrem Ursprunge kannte, jene gewaltige Rohheit und Brutalität, die uns wie in die Barbarei von Bauernkriegen oder in die wildeste Urzeit zurückversetzen. Ebendieß empfahl sich eben diesen Zeiten, welche die Greuel der Hussitenkriege erlebten, welche die Podiebrad und Hunyad, ähnliche Emporkömmlinge, und natürliche Söhne auf mächtige Throne steigen und umgeben sahen von jenen herkulischen Helden, die aus der Mühle genommen zu Feldherrn wurden und noch als Feldherrn ihre riesige Kraft mit fanatischer Tapferkeit und Blutlust paarten. Mit dem Erwachen neuer physischer Kräfte in den Nationen brach auch in einzelnen Individuen eine ganz ungeheure Lebenskraft durch; wie in den rohesten Zeiten des Urzustandes

361) Docen in den Wiener Jahrb. t. 15. S. 68.
362) In Adelungs Magazin 2, 2, 51.

machte sich die körperliche Ueberlegenheit als ein glänzender Vorzug geltend, gleichviel ob sie der Held im Religionskampf auf dem Schlachtfeld zeigte, oder beim Gelag das Faß zu heben und aus dem Spundloch zu trinken verstand; und wenn doch unter den Menschen der Glaube lebte, als ob die Kinder einer natürlichen Liebe schon die Früchte einer regern Kraft wären, so haftete dann auf solchen auch im Leben weit eher eine Ehre als ein Makel, und solche Erzeuger und Erzeugte gingen denn, wie eben im Hug Schapler, in die Poesie ein. Wie dieser Fleischersohn den Thron von Frankreich bestieg, wie sich seine zehn natürlichen Söhne zu Ehren bringen, so wird noch mehr in den geschlechtlichen, als in den politischen Verhältnissen, das Mischen der untern und obern Stände im Romane dieser Zeit versinnlicht. Dieß halte ich für das einzige originalere Element in diesen Prosaromanen, das sie wenigstens theilweise in einer Verbindung und in einem Verhältnisse zu der Zeit ihrer Erscheinung zeigt. So eng und schroff die nachdenkliche Liebe der Minnesänger im Kreise des Standes gehalten hatte und des Ranges, so sehr ist es die Eigenschaft der heftigen leidenschaftlichen Neigung, über Rangverhältnisse hinwegzuspringen. Wir sehen daher, daß jetzt die Romanhelden sich über die Stände wegsetzen; Liebschaften zwischen Unebenbürtigen (wenn sie es auch nur scheinbar sind) werden jetzt ein Hauptthema; im Pontus argumentirt der König von England schon mit unserm allgemeinen Abstamme von Adam und Eva, da er dem armen Pontus oder Sordit seine Tochter anbietet; die Geschichte von Guiscard und Sigismunde ward ein Gegenstand des Volksantheils; und ebenso die in aller Welt mit wetteifernder Fruchtbarkeit verbreitete Geschichte der Griseldis[363]), jener treuen, aus dem Bauernstande emporgehobenen, von ihrem Manne so hart geprüften und so geduldig und gehorsam bewährten Gattin. Im 15. Jahrhundert ward jene sinnige Liebe der Ritterzeit mit einer neuen sinnlicheren vertauscht. Nicht allein jedes Volkslied drückt dieß aus, und manche Romane,

363) Das Volksbuch von Markgraf Walther, dessen Stoff, wie ich schon oben anführte, bereits dem Püterich bekannt gewesen zu sein scheint, und schon 1471 in einer Uebersetzung aus Petrark gedruckt existirt, der sie dem Boccaz entlehnte und eine ungemessene Vorliebe dafür hatte.

sondern die Geschichte selbst. Wer weiß nicht von Albrecht und Agnes Bernauerin? Wer hat nicht die interessanten Abentheuer des Herzogs Wilhelm von Oestreich in seiner Werbung um die ungarische Hedwig mit Antheil an einer scheints mehr natürlichen als politischen Liebe gelesen? Wer weiß nicht, wie Buhlerei und zügellose Liebe von Sigmund bis auf die Fürsten der Reformationszeit poetisch erhoben und moralisch, selbst von so strengen Sittenrichtern, vorsichtig tolerirt ward? Wer weiß nicht, daß Sigmunds Abentheuer mit der schönen Elisabeth Morsinai, die die Mutter des Johann Hunyad sein soll, zum Romane, zur Sage ward, wie sie in diesen Tagen beliebt war. Er hätte ihr, heißt es, einen Ring hinterlassen, an dem er sie und ihr Kind wiedererkennen wollte; und als sie hernach mit ihrem Bruder Caspar aus Siebenbürgen nach Ofen zog und im Walde ruhte, hätte ein Rabe den Ring gestohlen, den doch Caspar glücklicherweise noch wiedergewann, was denn den Namen und das Wappen Corvins erklärt. Und endlich ist die glühende südliche Natur und Liebeswärme seines wackern Kanzlers Schlick von dem muthwilligen Aeneas Sylvius selbst auf einfacher geschichtlicher Grundlage in einem eigenen Roman verewigt worden, der zu großer Berühmtheit gelangte. Den Uebergang von jener alten Minne zu dieser neuen Liebe, von der Gedankenliebe (denn so würde ich das Minnen und Meinen der Alten im Gegensatze bezeichnen) zu der Herzensliebe, bezeichnet der Charakter der verschiedenen Prosen dieser Zeit sehr gut. Vieles was noch ganz aus alten Bearbeitungen mit keiner anderen Veränderung, als der Verse in Prosa, überging, wie der Wigalois, der nach Wirnts Gedichte (1472) von einem Ungenannten auf Bitten einiger Edlen „aus den Reimen in ungereimter Rede beschrieben" ward, oder wie Tristan, (ed. Augsb. 1498) der nach dem Texte des Eilhart aufgelöst und erweitert ist, oder wie Wilhelm von Oestreich, der wahrscheinlich auch aus dem obenerwähnten Gedichte des Johann von Würzburg herstammt, geht natürlich noch ganz in dem alten Geleise und hat nichts als den Ton geändert. In manchen, wie im Fierabras (ed. Simmern 1533), wenn dieser schon in diesem Jahrhundert übersetzt sein sollte, dessen Prosaquelle mit dem provenzalischen von Bekker herausgegebenen Gedichte Eine gemeinsame nordfranzösische Quelle hat, ist das Kriegerisch-Wilde, der

Pfaffenhaß, das Uebertriebne-Ungeheure, die Maschinerie, der Aberglaube, die Wunder noch zu vorherrschend und noch nicht, wie in der eigenthümlichen Auffassung in Calderons Brücke von Mantible so ermäßigt, daß die Liebesepisode darin eine vorstechende Rolle spielen könnte; und dieser Art ist die Geschichte von Herzog Herpin[364]), die, wie so viele dieser Vasallensagen, blutig und gräßlich ist und wie die dazu gemalten Bilder aufs Entsetzliche ausgeht. An noch viel Roheres aber erinnert der Valentin und Namelos, der in einer Handschrift von 1465 bekannt und später wieder 1521 von Wilhelm Ziely von Bern weitläufiger zugleich mit der Geschichte von Olwier und Artus aus dem Französischen übersetzt ist[365]), welche letztere sich im Stoffe mit Engelhart und Engeltrude berührt. Und was fast alle diese französischen und britischen Romane ungenießbar macht und so ungemein schwer auf den kleinen Kern gerathen läßt, der für den Literarhistoriker darin zu suchen ist, ist die ganz maaßlose Breite und Weitschweifigkeit der längstbekannten, noch einmal aufgefrischten Abentheuer. Waren die gereimten Ogier, und die Krone der Abentheuer schon unbezwinglich und unübersehbar, was muß man zu dem prosaischen Lanzelot[366]) sagen, der aus dem französischen des Gautier Map übersetzt ist, und ganz nahe an den endlosen Umfang der Amadis streift! Und selbst die ansprechenderen Erzählungen von Pontus und Sidonia[367]) und von Lother und Maller[368]) und Aehnlichen leiden alle an der er-

364) Cod. Pal. N. 152. Uebereinstimmend wird wohl der Druck von dem weißen Ritter sein. S. Panzer Annalen I., S. 47.

365) Ein seltneres Buch: „In diesem Buch werden begriffen und gefunden zwo wunderbarlicher Historien gantz lieblich zu lesen, auch dienen zu vil erfarnuß. Die erst hystori von zweyen treuwen gesellen mit namen Olivier, eynes kunigs sun uß Castilie, und Arto, eyns kunigs sun von Algarbia u. s. w. Die andre hystori sagt von zweyen Brüdern Valentino und Orso ꝛc. gezogen uß frantzösischer zungen in dütsch durch Wilhelm Ziely von Bern im Oechtland." Basel 1521.

366) Cod. Pal. 147. oder N. 91 u. 92.

367) Cod. Pal. 142.; verschieden von den gewöhnlichen Drucken und vom Buch der Liebe, und also von einem andern Uebersetzer als von Leonore.

368) Ed. Strasburg 1514 aber schon viel früher übersetzt, wie oben bemerkt wurde.

müdenden Verschlingung ähnlicher und schlechter Abentheuer. Allmählig nimmt denn, wenn auch nicht die Breite, so doch die Wunderlichkeit der Abentheuer ab. So lange noch der Stoff durch überladene Begebenheiten und Wunderlichkeiten anspruchvoll blieb, war es nicht möglich, daß sich die Dinge weder aus den Massen herausarbeiteten, noch den wunderlich affectirten Ton ablegten, den steifen Bombast, in dem sich die Rede bewegt, das gespreizte und eckige Wesen, das straks zu den Reverenzen und Reifröcken des 17. Jahrh. überführt und für jeden gesunden Kopf schon im Keime in den poetischen Romanen unerträglich peinvoll ist. Es war daher schon ein Schritt zum Besseren, daß man mit Tristan und Flore und Blancheflour jene einfacheren Novellenstoffe aufnahm, die wir überall in ihren bescheidenen Ansprüchen viel liebenswürdiger fanden. Man druckte die Gesten und die sieben weisen Meister; man übersetzte den Boccaz[369]); man erweiterte einzelne der hier liebgewonnenen Novellen; und so gewann der Kaiser Octavian seine weitere Gestalt, in der er zum Volksbuch ward; der Fortunat ist aus einer kleinen Erzählung der Gesten erwachsen (schon zwischen 1440—50?); aus Boccaz haben wir getrennt und für sich einzelne Stücke erhalten; die Melusine ward von Thüring von Ringoltingen 1456 aus dem Französischen übersetzt[370]), und sie existirt verkürzt im Volksbuche neben jenen lieblichen Erzählungen von Genofeva und Magellone. Dieß sind denn jene beliebten, ihrer netten, einfältigen Weise wegen so beliebten Stoffe, die nachher so häufig erneut und wiedergedruckt, in allen Nationen gleichmäßig geachtet und in Zeiten von geläutertem Geschmacke aufgesucht und mit Liebe bearbeitet und mit Dank aufgenommen wurden. Wie wir aber schon oben bemerkten, diese Dichtungen waren für die jedesmalige Zeit accomodirt, und je selbstständiger die neueren Bearbeiter lebendig ihre Form erneuten, und je mehr ihre Wahl das Einfachste traf, desto besser war es: Tieck erntete fast ungetheilten Beifall, allein weder die Bücher der Liebe des 13. und 19. Jahrhunderts, noch der Goldfaden, noch Fr. Schlegels Lother und Maller konnten das Aehnliche erlangen. Damals freilich, im 15. Jahrhundert,

369) Die erste Ausgabe Ulm 1475. ? Später Augsb. 1490. Strasb. 1519 ꝛc.
370) Ed. Heidelb. 1491.

waren die Anforderungen noch gering; man durfte das Kleinste kaum bieten, so war man vergnügt und zufrieden damit. Die keuschen Josephe, die in der ältern Zeit sehr im Hintergrunde standen, rückte man nun blos hervor; die tragisch ergreifenden unglücklichen Ausgänge der Liebe, wie in Tristan, die vormals fast unerhört waren, ließ man nun häufiger werden und konnte des Beifalls sicher sein; die Liebesepisoden, die sonst hinter den Irrfahrten verborgen lagen, zeichnete man jetzt in der Behandlung aus; wie man sonst die Liebe gesegnet und gepriesen hatte, so hebt man jetzt ihre leidige Seite hervor, da auch die Leidenschaftlichkeit, die nun diese Liebe zu begleiten pflegt, mehr nach dem Leid der Liebe hinneigt. Ganz eigenthümlich zwischen dem Alten und Neuen steht in dieser Beziehung der poetische Roman des Johann von Soest, Margarete von Limburg[371]), der 1470 aus dem Flandrischen übersetzt ist[372]), und wahrscheinlich in dieser Sprache im Besitz der Mathilde war, aus deren Bibliothek ihn Püterich 1462 schon erwähnt. An was Alles erinnert nicht dieser Roman, von Altem und Neuem! Mehrfache Liebespaare, abwechselnde Verfolgung gleichzeitiger Abentheurer verwandter oder befreundeter Helden, wie in den meisten der Prosaromane; schlechte Erfindung und Wiederholung der Begebenheiten, Reminiscenzen an andere Erzählungen; die Scenerie der Allegorien; ja ganze eingeschaltete Allegorien der Art, wie wir sie oben kennen lernten; die Versetzung aus den großartigen Ritterabentheuern in kleinere, mehr bürgerliche Verhältnisse, wie wir ja oben schon in mehreren in diesen niederländischen Gegenden entstandenen Gedichten fanden, zugleich bei dem Bewahren der alten großen Schlachten und Heidenkämpfe, all das liegt dicht nebeneinander; und was das Herabziehen der prunkenden Begebenheiten in den Kreis gewöhnlicherer Ereignisse betrifft, so wird das in dem Ritter Galmy, in Gabriotto und Reinhart noch viel bedeutender, wo eine Verbannung, ein Turnier u. dgl. schon eine so

371) Cod. Pal. N. 87.

372) Ibid. fol. 83.

Der hübschte fürst in al tütsch lant
mich seer off eyn tzyt hot ermant,
gebetten auch durch groß begyrt, daß ich dyß buch ym transfyryrt
uff flemischer sprach, dy ist halp tutsch in disse sprach dy ist hoch tutsch.

große Begebenheit ist, wie im Wilhelm von Orleans, der in Deutschland der Vorläufer von dieser ganzen Gattung ist. Dieß hängt eben damit zusammen, daß das heilige Kleinleben der Liebe allmählig alles andere verdrängt, so daß es in den beiden letztgenannten Stücken schon ein kritisches Ereigniß von den größten Einflüssen ist, wenn sich einmal der Held vor der Geliebten bei Tische mit dem Messer den Finger verwundet. Auch in der Margarete von Limburg ist die Liebe der drei verschiedenen Paare weit das Interessanteste, und der Eingang des Tones aus dem Volkslied ist hier fast so entschieden, wie der des Minneliedes in die alten poetischen Romane (auch herrschen in der Manier des Dichters Eigenthümlichkeiten der Meister- und Volkssänger, wie z. B. daß er seinen Gönner Pfalzgrafen Philipp stets nur mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens bezeichnet). Zwischen Evar und Sibylle herrscht die alte Art von Minne; die Dame zaubert, der Ritter wird wahnwitzig; ganz nette Züge aber findet man, wer sie in den 20000 Versen des Gedichtes suchen will, in der Liebe des ruhigen Heinrich zu der glühenden Europa und des glühenden Echites zu der ruhigen Margrete; gegen die gleichgültigen Buhlereien in den alten Romanen sticht diese Wärme ganz eigenthümlich ab, die hier so ganz mit Zucht und Ehrbarkeit gepaart ist, und während in einem seelenlosen Stoffe die alte Form unter den Händen des Singmeisters, der sich in jedem Gesange der Unfähigkeit bis zur Langeweile wiederholend anklagt, stets tiefer sinkt, steigt innerlich die Natur und Menschlichkeit, mit der er seine Seelenschilderei in naiver Sicherheit verfolgt, und je minder man daran gewöhnt ist, desto mehr überrascht es, wie hier alles so natürlich beredt, so rein und eben fließt; wie so practisch und verständig die kühlere Frauennatur dem Ungestüm der männlichen Liebe gegenüber gezeigt und wieder ein umgekehrter Fall zum Gegensatze geschickt benutzt wird.

Die Rückführung zu diesem Gefallen am Seelenleben von dem Geschmack an dem wirren Abentheuerwesen der Ritterromane hat ohne Zweifel der griechische Roman vollbracht, oder das, was dem griechischen Romane Aehnliches nach Deutschland, lateinisch oder deutsch, sich verbreitete. So brachen auch Wielands Werke in neuerer Zeit erst der gesünderen Natur die Bahn, so verwerflich man sie auch sonst finden mag. Von dieser Seite her finde

ich nun in diesen Zeiten den schon erwähnten Niclas von Wyle, Stadtschreiber von Eßlingen, und sein Uebersetzungswerk äußerst bedeutend. In denselben bairisch-schwäbischen Gegenden, wo wir den eigensinnigen Geschmack an dem Alten so festhalten sahen, regt sich zugleich zuerst der Sinn für die neue Richtung, die das Bekanntwerden und Verjüngen der Alten in Italien vorschrieb. Die Schriften des Boccaccio waren ganz geeignet, die Manier des Ritterromans aufs innerste zu erschüttern; den Frost der conventionellen Adelswelt und alter gelehrter und politischer Vorurtheile zu brechen, diente Petrarks Begeisterung für die Muster des Alterthums und Poggios überlegene Feder. Dem Freimuth der italienischen Humanisten eiferte Felix Hemmerlein aus Zürich nach, der in Recht und Schrift gelehrt, gleich bewandert in der Gesellschaft wie in dem Buche, mit Gesang und Kunst wie mit Wissenschaft befreundet war: diesen Mann hatte Niclas Wyle, als er Schulmeister in Zürich war, gekannt. Noch mehr war Aeneas Sylvius dazu geschaffen, seiner Stellung nach, zwischen Italien und Deutschland zu vermitteln und Er spornte zuerst die Fürsten, geißelte ihre Indolenz, schmähte den entarteten und verbauerten Adel, spottete der Wiener Gelehrten und ihrer nutzlosen Spitzfindigkeiten und warf mit die ersten Funken in das verglommene geistige Leben der Deutschen. Von dieses Mannes Schriften, so wie auch einzelne Stücke von Poggio, Hemmerlein und Petrark hat Niclas zwischen **1460—80** ins Deutsche übersetzt. Er hat meist kurze Stücke einer practischen Lebensweisheit gewählt und trat so factisch gegen den ganzen Geist der zwecklosen Gelehrsamkeit auf. Wie in Philologie und Humanistik die Lange und Agricola still den lauteren Fehden der Reuchlin und Hutten vorarbeiteten, so ist auch dieser Mann ein geheimer Verarbeiter für andere Richtungen Huttens und für die Brandt und Kaisersberg. Vorsichtig und ohne Urtheil theilt er Poggios Bericht von dem Tode des Hieronymus von Prag mit; aber er theilt ihn eben mit; er gibt Tractate über den Vorzug des Tugendadels oder Geburts- und Reichthumsadels, auch sie ohne Entscheidung, und ausdrücklich vorsichtiger als Hemmerlein, der auch über diesen Gegenstand in seinen Werken schrieb: denn ihm „ist es sicherer, darüber zu denken als zu schreiben." Eigenes Verdienst hat daher Wyle wenig; was aus seinem eigenen

Kopfe kommt, streift noch ins Obscure[373]), dreht sich noch in Kleinlichkeiten, in Abhandlungen über Interpunction und Orthographie (worauf sich auch Steinhöwel in seiner Uebersetzung der berühmten Frauen des Boccaz einzulassen für nöthig findet) über Titel und Charaktere herum. Aber den rechten Sinn hat er durchweg und wählt mit Erwogenheit zur Uebersetzung, was ein wahres Bedürfniß der Zeit war. Daß er mit seinen Schriften eine stille Opposition gegen die herkömmlichen Schreibereien der Deutschen machen will, liegt in dem Selbstgefühl, mit dem er den Werth dieser Tractate „gegen alle deutsche Bücher, die er gelesen," heraushebt. Und gewiß, wie ganz anders mußte diese grundsätzliche Lebensweisheit, die er aus seinen Italienern verdollmetschte, namentlich den Gebildeteren ansprechen, da hier endlich einmal kein höfischer Dichter mehr die alte Ritterwelt zurückwünschte, deren Glanz Jedermann unwiederbringlich verloren fühlte, da hier keine verzagende Lamentation, sondern wirkliche Aussicht und möglicher Trost geboten ward für den, der Hände und Füße zu regen wußte; da hier kein mystischer Prediger mehr Verabscheuung des äußeren Lebens predigte, kein Scholastiker die müßige Quälerei des Kopfs mit zwecklosen Grübeleien empfahl, sondern ein gesünder Sinn auf die fruchtbare Weisheit der Alten und die Tröstung des Rechthandelns und der eigenen Thätigkeit wieß. Ein ganz neuer Schwung war in die Gelehrten durch einen ganz neuen Verkehr gekommen. Die allgemeine Reisewuth des Jahrhunderts, das Hinströmen der Gelehrten aller Länder nach Italien, die Reisen nach entfernten Universitäten, die nothwendige Verbindung der nordischen Künstler mit dem Süden, die Fürsorge für Wege und Land- und Wasserposten, die neuen Erfindungen die zu Communicationen einluden, bald auch der Einfluß des häufigern Geldes, die Anfänge der Zeitungsnachrichten, die unter Begünstigung der Buchdruckerkunst bald in diesen Zei-

373) So erzählt er in seiner Vorrede zur Uebersetzung von Lucians Esel, daß er einmal von dem kaiserlichen Kammerschreiber Michel von Pfullendorf gehört habe, daß ein ehrbarer Gastgeber auf seinen Eid versichert habe, er sei durch Zaubereien einer Frau ein ganzes Jahr lang in eine wilde Gans verwandelt gewesen, bis ihm einst im Zank mit einer andern wilden Gans diese das Bezauberungswerk von seinem Halse gerissen hätte ꝛc.

ten aufkamen, der ungemeine Verkehr der Gelehrten im ausgedehntesten Briefwechsel, der den Trithemius in diesen Zeiten schon die Briefe der bedeutenden Literaten überall als Werke ansehen läßt, die erneuerten politischen Verbindungen Deutschlands mit Italien, die Kriege mit dem Auslande, die Deutschland lange nicht gekannt hatte, die Türkenzüge, der lebhaftere Innenhandel, die aufgekommene Mode Badeorte zu besuchen, zugleich die größere Zugänglichkeit der Höfe und die häufigeren Heirathsverbindungen mit Prinzessinnen ferner Länder, Alles arbeitete zusammen, um eine Bewegung in die europäische Welt zu bringen, die Niemand schroffer empfand, als die Deutschen, wo im 14. Jahrhundert so viele Stagnation in allen Verhältnissen war. Die Eigenthümlichkeit der neueren Bildung, die sich in so ausgedehnten Räumen herumdreht, bringt es mit sich, daß immer nur solche Zeiten des erleichterten und aufgeregten Verkehrs von wahrem Gedeihen für jederlei Fortschritt in der europäischen Civilisation waren, und mit Recht sieht man in dem materiellen Bestreben nach Dampfmaschinen und Eisenbahnen in unsern Tagen die Vorboten eines rascher aufblühenden Lebens auch im geistigen Reiche. Daß den damaligen Gelehrten die Augen geöffnet, daß sie aus ihren engen Haus- und Schulverhältnissen herausgerissen wurden, daß unser Niclas an alle Höfe der Nachbarschaft, in vertrauliche Bekanntschaft mit Frauen fremder Bildung, in engeren Verkehr mit ihnen an Badeorten kam, deren damals viel freiere Gewohnheit den Umgang noch viel freier bildete als heute, daß er durch seine Italiener mit den Alten anfing bekannt zu werden und ihrer von allem Zwang und Unnatur entfernten Lebensweise, dieß gab auch dem unentschlossenen und zaghafteren Manne den Muth, Schriften zu übersetzen, die gegen die ganze Herkömmlichkeit des politischen und gelehrten Lebens angingen. Von diesem Inhalt ist des Aeneas Sylvius Rath an den Herzog Sigmund von Oestreich, in dem er ihm die Lesung der Alten empfieht, und den Niclas unter vielen anderen auch übersetzt hat. Er redet ihn darin mit dem ungewöhnlichen Du an und beruft, sich auf die Sitte der Alten und die Autorität des Petrark, der das Ihr in dem neueren Latein zugleich mit den übrigen Barbarismen ausgetrieben und mit der Reinheit seines Styls zugleich die alte Einfalt der Anrede, selbst Fürsten gegenüber, zurückgeholt;

und dieß geschieht in diesen Zeiten, wo ganze Bücher über das Titularwesen geschrieben und gedruckt, ja eine Abhandlung dieser Art von Niclas selbst verfaßt ward. Der Schreiber nennt dem Herzog die großen Muster der Alten, er wirft ihm ausdrücklich die Götzen der letzten Jahrhunderte, die Hugo von St. Victor, die Alanus, Albertus, Alexander von Hales und Nicolaus von Lyra und alle Neueren verächtlich bei Seite, denn darüber seien seine Italiener Alle einverstanden, daß diese die Menschen zu belehren nichts taugten, so gelehrt sie auch seien. Indem er ihm Achtung und Umgang mit Gelehrten empfiehlt, Gelehrte in sein Gefolge neben seine Ritter zu nehmen ermahnt, die Schwierigkeiten des Regierens vorhält und die schlechten Beispiele so mancher Fürsten, und ihn erinnert, daß ihn sein schönes Kleid nicht so zieren würde, wie Bildung, Leumund und Tugend, spricht er in einem Tone, der die Stellung des Gelehrten zu den Fürsten ganz ändern mußte, den Petrarka in so unabhängiger Lage gegen Karl IV. und mit seinem Enthusiasmus noch leichter angeben konnte, den unsere Hutten dann zum letzten Ziele brachten. Dabei vergißt Aeneas nicht, den Fürsten neben dem Wissen zugleich auf die „Gemeinsamkeit des Volkes," auf Umgang und lebendigen Verkehr hinzuweisen, neben den Studien auf Zugänglichkeit; er soll „grüßbar und Allen gemein" sein, mahnt er ihn, denn er wisse nicht, daß etwas Gelerntes in der Schrift gut sei, ohne daß es der Mensch übe und im Leben bewähre; und ich lobe, sagt er, nimmer die Menschen, die sich der Schrift so hingeben, daß sie darüber alle andere Dinge versäumen, sondern die sind alles Lobes werth, die dem gemeinen Nutzen dienen, und dabei Kunst und Lehre nicht vernachläßigen, wie es die Alten gethan, die, was sie gelernt, auch ausgeübt hätten. Daß der Mann, der in dieser Entschiedenheit gegen die scholastische Bildung der vorigen Zeiten ankämpfte, der mit solcher Bitterkeit wie er that, den Adel und sein ganzes Thun und Treiben verhöhnte, wenn er einmal an ein Werk der Ergötzlichkeit, an eine Liebesgeschichte und Novelle die Hand legen sollte, auch in diesem Zweige sich gegen die ganze hergebrachte Romanenmanier auflehnen würde, läßt sich erwarten. In zweien seiner Briefe erzählt er die ihm eigenthümliche Geschichte von Euriolus und Lucretia und die entlehnte von Guiscard und Sigismunde,

den Stoff von Lenardo und Blandine. Beide übersetzte Niclas von Wyle gleichfalls. Den ernsteren, ehrbaren, züchtigen Mann, der in seiner Uebersetzung von Lucians Esel so sehr gegen das Obscöne darin eifert, hat doch sein Umgang mit dem leichtfertigen Poggio gewöhnt, um des Bösen willen das Gute nicht zu versäumen, und sogar daran, in leichten, scherzhaften, unbedeutenden Dingen die rhetorische Kunst zu bewundern, mit der Poggio, allerdings ein Meister dieser Kunst, glauben zu machen weiß, als habe es mit dergleichen kurzweiligen Ergötzlichkeiten Wunder welche Vernunft und Weisheit auf sich. Die formelle Vollendung der Darstellung in diesen Italienern reizte unsern deutschen Mann, das Aehnliche in der vaterländischen Sprache zu versuchen; Schade daß er auf die uralte und nun unter den ähnlichen Verhältnissen wiederkehrende Grille fiel, daß auch Er die lateinische Sprachkunst für die „Zeigerin aller rechten und löblichen Darstellung aller Sprachen" hielt. Daher ist seine Rede voll von höchst unangenehmen Latinismen; Männer wie Er und Steinhöwel und der Uebersetzer der boetischen Tröstung der Philosophie autorisirten diese Manier der constructionstreuen Uebersetzung, die in den Romanen schon vor ihm herrschte (wo es bei den aus dem Französischen entlehnten nicht einmal so viel auf sich hatte); er mochte dazu beitragen, daß man den pathetischen Senatorenton des Lateins in den Romanen noch mit dem breiten Schwulste der ritterlichen Vornehmheit gepaart sieht, daß man das „köstlich nach dem Latein gesetzte Deutsche gegen die gemeine Rede"[374]), welche von Hermanns Legenden und den Anecdoten der Gesten an bis auf die in Schimpf und Ernst unsere Prosa so naiv und ansprechend machte, überschätzte, so daß dann selbst einem Hutten die verderbliche Gewöhnung nicht auffiel, nachdem schon Albrecht von Eyb in seinem Buch von der Ehe einigen Beweis gegeben hatte, wie viel wohlthätiger für die Sprache es war, wenn die Schreiber nicht sclavisch an ihren

374) Der Auflöser des Wigalois sagt: „Nun hab ich es ye uff mich genommen, wie wol ich mich des lateins in sunderheit nit gentzlich verstee, noch der kostlichen gesetzten teutsch nach latein, noch nach dem sitten der poeten nichtzen enkan; so sag ich doch nach schlechter gemeiner rede, wann nicht ein yeder die gesetzten und subtilen rede oder wort versteet u. s. w.

fremden Quellen hingen und nicht lateinisch denkend die vaterländische Rede niederschrieben. Trotz alle dem ging aus der reizenden Schreibart des Italieners noch so viel in das Deutsche des Niclas ein, daß sein Euriolus und Lucretia, wie er in alle Sprachen überging, auch in Deutschland eine große Wirkung machte, und durch das ganze 16. Jahrh. als Muster selbst von empfindlicheren Kritikern genannt wird; so wie die Empfindsamkeit, die in diesen Zeiten in den trockneren Roman noch nachgetragen wird und der Geschmack an einfacheren Liebesintriguen und der leichteren Manier des Boccaz, wohl hauptsächlich durch dieß Werkchen bei uns angeregt ward. Für Deutschland hatte es das besondere Interesse, daß unter dem Helden des Romans der berühmte Kanzler Sigmunds, Kaspar Schlick, verstanden ist. Zu den Zeiten des Concils von Basel (1431) lag Sigmund auf seinem Römerzuge fast ein ganzes Jahr in Siena; dort nun hatte der feurige[375]) Kanzler „eine wundersame Liebschaft mit einer edlen Bürgerin" und diese brachte Aeneas 1444 in eine lateinische Erzählung, die den Vorgang der italienischen Novellisten verräth, und den üppigen und leichten Anstrich des griechischen Romans und des Petronius Farbe trägt; von 1462 ist Niclas Uebersetzung. Man ist wie in eine andere Welt versetzt. Ein feuriger Liebhaber, ein eifersüchtiger Ehemann, das kleine Spiel der belauschten und verfolgten Liebe, eine Trennung, und nach der Trennung der baldige Tod des liebenden Weibes, das ist Alles. Die Würze der Erzählung sind nicht mehr Abentheuer und Thaten, sondern das Herzensleben des Liebespaares, nicht mehr abwechselnde Heereszüge der Helden, sondern ein amatorischer Briefwechsel, nicht mehr große Schlachten, sondern ein nächtlicher Anschlag oder sonst ein Abentheuer im Hause der Geliebten. An wie kleinen Geschichtchen und Sächelchen hängt hier das Interesse des Lesers! und was die erzwungenen ungeheuren Mittel der Romane nicht vermochten, das vermag der leichtfertige Ton dieser Darstellung: sie reißt uns hin, und wir hängen am

375) Tu etiam aderas, schreibt ihm Aeneas selbst, et si verum his amibus hausi, operam amori dedisti. Civitas Veneris est. Ajunt qui te norant, vehementer quod arseris quodque nemo te gallior fuerit. Nihil ibi amatorie gestum te inscio putant.

Gelingen und Mislingen der Liebenden mit der Angst, die nur die Ueberzeugung von der Wahrheit ihres Glücks und Unglücks uns einflößen kann. Aber mit wie natürlichem Geschicke ist auch trotz mancherlei Schwulst, Exclamation und selbst Rohheiten, diese Liebe in ihrem Entstehen verfolgt, wenn man die Ritterromane dagegen hält! Wie sich das Weib stellt, zurückhält, zürnt, nachgibt, wie sie löschend entzündet, stillend reizt, abweisend lockt; wie dann der schmerzlich glückliche Ton bei dem lange erschwerten Zusammentreffen der Liebenden, wie das wehmüthige Tändeln und Liebkosen getroffen ist, und das nichtssagende und doch so unendlich wichtige Gerede glücklicher und leidenschaftlicher Liebe; dann das schlagende Gewissen, das Pflichtgefühl der Frau zwischen ihrer Wagniß und ihrer Besonnenheit, das Ehrgefühl des Mannes neben seiner Pflichtvergessenheit, und als sie überrascht werden, als Ehre und Alles auf dem Spiele steht, die leidenschaftliche Hitze und Verzweiflung des Mannes neben der rettenden Ruhe und Ueberlegung des Weibes, das Alles verbunden mit der glühendsten Sinnlichkeit und Ueppigkeit muß man hart neben einem der geisttödtenden Romane lesen und versuchen, um sich zu überzeugen, daß eine solche Erzählung die Stimmung der damaligen Zeit ähnlich dem Werther in neuerer Zeit berühren mußte, die wir vorbereitet schon vorher fanden und im Volksliede ganz herrschend finden werden, und die nur unter dem Rückfall der Zeit durch die Religionskriege und unter der Rückkehr des höfischen Lebens im 17. Jahrh. noch nicht Bestand haben konnte. Wir finden übrigens auch außer der Erzählung von Guiscard und Sigismunde, die zunächst aus dem Latein des Aretin übersetzt und die übrigens ansprechender in Albrechts von Eyb Abhandlung von der Ehe in freier Bearbeitung nach Boccaccio erzählt und außerdem auch noch von Anderen übersetzt ist, daß auch andere Stücke in diesem Geschmacke, wie Cymon aus Cypern[376]), Camillus und Emilie und Andere verbreitet waren; und als im Laufe des 16. Jahrhunderts die alten Romane wieder hervorgesucht wurden, als die Fierabras (1533), die Heimonskinder (1535), die Ogier (von Egenberger 1571), endlich selbst die Amadis (1590) wieder Eingang, neue Auflagen oder neue Ueberse-

376) Ed. Strasb. 1516.

tzungen erfuhren, so ging doch in das alte Buch der Liebe (1578)[377], das hier als der Mittelpunkt angesehen werden muß, selbst unter diesen breitern Stücken fast keines ein, wo nicht die Liebe und das Seelenleben der Liebenden die Hauptsache wäre, und die Aufnahme von Theagenes und Chariclea, von Tristan und Flore und namentlich von dem schon bezeichneten Galmy, Camillus und Emilie, Gabriotto und Reinhart, zeigt, wie sich der neugriechische Geschmack seit dem 15. Jahrh. mit dem Roman des Ritterthums mehr zu verschmelzen strebte und der empfindsame Schwulst, der diese Stücke im Buch der Liebe fast allein von ihrer älteren Quelle unterscheidet, ist nichts als eine Art Ausartung dieses Geschmacks, der sein Verwerfliches eben sowohl mit sich führt.

Mit diesem Niclas von Wyle theilt Albrecht von Eyb, den ich bereits erwähnte, das Verdienst, die deutsche Prosa wesentlich und unter den Ersten gefördert zu haben. Auch Er stand mit Aeneas Sylvius in Verbindung, er war sein Kämmerling, als jener Pabst ward. Er schrieb gleichzeitig mit Niclas und ganz in seinem Geiste und war für Franken, was dieser für Schwaben. Ich darf ihn hier außer seiner schon genannten Behandlung der Geschichte von Guiscard und Sigismunde auch wegen einer zweiten Novelle erwähnen, die in seinem Ehebüchlein[378] (1472) eingeschaltet ist, jener blutschändrischen Geschichte von Albanus, die die Gräuel des Hauses Laius überbietet und wegen einer dritten von dem Kaufmann Aronus. Ich werde seiner übrigens noch an andern Stellen (namentlich mit Hans Nythart in Ulm bei dem Drama) gedenken müssen, und so werden wir auch anderswo noch dem äußerst verdienten Arzt Heinrich Steinhöwel in Ulm begegnen, dem Landsmann unseres Niclas, der unter anderen (1473 ?) auch des Boccaz berühmtes Buch de claris mu-

377) Die Darmstädter Biblioth. besitzt ein Exemplar dieses selten gewordenen Buches. Die darin enthaltenen Stücke, die man theilweise auch aus den älteren Bearbeitungen kennt, sind: Kaiser Octavian; die schöne Magellone; Ritter Galmy; Tristrant; Camillus und Emilie; Florio und Biancefiora; Theagenes und Chariclea; Gabriotto und Reinhart; Meluſine; der Spiegel der Tugend (den wir erst später erwähnen werden), Pontus und Sidonia; Herzog Harpin; Wigalois.

378) Ob einem manne sey zu nemen ein elich weib oder nit. o. O. u. J.

Heribus übersetzte[379]) und dabei mit derselben sclavischen Treue, wie Niclas verfuhr. Auch Er dedicirte dieß Buch der Eleonore von Oestreich, Erzherzog Sigismunds Gemahlin, die überall als Freunde der Aufklärung erscheinen. So nahe Höfe, wie die dieses Sigmund und des Albrecht von Baiern, pflegten so verschiedene Tendenzen! So benachbarte Städte sahen so abweichende Bestrebungen! Diese wackeren Männer halfen in Nürnberg und Ulm den Samen für die Früchte der Reformation streuen, öffneten den Sinn für die Alten und für ihre practische Moral und wiesen den neuen Humanisten zuerst den Weg mit Uebersetzungen ihre neue Weisheit ins Volk zu bringen, während in München die alten Tafelrundromane aufgefrischt wurden und die Fabeleien aus Alexander, Brandan und allen Geistergeschichten sich mit dem ast ologischen Unsinn der Zeit die Hand zu reichen begannen.

6. Meistergesang.

Wir haben nacheinander gesehen, wie uns die einzelnen Zweige der Poesie, welche die Jahrhunderte ihres Verfalls in Deutschland pflegten, zuerst auf das volksmäßigere kirchliche Lied, auf den Schwank und die Anecdote, die Lieblingsunterhaltung der untern Klassen, auf das historische Lied und die laute Kritik der Zeiten und Sitten aus dem Munde des Volks, auf das Volksbuch und auf das erotische Volkslied überführte oder vorbereitete. In allen diesen Zweigen erblickten wir das Alte und Hergebrachte in einem stufenmäßigen Verfalle, selbst trotz manchen angestrengten Versuchen, eben dieses Alte wieder zu einem neuen Flore zu bringen. Es ist übrig, daß wir diesen Gang auch an der eigentlich lyrischen Dichtung beobachten und auch in ihr das Absinken und den Untergang nachweisen, ehe wir den Volksgesang und in ihm die ersten Anstöße zu einem neuen Aufschwunge betrachten.

Ich hoffe, daß die einfache historische Entwickelung unserer Dichtung manche Fragen über den Unterschied des Minne- und Meistergesangs beseitigt haben wird, die noch vor zwei Jahrzehnten Gegenstände lebhafter Discussionen waren. Beschränkt man selbst, dem neueren Sprachgebrauche gemäß, den Ausdruck Meistersänger auf die Zeiten, wo die Kunst, in förmliche nachweis-

379) Ed. Ulm bei Joh. Zainer o. J.

bare Schulen zurückgezogen, nach Regeln und Tabulaturen und nicht mehr nach blos herkömmlichen Gesetzen, hauptsächlich von Handwerkern geübt ward, so ist der Zusammenhang mit dem Minnegesang ganz unleugbar. Wir haben oben ausführlich gehört, in welchem geraden und ungeraden Verhältnisse der lyrische Gesang an der Scheide des 13. und 14. Jahrhunderts mit dem eigentlichen Minnegesang stand; wir fanden soviele Anlehnungen darin ans Alte, wie Uebergänge zu einem Neuen, vorher nicht Dagewesenen. Dieser Gesang führte uns vielfach an die Grenze des Volksliedes hin, und während er in einem Müglin im Osten noch eine etwas längere Dauer ankündigt, bricht im Westen der Volksgesang vernehmbar durch und unterbricht offenbar den kunstmäßigen etwas, so vieles er auch davon an sich tragen mochte. Am Ende des 14. und im Anfange des 15. Jahrhunderts ward mit einigem Erfolge in der Erzählung wie im Liede das förmliche Rückgehen auf den reineren Minnegesang und all dessen Eigenthümlichkeiten versucht. Hugo von Montfort, fanden wir, traf den Ton des Minnelieds näher und feiner, aber ihm fehlte die musikalische Kenntniß; diese besaß dagegen der etwas spätere Wolkensteiner[380]), dessen Sprache aber schon wieder die ganze Rohheit des 15. Jahrhunderts verräth. Wenn ihre Lieder die Zeichen des kindischen Alters der reineren Minnepoesie an sich tragen, so trägt die allegorische, gelehrte oder religiöse Lyrik, oder soll ich sagen der Meistergesang des 15. Jahrhunderts die peinlichen Zeichen des Ueberlebens jener Periode der Gnomiker des 13. und 14. Jahrhunderts. In dem nämlichen Verhältnisse, wie die Prosaromane einen erneuten Verfall der verfallenen Reimromane des 14. Jahrhunderts bezeichnen, bezeichnet der strophische Lehrgesang des 15. Jahrhunderts eine noch tiefere Stufe, als die war, auf der wir ihn im 14. etwa bei einem Müglin fanden. Alle äußeren Verhältnisse und alle inneren Gegenstände dieser Kunst und dieser Künstler aus diesen beiden Perioden sind fast ganz dieselben. Was das Local angeht[381]), so war in diesen

380) S. Forkel Geschichte der Musik am Ende des 2. Bandes.

381) Grimm über den Meistergesang S. 129. „Im 14. Jahrh. blühte der Meistergesang zu Mainz, Strasburg, Colmar, Frankfurt, Würzburg, Zwickau, Prag. Im 15. zu Nürnberg, Augsburg. Im 16. zu Re-

sämmtlichen Perioden das Festhaften auf dem Süden und der Zug von West nach Ost charakteristisch. Der eigentliche Minnegesang hatte seine Blüthe im Südwesten und hatte im Lichtenstein und Aehnlichen in Oestreich eine etwas längere Dauer; der gnomische Gesang hatte seinen Hauptsitz am Rhein und starb in Böhmen aus oder führte in einem Beheim auf den Meistergesang bestimmter über. Auch dieser nimmt seinen Gang von dem Oberrheine, Franken und Baiern aus nach Oestreich und bis nach Pommern und Schlesien, von wo dann in einer neuen Periode eine neue Art von Dichtung ausgehen sollte. An eigentliche Schulen und an geschriebene Gesetze ist vor Ende des 15. Jahrhunderts nicht zu denken, wenigstens erlaubt es die Gewissenhaftigkeit des Geschichtschreibers nicht, ohne ausdrückliche Documente und selbst ohne deutliche Winke dergleichen vor der ältesten Tabulatur, von der wir wissen[382]), anzunehmen. Weder in den zahlreichen Gedichten Beheims noch Rosenplüts läßt etwas auf die Existenz von Schulen schließen; keine städtische Urkunde in Nürnberg und Augsburg erwähnt sie vor dem 16. Jahrhundert. Wir finden die Sänger des 15. Jahrhunderts auf Reisen, wie damals, klagend über die Höfe, die ihnen keinen Aufenthalt und keine Nahrung mehr gewähren, wie damals. Ein Wetteifer war da, dieß zeigen Beheims Aeußerungen, allein es war schon nicht mehr der neidische und heftige des 13. und 14. Jahrhunderts, es war vielmehr eine stille Nachahmung der Veßten, welche die Zeit mit Vorzug nannte, und dieß friedliche Verständniß, dieser gemäßigte Wetteifer führt sowohl zu der friedfertigen Geselligkeit in den späteren eigentlichen Meisterschulen, als auch zu ihren geordneten Wettgesängen über. Die wirklichen Tenzonen machten im 14. Jahrhundert gewissermaßen die Seele des gnomischen Gesanges aus; sie wurden von fremden Meistern gehalten und nicht eine Schule oder Gesellschaft setzte die Preise aus, sondern der Ausforderer selbst[383]), ob dieser nun der ankommende Gast war oder

gensburg, Ulm, München, Steiermark, Mähren, Breslau, Görlitz bis nach Danzig.“

382) Die Strasburger von 1493. s. Schilter Thes. t. 3. p. 38.

383) Cod. Pal. 680. f. 63.

Frdlich wil ichs heben an mit meim gesang auff dieser pan,
in meiner hant für ich ein van, daran vint man getziret stan

einer der einheimischen Sänger, der dem Fremden mit einem Liedlein „einschenkt" und ehrenden Willkomm bietet, galt gleich; und dieser Preis bestand schon früher in einem künstlichen Kranze[384]). Diese Wettstreite nahmen aber mit der Abnahme der Gelehrsamkeit unter den Singenden natürlicherweise auch ab. Seit dem Aufkommen der Universitäten, seit dem festeren Zusammenschluß der Zünfte, seitdem die Hofmusikanten und Stadtpfeifer hier und dort in förmliche Corporationen vereint wurden, bereitete sich auch für den Gesang das Aehnliche vor, der eben in diesen Zeiten, nachdem er sein letztes Glück an den Höfen versucht hatte, sich in den Handwerksstand ganz entschieden herabzog. Von diesen Zeiten an änderte sich leicht der Begriff, den man bisher mit dem Worte Meister verbunden hatte, die sieben Künste, von denen diese Bürger natürlich noch viel weniger verstehen konnten, als jene älteren Gnomiker, kamen in erneutes Ansehen, man sah sie noch immer als die Grundlage der Gesangeskunst an, bis man dann später durch den eigentlichen Abschluß diese Kunst vielleicht als eine selbstständige mehr an ihrer Seite sehen wollte; denn auf eine ähnliche Weise löste sich auch aus der Astrologie allmählig die Arzneikunst ab. Schon dadurch, daß bei dem Eintritt der Handwerksmeister im 15. Jahrhundert eine so große Masse von Aerzten und Astrologen die Dichtung übten, von den Neuenstadt, Steinhöwel, Hartlieb bis zu Fischart u. A., ergab sich ein engeres Verhältniß zwischen den Magistern der freien Künste und den Meistern des Gesanges. Daß man demgemäß bald auch den Vereinigungen einen neuen schulmäßigeren Charakter zu geben suchte, lag ziemlich nahe, da gleichzeitig bekanntlich auch

---

ein krantz von rosen wol getan, wer mir den abgewinnen kan,
mit schallen und mit singen,
ich hab ein krentzlein ausgehenkt, wie schön es an der stangen schwenkt,
wer sich nach seiner plumen lenkt, der wirt an kunsten unbekrenkt,
und ob er die rechten mas vordenkt, dem wirt das krentzlein hie geschenkt,
ich wil ims selber pringen.

384) Ibid. fol, 42.

— singt er sein gesanck, nit z'kurtz nit z'lanck,
gibt im recht wort und wise, er mus der kunst ein krentzl haben,
von edel rosen sibn, die pletter sind von goldbuchstabn
gar meisterlich geschriebn.

jene rheinische, donauische, augsburgische u. a. Gesellschaften der Celtes, Dalberg und Peutinger entstanden, die aus dem ähnlichen Gefühle entsprangen, daß die humanistischen Studien neben den Universitäten einer anderen Pflegstätte so bedürften, wie die Dichtung neben den Höfen. Wie ganz vag ist noch in der älteren Stelle, die ich unten citire[385]), der Begriff von Schule und Merkern; jene offenbar nur von dem Sangestag, von der Singschule der Späteren, von dem Orte der Aufführung verstanden, diese in einem freieren Geschäfte willkührlicher thätig (obgleich allgemein von Sylben- und Zahlmessen schon im 14. Jahrhundert geredet wird) und statt in der Achtung der späteren Merker vielmehr angefochten und bedroht erscheinend. Bei Rosenplüt ist nirgends, selbst nicht in der weitläufigen Erwähnung der Künstler und Kunstliebe der Nürnberger, einer Schule gedacht, bei Beheim wird kaum etwas von Merkern gefunden, obgleich er ganz den Ton der Meister des 14. Jahrhunderts nachahmt, in ihrer Art von den Verhältnissen der Sänger spricht, Tenzonen[386]) liefert, die offenbar — wie es deren auch ältere schon von Regenbogen gibt — blos fingirt sind.

Mehr aber als Alles stellt der Inhalt der Lehrgesänge dieser Zeit sie in eine Parallele mit den gnomischen des 13. und 14. Jahrhunderts. Ich scheide hier die erzählenden Dichter aus, wenn man sie auch (wie Folz und Rosenplüt) Meistersänger nennt und anderer Productionen wegen auch so zu nennen ein Recht hat, indem für Meistergesang nur gelten kann, was strophisch und für den Gesang eingerichtet und berechnet war, obgleich damit nicht behauptet ist, daß das so Eingerichtete nun wirklich nur gesungen und nie gelesen ward. Daß man sehr große historische und andere Gedichte für den Gesang und den Spruch damals bestimmte, habe ich bereits oben erwähnt, nur die eigentliche Er-

385) Cod. Pal. 392. f. 38.

Nun hert, warumb gieng ich ze schul: das ich wol seche, wie man hielt der meister stul,
da tet sich fast die gerechtigkeit verkeren, wen ich hort merkes also vil,
das mich des ser verdriesset, ich wolt das in der welte wer,
das man die falschen merker strafet also schwer,
das wer mein sin, darmit wil ichs beschliessen.

386) Cod. Pal. 312. f. 44.

zählung, die Novelle und der Schwank, blieb mehr der bloßen Rede anheim, obwohl auch die verschiedensten Gegenstände der alten poetischen Erzählung, selbst Volkssagen und Balladen in meisterlichen Tönen behandelt wurden. Wie unter jenen gnomischen ernsten Gedichten mitunter ein Lied im Volkston und im derb vulgaren und komischen Geschmacke unterlief, so auch jetzt; doch wird es nun seltener. Unter den zahlreichen Gedichten Beheims ist dergleichen wenig; seine Buhllieder, wie er sie nennt, sind spärlich, und seine Schimpf- und Scheltlieder in jenem Nithartischen Geschmacke gerathen ihm äußerst plump. Hans Folz setzt an seinen Zeitgenossen Kunz Zorn und Schneider aus, daß sie „über gemeinlaiische Art, doch mit manchem gezwungenen Sinn" gedichtet. Die volksmäßige Manier in manchem strenggeformten Meisterliede war ja wohl auch so natürlich, wie die Gelehrsamkeit und meisterliche Regel in manchem ächten Volksliede. Warum sollte sich auch selbst nach der Einrichtung eigentlicher Meisterschulen, die einen so strengen Gegensatz gegen den Volksgesang machten[387]), wie einst die höfischen Minnesänger immerhin, ein angesessener Meister nicht gern einmal an dem Stoffe eines Gassenliedes versucht haben, das ihm noch aus seiner Gesellenzeit lieb war; und warum sollte ein wandernder Bursche dem der Sinn darnach stand, einmal in die heimische Sängerschule zu treten, nicht manches früh Aufgefaßte aus dem üblichen Zuschnitte der Meisterlieder in sein Handwerksburschenlied gebracht haben? Dennoch blieben alle Gegenstände des Volksgesanges im Allgemeinen dem Meistergesang nicht minder fremd als einst dem Minnegesange; beide in ihrer Art bestimmt zur Sittigung der Men-

387) Bragur 6, 2, 162. aus einem Meistergesangbuch:

Dan wir hoffen, daß mit der Zeit
die schendlichen Gassenlieder abnehmen,
die man schier alle Nacht ausschreit,
durch gottlos Gesind, das sich nicht thut schemen,
Gott und der Obrigkeit zu schmach
sind sie, und auch zu ergernuß der Jugent,
die lernedt und dicht solchem nach,
dadurch wird gepflanzt Laster und Undugent,
darumb sollen wir mit ganzem Fleiß
solche Schandlieder fliehen,
und uns begeben Gott zu Preiß.

schen verschmähten, dieser jeden unminniglichen Stoff und jener Alles, was nicht mit der Bibel oder der ernsten Geschichte zusammenhing. Noch nach der Reformation war bei den öffentlichen Singschulen, also bei den feierlichen Begehungen der Meister, nur unter dem einleitenden Freisingen erlaubt, außer den biblischen Geschichten auch wahre und ehrbare weltliche Begebenheiten, sammt schönen Sprüchen aus der Sittenlehre „zu singen;" in dem Hauptsingen aber ward nichts geduldet, als was aus der heil. Schrift alten und neuen Testaments componirt war[388]). So arg beschränkt nun war der Meistergesang im 15. Jahrhund. allerdings noch nicht, doch ist auch hier der religiöse Stoff bei weitem das Ueberwiegende, und unter diesem wieder allerdings der streng biblische Stoff von sehr großem Umfang. Allein noch war in diesen Zeiten alle die Liebhaberei theils an der Speculation der Mystiker, theils an der Gelehrsamkeit der Scholastiker so groß, daß die streng biblische Erzählung etwas im Hintergrunde erscheint gegen die „Figuren," die Deutungen und Auslegungen der Psalmen, Evangelien, Episteln, Prophezeihungen und Geschichten der Schrift, gegen die dunklen dogmatischen Räthsel, gegen die johanneischen Visionen und Träume, die Legenden, die kosmologischen und mythischen Sinnbildnereien, die Streitfragen von der Dreifaltigkeit und der Empfängniß Mariä und der Geburt Gottes, die Weissagungen vom jüngsten Gericht, und alle jene Hymnen und Dithyramben zum Preiß der Jungfrau Maria, die, wie wir schon oben hörten, überhaupt nie aufhörten, und in diesem 15. Jahrhundert von neuem wieder — man möchte sagen mehr als je — hervorkamen.

Man würde schwer begreifen, wie die Meistersänger des 15. Jahrhunderts gerade auf diesen Stoff mit solcher Leidenschaft verfielen, wenn man nicht sähe, daß ihnen die ganze Zeit gar nichts anderes darbot. Selbst schaffen konnten die Handwerker natürlich nichts: wer hätte ihnen Anregung, Kenntniß und Muße dazu gegeben? Sie mußten aufnehmen, was ihnen ihre Umgebung bot: die Romane konnten sie nicht brauchen; die kleinen, besonders die komischen Erzählungen haben sie dagegen mit Leidenschaftlichkeit ergriffen; und für den eigentlichen Gesang, von dem

388) Wagenseil de civ. Norib. comm. p. 543.

wir hier allein reden, die religiösen Themen. Sie werfen sich auf jeden Theil mit einer gleich zähen Kraft; und im 15. Jahrhundert vertreten ihre Reimereien den ascetischen Sinn, welcher vor der Reformation eine Reaction gleichsam versuchte ebenso, wie nachher im 16. die Reformation selbst, bis sie wieder mehr historische Gelegenheitsgedichte machten und mit den Spruchgedichten endeten. Der erste Gebrauch der Buchdruckerei hat nichts in solcher Menge an den Tag gebracht, als Werke, die den abergläubischen, finstern und mysteriösen Hang des Zeitalters verriethen. Man hatte gar nichts eiligeres zu thun, als Alles aufzusuchen, was mit dem alten Mariencultus zusammenhing und diesen aufs neue fördern konnte. Man suchte die alte Legende des Bruder Philipp hervor, übersetzte sie ins Niederdeutsche[389]), der Kreuziger des Johannes von Frankenstein (von 1500) ward am Ende des 15. Jahrhunderts mehrmals gedruckt und wahrscheinlich gleichfalls ins Niederdeutsche (Lübeck 1482) übersetzt. Ich mache dabei im Vorbeigehen aufmerksam, wie hart im Raume sich hier die Extreme berühren. Nirgends hat man Werke dieses Geschmacks in diesen Zeiten leidenschaftlicher ergriffen, als in Niederdeutschland, nie hat sich der platte Dialect so betriebsam gezeigt, als im Uebertragen solcher Werke, und doch ist dieß gerade der Dialect, in den man zugleich den Reinecke Fuchs übertrug, der gegen dieß Unwesen zu Felde zieht, es ist der Länderstrich, von wo jener Eulenspiegel ausgeht, der statt der sublimen Erbauung dem Volke auf einmal eine ganz andere Unterhaltung gewährte. In den Gegenden der Schweiz trieben sich die Laufenberg und Geiler, die Brant und Murner, die Hutten und Erasmus herum, und wir erinnern uns, daß die Schweiz und die Niederlande auch heute noch in ihren Theilen in Religion Sprache und Sitten so scharf getrennt blieben. Alles Bedeutendere der Gattung von Erbauungsbüchern in Prosa und Versen, von denen wir hier handeln, ist ins Niederdeutsche übersetzt und vieles Unbedeutende und äußerst Barbarische obendrein, wie ich denn schon oben einiges, was in Staphorsts Hamb. Kirchengeschichte gedruckt ist, anführte. Der Unfug der Legendenlectüre kehrte im ganzen Umfange wieder: das älteste, wie ein Bar-

389) Kinderling im deutschen Mus. 1788. Oct.

laam[390]) oder der ungenähte Rock Christi (1512) ward neben das neueste, neben die Heiligen Rochus, Meinart und so viele andere gerückt, das Albernste zu dem Sinnigem, die Offenbarungen der Brigitte und des Methodius zu den Prophezeihungen des alten Testaments. Die bekannte Sammlung von Legenden die den Titel Sommer- und Wintertheil führt und welche die Leben der Heiligen in zwei Theilen in Calenderordnung (wie auch der viel benutzte Jacob de Voragine) erzählt, existirte wohl schon im 14. Jahrhundert[391]), ward aber mit unter den ersten Producten der Buchdruckerkunst ausgegeben und nach der Vervielfältigung zu urtheilen sehr begierig gelesen. Die ersten Kinderbücher, von denen man unter uns weiß, gleichsam schon zu Weihnachtsgaben bestimmt, machten auf eine leichte, scherzende einprägliche Weise die Jugend mit den Heiligen des Jahres und mit den Wetterregeln, die sich an ihre Tage knüpfen, bekannt; diese Bedeutung scheint mir wenigstens der Reimcalender des Conrad von Dangolsheim (1435) zu haben[392]). Diese Dinge gingen zum Theil in Volksbücher über, wie denn das Buch von der Kindheit Christi's, über dessen Stoff sich Luther so ereiferte[393]), eine gemeinsame Quelle mit Bruder Philipps Gedicht hat. Das Volksbuch von Bruder Rausch, das neulich wieder aufgelegt wurde und das ich unten wohl noch einmal erwähnen werde,

---

390) In Prosa aufgelöst; Augsb. bei Ant. Sorg. o. J.

391) Cod. Pal. 144 vom Jahr 1419.

392) Strobels Beitr. zu der Lit. u. der Literaturgesch. 1827. S. 107 sqq.

393) In der Kirchenpostille üb. das Evang. am Sonntag nach dem Christtag: „Es sind etliche fürwitzig gewesen, denen nicht begnüget an dem, was die Schrift saget, haben wollen wissen, was doch Christus in seiner Kindheit begangen habe, da ist ihrem Fürwitz recht geschehen, hat sich herfürgethan ein Mann oder Bube und ein Buch erdichtet, von der Kindheit Christi, sich nichts gefurcht noch geschämt, seine Lügen fürzulegen, und gaukelt einher, wie Christus sey in die Schule gangen, und desselbigen nerrichten lestrigen alfantzens viel mehr. Scherzt also mit seiner Lügen über den Herrn, den alle Engel anbeten und fürchten, und alle Creatur zittern, daß der Bub werth gewesen wäre, man hätte ihm einen Mühlstein an seinen Hals gehenget und ersäufft im tieffen Meer, daß er seinen und aller Herrn nicht höher geschätzt habe, denn an dem er seinen Gauch und Affen hätte. Noch findet man, die solch Buch drucken, lesen und glauben u. s. w."

reicht im niederdeutschen Texte in das 15. Jahrhundert und erinnert an die Zeiten, wo in Niederdeutschland die Verdorbenheit der Klöster durch eine Reformation abzustellen gesucht ward. Mit der Freude an dieser Legendenlectüre hängt dann aufs innigste jene Neigung zum Verläugnen der äußern Welt zusammen, zu Entsagung und Flucht vor allem Leiblichen; man druckte die Schriften des Nicolaus von Lyra, des Niclas von Dinkelspühl, Otto von Passau, Suso, Tauler und Thomas a Kempis, man repetirte die Bilder von der Gemahlschaft der Seele mit Gott, man lehrte aufs Neue das Absterben von aller Freude, Begierde, Lust und jedem Genuß der Welt, für durstige Gemüther ward in eigenen Gebetbüchern ein Brunnen des Heils eröffnet, und in neuern Gedichten ward ganz in diesem alten Tone die Marienliebe gepredigt [394]). Alles was von Prosabüchern diesen Sinn fördern konnte, das Buch der Weisheit, jene Fabeln des Bidpai, die wir oben an einer andern Stelle erwähnt fanden, und die so ganz auf diese Richtung hinausgehen; sodann das Buch der Altväter, eine deutsche Bearbeitung der bekannten vitae patrum (der Einsiedler), und so vieles Aehnliche füllt in den Annalen der ältesten Druckerei die breitesten Stellen. Beheims größere Werke, von der Liebhabung Gottes [395]), von dem Fall der Engel, woran dann eine Geschichte von Maria und Jesu geknüpft ist [396]), von den sieben Todtsünden u. dgl., die zwar nie gedruckt wurden, berühren sich mit prosaischen Büchern verwandten Inhalts; sie halten im tiefern Verfalle noch den alten Ton Conrads von Würzburg u. A. fest, die zuerst den Marienhymnus cultivirten. Auch hier, sieht man, löst sich Alles in Prosa auf. Jene Gebete von den sieben Leiden Christs, die früher von Hartwig vom Hage (von den sieben Tagszeiten) [397]) poetisch behandelt wurden, von den sieben Freuden Mariä, die noch Suchenwirt dichterisch bearbeitete, erschienen jetzt verändert und verkürzt in Prosa; seltner erhalten sich die ähnlichen Gegenstände

394) Schiffart von dissem elenden iamerthal. Fr. 1512 u. A.

395) Cod. Pal. 351.

396) Cod. Pal. 375.

397) Altd. Mus. II. S. 265.

noch in Reimen[398]); aber desto häufiger sind die gedruckten prosaischen Paternoster, Beichtbücher, die sieben Bußpsalmen, die sieben Pforten, die sieben Leiden oder Freuden, das goldene Krongebet der Maria u. A. So sind die prosaischen Passionale sehr häufig, während kaum Ein poetisches mehr erscheint[399]); manches überaus beliebte Buch dieser Art, wie der Belial, existirt nicht in Versen, und in den Drucken des Schachzabelspiels kehrte man zur Uebersetzung der lateinischen Prosa zurück. Eines der verbreitetsten Werke dieser Art, das sich gleichfalls aus Versen in Prosa auflöste, war der Spiegel menschlicher Behaltniß[400]) (**speculum humanae salvationis**), dieses typograph. merkwürdige Buch, das von Heinrich von Laufenberg **1437** aus dem Lateinischen (in etwa **15000** Vers.) übertragen ward. Der Dichter war Priester in Freiburg; er hat auch eine Sammlung von Predigten gemacht; eine Anzahl bekannter Volkslieder in geistliche umgedichtet, das **regimen sanitatis** bearbeitet, an dem sich auch Andere versuchten, und ein Buch der Figuren poetisch behandelt, das sich mit dem Inhalte des Spiegels des Heils berührt. „Es enthält nämlich die ganze Folge der Geschichten des alten Testaments von der Schöpfung an, alle als Figuren oder Symbole zu Ehren der h. Jungfrau betrachtet. Solcher Figuren sind **136**; bei jeder ist nebst der Abbildung des Vorgangs, zuerst die Erzählung desselben, dann die symbolische Beziehung auf Maria und zuletzt ein kleines Gebet an dieselbe. Die Vorrede ist eine Anrufung an Gott, Bewunderung der hohen außerordentlichen Bestimmung Mariä. Die Versart ist ganz wie im Spiegel des menschlichen Heils"[401]). Ganz wie dieß Buch der Figuren, so

---

398) Siehe Bragur VI., 2. 144. Dann Bruns Beiträge ꝛc. S. 103 über das Bock van der Bedroffeniſſe unde Herteleyde der hogheloveden koniginnen Marien.

399) Das Leiden Jesu Christi unseres Erlösers. Augsb. 1514. Von Wolfgang von Man.

400) Ueber das Literarische siehe Engelhardt in der Einleitung zu seinem Ritter von Staufenberg, und Maßmann im Anzeiger für Kunde des deutschen Mittelalters von Freih. v. Aufseß 1832. Sp. 41—48. Zerstreutes bei Panzer, Bruns, Nyerup u. A.

401) Engelhardt l. l. S. 26, wo er auch vermuthet, es sei dieß eine Uebersetzung von Conrads von Alzey († 1370) **opus figurarum.** (Trithem. opp. I. p. 330.)

ist also auch dieser Spiegel eine Fortsetzung und encyclische Zusammenfassung jener symbolischen Deutungen, und eine Erklärung jener uralten schon von den Kirchenvätern auf Maria angewandten Bilder. Das Gerippe des Werks bilden einzelne Momente aus dem Leben Mariä und Christs; und noch aus der Zeit nach seinem Tode die Ueberwindung der Hölle, die Erlösung der Heiligen aus der Hölle, die Auferstehung, die Himmelfahrt, die Sendung des heiligen Geistes, Maria's Wohnung und Leben nach Christi Auffahrt, ihre eigene Himmelfahrt, Gottes Versöhnung, das jüngste Gericht, die Pein der Verdammten und die Freuden der Seligen. Hinter jedem erzählenden Capitel folgen dann drei jener Figuren, Ereignisse aus dem alten Testamente oder auch weltliche Geschichten, die immer als vorbedeutend auf die Gegenstände der vorausgegangenen Erzählung aus dem neuen Testamente bezogen werden[402]). So ist Codrus eine Figur der Selbstaufopferung Christs; der Traum des Astyages ein Vorbild von der Maria, die den wahren Weinstock der Welt gebar; Maria's Schmerz über den Tod ihres Sohnes hat schon seinen Vorgang in Jacobs Verhältnissen zu seinen Söhnen; der Schrein, in dem Gott die 10 Gebote verschloß, ist Maria, welche die 10 Gebote vollkommen beobachtete; Aarons blühende Gerte bezeichnet die reine gute Maria, die über die Kraft der Natur geblüht und ohne Mann einen Sohn gebar. Wie eingewurzelt mußte die Liebe für diese Vorbildungen in diesen Zeiten gewesen sein, da bekanntlich jene Deutung des Engels im 14. Cap. des Johannes auf Luther, die Stiefel aufbrachte, so lange hin unter den Reformatoren selbst Beifall fand. Der Spiegel der Behaltniß ward gleich anfangs bei Erfindung der Druckkunst ungemein häufig in beiden deutschen Hauptdialecten gedruckt, ward nachher in Prosa umgesetzt, und durch Zugabe von Evangelien, Legenden und Glossen oder durch Einschaltung des speculum St. Mariae ungemein erweitert. Wirklich war auch das Buch für die Laien und auf große Ausbreitung berechnet, und berührt sich auch mit den bekannten Armenbibeln, die schon im Anfang des 15. Jahrhund.

402) „Wanne swaz uns guter dinge und nützer künftig waz in der nüwen e, daz hat unz got erzeuget in der alten e an der lüte leben." Bruder Berthold.

erschienen, zuerst lateinisch, dann auch übersetzt: auszügliche Stellen und Geschichten der Testamente, die noch ganz die Vorliebe für Maria verrathen. Man hob auch hier die Stellen von dem jüngsten Gerichte und von den Schrecknissen der Hölle heraus, mehr um schrecken und zu erschüttern, als zu erbauen, und man lehrte lieber mit symbolischen Bildern, als mit historischem Beispiel. So geht es auch in dem Spiegel immer auf die Selbsterniedrigung des Menschen aus; man freut sich, die Welt herabzusetzen, die viel große Werke gelobt und wenig gewährt, langes Leben verheißt, das bald der Tod verkürzt, die Gesundheit verspricht und Siechtage bringt und statt mit Reichthum und Ehre mit Gestank und Fäulniß und dem schnöden Todtentuche lohnt, vor dem keine menschliche Hülfe schützt. Immer wird von Versöhnung gepredigt, aber sie wird nicht in der Seele des Menschen gesucht, von Erlösung gedichtet, aber selten eine andere Besserung in Anspruch genommen, als Beten und Verlassen der Welt. Auf dem Erlöser steht unser ganzes Heil, ohne dessen Gewährung selbst unsere Reue nicht hilft; auch Er hat uns Mahnungen und Vorzeichen in seinem Kreuzestode hinterlassen: er hat sein Haupt geneigt, uns zu küssen und seine Arme gebreitet, uns zu umfangen; seine Seiten sind ihm geöffnet, und er hat mit seinem Blute und Wasser unsere Sünden gewaschen; die Mahle seiner Füße und Hände sind ihm Merkmale, uns nicht zu vergessen; aber seine Nacktheit und Blöße soll uns auch mahnen, unsere Beichte nackt und bloß zu machen, und sein Kreuztragen soll uns zur Buße erinnern[403]). Hier sieht man, wie unmerklich diese Werke trotz allem Anschein des Festhaltens am Alten zu neuen Ideen überleiten. Die Begriffe von der Strenge des Weltrichters riefen wieder bestimmter das Gedächtniß an die freundliche Mittlerin Maria hervor. Man suchte Alles auf, sie wieder zu gewinnen; man schrieb und gab ihr zu Ehren die ersten Mysterien; man übersetzte noch in der Reformationszeit selbst Bonaventuras Marienpsalter, in dem bekanntlich Alles, was in den Psalmen von Gott ausgesagt ist, auf Maria übergewandt wird; noch waren selbst ein Geiler und Brandt nicht frei von der

403) Aus einem sehr rohen und zelotischen Gedichte von den zehn Geboten Gottes.

Verehrung der Jungfrau. **1474**, als Herzog Karl von Burgund die Stadt Nuyß belagerte, stiftete der Dominicaner Jacob Sprenger, um die gleiche Gefahr von Cöln abzuhalten, den berühmten Rosenkranzorden, und wirklich rettete er die Stadt! Er machte die Statuten, die mehrmals gedruckt wurden, und in wenigen Jahren schlossen sich, namentlich in Cöln und Augsburg, Tausende von Mitgliedern an, die sich zu nichts als zu einigen Geldbeiträgen und zum Hersagen einer Zahl von Aves und Paternosters verpflichteten, und ungefähr gleichzeitig erneute sich die Brüderschaft der St. Ursula, deren Glieder jährlich zu Ehren der **11000** Jungfranen **11000** Vaterunser und Ave Maria beten mußten; anderswo wurden zu Gottes und seiner Mutter Lobe Ritterorden gestiftet, und noch zu Luthers Zeiten entstand jene Sekte der Kreuzträger. In den Ordnungen der Rosenkränzer heißt es geradezu, es sei nicht nothwendig, daß der Mensch allezeit auf die Worte die er betet eigentlich Acht habe, oder daß sein Herz immer in wirklicher Andacht stehe! Einzelne Bischöffe nahmen es sich heraus, auf das bloße andächtige Lesen und Singen des bekannten Liedes Maria zart **40** Tage Ablaß zu ertheilen. Das geistliche Lied war in diesen Zeiten fast ausschließlich der Mutter Gottes gewidmet; und Luther sagte, daß sie weit schöneren Gesang damals gehabt und mehr, denn ihr Kind Jesus. Diese Gesänge, sagt Nicolaus Hermann († **1561**) in der Dedication seiner Historien von der Sündflut, waren zum mehren Theile dahin gerichtet, daß man darin die hochgelobte Jungfrau Maria und die verstorbenen Heiligen anrief; vom Herrn Christo wußte Niemand zu singen oder zu sagen; er ward für einen gestrengen Richter, bei dem man sich keiner Gnade, sondern eitel Zorn und Strafe zu versehen, gehalten und ausgegeben. Darum mußte man die Jungfrau Maria und lieben Heiligen zu Vorbittern haben;" und der Fürst Georg von Anhalt meinte, es wäre kein Wunder gewesen, wenn Gott die Singer dieser abgöttischen Lieder bei ihren Prozessionen mit Feuer, Donner und Blitz zwanzig Ellen tief in die Erde, ja in den Abgrund der Hölle hineingeschlagen hätte[404]." Diese bequeme Frömmigkeit also rief allmählig den Eifer der Reformatoren auf, die mit Recht zürnten, daß alle Andacht zur

404) Hoffmann, Gesch. d. deutschen Kirchenlieds S. 132 u. 136.

Formel ward, daß man das Leiden und die Versöhnung Christi wie eine Historie vortrug, mit der das Gemüth nichts zu thun hatte, daß man die Maria als Heilandin einschob, aber von guten und wahren Werken nichts lehrte, daß man fastete und mummelte und die Rosenkränze und den Mantel Mariä und die Heiligengebete hersagte, da man doch nicht viel plappern sollte, wie die Heiden. Mit den Erbauungsschriften dieser Gattung waren ferner immer noch die Subtilitäten und nutzlosen scholastischen Streitfragen verknüpft und daher suchte Luther nach der Religion, die den Kern der Nuß, das Mark des Waitzens trug, und kämpfte gegen Sophistereien und Scotistereien der Theologen schon in seinem vorreformatorischen Wirken, noch ehe das verhängnißvolle Ablaßreimchen gepredigt ward. Auch die Poesie weiß von dem berüchtigten Streite der Dominicaner (die auch durch ihren Zelotismus und Obscurantismus überhaupt die ersten Reformationskämpfe veranlaßten), über die unbefleckte Empfängniß der Maria[405]), der bekanntlich gegen Wigand und Vincenz die Tritheim, Johann von Gauda, Rutger Sicamber, Philipp Alberti von Russia, Theodor Gresemund und andere Männer in die Waffen rief; der Scandal, der in Bern (1507) dadurch veranlaßt ward, ward von den Gegnern der Dominicaner in großem Triumphe benutzt, beschrieben, ausgebreitet und dabei zum erstenmale die Marienlieder zum Gespötte gemacht. Bis zu welchem Unsinne in lateinischen Schriften von dem Abt Crodenberg († 1486), dem Karthäusermönch Dominicus (1470) u. A. die Mariengleichnisse getrieben wurden, geht uns hier so nahe nicht an. Es diente den Reformatoren vortrefflich, daß man schon in dem berühmten Buche der Natur von Conrad von Megenberg (Magdeburg), das 1349 verfaßt war und 1475 gedruckt erschien, die Maria mit dem Monde verglichen hatte; weil sie die Mittlerin zwischen uns und Gott ist, so lag die Vergleichung mit dem nächsten Sterne nicht weit; man beschuldigte aber hernach die Verehrer, daß sie die Jungfrau wie die Alten die Diana angebetet hätten, und so deckte man denn in den zwanziger Jahren des 16. Jahrh. den Unterschied der neuen Götter dieses 15. Jahrh. mit dem alten Gotte der h. Schrift in eigenen Werkchen auf.

405) Johann von Soest dichtete über diesen Gegenstand 1502.

Nicht allein die schlaffe Frömmigkeit, die mit diesem Mariacultus verbunden war, auch der finstere Aberglaube, der damit zusammenhing, und auf der anderen Seite die Schreckniſſe, mit denen man die Menschheit zur Besserung anhalten wollte, riefen den Umsturz oder die Erschütterung dieser ganzen Denk- und Vorstellungsweise herbei, durch den Misbrauch, der damit getrieben ward. Tiefsinnige Bücher der bezeichneten Art, Erbauungsbücher über Tugenden und Laster, über die Incarnation, das Leben und die Leiden Christi, den Wandel und das Märtyrerthum der Apostel, Bekenner und Jungfrauen, Predigten der Heiligen, die zur Tugend, zur Furcht vor der Hölle anhielten, hatten sich wie wir aus Johann Buschs Buche von der Reformation der sächsischen Klöster (1473) wissen, unter Laien und Ungelehrte ohne Widerspruch der Geistlichen verbreitet; sie wurden von Weibern und auch Männern dazu benutzt, daß man sie unter den Altardecken barg, die Messe darüber lesen ließ und dann sie zu Zaubereien und Wahrsagereien gebrauchte. Jahrhunderte lang hatte man nun mit jenen Vorbedeutungen und Prophezeihungen des alten Testaments das Volk in Liedern und Predigten mit Scharfsinn oder Aberwitz unterhalten; Jahrhunderte lang hatten sich die Völker mit Gedichten vom Antichrist, von den Sibyllenweissagungen, von den Zeichen des jüngsten Gerichtes und was alles damit zusammenhing, gequält; und in düsteren Zeiten, wie diese, wo Alles in einem wüsten wirren Bestreben durcheinander wühlte, ohne daß eine Aussicht auf eine einfache Lösung der Verwirrung da war, konnten sich diese gewohnten Vorstellungen leicht zu dem Fanatismus steigern, mit dem dann selbst reformistische Prediger und sonst ganz verständige Männer aus den biblischen Prophezeihungen den Tag und die Stunde berechneten und mit ihrer Gemeinde versammelt erwarteten, an denen der Weltuntergang erfolgen sollte. Nachdem man jetzt diese sibyllinischen und prophetischen Bücher wieder im Drucke vermehrt verbreitete, die Wirklichkeit und materielle Existenz des Teufels und seine Verfolgung der Menschen predigte, und die Strafen der Verdammten zur Einschüchterung aller Sünder im Bild und in der Schrift mit den scheußlichsten Farben malte, so mochte es manchem Aufgeklärten wohl zum Troste gereichen, daß die Reformatoren, was schon Wiclef gelehrt, wieder lehrten, daß das Reich der Finster-

niß Rom und der Antichrist der Pabst sei, und daß mit der Vernichtung seiner Macht durch Luther, den die Enthusiasten bald mit dem siegreichen Christus verglichen, die schreckenden Weissagungen auf einmal alle zum fröhlichen Ausgang vollendet sein würden; nur freilich kehrte, als bald nach der Reformation alles alte Unheil noch einmal ärger über Deutschland hereinzubrechen schien, auch der alte Aberglaube wieder. So wurde die Gierde, mit der man die Practiken und Wetter- und Wahrsagerkalender und die Thorheiten der Astrologen aufnahm und verschlang, kaum unterbrochen durch den Eifer weniger heller Köpfe, oder durch die satyrischen ewigen Kalender, die man dazwischen schleuderte; es war vielleicht noch besser, daß man in volksmäßigeren Wahrsage- und Loosbüchern[406]), die seitdem unter dem Mittelstand noch bis in das vorige Jahrhundert handschriftlich in Umlauf waren, und die mit ihren schonungslosen Sprüchen das Heilige zu bespotten nicht scheuten, den Geschmack an diesem Quark un-

406) Primisser, Beschreibung der Ambraser Samml. 1819. S. 270 führt ein solches Loosbuch an. In der Heidelb. Bibliothek sind deren zwei. Das eine scheint dem Pfalzgrafen Friedrich gehört zu haben und ist sehr schön geschrieben und gemalt (Nr. 7.); die Einrichtung ist wie auch in der zweiten Handschr. Nr. 552 sehr leicht herauszufinden, und sowohl diese Einrichtung, als auch die Fragen und Antworten in beiden sind sehr den Loosbüchern ähnlich, die unter unseren Handwerksburschen vielleicht noch umlaufen, in jedem Fall aber noch vor nicht lange im Gebrauch waren. In dem letzteren ist eine messingene Scheibe angebracht, die der Fragende umdreht, ein darauf gemalter Engel deutet dann auf eines der um die Scheibe gezogenen zwölf Felder und dieses verweist auf einen Apostel. Neben jeder der 24 Fragen ist ein Buchstabenzeichen, welches man dann mit dem Apostel in dem folgenden Register aufsucht; dieses verweist auf eines der zwölf Felder in den 24 nachfolgenden Ringen, die ihre verschiedenen Benennungen aus dem Naturreich führen, und dort führt ein Citat auf den Spruch selbst. Diese Sprüche sind nun allen Aposteln und Propheten in den Mund gelegt und meist sehr pathetisch, dazwischen aber läuft das Aergste mit unter, wie: David spricht mit Peter, reib den A.. so geht er u. dgl. — Dagegen ist in dem Buche des Glückslaufs (1492), das diesem Loosbuche beigebunden ist, der gläubigste astrologische Ernst herrschend. Es wird fingirt, das Buch stamme von einem Schüler der Sibylle aus Salomons Zeiten; der Gebrauch wird sehr seriös vorgeschrieben, Gebete, das Paternoster, Ave und der Glaube sollen vorher gesprochen werden u. s. w.

tergrub oder unschädlich machte, indem man den ganzen Gebrauch in scherzhafte Unterhaltung überführte, so wie die im Schwank und im Volksliede komisch behandelte Legende das natürlichste Mittel war, das Wesen der Sache zu erhalten, aber vom Misbräuchlichen spielend zu entkleiden. Ja verfehlten nicht die Todtentänze in ähnlicher Weise ganz ihre Wirkung, wenn auch sie etwa unter den Schreckmitteln gebraucht werden sollten, mit denen man die Seelen von den Freuden dieser Welt abwenden wollte? Wie bald mußten die geplagten und emporstrebenden unteren Klassen erkennen, daß für sie in dem strengen Gesetze der Nothwendigkeit der Trost lag, daß ihre Unterdrücker gleicher Art mit ihnen seien, daß die Regel der Natur über die Ordnungen der Ritter und der Klöster gehe und über die Demonstrationen der Gelehrten und die Appellationen der Juristen, und daß dem Siechen und Armen, der sich zu dem endlichen allgemeinen Tanze hinschleppt, der auffordernde Tod der Freund sei, den er im mühseligen Leben vergebens gesucht hatte. Und darin lag eben die Aufmunterung, dieß mühselige Leben desto bereiter zu tragen.

Ich fasse endlich den kurzen Sinn der langen Abschweifung zusammen und sage: es war nichts natürlicher, als daß die bürgerlichen Sänger, die ganz receptiv den Stoff ihrer Gesänge von dem Zeitgeschmacke empfingen, mit ihrer schlichten Einfalt im 15. Jahrhundert der eigenthümlichen Erbauungsweise dieser Zeit eben so huldigten, wie sie nachher bei dem Eintritt der Reformation plötzlich alles dieß fallen ließen und zur einfachen Composition einfacher historischer Bibelterte übersprangen. Die Uebertreibungen, der Zelotismus, die mystischen Grübeleien, die abgeschmackten und oft lästerlichen und gemeinen Gleichnisse[407]), die Ueberladung und die frostige Andächtelei, das Haschen nach Gelehrsamkeit, der prophetische und tiefstrebende Hang, die Wortgefechte der Scholastiker, die Scheinweisheit der Astrologen, und Alles, was wir in jenen lehrenden und geistlichen Poesien seit mehreren Jahrhunderten bei gleich anfänglicher Verwerflichkeit stets

407) Die Trinität zu erklären scheut man sich z. B. nicht ein Beispiel von drei Buhlern zu brauchen, die mit ihren Vorzügen um ein Weib werben, und von ihr alle drei angenommen werden; die drei Werber bedeuten Gott, das Mädchen die Jungfrau.

übler und ärger anwachsen sahen, findet sich in den Meistergesängen des 15. Jahrhunderts wieder; und nur von moralischer Seite betrachtet, ging doch das Selbstherabwürdigen, Selbstverdammen und die innere Zerknirschung, auf welche die Geistlichen gern hinarbeiteten, in die Reime der wackeren Handwerker seltener über, und man konnte sich doch hier schwerer von dem absoluten Unwerthe des Menschen, des Ebenbildes Gottes, überzeugen, den man von den Asceten sogar unter die willenlose todte Natur herabsetzen hörte: man vertraute hier noch dem Triebe der Natur, und ließ sich nicht als Sünde einreden, was sie zu üben gebot, und besann sich wieder, daß der freie Wille, wenn er auch des Menschen größter Verführer, doch auch seine höchste Zierde ist. Wenn wir die Poesien der Meistersänger als solche betrachten sollten, so ist es freilich traurig, zu sehen, bis zu welcher Tiefe die Geschmacklosigkeit, bis zu welcher Stumpfheit die Andachtsübung herabsinken konnte: denn über den verknöcherten Formen, und den gedehnten Erörterungen ganz hirnloser und seelenloser Probleme konnte man sich doch nicht wohl erbauen ohne zugleich ganz zu verdummen. Wer würde sich dieß erklären, wenn man nicht eben sähe, wie diese Gegenstände nun mehrere 100 Jahre lang schon in unzähligen Gedichten materiell so erschöpft waren, daß die Formeln und Ueberlieferungen der scholastischen Dogmatik stehend geworden und selbst dem Handwerker bekannt waren, daß sie zum mechanischen Gebrauche dienten, wie am Ende jedes vielgesprochene noch so einfache Gebet auch, daß bei den toleranten Begriffen von der Unnöthigkeit innerlicher Andacht am Ende auf die Materie gar nichts mehr ankam, daß nun Alles daran gelegen war, die alten Themata in neuen Tönen zu variiren, die alte gekünstelte Vers- und Reimart in Künstelei weit zu überbieten, in der Stellung der Worte geheimnißvolle Bedeutungen zu suchen, die lächerlichsten Spielereien mit dem andächtigsten Eifer zu verfolgen, bis man dahin kam, daß die erschwertesten Maaße und die gehäuftesten Reime das Bewundertste wurden, bis man als ein Hauptwerk der Dichtung solche überladene Töne ansah[408]), in denen man zu den ähnlichen bei den ältesten Min-

308) Folgendes ist z. B. Beheims hohe goldne Weise:

Kung her der herften merften reiche,

neſingern zurückkehrte, wo ſie nur ſchwerlich ſo gar ernſt gemeint waren. Selbſt noch bei den Meiſtern des 14. Jahrh. waren die Künſteleien und die Erſchwerniſſe, die man ſich auflegte, feinerer Art; aber jetzt ſuchte man ſich blos in der Häufung der Reime zu übertreffen, und daher ſind in Wagenſeils Tonverzeichniß die Töne von 7 bis 8 Reimen ſehr ſelten, die 20reimigen viel häufiger und man ſteigerte die Reimzahl der Töne bis zu 120 und mehr[409]). So hören wir alſo hier die ſubtilſten Gegenſtände in der barbariſchſten Sprache, in der lebloſeſten Form behandelt, die uns unter der gewandteſten Darſtellung der feinen höfiſchen Dichter ſchon anwiderte; und ſelbſt als hernach die Bibel, die teſtamentliche Geſchichte und was damit zuſammenhängt, bis zu dem Maaße der Nüchternheit und Einfachheit im Meiſtergeſang erſchien, daß man die dürrſten Genealogien hinreimte und ſich daran ergötzte, ſelbſt dann, wo man dem ſchmuckloſen und einfältigen Vortrage der Bibel noch ſo treu blieb, ſteht der gezwungene Geſang, der ſelten einmal den fromm vergnüglichen Charakter des ehrbaren Poeten durch die ſteife Hülle erkennen läßt, unendlich weit unter den alten Reimchroniken oder Evangelienharmonien, die den gleichen Stoff behandelten. Aber vielleicht thun wir auch Unrecht, dieſe Geſänge überhaupt von poetiſcher Seite zu betrachten. Für die Geſchichte genügt es, gezeigt zu haben, daß die dichteriſchen Texte derſelben den extremſten Verfall der alten nationalen Lyrik bezeichnen. Dieſe Geſänge waren nicht für die Oeffentlichkeit, geſchweige für die Unſterblichkeit berechnet; ſie ſind auch immer ungedruckt in ihrem Dunkel begraben geblieben und die Geſchichte ſelbſt ſoll ſie da ruhen laſſen. Wir verſchmähten ſchon das zu genaue Zergliedern des Minnegeſanges: hier würde ein Zerlegen noch viel unangewandter ſein. Das Minnelied ge-

---

ich Mich — el Pehen flehen wel ſel dich,
pis mein ein tichtens richtens — helffer,
hüng — rein, mein tugend mugend — leiche
dir zir treiſt, deinen reinen geiſt leiſt mir
dis dein' clein' ſchnöden plöden — welffer
Gelffer tumen, umen — leucht feucht, helle
Du nu lib mynne, ſynne gib, ſchib zu,
mis, meng, ſpreng under, ſunder meile.

409) Grimm, Meiſtergeſ. S. 74.

nauer zu charakterisiren würde unstreitig die Sache des Tonkünstlers sein, oder des Geschichtschreibers der Musik, wenn uns die Musik dazu erhalten wäre; und so ists mit dem Meistergesang. Die Meistersänger ließen sich in der Zeit, wo sie eigentliche Singschulen errichtet hatten, nicht anders als singend hören. Bei ihren Gesängen war das Höchste die Erfindung eines neuen Tons; bei ihren Tönen aber war die Melodie die Hauptsache. Auf den Text kam wenig an; denselben Text mit variirten Tönen wiederzubringen war erlaubt, nur in der Melodie waren sie erfinderisch, sie durfte nicht in den Ton anderer Meister eingreifen, so weit sich vier Sylben erstrecken, Melodie und Blumen sollten ganz neu erfunden sein. Und so ward bei der Prüfung solcher neuer Töne auf den musikalischen Vortrag sehr viel Werth gelegt; dreimal singt der Meister mit verändertem Tone und darf, wo er Alters wegen eine matte Stimme hat, einen anderen für den Vortrag wählen. Wird nun gefunden, daß die Melodie in keinen anderen Ton um vier Silben eingreift, dann wird er anerkannt, und der Vater läßt ihn taufen und bittet die Gevattern dazu. Den Gedanken, die Bibel zu reimen, gab nichts anderes an die Hand, als der Wunsch, dem Singlustigen die Bibel gesangsweise zu übergeben[410]). Auch der Minnegesang wird unstreitig eben so nothwendig mit Musik verbunden gewesen sein, und zeigt der Meistergesang auch hierin den letzten Ausgang unserer alten Lyrik an, so steht er zugleich als der entfernteste Anfang der Singspiele und Oratorien da, welche die nächsten Jahrhunderte cultivirten; dem einfacheren Gesang des volksthümlichen Kirchenliedes gegenüber waren die Meistergesänge, obgleich sie selbst Choralgesang waren, zu Prachtstücken und künstlerischer Aufführung berechnet. Wie uns ferner bei dem Minnegesang sein Verhältniß zu der moralischen Bildung der Nation weit bedeutender schien, als zu ihrer ästhetischen, so auch beim Meistergesang. Wir hatten dort gefunden, daß die Rohheit und Gewaltthat der Ritterschaft zu brechen, der gemüthvolle Gesang mit wunderbarer Gewalt mitwirkte. In diesem 15. und 16. Jahrh. gährte es in allen unteren Ständen, ein Rennen und Treiben

410) So heißt es ausdrücklich in Cod. Pal. 110, einer Bibel in auszüglichen Reimsprüchen.

nach Ansehn, Erwerb und Geltung ergriff auch den Geringsten und wir werden es bald näher hören, wie Misgunst, Anfeindung und Verfolgung unter den Ständen und unter den verschiedenen Handwerkern die bürgerliche Gesellschaft damals entstellte. Bei all der Heftigkeit des Zunftneides, bei all der Derbheit dieses Schlags von Menschen setzt es welch eine Tüchtigkeit, welch eine gute Natur voraus, daß man sich wieder in die Gesammtzunft der Sänger vereinte und verschloß, daß man ein gemeinsames Band um die Bürgerschaft zog, sie zu einer rührenden Hingebung für einen Zweck stimmte, den kein Eigennutz jemals berührte, der von Gemeinheit und Niedrigkeit fern hielt, und nur Freundschaft und gutes Vertrauen begründen konnte. Wenn auch immer die Masse der Gewerbsleute nach vollendetem Geschäfte dem Bierhause nachging, so war es in einer Zeit, wo die physischen Laster ohnehin so ungeheuer im Schwunge waren, desto heilsamer, daß wenigstens eine Anzahl von wackeren Meistern ihre Feierstunden und Feiertage zu etwas Würdigerem anwendeten, die alte Kunst der Höfe und Ritterzirkel in ihren Kreis herabnahmen und ihr Liebhaber und Theilnehmer zu erhalten suchten; und hatte doch Hans Sachs die holdselige Kunst so in Aufnahme gebracht, daß um ihn dritthalbhundert Meister in Nürnberg waren. Die nun saßen nach der Last ihrer Tagsarbeit hin und dichteten ihre Lieder, sannen über neuen Tönen und übten die alten, schrieben Alles in große Bücher zusammen, und freuten sich, für ihre Nachkommen zu bewahren, was sie von ihren Vorfahren mit Liebe und Dankbarkeit überkommen hatten. Die Würde der Sitte und die Uneigennützigkeit dieser Meister entschädigt für ihre steife Kunst; bisher hatte sich die Poesie an den Höfen herumgebettelt, und selbst in ihrer blühendsten Zeit den parasitischen Ton gegen Mäcene und Gönner nicht abgelegt, aber der Meistergesang ist auch darin die Grundlage unserer neueren unabhängigen Dichtung, daß er lehrte, wie in der herzlichen Uebung eines schönen Geschäftes auch bei geringem Erfolge eine Seligkeit an sich ist, die des Lohnes nicht weiter bedarf. Mit welcher Selbstverläugnung gaben sich die guten Meister dazu her, die Lehrlinge und Schüler, die sich bei ihnen meldeten, ohne allen Entgelt in dem mühseligen Erlernen der schweren Töne zu unterrichten, sich Ruhe und Schlaf abzubrechen, um Muße zu behal-

ten, ihrer theuren Kunst neue Pfleger sogar zu werben und zu erziehen, da ja der Tag ihre Berufsarbeit hinnahm. Und mit welcher Liebe hing dann der Schüler an dem Lehrer, welche rührende Ehrfurcht spricht nicht aus jeder Zeile, die Puschmann schreibt, gegen seinen Meister Hans Sachs und vorzugsweise aus seinem bekannten Gedichte, wo er im Traum den ehrwürdigen Greis im Garten findet, wo im Lusthäuslein, im marmorgepflasterten und ausgezierten Saale, am runden grüngedeckten Tische der Alte saß, grau und weiß, wie eine Taube, mit großem Barte und lesend in einem schönen Buche, das mit Gold beschlagen war und auf einem Pulte vor ihm lag, um ihn her auf Bänken viel große Bücher aufgeschlagen, die er ansah, — und wenn Jemand kam und ihn von fern grüßte, den sah er an, sagte nichts, sondern neigte mit Schweigen sein Haupt schwach gegen ihn, denn seine Rede und Gehör und seines Sinnes Grund begann ihm abzugehen. — Die Frömmigkeit und gesunde Tüchtigkeit dieses Geschlechts fand sodann in der neuen evangelischen Lehre neuen Stoff für ihren einfachen Gesang. Die Gelehrsamkeit ging ohnehin unter ihnen aus, je seltner die Uebung der Dichtung in dem alten Geschmacke außerhalb ihres Kreises geübt ward; ihr gesunder Sinn ließ sie bald mit größerem Wohlgefallen auf den einfachen biblischen Geschichten haften. Und bei dem ersten heiligen Eifer traf es sich dann wohl, daß man die weltlichen Gegenstände, die man in meisterlicher Kunstform immer nebenbei dichtete, allmählig entfernte und aus dem Hauptsingen selbst ganz verbannte. Die evangelische Lehre ward der Mittelpunct ihres Gesanges. Bei ihren Hauptsingen saßen die Merker oder Sangsrichter in dem verhängten Gemerke am Tisch vor einem Pulte, und der älteste hatte Luthers Bibel auf dem Pulte vor sich, schlug die von dem Sänger angegebene und behandelte Stelle auf, und gab fleißig Acht, ob das Lied sowohl mit dem Inhalte der Schrift als auch mit Luthers reiner Sprache übereinkomme[411]). In Puschmanns Manuscript, wo er als falsche Meinungen alle abergläubigen sektischen, schwärmerischen Menschenlehren, die der reinen Lehre Jesu zuwider sind, bezeichnet, entschlüpfte ihm noch

411) Wagenseil a. a. O. S. 544.

das Wort papistisch[412]). Die Verhältnisse des Meistergesangs zur Religion halfen unstreitig dem bekannten Meistergesange[413]) von dem Ursprung der Kunst unter Otto dem Großen, und ihrem vor Pabst Leo VIII. gewonnenen Prozesse, vor dem man sie der Ketzerei beschuldigt habe, die Gestalt geben, in der er erhalten und offenbar erst im 16. Jahrhundert entstanden ist, wo unter allen fabelhaften Urgeschichten deutscher Länder, Städte und Corporationen auch diese Sage mitgehen konnte, die schwerlich eine andere ältere Grundlage hat, als die beliebte Zwölfzahl, in die man schon frühe, wie wir hörten, die geehrtesten Meister versammelte, wobei man damals an die Helden im Rosengarten, jetzt wieder an die 12 Apostel, wie bei den drei Merkern an die Erzengel dachte. Die Sage führte sinnig den Ursprung auf die Zeit der Entstehung des Reichs zurück, wo noch die Sänger nicht in Schulen gebunden waren[414]), so wie auch diese alte Kunst das Alter des deutschen Reichs und seine Schicksale theilte, und z. B. ihre hohlen Formalitäten begann, als auch die Reichstage diesen Charakter immer mehr annahmen. Die zunftmäßige Geheimnißkrämerei deckte über die Entstehung und ließ über den Veränderungen des Meistergesanges einen Schleier liegen und schon Wagenseil betrachtete die Reformation als die Herstellerin der Kunst, weil er von einem anderen als biblischen Stoffe kaum mehr etwas wußte, sie in den Zeiten also, wo die Lectüre der Bibel verboten war, in nothwendigem Verfalle denken mußte, und ihren Hauptnutzen demgemäß auch darin setzte, daß durch sie die Ehre Gottes und der emsige Fleiß, die heilige Schrift zu lesen, vermehrt ward. Und dieser Ansicht müssen wir übrigens beistimmen, denn durch die Reformation kam allerdings ein neues Leben in diese Kunst mit ihren neuen Texten und Gesängen; sie half den Schulen erst dazu, den Charakter anzunehmen, mit dem wir sie in einem Verhältnisse zu unserer neuen kirchlichen musika-

---

412) Samml. für altd. Lit. u. Kunst S. 183.

413) Bei Wagenseil S. 504, wie bereits oben angeführt.

414) Da erweckt Gott —
zwölff Mann in hoher teutscher Sprach,
doch keiner da thät wissen
von dem andern u. s. w.

lischen Kunst sehen dürfen, und ohne dieses würden wir diese Vereine der Meister als solche poetische Academien und Singgesellschaften ansehen müssen, wie sie in den romanischen Landen den Ausgang der alten Kunst bezeichnen, von denen sie jetzt wesentlich unterschieden sind. Die Musik ist die Vorläuferin der Dichtung überall; Lied, Epos und Schauspiel beginnt unter dem Vorherrschen oder der nothwendigen Begleitung von Musik. Ehe unsere großen Dichter waren, waren die Häupter unserer Tonkunst. Die Niederlande, die unsere alte ritterliche Kunst auf so manche Weise erschütterten, haben das Verdienst, auch von dieser Seite das Neue eröffnet zu haben. Die großen niederländischen Meister des 15. Jahrhund., die Obrecht, Ockenheim, Josquin und Tinctor fanden ihre Schüler und wenigstens sogleich ihre Bewunderer in Deutschland; Sammlungen ihrer Cantionen und Motetten waren schon im 15. Jahrhundert in Augsburg und wurden Anfangs des 16. gedruckt[415]); und ehe noch die Rosenplüt und Hans Sachs in Nürnberg auftraten, war schon Conrad Baumann dort ein gefeierter Tonkünstler, nach dem Preise zu urtheilen, den Rosenplüt (1447) dem blinden Meister zuspricht. Den Meistergesang zugleich als das Ende einer alten und den Anfang einer neuen Kunstbestrebung anzusehen, mag widersprechend scheinen, es hat aber seine Rechtfertigung in sich selbst, denn im Gange der menschlichen Dinge laufen die Extreme überall in einander über. Die alldeutsche Poesie suchte all ihr Verdienst in dem Inhalte; sie hielt die einmal liebgewonnenen Gegenstände fest und dieß versuchte der Meistergesang noch mit jenen zähen Stoffen, die seit der Erscheinung des Christenthums die Welt beschäftigt hatten. Aber hier sahen wir, glitt man in diesen Stoffen aus dem Uebermaaße der Ueberladung und Entstellung auf die lautere Quelle der Bibel zurück; und hinfort hielt auch der Meistergesang auf den überlieferten Gegenständen nicht mehr so eigensinnig, wie denn gleich nach der Festsetzung der evangelischen Lehre das historische Gelegenheitsgedicht in kunstgerechten Meistertönen erscheint, Feste und Schießen u. dgl. besungen werden, was denn mehr das Geschäft der Pritschenmeister und Spruchsprecher wird, die, so sehr man ihr Amt unterschei-

415) Paul von Stetten Handwerksgesch. v. Augsb. I. S. 524.

det, doch nicht von den Meistersängern abgetrennt werden dürfen, die sich vielmehr so zu den singenden Meistern verhalten, wie die Teichner und Suchenwirt zu denen des 13. und 14. Jahrhunderts und unter denen im 17. Jahrhundert ein Christian Hafner der den Kopenhagener Hof mit einer abgerichteten Amsel besuchte, noch einmal an die alten wandernden Dichter und ihr Verhältniß zu den Höfen erinnert, obwohl er selbst aufgefordert seinen Aufenthalt unter seines Gleichen nicht auf die Länge mit dem glänzenderen tauschen wollte. Gelang es also dem Meistergesang nicht, selbst nicht im Inhalte sein Verhältniß zu der alten adligen Kunst zu behaupten, von der abzustammen er sich so gern rühmte, so deutet er durch seine ängstliche Ausbildung und Ergründung des Formellen noch entschiedener den Uebergang in eine neue Kunst an. Die ganze neuere Dichtung charakterisirt mehr das Bestreben nach einer Form, oder nach jenem Verhältnisse zwischen Inhalt und Darstellung, das wir bei den besten deutschen Gedichten des Mittelalters mangelnd fanden. Diesen Mangel aufzudecken, war nichts geeigneter, als die schwachen Versuche zu einer Poetik, welche die Meistersänger zu eben der Zeit machten, als man überall in der aufgedeckten alten Welt anfing zu den wenigen, aber weiten Urformen der antiken Dichtung zurückzukehren, wo einfache Maaße, der simple griechische Roman, das Schauspiel, die reine äsopische Fabel und die lucianische Satyre zum erstenmal Eingang in Deutschland fanden. Die Tabulaturen der Meistersänger stellen eine solche freilich mangelhafte Poetik dar, deren Schwäche gegen die antike sogleich erkannt wurde, indem die Meistersänger besonders darum mit ihren Gesetzen so geheim thaten, weil sie von jedem in der neuen Poesie und Musik Bewanderten, der sich darnach erkundigte, voraussetzten, er thue es um sie zu verspotten, und weil wirklich die neuen gelehrten Verskünstler jene alte Kunst tief unter sich sahen. Ich will die Gesetze dieser Tabulaturen nicht wiederholen, die aus den Originalwerken von Puschmann und Wagenseil so oft ausgezogen und mitgetheilt sind[416]), und nur im Vorbeigehen dar-

416) Von Büsching in der schon citirten Sammlung für altd. Lit. und Kunst; von Häßlein in Bragur 3. und in den verschiedenen Literargeschichten.

auf aufmerksam machen, daß man selbst innerhalb dieser Formalitäten den steigenden Verfall beobachten muß. Puschmann legt ausdrücklich die Nürnberger Tabulatur als Muster zu Grunde, in welcher die Hauptgesetze von den später entstandenen sogenannten Schärfstrafen geschieden sind. Jene ursprünglichen, vornehmeren Regeln bezogen sich doch noch vielfach auf Reinheit der Gesinnung und Reinheit der Sprache und klebten nicht ganz an dem Aeußerlichsten; mit der Zeit aber fand man, scheint es, selbst das zu beschwerlich, auf diese „falschen Meinungen" und die Grammatik des lutherischen Bibeltextes zu achten; man fing an, diese allgemeineren Gesetze zu vernachläßigen und behielt nur die Schärfstrafen, die ursprünglich zur Erschwerung angenommen waren, „wenn man zum vierten male um eine Gabe gleichen sollte, daß man fleißige Singer im Vergleichen von einander bringen konnte," und die sich natürlich auf noch größere Kleinigkeiten bezogen, über denen dann später diese Scharfsinger die alten Hauptregeln ganz vergaßen, um desto leichter aus guten kurzen Texten lange und weitläufige Lieder dichten zu können. Um bei der stets mehr verfallenden Kunst und entarteten Regel die Ursprünglichkeit beider ins Gedächtniß zurückzurufen, schrieb dann Puschmann seinen gründlichen Bericht des deutschen Meistergesanges (1571), und wünschte, daß man der Kunst einerlei Tabulatur zu Grunde legte, wie die Alten einerlei Prosodie. Hier erklärt er auch ausdrücklich, daß diese Gedichte in der alten deutschen Singkunst von adligen Leuten auch eine deutsche Poeterei genannt würden, wie denn der mehrere Theil der Regeln derselben auch mit den Regeln der Prosodie übereintreffe. Und sein Versuch, diese deutsche Prosodie im Zusammenhang darzustellen, fiel nicht weit von der Periode, wo Weckherlin aufstand und das Signal zu der Aufnahme der alten lyrischen Formen gab; und dieß war in den Zeiten, wo man in den strictesten Gegensatz gegen die mittelaltrige Poesie verfiel, wo man, wie damals in dem Stoffe, so jetzt mit der Form alles zu haben glaubte, und wo man nach dem Beispiele der Franzosen anfing, alle Dichtungsgattungen, Epen, Satyren, Episteln und Dramen um die Wette zu machen nach gegebenen Regeln. Diesen schroffen Uebergang zu dieser Poesiemacherei bezeichnet der Gesang unserer Handwerker zuerst, und zwar mit jener Erfolglosigkeit und

jenem carricaturartigen Anstellen, womit jede neue Richtung in ihren Anfängen begleitet zu sein pflegt: so hatten Handwerker, Weber, Schuster und Sporer die ersten ketzerischen Sekten in Deutschland zu Bertholds Zeit gegründet und in eben der schlichten, oft schiefen und verkehrten Weise das erste kleine Signal zu dem gegeben, was in der Reformation vollendet ward, wie diese Meistersänger zu dem, was das 18. Jahrhundert erst gestalten sollte; und dieß werden wir bei dem ehrbaren Vertreter der gesammten Meisterkunst, bei Hans Sachs, deutlicher sehen, als aus den regelrechten Poesien der obscuren Masse, die man in einem engeren Sinne unter dem Namen des Meistergesanges begreift.

XI.

Aufnahme der volksthümlichen Dichtung.

1. Volksgesang.

Alles Einzelne, was wir in dem letzten Abschnitte betrachteten, führte uns allmählig aus den oberen Regionen der Hof- und Ritterwelt herab unter Handwerker und Leute der niederen Klassen des Volks. Wir sahen aber dabei meist nur den Verfall der alten Kunst: jetzt wollen wir das Aufkommen der neuen verfolgen, indem wir uns mehr unter diese untern Stände selbst mischen, die wir bisher nur aus der Ferne sahen, und umgekehrt die höhere Gesellschaft aus den Augen verlieren, die uns bisher noch festhielt. Wie wir uns früher von der Dichtung des Volks und der Mönche nach und nach zu der der Ritterschaft, unter der ersten Erschütterung der privilegirt-geistlichen Bildung und unter den ersten großen Schritten zur Aufdeckung der Erdräume erhoben, so kehren wir jetzt von der höfischen Poesie unter dem Umsturz des Hierarchischen und unter der gleichmäßigen äußeren Aufklärung und Entdeckung der neuen Welt und der inneren Aufhüllung und Wiederentdeckung der alten Welt, zu der bürgerlichen und volksmäßigen Dichtung zurück. Ich habe es schon oben gesagt, die Zeiten vor der ritterlichen Kunst tragen alle Zeichen mit diesen Zeiten nach derselben gemeinschaftlich. Wie

damals die Völkerwanderung und die Kämpfe mit dem alten Rom das innere Deutschland auf Jahrhunderte erschöpft hatten, so war es in diesen Jahrhunderten vor der Reformation der Fall mit den Zügen nach Italien und den Kämpfen mit dem neuen Rom. Es geschah daher innerhalb des Reiches nichts, wie wir sahen, was des epischen Gesanges werth gewesen wäre; das Große der alten Thaten in den italienischen Kämpfen hatte für Deutschland kein factisches Interesse, so wenig wie die Thaten der ausgewanderten Stämme in der Völkerwanderung, und wo sich die Poesie doch noch etwa an einen Friedrich I. wagte, kam es auch gar zu elend heraus. Nur an den Grenzen blieben damals wie jetzt die Thaten zu Hause; sonderbar genug zeigt die Wirklichkeit und das darauf gegründete historische Lied dasselbe Burgund mit demselben Osten im Kampfe, wie in den Nibelungen, und derselbe Norden von Deutschland liefert verwandte historische Lieder zu denen der Schweiz, wie wir damals meinten, daß nordische Sagen sich zu denen des Südens in dem Volksepos zusammengefunden hätten. Dieses alte Volksepos stellte gleichsam den Untergang der Heldenzeit und das Aufleben der Ritterwelt dar: und diese schweizerischen und dithmarsischen Kämpfe und Lieder mit den Zeiträumen und den Dichtungen, die dazwischen und die kurz davor und dahinter liegen, bezeichnen in Deutschland ebenso den Untergang der Ritterwelt und das Emporkommen der untern Stände. Was wir damals aus der Völkerwanderung für Deutschland Wohlthätiges werden sahen, war die Einführung des Christenthums; wir sahen, daß es bei dem langen friedlichen und erschöpften Zustande des Innern von Deutschland hier so tief im Volke Wurzel schlagen konnte, daß man so frühe und vielfach bei uns die Vulgarsprache zu Predigten, Kirchenliedern, Gebeten und Uebersetzungen oder Umarbeitungen der heiligen Schriften gebrauchte, wie nicht leicht sonstwo. Wurde also damals durch die Berührungen mit den Römern das Heidenthum ausgerottet, so ward jetzt das entstellte papistische Christenthum durch die Berührungen mit dem neuen Rom erschüttert und gestürzt, und das Eine geschah auf eine so volksthümliche Weise wie das Andere. Damals sympathisirten die Geistlichen vielfach mit dem Volke, und jetzt die Bürger vielfach mit den neuen Geistlichen, die wieder in weltliche Gemeinschaft mit ihnen traten, wie vor der Ein-

führung des Cölibats. Wie also zu Otto's Zeiten die handwerkskundigen Mönche in ihren Klöstern die Bibel reimten, dem Volkslied opponirten, die Zeitlage kritisirten, und die historischen Lieder pflegten, so geschah es auch jetzt, daß umgekehrt die schriftkundigen Handwerker, in klösterliche Abgeschlossenheit zurückgezogen, ebenso die Bibel paraphrasirten, ebenso das Gassenlied verfolgten, ebenso die öffentlichen Zustände geißelten, ebenso historische Lieder, Sagen und Romanzen verfertigten; und so ahnen wir denn einen noch tiefern Grund, warum man den Ursprung des Meistergesanges gerade in die Ottonische Zeit legte und eine Verbindung mit dem Religiösen darin suchte. Das universale Christenthum verdrängte damals die verschiedenen heidnischen Dienste in Deutschland, jetzt aber drängte das besondere Bedürfniß der kräftigeren und gesünderen Stämme und Klassen die allgemeine, die katholische Kirche hinweg. Das Universalreich Karls des Großen, mit dieser universalen Kirche Hand in Hand, und gestützt auf die compacten Massen der kräftigsten deutschen Nationen und in glorreichem Ansehen gegen die heidnische Welt im Osten und Süden, konnte im Religiösen und Politischen seines Sieges auch über so tüchtige Stämme wie die Sachsen sicher sein; das Universalreich Karls V. aber, mit der katholischen Kirche vielfach zerfallen, mit der protestantischen im Kampfe, gestützt blos auf die heterogenen Theile der ungeheuren Besitzungen, die ungefähr all das auf dem romanisch-deutschen Continente umfaßten, was Karls des Großen Reich nicht umfaßt hatte, dazu in vielfach zweifelhaftem Kampf mit den Türken, dieses Reich ward von eben den Gegenden aus im Religiösen und Politischen, was das innere Deutschland angeht, umgeworfen, welche einst den Kampf gegen Karl den Großen erfolglos versucht. An dem Hofe der Maximilian und Albrecht von Baiern suchte man damals die Ritterwelt und ihre Bildung wieder so zu beleben, wie an Karls des Großen Hofe die alte Welt, und die spielend steife, poetisch-prosaische Art, wie dieß geschieht, sieht sich sehr einander ähnlich; dabei kultivirt man beidemale nebenbei dort das Antike, hier das Altdeutsche. Die Pflege von beiden in beiden Zeiten erinnert vielfach aneinander: die Blüthe der lateinischen Poesie, die Bekanntschaft mit Terenz, die Mysterien der Roswitha, Alles dieß läßt auf ganz ähnliche Zeiten unter Otto schließen, wie um die

Reformationszeit; und die Art wie die Helden der Zeit, die Schlick, Sigmund und Max in Poesien eingehen, erinnert uns an das, was nur in anderer Weise auch damals geschah. Was die Poesie angeht, so wollten beide Elemente getrennt weder früher noch später Glück machen, doch gelang es dem Volksthümlichen, dem Altdeutschen, besser in der Blüthezeit der Ritterkunst, in der neuesten Blüthezeit unserer Poesie aber dem Antiken: in beiden Glanzperioden unserer Dichtung schaffte sich der eigentliche dichtende Stand seinen eigenen Weg, und dieß geschah selbstständiger in der neueren Zeit, wo die besseren Dichter fast sämmtlich keinem fremden Stande, keiner fremden Beschäftigung mehr angehörten.

Was aber unter diesen verschiedenen Aehnlichkeiten beider Perioden hier besonders hervorgehoben werden sollte, ist die Verbreitung der dichterischen Ausübung im Volke. Wir haben aus den spärlichen Notizen der alten Geschichte früher zu finden geglaubt, daß in Deutschland während der Zeit des älteren Volksgesanges keine Sängerklasse, wie die nordischen Scalden waren, auch jetzt finden wir deren keine; wir hatten nicht einmal die wandernden Sänger häufig finden können, und sahen, welchen elenden Ausgang diese Wanderschaft auch jetzt unter den wenigen Männern des Volks nahm, die sich derselben widmeten. Aus der Klosterschule gingen die ersten Versuche einer Dichtung, die sich von dem Volksgesange trennen wollte; in die Singschule gingen die letzten Anstrengungen, die Dichtung dem Volksgesang entgegen zusetzen, zurück; zweimal, wo sie das Licht der Oeffentlichkeit unnatürlich zu scheuen begann, zog sich die Poesie in Abgeschiedenheit ab. Alles, was die Dichtung wie ein Geschäft betrieb, wandte sich in seiner Weise vom Leben zurück: der Spruchsprecher hielt sich bescheiden in seinen Privatgesellschaften; der gekrönte Kunstpoet dichtete lateinisch für die Gelehrten. Unter dem Volke aber gab es keine autorisirten Sänger; die Bänkelsängerei mußte in Deutschland in den älteren und mittleren Zeiten in nicht viel besserer Geltung gewesen sein als heute: sie hatte mit dem Geschäfte des Dichtens schwerlich je zu thun. Dieß liegt zum Theil wieder im Character unserer Geschichte. Sie bot sich fast nur zu zweierlei Arten des Gelegenheitsgesanges dar, als welchen man jede Volkspoesie überhaupt bezeichnen kann: entweder die

öffentlichen Begebenheiten waren so groß, und meist so innerer Natur, daß sie sich jeder Auffassung im Liede fast entzogen und meist der didactischen Poesie anheimfielen, oder sie waren so klein, daß sich gleich Jeder daran versuchte. In England war das z. B. ganz anders. Der alte Nationalhaß zwischen Walisen, Engländern und Schotten hielt dort die alten Verhältnisse und mit diesem auch die Verhältnisse der Sänger lang aufrecht; die Bürgerkriege, die Stamm- und Familienfehden, die ritterlichen Charactere der Geschichte eigneten sich zum leichten Uebergang in Romanzen und Balladen, und wer sie auch sang, ein Bänkelsänger, ein Wirthshausminstrel, ein Persevant oder ein königlicher Dienstmann, das Volk nahm seinen Antheil daran und behielt sie lieb, weil die besungenen Thaten seiner Geschichte angehörten. Allein was unser Suchenwirt sang von seinem meist thatenlosen Helden, von seinen Helden, deren Thaten wenigstens meist nichts mit dem Vaterlande zu thun haben, das konnte Niemanden interessiren; und welches Characters unsere übrigen historischen Lieder werden mußten, da unsere Geschichte stets prosaischer in Zuständen, stets ärmer an Factisch-Erhebendem in Handlungen ward, haben wir oben gesehen. Dem siegreichen Gesange der Schweizer und Hussiten gegenüber, wer sollte die deutsche Schmach besingen? Aber in England, wo sichs die Barden der unterdrückten Walisen nicht nehmen ließen, ihre alten Thaten fortzusingen und ihre Landsleute aufzureizen, sowohl hiermit, wie mit dem überhebenden Preis dessen, was etwa einmal in der Gegenwart geschah, in England waren dadurch auch die Minstrels gespornt, ihre Aufmerksamkeit auf die Geschichte zu schärfen, und von den Angelsachsen her hatten sie wohl nie lange ausgesetzt, ihre Fertigkeit zu üben, dieser Geschichte eine poetische Seite abzugewinnen, was wir in Deutschland so gut wie niemals versuchten. So lange daher die englische Geschichte ihren älteren Character behielt, dauerten die Minstrels in altem Ansehen fort, während bei uns die Hofdichter ganz verächtlich, aber von den gefeierten gelehrten Dichtern ersetzt wurden; sie zogen sich in Gilden zusammen, während sie es bei uns nicht einmal so weit wie die Hofpfeifer bringen konnten. Sobald sich dagegen dieser Character der englischen Geschichte änderte, die Bürgerkriege aufhörten und die Reiche dauernd vereinigt wurden, sanken die Minstrels

schnell zu Bettlern und Vagabunden herunter, statt daß sie sich bei uns ehrbar in die Schulen der Handwerker zurückziehen konnten, während umgekehrt in England die Handwerkerminstrels, die sich unter Eduard IV. zeigten, sogleich unorganisirt, ungesetzlich, ohne Ordnung und Halt erscheinen.

Die Art von Volksgesang also, die Balladen und Romanzen, die sich an historische Personen oder Begebenheiten anlehnen, und die in der englischen Volkspoesie das Mark oder den Kern bilden, kam in Deutschland so wenig zu einer großen Höhe wie in der Zeit des Minnegesangs das politische Lied, wenn wir die französische Dichtung vergleichen. Man war bei uns, werden wir unten sehen, viel zu ausschließlich auf den allgemeinen Zustand der Gesellschaft gerichtet, und auf die moralische Reformation des Volks, als daß man dem Thatsächlichen, den Handlungen viele Achtsamkeit hätte schenken können, wären sie auch bedeutender gewesen, als sie waren. Die Gegenstände der größern Oeffentlichkeit waren von solcher Natur, daß sie sogleich in der poetischen Behandlung zur Satyre wurden: sie waren zu groß für den Umfang eines Liedes, sie waren mehr Verhältnisse als Begebenheiten, und entzogen sich daher der Erzählung; und seit dem Bauernkriege, wo es so mannichfache innere Händel gab, und so manches historische Factum in Reimen gebracht ward, hatte schon die Buchdruckerkunst so vielen Boden gewonnen, das Hören war schon so sehr von dem Lesen verdrängt, daß man jetzt mehr an historische Gedichte als Lieder gewöhnt ward, mehr an breite Polemik und an Pasquille als an kurze skeptische Gesänge, mehr an bedachtsame Beleuchtung der Thatsachen, als an den ersten Sturm des leidenschaftlichen Ausbruchs des Partheigefühls. In den engeren Verhältnissen der einzelnen Stämme und Städte gab es allerdings hier und da eine Begebenheit, die sich für eine Romanze eignete, allein dergleichen entstand und verscholl, ohne in Deutschland allgemein zu werden. Für den Heißsporn Percy interessirte sich in England wohl jeder; aber wenn der Hamburger sein Lied von Stürzebecher, und der Nürnberger vom Schittensamen, der Dithmarse vom Wieben Peter, der Ulmer vom Hammen von Reystett, und der Breisgauer von Hans Steutlinger oder dem Lindenschmidt sang, was mochte sich einer um den andern viel kümmern? So war es auch gerade

mit den Gesängen, die aus den alten Sagen und Romanen ins Volks- oder Meisterlied übergingen. Man wollte diese Dinge wohl noch lesen; im Volksbuch, auch im gereimten Schwank, hübsch knapp beisammen, ließ man sie sich gefallen; aber die alten Sachen von Arthur zu singen, konnte doch auch für die damalige Stimmung des deutschen Volks gar nicht passen; wir überließen ihn bis auf schwache Versuche an seine Heimat, wo seine Geschichten noch lange in Romanzen fortlebten, so wie wir unsere alte Volkssage selbst den dänischen Heldenliedern anheimgaben oder im Süden in meistersängerlichen Auszügen aussterben ließen. Nur was sich, wie die Sagen vom Albertus Magnus, oder die von Tanhäußer und dem treuen Eckart, dem Hange nach Wundern, Legenden und Allegorien empfahl, oder was sich wie die Gesänge vom Möringer und Heinrich dem Löwen und dem Bremberger den neuen Liebesempfindungen näherte, das gedieh schon eher, und ward, wie man theilweise nachweisen kann, im 15. und 16. Jahrhund. vielfach gesungen. Im Meistergesang dauerten die heterogensten Dinge, die Trimunitas, des edlen Ritter Morgeners Wallfahrt ins St. Thomasland u. dergl. fort, im Volke sang man nur das Einfache, das zum Gemüthe sprach. An solchen Lieblingsstücken tilgte man auch alle Züge, die sie der Gegenwart fremd machten, und was man dieser Art aus der Zeitgeschichte ins Lied brachte, daran litt man nicht einmal die Namen, und man tilgte sie an liebgewonnenen Traditionen. Es ist kein Zweifel, daß nicht die unzähligen Liebesromanzen, an denen wir in Deutschland so ungemein reich sind, auf Einem dieser beiden Gründe ruhen, auf Zeitbegebenheiten oder auf alten Sagen, gerade wie wir es in dem neuen Romane des Aeneas Sylvius und in den verpflanzten alten gefunden haben. Von den Dithmarsen behauptet es schon Neocorus, wie ihre Tanzlieder auf Schlachten, wunderliche Geschichten, Abentheuer, Schwänke, Buhlschaften und Laster gewisser Personen gedichtet sind[417]); von den Tyrolern wird es noch neulich versichert, daß

417) Neocorus, ed. Dahlmann I. S. 176. Er fügt dort bei: Unnd ß tho vorwundern, dat so ein Volk so in Scholen nicht ertagen, so vele schone leffliche Melodien jedem Gesange nach Erforderinge der Wortt und Geschichte geven konnen, up dat ein Ideß sine rechte Artt und

„merkwürdige Vorfälle, komische Auftritte und Schwänke von einer Gesellschaft munterer Bursche gesammelt, in Reime zusammengestoppelt, und dann bei einer feiertäglichen Zusammenkunft im Wirthshause, bei abendlichen Haingarten, Rockengesellschaften und andern Gelegenheiten unvermuthet abgesungen werden, und daß dabei oft eine ganze Gemeinde, besonders das schöne Geschlecht jämmerlich hergenommen, ihre körperlichen Mängel und Gebrechen durchgezogen und geheime Liebesverständnisse verrathen werden“[418]). So fand ich in einer Handschrift mit Volksliedern des 16. Jahrhunderts neben einer solchen Liebesromanze am Rand die Personen genannt, auf die sich der Inhalt bezieht[419]), den man ohne dies eben so wohl für Erdichtung hätte nehmen mögen; so sind andere Stoffe in vielfachen Behandlungen, wie auch sonst die politisch-historischen Lieder, vorhanden. Auf der andern Seite sind eine Menge solcher Stücke Ueberbleibsel alter Sagen; bekannte Erkennungsgeschichten verlorener Kinder und Rettungen Gefährdeter begegnen uns in einer ganz neuen Weise lyrisch aufgefaßt, und dem Gesange heimgefallen, da man sie sonst nur zu lesen gewohnt war; aber die Namen und alles Alterthümliche ist verbannt und mit dem herzlichsten Ausdruck sang man die Geschichten von Pyramus und Thisbe, und von Hero und Leander in der ächtesten Volksform, als ob man theilnehmend die Unfälle von Zeitgenossen besänge. Wie wir im Roman gesehen haben, daß man das Neue, das Namenlose, das Allegorische oder das Alte, welches sich dem neuen Geschmacke mehr näherte, bevorzugte, so ists mit dem Liede; die Heldenromane ziehen sich gegen die Liebesromane eben so zurück, wie die hervische Ballade vor dem Liebeslied. Im Roman entfernte man mehr und mehr das Harte und Wilde gegen Ende des 15. Jahrhunderts und so muß es mit den Romanzen gewesen sein. Die schroffern und erschütternden, blutigen und schauerlichen Rachegeschichten, die schauderhaften Szenen der Wildheit, Räuberei und Mordlust, die unter dem wüsten und wandernden Volke und auf

ehme gebäreude Wise, etwederst mit ernster Graviteteſcheit edder frowdiger Luſticheit hedde.

418) Sammler für Tyrol II., 1. S. 58.

419) Cod. Pal. N. 343. fol. 100.

seiner Bühne, dem Wirthshause, spielen, lösen sich in den Zeiten des endenden 15. und etwa ganz im Anfang des 16. Jahrh. mehr ins rührende auf; schon in den Texten, aber ganz entschieden in der Musik; später aber und noch im 17. Jahrh. kehrten die Romanzen in jenem Geschmack häufiger mit den verwilderten Zeiten wieder. Wie im Romane die Vermischung der Stände so vielfach hervorschien, so auch hier die ungleichen Liebschaften: wie manchen Fehltritt eines armen betrogenen Mädchens mit einem glänzenden Rittersmann oder Grafensohn, wie manche Geschichte von des Markgrafs Töchterlein oder der Frau Markgräfin freundlichem Kusse, den sie dem Zimmergesellen gab, sang man bald warnend, bald schreckend, bald rührend und nachsichtsvoll verzeihend.

Denn wir haben auch hier eine Zeit, wo sich Kriegsstand und idyllischer Friede mit einander berühren und wo neben der großen äußern Thätigkeit der Nation zugleich eine tiefe innere Versenkung sichtbar ist und diese zwar in den untern Klassen der Nation. Auch in ihrer zweiten Periode verschmähte unsere Lyrik, wie in der Zeit des Minnegesangs, und obgleich sie in einer ganz anderen Sphäre jetzt gepflegt wird, die zu enge Berührung mit dem äußeren Leben. Es war doch eine ganz eigene Zeit, in der jetzt unsere Literatur einen neuen Aufflug nehmen sollte. Welche ungeheure Bewegungen gingen damals in der Welt vor, die wir in Deutschland vorübergehen ließen, ohne lebhaften äußeren Antheil daran zu nehmen, nicht ohne den wesentlichsten inneren Nutzen davon zu ziehen. So hatten wir den Kreuzzügen mehr als ruhige Betrachter zugesehen: aber wenn ich recht bemerkte, so gaben sie jenen Walther und Freidank den ersten Anstoß zu jenen practischen Lehrgedichten voll Lebenskenntniß, welche seitdem sich in immer weiterem Umfange fortbildend der Mittelpunkt der nationalen Dichtung und ein Hauptmittel zur moralischen Reform des Volkes wurden. Nicht anders hatte damals unter der Gefährdung des heiligen Grabes die Opposition gegen die Kirche und den Pabst begonnen, als sie jetzt unter der Türkengefahr wieder aufgenommen ward. Sorglos sah man den Fortschritten der Türken zu, sorglos ließ man ungeheure Massen von Ländern als Bollwerk gegen sie im Südosten in Ein Reich zusammenfallen, sorglos ließ man es hingehen, daß mit diesem Reiche sich fast

alle europäischen Lande am mittelländischen Meere und andere dazu vereinten, während im heiligen römischen Reiche Alles bis ins unzählige zertheilt und zwiespältig war: wie zuletzt der große Autokrat nach dem Vorgang anderer Monarchen und nachdem ihm in Spanien, Italien und den Niederlanden sein Unternehmen gelungen war, auch mit Deutschlands Vereinigung und Unterwerfung sein Werk zu krönen dachte, war es nicht die Einigkeit und Macht der Fürsten oder die Waffen der Reichsstädte, die seine Plane vereitelten, sondern die neuen Begriffe von Regierung und Regierten, die durch die Reformation in Fürst und Volk aufgekommen waren und die öffentliche Meinung. Man verschmerzte den Fall des griechischen Reichs, und arbeitete unterdessen mit Eifer und Wärme, das klassische Alterthum zu erneuen, die lateinische Sprache, die alte Philosophie, Literatur und Humanität der Sitte in ihrer anfänglichen Reinheit ins Leben zu rufen. Amerika ward entdeckt, Alles wandte seine Thätigkeit nach Westen, was damals rüstig war: indessen bildeten wir die Buchdruckerkunst aus und sicherten uns die geistigen Schätze der alten Welt, ohne zu viele Gierde nach dem Golde der neuen; und da Alles in materieller Betriebsamkeit unruhig und thätig war in den Aussichten, welche die Entdeckung dieser neuen Erdräume für Erwerb und Gewinn eröffnete, sorgten wir in frommer Angst um den Untergang der alten Erdhälfte selbst. Der gestörte Handel im Osten und der aufblühende im Westen traf Deutschland weder mit zu plötzlichem Verluste noch mit zu plötzlichem Vortheil: Nürnberg, Augsburg und andere mittlere Städte waren getheilt zwischen Nord und Süd, zwischen Ost und West; die Quelle, die sich hier verstopfte, öffnete sich dort, und Nürnberg hatte seinen Reichthum, wie Rosenplüt rühmt, im 15. Jahrhundert aus Völkern von siebenerlei Sprachen, von Ungarn, Slaven, Türken, Arabern, Franzosen, Engländern und Niederdeutschen. Und diese Bürger, deren Palläste die Wohnungen der schottischen Könige übertrafen, diese Communen, von denen es eine große Zahl an Größe, Pracht und Reichthum mit den weltberühmten italischen Städten aufnahm, in welcher bescheidenen Dunkelheit blieben sie nicht! Wie edel wandte Nürnberg seine Einkünfte auf Hospitäler und Armenhäuser, wie großmüthig gebrauchten sich die Fugger ihrer Reichthümer, und die Peutinger

und Pirkheimer ihres Ansehens! Wie unendlich verpflichtet sind wir diesen Städtern für das Gedeihen der Reformation; denn ihr gesunder Verstand, so überladen er kurz zuvor mit scholastischen Spitzfindigkeiten und dürren Dogmen war, griff mit um so größerer Sympathie nach den neuen Lehren Luthers und nach der neuen gebotenen Schrift, und selbst die Heftigkeit und Leidenschaftlichkeit, mit der die Kirchenverbesserung zum Theile bei ihnen eingeführt ward, schadete der Gründlichkeit der Einführung im Ganzen selten. Dieser tüchtige Schlag von Menschen! Sie ließen sich vom Priester und vom Versmacher in Predigt und Gedicht ihrer Habsucht und ihres Geizes aufs ungemäßigste anklagn, und die Sittenprediger eiferten zelotisch gegen das Ueberheben der unteren Klassen und geben uns einen Zustand der Gesellschaft an, wie in Sodom und Gomorrha; und doch rühmt Machiavelli in derselben Zeit, daß diese Republiken reich waren als Communen, im Privatleben aber ihre Bürger arm lebten, unbekümmert um das, was sie entbehrten und nur besorgt für das, was ihnen Noth that; Luxus und Modesucht warfen sie sich unter einander selbst vor, und der Italiener sagt, sie seien zufrieden gewesen mit reichlichem Brod und Fleisch und ihrem Ofen im Winter, und jeder lebte nach seinem Stande, vergnügt mit den Producten seines Landes und mit weit geringern Bedürfnissen als seine Italiener. Wer hätte es zu derselben Zeit, wo das Faustrecht auf dem höchsten Gipfel war, gemuthmaßt, daß der schwäbische Bund in eben den Gegenden, wo sich auch mit der erste neue Aufschwung zur literarischen Thätigkeit zeigte, einen Zustand des Friedens wirksam zurückführen würde, so daß Herzog Eberhard von Würtemberg die Sicherheit seines Landes rühmen konnte mit Ausdrücken, die uralte Chronisten von den goldenen Zeiten der gerechtesten Regenten brauchten, und daß dreißig Jahre nachher die ganze Nation an der Herstellung des reinen Christenthums arbeiten und Hutten den Sickingen mit Erfolg in die Bücher einführen würde! Den Kaiser Maximilian rieb die Ungeduld auf um Hülfe in Italien, während sich seine Reichstage mit den Kleider-, Trink- und Hofnarren abgaben und die Sittencensur betrieben.

Diese Innerlichkeit der ganzen Bildung Deutschlands in diesen Zeiten bestätigt die Geschichte der Dichtung vollkommen, ob-

gleich auch hier Alles zusammentraf, sie zu stören. Die ungemessenste Wißbegierde zerstreute die Poeten auf tausend Dinge: dennoch blieb der sittliche und gesellige Zustand Deutschlands das einzige Ziel aller Dichtung. Die ungeheure Flut von obscuren Erbauungsbüchern und gelehrten theologischen Schriften, die nur mechanische Mittel zur Erweckung von Andacht und Religiosität darboten, dämmte das Narrenschiff und der Reinecke Fuchs, die Predigten Geilers und Luthers auf Einmal. Antike Poesien bildeten Poeten in antiker Weise; mit Leichtigkeit führten sie den römischen Griffel, aber für die deutsche Sache; deutsch die antiken Gedichte sclavisch nachzuahmen, fiel nicht leicht Jemanden damals ein. Die alte Ritterpoesie und Rittersitte ward von einem Kaiser selbst noch einmal empfohlen und cultivirt, allein man verschmähte jetzt, was nicht die einfältigste Natur athmete, in der Dichtung, und was nicht Menschlichkeit und gleiche Geltung begünstigte, im Verkehr. Man suchte moralische und intellectuelle Belehrung in den Schriften der Inder und Juden, der Griechen und Römer, der Franzosen und Italiener, aber Alles ward auf die Gegenwart und das Volk bezogen, und man schien wenig Begriff davon zu haben, Weisheit zu verpflanzen, die nicht zugleich allgemeine Früchte versprach. Wir haben gesehen, wie schnell die erneuerte gnomische Poesie von den Meistersängern Preiß gegeben ward gegen die Bibel, die gegen die Pfaffen und Tyrannen des Tags eine willkommene Waffe war. Mit einer wahren Virtuosität griff man tactmäßig nach Allem, was das Interesse, die Gefühle, den Geschmack der Gegenwart förderte und unterstützte und ließ das Feindliche liegen; das Volk gab die beste gesundeste Natur kund in der Art, wie es zu assimiliren und zu consumiren verstand in allerhand Nahrung, die man ihm darbot. Das sittliche Bedürfniß war in dem Mittelstande und den untern Klassen ungemein groß, dahin bezog man Alles, und dahin auch die Poesie.

Es war nun aber in der Nation eine dunkle Erinnerung davon geblieben, daß man einst zur Sittigung des Menschen die Frauenliebe, das Minnelied und den Roman genutzt habe, wie man jetzt nur die Religiosität und das geistliche Lied und die moralische Satyre dazu brauchte. Zur Zeit der Reformation selbst und auch schon viel früher im 15. Jahrhundert wollte man von

jener Art, die Sittlichkeit zu fördern, allerdings nichts mehr hören, und man zog gegen die Liebeslieder, die freilich gar zu oft schmutzige Buhllieder waren, zu Felde und setzte sie mit ihren Melodien in fromme Gesänge zu geistlichem Gebrauche um. Allein trotz dieser damals gefährlichen Anfechtung, die das erotische Volkslied auszustehen hatte, erhielt es sich dennoch überhaupt; und trotz der großen Gemeinheit und Obscönität, in die man es gern herabriß, hielt es sich selbst in einer gewissen Reinheit, und dieß war besonders um die Zeiten der Scheide des 15. und 16. Jahrhunderts der Fall, so weit man darin klar sehen kann. Das volksthümliche Liebeslied strebte die Reinheit des alten ritterlichen Minneliedes festzuhalten; ein so eigenthümliches, originales, und wir haben es oben gesagt, aus der Volkspoesie gewordenes Element, wie unsere alte Lyrik, sollte auch jetzt nicht für die Volksmoral verloren gehen. Den Uebergang des alten Volksliedes zum Minneliede konnten wir nicht so genau angeben, der vom Minnelied zum Volksliede in dieser Zeit ist viel nachweislicher. Die Lieder des Wolkensteiners, der Hätzlerin[420]) und Anderes aus dem 15. Jahrhundert beweisen, daß das Minnelied noch im alten Style in diesen Zeiten dauerte, als das Volkslied schon daneben blühte; die des Hugo von Montfort zeigten uns die Eigenthümlichkeiten beider Zweige vereinigt. Die einschleichenden Besonderheiten der Volksmanier in alle Gattungen der alterthümlichen Poesie haben wir bisher zu genau beobachtet, als daß es weiterer Nachweisungen in Betreff des erotischen Liedes dieser Zeit bedürfte, das den alten Minneton noch zu halten suchte. Daß aber das volksmäßige Liebeslied des 15. und anfangenden 16. Jahrhunderts noch eine Menge Spuren des Minneliedes an sich trägt, kann Niemanden entgehen. Was zuerst das Local angeht, so hält das Volkslied in Deutschland ganz denselben Strich, wie das Minnelied. Die ganze Länge des Rheins, die Schweiz, Schwaben und Franken, Baiern, Tyrol und Oestreich haben das Eine und das Andere so gut wie ausschließend gepflegt. Ins Niederdeutsche sind unzählige Volkslieder übersetzt, sehr wenige originell geschaffen worden; im Harze sollen die Spinnerlied-

420) Ich kenne sie nur aus den Stellen, die Wackernagel in seinem Lesebuche mitgetheilt hat.

chen zu Hause sein; von obersächsischen ist mir gar nichts bekannt. Innerhalb des angegebenen Locals hält das Volkslied sogar ganz die verschiedenen Charactere des Minneliedes. In Oestreich, Tyrol, Steiermark, Oberbaiern und der Schweiz hatten wir das Minnelied zuerst aus dem Allgemeineren heraustreten und besondere Farben annehmen sehen, so sind auch noch heute die verschiedenen Volkslieder dieser Gegenden leicht an Musik, Sprache und Inhalt unterschiedbar und sind auch in eigenthümliche nationale Sammlungen übergegangen; wir haben damals das Idyllische, das Bäurische, das Komische in die Minnelieder dieser Gegenden eingehen sehen, und diesen Character tragen auch die Volkslieder derselben; es waren Frühlings-Hirten-Tanzlieder, die dort vorherrschten, und so erzählt noch Sartori in seiner neuesten Reise durch Oestreich (1807), daß die Kärnthner noch mit Festen und Liedern den Frühling und Weihnachten und mit Aufführungen den Streit des Sommers und Winters (eine uralte deutsche Sitte) begehen, so sind die Lieder des Kuhländchens Hirtenlieder und der Kuhreihen in der Schweiz im Grunde das einzig Originale ihrer ganzen Volksmusik, so ist das Volkslied in Tyrol noch immer zugleich Tanzlied. Die rheinischen und schwäbischen Lieder dagegen wird man dem Texte und der Musik nach weder von der Besonderheit dieser südlicheren Lieder, noch unter sich so leicht unterscheidbar finden, sie tragen einen allgemeineren Character, wie das ächtere Minnelied auch. Das ächtere Minnelied fanden wir um ein Jahrhundert etwa älter, wir muthmaßten namentlich eine erste Anregung der gesammten Ritterpoesie aus den Gegenden des Niederrheins. So ists mit dem Volksliede auch. Die Limburger Chronik zeigt uns darauf hin, daß der Volksgesang den ersten Aufschwung in diesen Gegenden nahm, und die bergischen Lieder werden auch ebenso für das Vorzüglichste im deutschen Volkslied erkannt, wie die von Niederdeutschen gefä bten alten Ritterepen in der Ritterpoesie. Die oberrheinischen werden sich an Werth und Alter anschließen; in der Pfalz und Schwaben ward besonders das Jägerlied später gehegt; die südlichen Volkslieder der bezeichneten Gegenden aber sind ohne Zweifel die jüngsten von allen. — Was ferner die innere Structur angeht, so zieht sich das Grundgesetz der Dreiheit, das Grimm in dem Strophenbau der Minnelieder entdeckt hat, im Volksliede

in die Musik zurück, wo es im Gesätz weniger erscheinen sollte. Auch im Inhalte berührt sich Alles. Wie uns die Tage- und Wächterlieder, die Freude an der Natur, an Sommer- und Herbstzeit, die sich im Minnelied aussprach, die Quelle andeutete, aus der es floß, so leiten uns die ähnlichen Sommergesänge, die ähnlichen Tanzlieder, die vielleicht aus sehr alten Zeiten überliefert fortdauerten und stets „von neuem gesungen" wurden, wieder auf das Volkslied zurück. Ich habe die erzählenden Volksgesänge, die Romanzen, schon angeführt, die so manchen uralten Stoff in neuer Art wiederbrachten. Der Rückgang von den gekünstelten Weisen der Minnesänger zu den einfacheren Tönen des Volksliedes wäre ganz im Ausführlichen nachweisbar, wie wir spurweise den umgekehrten Gang bei dem Aufkommen des Minneliedes gewahrten. Vereinzelt läuft die Reimspielerei und Verskünstelei auch im ächtesten Volkston noch mitunter. Noch ist die liebe Sommerzeit, der Mai, die Vögel, der Wald, der Anger, die Blumen und der Thau ein Lieblingsthema auch dieser Lyrik; noch scheut man sich der Geliebten Namen zu nennen und bezeichnet ihn höchstens mit dem Anfangsbuchstaben; noch benennt man sie mit dem vornehmen Schmeichelnamen einer Kaiserin; noch klagt man über verlorenen Dienst und über die Klaffer, wie einst über die falschen Merker.

Nur freilich konnten diese alten Reminiscenzen nicht lange in die Augen fallen in der Dichtung einer Zeit, die unter ganz neuen Verhältnissen von einer ganz verschiedenen Klasse von Menschen ausging. Es war ja nicht eine einzige Klasse mit einer einzigen Thätigkeit und Beschäftigung, die durch eben diese ganz einerlei Geistesrichtung annahm, wie in der Ritterzeit, sondern Menschen aus allen Ständen, von allen Farben, von jedem denkbaren Gewerbe gaben sich der Liederdichtung hin. Wie sich der Laie damals zu Predigt und geistlichem Amte anfing fähig zu halten, so war auch jeder noch viel mehr zu einem Liede berufen; und wer jung und frei war, ohnehin. Wie die Reformationslehre plötzlich in tausend Gemüthern zugleich zündete, so hatte nach dem Limburger Chronisten schon im 16. Jahrhundert die Einführung der Harmonie die Volksmusik in Deutschland mit auffallender Raschheit unter Allen zugleich verändert, und war nach dem ersten Eifer die neue Verbesserung vielleicht etwas

eingeschlafen, so erwachte sie jetzt von neuem im 15. und 16. Jahrhundert. Die Edlen des 15. Jahrhunderts waren gewöhnt, ihre Blicke in den dunkeln Fernen der Romansagen, Abentheuer mehr lesend als ausführend, umschweifen zu lassen: ihr sinniger Hang aber fesselte sie an die Heimat, die Gesellschaft, die Frau ihres Herzens: dieß Gedankenleben gab auch ihrem Liede jenen eintönigen Klang. Aber die Abentheurer dieser Zeit, welch ein anderer Schlag Menschen war das! Zum Theil fesselte sie nicht einmal eine Heimat, wie sollte sie ein einziger Gegenstand der Liebe, oder gar eine im Stillen angebetete Herrin ihre Gedanken gefesselt haben. Wie beschwerte den edlen Rittersmann Pflicht und Gewissen, der seine Sache auf Ehre und Ruhm, auf stete Treue und Zucht, auf sein Weib und seinen Fürsten gestellt hatte — wie leicht aber wards den tausend Freigeistern dieser Zeit, sich durch die Welt zu schlagen, die ihre Sache von Anfang auf Nichts gestellt hatten. Ein armer Bettler, der nichts zu verlieren, nur zu gewinnen hat; ein flotter Reiter, der den Tag genießen will, da er nicht weiß, ob ihn morgen der kühle Rasen nicht deckt; ein armer „Schwartenhals," der für eine böse Nacht in der Wirthsscheune sich morgens an der Tasche eines reichen Kaufmannssohns auf der Heerstraße erholt; ein wilder Landsknecht, der die Welt durchfährt und der, fürchtet er auch sonst nichts, doch gegen die Kugeln der Feinde keine Wehr hat; ein Handwerksbursche, der heute liegt und morgen wandert, heute liebt und morgen eine andere; ein Jäger, der kindlich im Glücke und blutig in der Leidenschaft sein kann; ein armes Mönchlein, das sich einmal so viel Licenz nimmt, ein Buhllied zu singen; ein fahrender Schüler, der über den Teufel Gewalt hat und der damals der Glücksritter ist, wie einst der abentheuernde Ritter, und heute sein Abendbrod bei der Bauerfrau und morgen sein Heil bei der Königin sucht, wie andere Lieder mußten die singen, als die Rittersleute; wie andere Liebeslieder, schon darum, weil sie auch andre Lieder zu singen hatten. Alles war bei ihnen Leben, Alles Lebendigkeit und Sinnlichkeit. Sie waren selbst in aller Fremde herumgefahren, in die Heimath zog sie höchstens ein faßlicher Gegenstand der Neigung zurück, der in der Ferne die Leidenschaft nährte und spannte, stets riß sie die Welt und die Wirklichkeit hin, und Wirklichkeit mußte haben, was auch in

der Ferne ihre träumende Einbildungskraft beschäftigen sollte. Sie konnten ihr Seelenleben nicht in Muße und Einsamkeit pflegen, sondern sie trugen ihre Empfindungen mit in den Strudel einer mannichfach und gewaltig bewegten Welt. Erwerbsucht, Krieg und Wißbegierde erregten damals eine ungemeine Wanderlust, die fahrige Unruhe einer Revolutionszeit riß selbst die größten Männer in die rastloseste Unstetigkeit, Verhältnisse und Schicksale trieben die Humanisten und die Reformer von Ort zu Ort, und die heftigste Leidenschaft gährte in den kräftigen physischen und moralischen Naturen dieser Zeit. Was nun mitten in dieser Erregung in der literarischen Welt entstehen konnte, mußte die grelle Farbe der Wirklichkeit tragen, so wie was aus dem Traumleben der Ritter hervorging, sogleich einen ideellen Anstrich hatte. Wir werden nun weiterhin sogleich sehen, daß wirklich im schärfsten Gegensatze zu der Ritterpoesie die Dichtung dieser Zeit, so wie sie umfassender wird, statt der oft übertriebenen Idealität der früheren Dichtung vielmehr eine übertriebene Wahrheit bis zur Caricatur an sich trägt, und daß sie an Mangel des Ideellen so leidet, wie die Ritterpoesie an Mangel des Wahren und Wirklichen. Nur wer in jener Ritterzeit ausnahmsweise neben der phantastischen Welt den Blick auf die wirkliche Welt gerichtet hatte, wie Walther, den sahen wir bedeutsam auf Freidank und von da weiter bis auf diese Zeit in der Dichtung fortwirken; und so hat auch in dieser Zeit der Reformation nur das eine bedeutende Wirksamkeit für die Zukunft behalten, was außer der platten Wirklichkeit, um die sich alle größeren und auch die meisten kleineren Gedichte dieser Zeit im geringern Maaße drehen, ein Ideelleres im Auge behielt. Und dieß ist eben das Volkslied und die kleine Erzählung in Fabel oder Schwank, die ganz den Volkston an sich trägt. Vom Stricker bis auf die Zeitgenossen Gellerts, vom ersten Minnesänger bis auf Göthe ist in dem erzählenden moralischen Gedichte und in der Lyrik Deutschlands ein einziger ununterbrochener Zusammenhang; und diese Periode ist die Durchgangs- und Umgestaltungszeit, die das Aeltere für den neueren Geschmack erst brauchbar vor- oder zubereiten mußte. Unsere größten Dichter verschmähten nicht, die Volksromanze und das Volkslied zu benutzen, sich davon anregen zu lassen, auf seine Eigenthümlichkeit und sein Wesen zurückzugehen, und es ist

interessant im Fortgang zu beobachten, bis zu welchem Grade der Reinheit die verschiedenen Lyriker der neueren Zeit auf das Volkslied zurückgingen. Der größte von Allem erkannte am meisten die große wahrhaft poetische Anlage, welche die reinsten Volkslieder und die erotischen vor Andern, bei manchem Unbeholfenen und Kindischen an sich tragen. Man darf es wohl sagen, die Volkslieder der besten Zeit, die sich der meistersängerischen Form ganz entzogen, behandeln vielleicht niemals einen unpoetischen Gegenstand; und die Uebereinstimmung zwischen Form und Inhalt, die Mischung von individueller Wahrheit und ideeller Allgemeinheit ist meist so glücklich, daß man sich wohl erklärt, warum man immer, mit Verstand und mit Unverstand, so großen Werth darauf gelegt hat.

Gewiß trug zu diesen Eigenschaften des Volksliedes sein Entstehen in den bezeichneten Klassen nicht wenig bei. Was mit aller Anstrengung der Mönche, der Ritter, der ansäßigen Handwerker und Gelehrten die Dichtung nicht im Kloster, nicht in der Frauengesellschaft, nicht in der Stube erlangen konnte, das fiel ihr in der Ungebundenheit unter allen Klassen des niederen Volkes von selbst zu. Die Freiheit, die Zwanglosigkeit, ja selbst die völlige anarchische Zügellosigkeit schlug ihr im ersten Augenblick dieser großen Revolution zur größten Zierde an; was ihr die Heiligkeit des einen Standes und die Sinnigkeit und der Adel des anderen und der Ernst des dritten nicht geben konnten, das gab ihr der Leichtsinn, die Sinnlichkeit, die Derbheit und der unverwüstliche Humor der untern Stände. Das glänzende an äußerer Pracht reiche, an innerem Werthe aber arme Leben der Ritter hatten diese mit Anstrengung in ein poetisches Licht zu rücken versucht; das wirkliche poetische, an Mannichfaltigkeit und Bewegung so reiche Leben dieser unteren Klassen aber konnte nicht leicht überschätzt werden, bei der oben berührten Eigenheit dieser Zeit, nach der sich die bescheidenen Menschen in der Wirklichkeit mehr herabsetzten, statt sich hinaufzuschraubten. In dem erzählenden Gedichte eines Rosenplüt oder Hans Sachs geht uns dieses mannichfaltige Leben in allem Reichthum auf, und je objectiver sich der Dichter dabei hält, je mehr er einmal aus Gefallen an der Sache seinen moralischen Ernst und Eifer zurückhält und seiner Laune Lauf läßt, desto vortrefflicher ist die Wirkung: in dem

lyrischen Gedichte aber liegt dieses bewegte und poetische Leben, auch wo es sich noch so sehr auf bloße Empfindung bezieht, ganz deutlich zu Grunde, ohne jedoch darin zu erscheinen. Der Rittersmann dagegen hatte in seine epische Erzählung seine lyrischen Ergießungen eingemischt und in seinem lyrischen Gedichte eigentlich stets von seinem Zustande und seiner Empfindung mehr erzählt, als ihn aus einzelnen Momenten in dem stoßweisen Gange des ächt lyrischen Gedichtes versinnlicht. Seine Lyrik war von einem gewissen epischen Elemente beherrscht, wie das Epos überhaupt der alten Dichtung Mittelpunct ist; Leidenschaft und Gefühl ward nur zart und leise und wie aus der Ferne berührt. Aber in diesen Zeiten des Umsturzes der epischen Poesie, die von jetzt an nur in der Ausartung des Romans fortlebte und sich nie mehr recht erholte, jetzt wo man von dem Epischen zum Lyrischen, von der Vergangenheit zur Gegenwart, von dem Romantischen zum Plastischen übersprang und die großen Gegensätze des Epos, Lied, Drama und Satyre zu bilden anfing, jetzt begünstigte das Leben, die Stimmung der Nation, die verwandten Gattungen der Poesie, die man pflegte, die größte sinnliche Lebendigkeit und Bewegung in dem Liede, so wie seine Originalität. In seiner Lyrik ist jedes Volk original, wenigstens hat jedes Volk neben seiner erborgten Lyrik auch eine originale; gerade damals aber behauptete Deutschland in allen Zweigen eine scharfe Eigenthümlichkeit, und dieß konnte nur wohlthätig auf das Lied einwirken, zu dem man damals selbst aus seiner älteren Gestaltung in der Minnezeit weder viel Form noch Inhalt entlehnte, sondern höchstens im erotischen Liede die Reinheit und Zartheit der Empfindung bewahrte, ohne auch darin übrigens der Selbstständigkeit zu vergeben. Die Art aber, wie sich diese Empfindung jetzt ausspricht, ist rein entgegengesetzt; formell ist diese Dichtung ganz verändert. Dort war sie mit objectiver Ruhe dargelegt und mit Beschaulichkeit beobachtet, der Dichter sprach von seiner Empfindung, hier spricht sie aus dem Dichter; sie ist von ihrem Gegenstande ganz erfüllt, heftig oder tief davon bewegt: in dieser Heftigkeit spannt sie sich an und ab, dauert nur auf Augenblicke, springt von Extrem zu Extrem; und so wirkt auch auf den Leser das Lied selbst: es regt ihn die entsprechende Empfindung ruckweise an mit Einer Wendung, Einem Anstoß und bringt auf diese

Weise Rührung oder Erschütterung hervor. Dieß ist das ächteste Merkmal jeder lyrischen Poesie; und sei es, daß unser Volkslied diese Eigenschaft nur in ferner Anlage oder vielleicht eher in einem übertriebenen Grade besitzt, so gibt sie ihm auch so einen wirklichen und dauernden Werth. Das Volkslied und besonders das Liebeslied, eröffnet damals unsere gesammte neuere Dichtkunst; wie bei jeder Reform und Revolution der erste Ausbruch rein und edel zu sein pflegt, ehe die Leidenschaften und der Eifer des Aenderns verwirren, so war es hier. Bei den ersten Anfängen einer neuen Richtung trifft der Instinct und Tact gewöhnlich mit weit mehr Sicherheit, wenn auch meist noch mit Unbeholfenheit, das Aechte, als die Kunst und Ueberlegung in der Zeit vorgerückterer Bildung. So hat es Leibnitz anerkannt, daß Witz und Scharfsinn nirgends wirksamer waren, als in den Spielen, die gewiß erfunden waren, ehe man mathematische Systeme hatte, und mag man auch sagen, was man will, die Unmittelbarkeit und Wahrheit der Volksmelodie ist von wenigen theoretischen Meistern, die entfernter von der Zeit der Volksmusik lebten, erreicht worden, so wie der lyrische Geist des Liedes selten in die Texte der neueren Dichter einging; obgleich damit nun nicht die neuere Dichtung und Musik gegen das Volkslied oder die Newton und Keppler gegen die Erfinder der Spiele zurückgesetzt sein sollen. Daher haben denn unsere kühneren Dichter und Kritiker den „kecken Wurf" des Volksliedes erstrebt und vertheidigt, was wohl freilich manchen Unberufenen misleitete und die Ueberlegenden, wie Voß, beleidigte, der mit seinen Liedern mehr an dem schlesischen Geschmack haftete. Mit jenem kecken Wurfe ist nun eben das bezeichnet, was ich oben als das Eigenthümliche jeder ächten Lyrik, jeder musikalischen Poesie angab, was man als das Charakteristische an der Romanze und an jedem Volkslied aller Nationen angesehen hat. Alles ist voll Lücken und Sprüngen, Alles knapp und wie zum Nachhelfen und zum Ausfüllen auffordernd, eine Reihe von Eindrücken für die Einbildungskraft, die der Nachhülfe des Verstandes nicht bedürfen, der schönste innere Zusammenhang ohne genaue logische Verknüpfung[421]).

421) Eine sehr bezeichnende Strophe dieser Art ist in dem Liede Morgen muß ich fort von hier:

Das beßte, was der vortrefflichste musikalische Text leisten kann, leistet das Volkslied — man möchte sagen, vollkommner als es je ein künstlich gefertigter gethan hat. Es bedarf nur des Anstoßes der Empfindung in den Worten, die Texte lassen der Musik den ganzen breiten Raum, den sie nothwendig braucht. Daß diese Lieder das Anspruchvolle des Minneliedes, seine Färbung, seine Kunstfülle, sein Bestreben, die Musik gleichsam schon im Reim und Vers zu geben, recht wie absichtlich verleugnen, auf Gedanken, Witz, Inhalt, Schilderei so gar keinen, aber allen möglichen Werth auf den inneren Ton und Accent der Empfindung legen, das fesselt schon den Leser, das reißt den Hörer der Musik so hin, die in vielen dieser Lieder in einer ganz wunderbaren und künstlerisch sehr selten erreichten Harmonie mit dem Texte steht. Dieß kann ja auch nur ihre vielhundertjährige Dauer und Fortpflanzung erklären, und hoffentlich wird diese einfältige unschuldvolle Musik auch durch alle Verderbnisse des Operngeschmacks hindurch in dem Volke fortdauernde Liebe behalten, wie es denn charakteristisch genug scheint, daß sich nach dem Uebermaaße der Künstelei unsere neuesten Opern gern wieder mit entlehnten Volksmelodien schmücken. Die Begleitung der Musik, die niemals bei diesen Liedern fehlen darf, erklärt also jenes Lückenhafte und Springende in ihrem Texte, und sehen wir von der Musik ab, so erklärt es die sinnliche Anschaulichkeit der Behandlung. Wir stehen unter einem Geschlechte von Natursöhnen, von Wanderern, Jägern und Kriegsleuten, die nichts mit dem Buch, nichts mit dem Gedanken zu thun hatten, die, was sie befangen, nicht gehört und gelesen, sondern gesehen hatten, die mit unverdorbenen scharfen Sinnen die Geheimnisse der Natur und der Menschen sicher durchdringen oder errathen. Je mehr die Sinnigkeit und Beschaulichkeit der Minnesänger und nachher die Speculation und der Mysticismus der frommen Dichter die Sinnlichkeit

---

Wo zwei gute Freunde sind,
die einander kennen,
Sonn und Mond bewegen sich,
ehe sie sich trennen;
noch viel größer ist der Schmerz,
wenn ein treu verliebtes Herz
in die Fremde ziehet.

in der ganzen Nation unnatürlich zurückgedrängt hatte, desto stürmischer macht sie sich nun Luft. Der alten Volkspoesie und des alten Volkslebens Bilder und Sprüchwörter und der Reichthum an anschaulichen Benennungen, bezeichnenden Ausdrücken, Anspielungen auf Volkssage und Volksglauben, Alles was seit Urzeiten dem Volke eigenthümlich und lieb und werth war, darf nun wieder freier in die Poesie treten; Alles das ist im Volke lebendig und bedarf nichts weiter als der Andeutung. Alles wird voll Lebendigkeit: die Bäume sprechen und warnen; die Blumen sind persönlich und wandern sogar. Die Anschaulichkeit der Bilder verführt bis zur Keckheit und man tauscht Raum und Zeit, man legt einen Ort zwischen Weihnachten und Pfingsten, man schweigt einen Arm lang stille. Die Eigenheiten der ursprünglichsten Poesie, Refrains, alliterirende Anfänge, wiederholte oder ähnlich klingende Verse, assonirende oder reimende Worte in Verbindung, ein ewiges Entlehnen von Wendungen, Bildern, Versen und ganzen Strophen, Alles kehrt im Volksliede wieder, zugleich mit der Einfachheit der Töne; jene elidirende, apostrophirende Manier herrscht in der Erzählung, in den Gedanken, im Bild, in der Sprache. Es ist hier alles Gesicht, was in dem Minnelied mehr Erinnerung ist, alles Gegenwart und Nähe, was dort Ferne und Vergangenheit. Wir leben mit, wir gewahren Alles, was braucht man uns erst Alles zu sagen? Wir sehen erschütternde Erfolge, wozu bedarfs der langen Erzählung der nothwendig vorausgegangenen Handlungen? Wir empfinden schon unter der Erzählung, wozu sollte der Sänger seine eigenen Empfindungen erst herzählen? Der vorsichtige logische Gang des Minneliedes stieß unsere größten Dichter bekanntlich so sehr ab, aber in diesen Liedern, wo sie auch arm und leer sind, entschädigt oft Ein Wort, Ein Bild für alles Entbehrte; der sichere Entwurf, der der Musik das Colorit überläßt, wirkt hier weit besser, als die glänzendste Farbegebung der Minnesänger bei unsicherer Zeichnung. Der Dichter beherrscht hier seine Empfindung und springt kühn mit ihr um: das Gefühl der Liebe war auch in den Menschen jetzt nicht mehr so herrschend; Alles fällt hier von selbst zu, was der Minnesänger mühselig suchte und künstelte. Die Minnelieder konnten in unserer neueren Zeit daher nur übersetzt und umgesetzt werden, aber das Volkslied bezeugte seine Kraft und seine Natur

indem es schon im 16. Jahrhundert sogar die lateinische Sprache überwand und in den Studentenliedern lange fortdauerte; indem es sich neben der schlesischen Kunstlyrik behauptete, das Kirchenlied belebte und zu der letzten Revolution in unserer Dichtungsgeschichte unendlich viel beitrug, und zur Bearbeitung, Nachahmung, Sammlung begeisterte, kurz, zur freieren oder engeren Fortpflanzung, für die es uranfänglich geschaffen war. Auch dieß bedingte seine skizzenhafte Gestalt, und bringt sie wieder hervor. Das Lied ging von Mund zu Mund, von Ohr zu Ohr; aber das Ohr ist, wie man will, ein übler und ein guter Leiter der traditionellen Poesie. Von der Musik will das Ohr nicht beleidigt sein; sie setzt sich daher schon sicherer und unangefochtener fort; der gleichgültigere Text leidet unmerkliche, selten vortheilhafte Veränderung. Daher rühren so vielfache Bearbeitungen, oft so unsinnige Variationen von Einerlei Text zu Einerlei Melodie; seltner ist die das Local characterisirende Veränderung in Text und Musik zugleich, wie in dem Liede: Es waren zwei Königskinder[422]), wo sie aber eine erstaunliche Selbstständigkeit verräth.

Dieselbe Sicherheit wie in der formellen Behandlung verräth das erotische Volkslied in unmittelbarer Kenntniß der schlichten Natur des Menschen. Wie anders lebte hier der Liebende in der Natur, als dort. Die Naturfreude im Minneliede steht wie ein todter Schmuck neben der Freude an den Frauen; die beschreibende Manier bringt entweder diese minder lebendige Stimmung oder diese vielleicht jene hervor. Aber hier versenkt sich ein gedankenvolles Mädchen bis in lebende Unterredung mit der Haselstaude (es wollt ein Mädchen brechen gehn), hier blüht treue Liebe im Vergismeinnicht und die Blumensprache beruht überhaupt nicht auf Convention, sondern auf alter ächter Ueberlieferung im Volke; es gibt auch keine Kräuter mehr mit gefabelten Kräften, sondern lieber gleich ein gefabeltes Kraut Schabab, in dem die Verschmähung wächst. Der geliebte Gegenstand selbst auch kältet

422) In der Sammlung von Volksliedern von Baumstark, Heft 1., ein Werk, dem ich das beste Gedeihen wünsche, da ich die unvergleichlichreiche Sammlung von Liedern kenne, die in des Herausgebers Besitze ist.

in Reif und Schauer, und thaut bei günstigem Wetter wieder auf. Die Seligkeit der Liebe könnte sich hier gar nicht mehr so reflectirend mit der Sommerfreude vergleichen, sondern sie vergißt über den Einen alle Menschen, über der Einen alle Welt, und abgestoßen von den Menschen sucht sie die Natur, die das Glück des Menschen nie stört, immer erhöht. Sie brauchen es nicht zu sagen, diese Dichter, daß die schöne Natur sie beglückt, aber man begreifts und siehts; so brauchen sie auch nicht, wie noch alle meistersängerlichen Liebeslieder eines Muscatblüt u. A. thun, die Schönheit der Geliebten nach ihrer Länge und Breite, Röthe und Weiße, Glätte und Zärte zu beschreiben, sondern wenn der Dichter das rothe Mündchen vermißt oder besitzt, und wenn ihm die schneeweiße Hand gereicht oder geweigert wird, so ermißt man leicht aus seiner Freude oder seinem Leide, wie werth und wie schön ihm beides ist. Die Frauen sind auch hier spärlich mit ihrer Gunst, und die Liebenden quälen sich im langen Dienste, allein sie klagen weit weniger als sie hoffen, und reden weit minder als sie handeln. Geheimniß und Zweifel ist auch hier mit der Liebe gepaart, aber die Leidenschaft selbst ist immer das Herrschende und das Beiwerk darf nie so laut werden. Auch hier gewinnt nicht immer der Liebende, was er sucht, es ist aber nicht die Grille der Dame, die ihm wehrt, sondern er muß fort, er hat auch andre Pflichten, als die ihm die Liebe auflegt, Krieg und Wandrung zwingt ihn weg und Angst und Eifersucht mischt sich in den Schmerz der Trennung. Er möchte so gern sein fröhliches Leben fortführen in leichtem Muthe, so will es die Zeit nicht fügen; es muß geschieden sein, der Mann soll die Fremde bauen; sie segnen sich mit Gott von ganzer Seele, und befehlen sich einander ihren treuen Herzen; Er wünscht vielleicht gutmüthig dem einen bösen Tag, der das Scheiden und Meiden erdacht und trabt auf aschgrauem Roß über die Haide; und sie hätte lieber Vater und Mutter fahren lassen, um den Herzliebsten zu behalten, und vergrämt sich fortan durch die schwer langweilige Trennungszeit in traurender Pein und lästigen Gedanken; und so sehr sie sich, wie das namentlich die Männer thun, die sogern ihre Liebe recht wichtig machen, den Abschied erschweren und selbst mit Erinnerung an den Tod so schauerlich machen (auf dieser Welt hab ich kein Freud; es ritten drei Reiter u. A.), und so

sehr sie heimliches Leiden im jungen Herzen üben, so hoffen sie doch, wie es menschlich ist, auf die Zeit, die Rosen bringt, trösten sich damit, daß lange Zeit nicht ewig ist und verwundern sich über die Fröhlichkeit, die ihr Leid unterbricht[423]). Ob wohl etwas Wehmüthigeres, Rührenderes und tiefer Empfundenes in der Welt existirt, als diese Scheidelieder und ihre Melodien? Wir haben leider den Geschmack und den Sinn durch die zu häufige Wiederholung und den gemeinen Vortrag an Vielen verloren, aber ich glaube nicht, daß an Wahrheit und Natur diese Dinge in ihrer Art übertroffen werden. So original und einzig das Göthische Lied gegen jedes Fremde steht, so dieß erotische Volkslied; rein erhielt sich unsere ächte Volksmusik von dem Einfluß der Oper, rein der Text dieser Lieder von jeder läppischen Sentimentalität und jedem poetische Effecte. Man vergleiche die Liebeslieder der Engländer, man höre dergleichen von einem Engländer nur lesen oder singen, Alles ist Action und Schauspiel, was bei uns simple Natur ist, Alles tragisch, wo uns das Traurige genügt, Alles pathetisch, was bei uns sinnig und tief, anspruchvoll, was hier naiv und unschuldig ist. Unsere schauerlichsten Romanzen versöhnen, wenn nicht mit den Worten, so doch mit der Melodie. Die englischen sind vielleicht reicher an Handlung, an großen Verhältnissen, an starker Leidenschaft, aber an rein menschlicher Natur und an innerem künstlerischen Beruf übertreffen die deutschen Dichter. Es ist das Verhältniß der englischen Nation zu der unseren, des Shakespeare zu Göthe; das Thatsächliche, Große, Reizende in Handlungen und Motiven, das Anregende für das äußere Leben haben jene voraus, für die

---

423) Wer aufmerksam die folgende Anfangsstrophe liest, wird sich gewiß nicht vieler Stellen neuer Lieder erinnern, die mit so wenig Mitteln Phantasie und Empfindung so sehr beschäftigen und in ein Paar Zeilen aufs lebhafteste das Denken, Fühlen und Thun des Liebenden aufhüllen:

Ach Gott wie weh thut Scheiden,
hat mir mein Herz verwund't;
so trab ich über die Haide
und traure zu aller Stund;
der Stunden der sind allzuviel,
mein Herz übt heimlich Leiden,
wiewohl ich oft fröhlich bin.

Und dazu muß man freilich die Musik hören.

Dichtung ist dieß nicht eben der größte Vortheil, die nicht unmittelbar unsere Kräfte für die äußere Thätigkeit wecken, sondern zuerst uns innerlich weihen und erst dadurch für edle und große Handlungen begeistern soll.

Die schmucklose Wahrheit dieser Lieder litt nicht, daß sich irgend etwas Chimärisches in ihnen ansetzte, wie in der Ritterpoesie so oft. Die Liebenden sind hier nicht zu kriegerischem Auszug, zu gesteigerter Tapferkeit durch ihre Liebe gestimmt, denn die Liebe macht keine Helden, sondern sie lähmt vielmehr die Kraft auch des Samson und des Alkiden. Die Liebenden sind auch hier nicht alle Einer Art, nicht alle Tugendhelden, nicht alle so treu, daß der Gewanderte nach 7 Jahren seine Liebste treu wiederfindet und selbst im Glauben an seine Treulosigkeit noch wohlwollend gegen ihn. (Es sah eine Linde ins tiefe Thal). Ein Anderer meints auch nicht so redlich; die leichten Reitersjungen brechen so gern einen Anlaß vom Zaun und lassen ihr Mädchen fahren. Dergleichen Leute, die noch einige Beziehung mit dem Ritterwesen haben, wie Reiter und Studenten, sind auch wohl nur die Dichter dieser Lieder, und ihre Verhältnisse sprechen sich oft darin aus: daher wird auch jede Unnatur, jeder alte Werber und jeder grobe Bauer und jeder pedantische Schreiber, der sich einmal an das Liebeswerk wagt, so arg verspottet. Und diese fahrenden Leute ändern sich dann mit Wetter und Wind, und das machte auch die Weiber damals so unstät, daß wo nun ein Betrogener seine Genossen die Finger aufheben hieß, man viel Finger und wenige Treue sah. Ist nun dergleichen die Ursache der Trennung, so bricht sich wohl ein armer Getäuschter einmal das Herz, aber ein anderer tröstet sich bald und dichtet dem schnippischen Ding, das ihn hat gehen lassen, eine lange Nase und einen durstigen Gaumen an; ein Anderer klagt in Einem Athem, daß Seufzer seine Tage verzehren, flucht das höllische Feuer hinein und wünscht der Treulosen zuletzt doch gutmüthig ein freundliches Lachen und Alles was ihr Herz begehrt; und ein dritter wünscht der Verabschiedenden sein Ade zur guten Nacht und sein Trauern hat mit seiner Liebe ein Ende. So neckt sich hier die Liebe zwischen dem Trauern und die Sehnsuchtlieder sind von den schelmischsten unterbrochen, und die reinsten von den schlüpfrigsten. Und diese letztern sind in ihrer Art in der That vortrefflich, unver-

gleichlich in dem Scharfsinn, mit denen sie aus allem Geschaffenen Gleichnisse herholen für Dinge, die man nicht unverhüllt sagt, man weiß nicht, ob originaler in ihrer Grobheit oder in ihrer Feinheit, in der Derbheit, in der sie sich manchmal blosstellen, oder in der dreisten Naivetät, mit der sie Unschuld heucheln. Die Lyrik dieser Zeit ist eine männliche Kunst; man darf daher selbst diese und ähnliche Seiten derselben nicht verschweigen, wenn sie ihr auch nicht zur Ehre angerechnet werden sollen, und Docen hat ganz recht gesagt, man solle dergleichen auch in Sammlungen nicht unterdrücken und die Volkslieder nicht wie die Jesuiten ihre Autoren in Ausgaben **ab omni obscoenitate purgatis** besorgen: nur dergleichen absichtlich *suchen*, sei unmoralisch. Die Lieder dieser Zeit drehen sich daher auch nicht allein um die Liebe; auch das Mägdlein im hölzernen Reifrock findet jetzt Anbeter, die es zur Auserwählten erküren; Mars und Bacchus fangen an neben Frau Venus die Welt zu regieren, und St. Urban findet seine Verehrer, die ihn um Abwehr von Niederlagen und Schutz vor seiner Plage (Podagra) anrufen. Auch in dem Weinliede herrscht der ungemeine Reichthum an Metaphern und scharfsinnigen Bildern, mit denen man den Wein bald als lieben Buhlen umfaßt, bald ihn als Redetheil declinirt, bald sich arm-bürgerlich über sein vornehmes Ritterthum und altadliges Geblüte beschwert, bald ihn als wackern Gesellen zum Willkomm oder Abschied grüßt, bald als den Feind der Weisen oder den Freund der Bekümmerten oder den Ablaß der Sündigen darstellt. Der Arme, der vom Zufall lebt, hat seinen Bund mit ihm noch enger als der Reiche; er traut auf das Glück der Erde, achtet freien Muth höher als Gut und Habe, Raum auf und Halt nichts ist seine Begierde, kein Geld soll bei ihm vor Alter schimmeln, und hätt' er das Kaiserthum und der Zoll am Rhein und Venedig wäre sein, das würde er Alles verschlemmen. Gleich gilt dem Sorglosen das römische Reich, es sterb' gleich heut oder morgen. In einer Welt voll Erwerbsucht und Brodsorgen gewinnt so leicht die fröhliche Verschwendung, in einer Welt voll ängstliches unsicheres Reichthums die Dürftigkeit der fahrenden Leute, die voll fröhliches Reichthums ist, der leichte Erwerb von Dieben, Bettlern und Bänkelsängern etwas Poetisches. Leichter Sinn bei dem wenigen Besitze, leichter Trost bei dem Nichtbesitze, beim Weine

ein lustiges Versetzen aus der jammervollen Umgebung in eine glückliche Ideenwelt, ein Lügenmährchen, das sich die Phantasie vorgaukelt, das ward in vortrefflichen Liedern besungen, sammt dem Glücke der Armuth, die nicht Steuer und Zehnten gibt, nicht Diebe und Räuber scheut, nicht vom Betrügen und Borgen zu leiden hat. Von dem Gedichte vom fahrenden Schüler von Johann von Nürnberg[424]) an (14. Jahrh.) bis zu dem von den Handwerkern des Rosenplüt[425]) und den Liedern dieser Art aus dem 16. Jahrh.[426]) ist der Uebergang von dem epischen zu dem lyrischen Vortrage interessant zu beobachten. Auch in der Geschichte des Weinliedes sind die historischen Veränderungen sehr deutlich, wie in der des Weintrinkens; man geht von dem nüchternen Schlaftrunk des Rittersmanns bis in das abendliche Zechgelag der Schlemmer über. Wer sich des Weinschwelgs und seiner epischen Manier erinnert, und dann die Weingrüße und Weinsegen des Hans Rosenplüt[427]) daneben hält, wo in die Anrede des einsamen Trinkers schon weit mehr Lebendigkeit und volksmäßige Lustigkeit eingeht, und wer dann aus Fischarts Gargantua das Kapitel von der trunkenen Litanei hinzuthut, wo eine Menge der vortrefflichsten Volkstrinklieder aufgenommen oder wenigstens angegeben sind, der übersieht die innere und äußere Veränderung auf einmal und hat ganz denselben Fortgang vor sich, wie bei dem obenerwähnten Lotterliede oder wie man es nennen will. In dieser „Gesangzeche" sind zwischen die Gespräche und Trinkwitze der Zechenden halbe oder ganze Lieder gemischt, wie deren auch in andern Kapiteln des Gargantua schon vorkommen, die das beste Schatzkästlein für diesen Zweig des Volksgesanges abgeben; es ist eine Stufenfolge in dem Uebermuth des Weins, der darin mit der Illumination der Schlemmer wächst, in der Ausgelassenheit und Tollheit, in dem Unsinn der sich un-

---

424) In Grimms Altd. Wäldern II.

425) In Leipz. Codex, den ich oben anführte, S. 149.

426) Eines aus Fischart von Grimm a. a. O. mitgetheilt; andere in Docens Miscellaneen und sonst.

427) Im Leipz. Codex von S. 278 an. Einige sind im 16. Jahrhund. in Rebhenßlins Segen o. O. u. J., und auch im deutsch. Museum 1780. II. gedruckt.

ter sinnvolle Worte, in dem Sinn, der sich in unsinnige Wendungen kleidet, in dem Groben und Schweinischen, mit dem das Ganze endet. Man darf im Allgemeinen annehmen, daß in dem Maaße, wie in den Zotenliedern die Gemeinheit und Plumpheit und wie in dem Trinkliede hier die Rohheit steigt, das Alter der Lieder im Allgemeinen sinkt. Ich leugne nicht, daß nicht manches darunter zufällig alt sein könnte (wie denn manches Volksmäßige dieser Art, was unter den Minnesängern stehen geblieben ist, schon ganz den Character der Lieder dieser Zeiten trägt), doch war es dann, wie das Volkslied überhaupt, lange verborgen, und ward nur erst in diesen günstigen Zeiten hervorgesucht, in denen übrigens diese Lieder ihrer ganzen Natur nach fast ohne Ausnahme entstanden sein mögen. Bei weitem die Mehrzahl der Lieder, denen man ihr bestimmtes Alter im 15. und im Anfang des 16. Jahrhunderts anweisen kann, sind in ihrem Inhalte keuscher und reiner, und wo sie obscön sind, sind sie es mit jenem naiven Anstande, man möchte sagen, mit der Unschuld, mit denen die Völker einer urzeitlichen Bildung dergleichen ansehen. Die größere Rohheit zog in das Volkslied erst in den Zeiten der Leidenschaft, der Verwilderung, des Fanatismus, der Anarchie im 16. Jahrhundert ein und dauerte bis zu deren Ende im 17ten; so ists grade mit der Heftigkeit in dem historischen Liede. Die Vorsicht hier gleicht der Züchtigkeit dort, und beides schwindet ungefähr gleichzeitig. Nicht daß die rohe Obscönität nicht im 15. Jahrhundert da gewesen sei, allein sie war mehr in andern Gattungen heimisch, als in dem Liede, das in dieser Zeit meist zwischen dem Character des Ritter- und des Volksliedes schwankte und gerade in dem Uebergang und dem Versöhnen beider Elemente bedeutend ward; im Fastnachtspiele sind Rosenplüt und Hans Folz so schmutzig, wie (der erstere wenigstens) in anderen Gattungen fein, denn zur Fastnachtzeit war diese Licenz einmal gestattet und selbst ein so züchtiger zarter Mensch wie der Teichner fand das gut, daß der Mensch einmal im Jahre den Narren anlegte. Später änderte sich dieß, das Fastnachtspiel zog sich mehr aus dem Leben zurück in die Kunst und ward minder gemein, während das Volkslied immer mehr in das Volk herabstieg, so daß bei Jacob Ayrer in dem züchtigeren Lustspiele die eingestreuten Lieder im Volkston oft das Schmutzigste enthalten. Man kann genau sehen, wie stu-

fenmäßig das Bewußtsein von den bäurischen Sitten und ihr Tadel in der Nation von Rosenplüts bis zu Brandts, Murners, Dedekinds und Fischarts Zeiten wächst in demselben Verhältnisse wie sie in der Wirklichkeit wachsen; wie die Derbheit in der Poesie in eben dem Maaße sich in mehrere Gattungen ausbreitet, wie die Pflege derselben in mehrere und tiefere Klassen des Volks herabsteigt, wie ihr Werth überhaupt sinkt, in dem Grade, wie sie sich aus dem freieren Gelegenheitsgedichte in das engere zieht, wie also das allgemeine Kirchenlied sich anfängt auf Dogmen und bestimmte Feste, das allgemeine Festlied gerade auf dieses Fest zu beziehen, wie das historische Lied zum Panegyricus herabsinkt und die Lieder der allgemeineren Stände, der Jäger, Bettler, Krieger, von denen der besonderen Handwerker, und unter diesen die Wanderlieder von den Zunft- und Ehrenliedern anfangen verdrängt zu werden, kurz, wie das Idealere stets mehr dem platten Wirklichen weichen muß.

In den Zeiten jenes bezeichneten Ueberganges, wo das Volkslied noch von dem Adel unserer alten Lyrik etwas bewahrt hat, steht dasselbe in einer ganz poetischen Welt, gleich entfernt von dem Zwang und der Unnatur des Minnelieds, wie von der gemeinen Natur und Wahrheit der Satyren und der Narrenschwänke, im Gegensatze also gegen Beides, gegen die Don Quixote der früheren und die Sancho Pansa der damaligen Zeit. Das Liebeslied des Volkes macht einen wirklich rein idyllischen Eindruck gegen die idyllischen Carricaturen, die wir bald betrachten werden; einzelne kleine Parodien der Legenden von Herodes und Peter, des Mönch- und Klosterlebens, der Schöpfungsgeschichten und all der hoch heiligen Verkehrtheiten sind im Volkslied weit werthvoller, als die kunstlosen großen Satyren gegen Clerus und Stände; so wie der Volksschwank immer besser wird, je weiter er sich von der Zeit und Wirklichkeit entfernt, wie in den Legenden des Hans Sachs. So wie die Poesie aber mit dem Leben ganz zusammenfällt, dieß gab ich schon mehrmals an, entdecke ich nichts Großes in ihr, und wenn das Leben noch so poetisch ist. Unsere kirchlichen und weltlichen Feste im Mittelalter waren gewiß alles poetischen Lebens, aller gehobenen Freude voll: wer soll die Zeit nicht darum beneiden, da man bei uns Alles der Art recht geflissentlich unterdrückt? Wie anders wirkte damals

auf das gesellige Leben diese öffentliche laute Lust, die barocken geistlichen Feste, die tollen Bachanale, Prozessionen, Maskeraden und Schönbartläufe, die Armbrustschießen, die Fastnachtspiele, die Narren- und Geckenorden, die ländlichen Tänze, die Wettrennen, die Umgänge der Handwerker, die Frühlingsfeier, die Kinderfeste, die Weihnachtsfreuden und die Polterabende und Klopfnächte, als jetzt unsere Theevergnügen, unsere Kartentische, unsere belletristischen Gespräche, unsere Kannegießereien am nüchternen Weintisch, und höchstens unsere Bühne! Man muß alles Mark verloren haben, wenn man diese unsere Freuden mit ihren Convenienzen jenen alten mit ihren Inconvenienzen vorziehen will. Die Kirche gestattete damals zu Zeiten eine Persiflirung des Mysteriösen und Heiligen, die sittsamen, ehrenvesten Bürger jede Ausgelassenheit bei Fastnacht, Städtestatute an gewissen Tagen das sonstverbotene Glücksspiel, denn es war ja klüger, der menschlichen Thorheit zweimal im Jahr einen fröhlichen Ausbruch zu gestatten, als wie unsere Gesetze thun, jede Leidenschaft unterdrücken zu wollen. Die Alten hatten in ihren Vergnügungen kein objectives Maas, sie waren im Genuß der Freude nicht geizig, sie trauten auf das Maaß ihrer Natur selbst. Was sie erlangen konnten mit ihren äußeren Mitteln, was sie aushalten konnten mit ihren physischen Kräften, das wußten sie auch zu verantworten vor ihrem moralischen Gewissen. Aber heute dürfen wir ja ohne gnädigste Erlaubniß nicht eine Nachtmusik mehr auf der Straße bringen, und nur hinter der Maske eine erträgliche Rolle zu spielen, haben wir — Dank sei es den aufgeklärten Zeiten — verlernt. Und es war ein so vortreffliches Mittel, dieses Rollenspielen, um lärmende Freude zu schaffen, wie man noch heute sehen kann, wenn nur einmal zwei Personen die Rollen der Pulcinelle in einer Gesellschaft zu spielen verstehen, es war ein Hauptmittel unter denen, „die unsere Vorfahren so gesund, so hungrig, so aufgelegt zur Freude machte," wie der alte Möser sagte, der so einzig darin war, daß er bei dem vortrefflichsten Charakter dem Menschen sein Toben gönnte und seine Thorheit, der Jugend ihre Untugend, dem Luxus seinen Lauf so lang es gehen und stehen konnte, der Leidenschaft ihre Gährung und dem Feste seine Lust, und der es an hundert Beispielen predigte, gebe man politisch und moralisch das Unausweichliche unverholen zu und

richte man seine Bekämpfungen im positiven und im Sittengesetz nicht gegen dieses Unvermeidliche, sondern gegen die Ausartung. Wo man im 15. und 16. Jahrhundert sich auf fürstlichen Hochzeiten, auf bürgerlichen Festen oder auf Kirchweihen umsieht, welch eine ungetrübte „Freude und Heiligkeit," wie es die Frankenbergische Chronik nennt, blickt nicht überall hervor! Aber so herzlich man dies Leben und Weben selbst poetisch finden kann, so wenig wird einer erwarten, daß die Reimzettel, mit denen die Schönbartläufer behängt waren, oder die Reimpredigten, welche der Knaben-Bischoff am Gregoriusfeste hielt, oder die Devisen und epigrammatischen oder satyrischen Gedichte bei fürstlichen Hochzeiten, oder die Sprüche der Spurchsprecher, oder die Niclas-, Ruprechts-, Martins- und heiligen Dreikönigslieder der Kinder, oder die Prozessionsgesänge und Bohnenlieder poetischen Werth hätten. Das Gelegenheitslied wird leicht zum Vortrefflichsten; nur muß die Gelegenheit keine Gewohnheit sein, oder die Gewohnheit müßte freien Spielraum in den Gegenständen lassen. So waren die Tanzlieder der Dithmarsen, wie die der Kärthner und Schwaben, Volkslieder von mannichfacher Art und Inhalt, und die Tyroler Schnodahaggen haben allerhand verschiedene Themen; und doch sieht man an dem späteren Gebrauche der Schleiferliedchen oder einzelner dazu benutzter Strophen aus anderen Volksliedern, daß auch diese Tanzpoesien aus ihrer ursprünglichen Neuheit und Mannichfaltigkeit arm und stationär wurden. Was bei Poesien dieser Art, die sich an bestimmten feststehenden Feierlichkeiten, Volksgebräuchen, Lebenssitten und Standesgewohnheiten mündlich fortpflanzten, ohne von Revolutionen gestört zu werden, noch das Schätzenswerthe und Interessante ist, ist das hohe Alter, auf welches dergleichen möglicherweise zurückleitet. Mährchen, Räthsel, die Spiellieder und Ringelreihen der Kinder, ihre Abzählverse, ihre Thierreime und Festlieder, die Gebete, die Wiegen- und Reiterliedchen, die Vater, Mutter oder Amme singen oder sagen, gehören hierher: wie vieles mag darunter uralte Ueberlieferung sein, wie vieles spricht noch aufs frischeste das reinste Volks- und Naturleben, die Beobachtung der Dinge aus den schärfsten Sinnen aus! Wie manches hat aber auch die lückenhafte Tradition bis zum Unsinn entstellt, so daß man uns nun mit Unrecht zumuthen würde, das Alles in der schriftlichen

Tradition zu bewundern, was, wo es auch unverständig oder das Allergenügsamste und Geringfügigste ist, in der lebendigen Anwendung, in dem Munde des bedachtlosen Kindes, in dem sorglichen Gesang der gedankenvollen Mutter das Allerreizendste sein kann. Was nur für das Leben selbst geschaffen ist, muß man nicht davon abtrennen wollen, denn es liegt sogleich wie ein Leichnam starr da. Wie arm ist ein muthwilliges Spinnerliedchen oder ein Tyroler Gaßllied, voll Beziehungen in der lebendigen Umgebung für die es gemacht ist, für uns, wenn wir ihm seine Heimath nehmen, die wir diese Beziehungen nicht verstehen. Man kann es bedauern, daß heute Niemand mehr einen Leberreim zu machen versteht, aber man würde es einem schlecht danken, wenn einer gute Leberreime in Bücher sammeln wollte; so wie es überhaupt mit Allem der Fall ist, was mit dem Improviso eine Aehnlichkeit hat. So ist die Jäger-, die Hirten-, die Räubersprache voll poetischer Elemente; voll poetischer Elemente daher z. B. die Waidsprüche und Jägerschreie[428]), die aus Urzeiten her Ausrufe, Bezeichnungen und eine sinnliche Wortfülle, die auf der sichersten Naturbeobachtung ruht, erhalten haben. Sollte es aber Jemanden möglich sein, diese Waidsprüche mit poetischem Genuß zu lesen, wenn er nicht ein außerhalb gelegenes Vergnügen damit verwechseln will, wenn er nicht ein Jäger von Profession ist? Wenn ich ein Jäger von Profession wäre, so würde ich nicht bedauern, daß diese Waidsprüche nicht gedruckt wären, sondern daß es aus dem Leben abgekommen ist, daß die Jäger zu einander nach ungekünstelter poetischer Art „zur Aufmunterung, Aufregung, Fortsetzung und Beendigung, vor, bei, in und nach der Jagd reimweise gesprochen," so daß daran ein geschickter und gelernter Jäger zu erkennen war, indem man in diesen Sprüchen die Fundamente des Waidwerks einlernte und gelegentlich in Jägercompagnieen oder bei Behengungs- und Jagenszeiten der alte Jägermeister die jungen Waidgesellen darin vornahm und examinirte[429]). „Die Fragen und Antworten der wandernden Handwerkersgesellen haben damit eine unläugbare

428) Grimm's Altd. Wälder III. und die dort angegebenen Quellen. Einige in Jacob Ayrers Stücken.

429) Döbel's Jägerpractik 3. S. 478.

Grundähnlichkeit. An weiser, kluger, verständiger Rede und Gegenrede erkennt ein Gast den anderen, sieht, daß er seines Gleichen und ihm zu trauen sei; selbst die Räuberbanden haben sich eine eigne Sprache voll poetischer Namen nicht geschaffen, sondern ebenfalls seit undenklichen Zeiten zu erhalten gewußt. Wie die alten Idten, Zwerge und Helden Rede wechseln und sich sichere Zeichen abfragen, so haben sich auch die Wandergesellen und Waidmänner die ganze fröhliche und poetische Seite ihrer Lebensart in bestimmten, belehrenden und ergötzlichen, zuweilen spottenden Formeln aufgestellt, deren ernsthafter Tiefsinn durch Gemüthlichkeit und Erinnerung irdischer Freuden erheitert wird“[430]). Auch in diesen Zunftgewohnheiten und den Grüßen der Gesellen, in dem ganzen Triben dieses Restes unserer alten fahrenden Leute, wird sich Niemand wehren ein schönes poetisches Colorit anzuerkennen, so wie in den Handwerksgrüßen[431]) selbst gleichfalls die Spuren sehr alter Volkspoesie zu finden. Allein so groß und weit die Aussicht auf den freien, vergnügten, ja meinethalb auch witzigen Verkehr dieser Volksklassen durch einen Blick auf die unmittelbarsten Abdrücke ihres Verkehrs geöffnet wird, so scheint mir die Belehrung, die da zu holen ist, weit unmittelbarer, selbst aus den ganz kleinen Resten, die davon im Leben geblieben sind, zu gewinnen, und in jedem Falle die Aufschlüsse, die man daher für eine Geschichte des poetischen Lebens entnehmen kann, selbst für die nächst angränzende Gattung von selbstständigeren, an keine stationären Standesverhältnisse geknüpften Poesien unbedeutend. Man kann aus den Jagd- und Handwerksliedern auf das freie Naturleben der Einen, auf die eckigeren und steiferen Verhältnisse der anderen zurückschließen, aus den Waid- und Zunftsprüchen aber nicht auf jene Lieder. Es gibt Jägerromanzen und Liebeslieder, aber nicht viele, die älter sein mögen und die nur so allgemein, als es gerade wohlthätig ist, von den Einflüssen dieses Standes berührt, und in nichts wesentlich verschieden sind von allen übrigen oben characterisirten Volksliedern. Ganz anders ist schon eine zweite Gattung, die sich schon manchmal im Inhalt

430) Grimms Altd. Wälder 3. S. 102.

431) In Grimms Altd. Wäldern 1., im Wunderhorn 2, 70; in Bragur 3, 216 sind deren gedruckt.

auf das Geschäft und den Stand unmittelbar bezieht, in der Form und Musik aber den Aufenthalt des Standes, Wald, Berg und Echo, und seine Instrumentalmusik verräth, und sogleich eine strengere Aehnlichkeit mit den Jagdschreien erhält, die voll natürlicher, nachahmender Schallworte sind. Diese sind schon nicht mehr aus den Zeiten, die wir eigentlich hier besonders betrachten. Das späte 16. und das 17. Jahrhundert (das auch überhaupt das Jagdwesen zu neuen Ehren bei uns brachte) fing an, sich an allem Naturlaut, an allem Onomatopoetischen zu ergötzen. Die Trommel- und Trompetenstücke der Soldaten, viele lateinische Lieder besonders, die Trinklieder, die das Gurgeln und Plodern der Weinschlücke nachahmen, das äußerst lebendige Schmiedelied[432]) (Wenn jetzt die Schmiede zusammengeloffen), die Refrains der Weberlieder u. A. sind dieser Art und sie sind in redender Musik oder Rhythmus gewöhnlich so vortrefflich, wie an Inhalt unbedeutend. Muster sind in dieser Hinsicht die Jägerlieder. „Sie sind nach den Accorden des Waldhorns modulirt und verlieren unendlich viel, wenn ihnen diese natürliche Begleitung, und die lebendige Nachahmung des Waldhorns durch eine sonore Stimme genommen wird. Wie wenig erkennt man auf dem Papier die Wirkung des frohen Jägerlieds fahret hin, fahret hin, Grillen geht mir aus dem Sinn, das auf dem Horn so prächtig schallt? oder sollte man es doch aus dem bloßen raschen und wiederhallenden Silbenmaaße hören? Der Creticus drückt allemal den Anstoß des Waldhorns und seinen schönen Abfall in die Terz aus und der zweite Creticus hallt dem ersten nach. So ist in dem Liede Es ritt ein Jäger wohlgemut der Amphibrachys in den Worten Im Mayen, am Reihen, in anderen die nachahmenden Schallworte des Waldhorns, in anderen die fliegenden und treibenden Silbenmaaße voll lebendiger Wirkung“[433]). Die Jäger-, die Studenten- und Handwerkslieder liegen uns der Zeit nach näher; sie sind auch, dünkt mir, noch mehr unter uns lebendig geblieben. Ich halte sie im Allgemeinen für nicht viel älter, als die Zeiten, wo das Jäger- und Handwerkerleben auch in den dramatischen Dichtungen erscheint,

432) Wunderhorn 2, 74.
433) Gräter in Bragur 3. S. 252 sqq.

und wo die verschiedenen prosaischen und poetischen Handwerksbücher ihren ersten Ursprung haben. Auch unter den Handwerksliedern sind die allgemeinsten, die Wanderlieder, weit die besten. Von den Ruhm-, Ehr- und Preisliedern hat man mit Recht bemerkt, daß sie sehr nach dem Leisten schmecken, und im Ganzen auf Einen Schlag gemacht sind. „Jede Zunft hat ihr eigenes Ruhm- und Preislied. Man findet der Weißgerber Ruhmlied, der Rothgerber Preislied, das Loblied aller Schmiede, der Barbiere und Bader, der Hafner Loblied, der Bäcker Ehrenlied, der Metzger, Weber, Küffner, Wagner und Schneider Ruhmlied, ja sogar die Bauern haben ein solches Ehrenlied ihres Standes. — Jedes dieser Lieder fängt mit einer Art von Aufruf an, geht dann in das Lob, die Geschäfte und die wiederfahrenen Ehren des Standes über und schließt mit einem allgemeinen Segen, für die Zunft oder den Stand, worin die Wohlfahrt in diesem Leben Gesundheit alle Stund, jedem die schönste Frau auf der Welt, die tausend Gulden hat, und wenn er das Leben satt ist, das Himmelreich im Sternenzelt angewünscht wird“ [434]). Innerhalb ihrer Sphäre mag man dann darin so manchen ruhmredigen Witz von dem königlichen Erfinder des Brauerhandwerks, von dem göttlichen des Weins und des Küfergewerks, von Gott Vater dem ersten Schneider oder Kürschner, von Elias Wagenfahrt nach dem Himmel schön und erbaulich finden, und ebenso manches in den Spott- und Hohnliedern, in denen im Gegensatz zu diesen Preisgesängen die Kniffe und Pfiffe der einzelnen Gewerbe und die natürlichen Schwächen einzelner Handwerkerklassen persiflirt werden, wobei denn die armen Schneider immer am übelsten weg kommen. In Volksliedersammlungen, mit denen man unsere alte Volkspoesie zu Ehren bringen, mit denen man unsern verwöhnten Geschmack wieder der simplen Natur gewinnen wollte, hätte man dergleichen platte und ungelenke Dinge niemals aufnehmen sollen, wenn man seinen Vortheil recht verstanden hätte.

Daß überhaupt über den Werth des Volksliedes die Stimmen so getheilt, die Partheiungen so heftig gleich bei seiner ersten Wiederbelebung im vorigen Jahrhundert waren, beruht zum Theil allerdings auf der Natur der Menschen, von denen der Theil,

434) Ebend. S. 219 sqq.

den man jetzt den gebildeten nennt, an allem Schlechten und Rechten keinen Gefallen, oder höchstens ein vorübergehendes Interesse haben kann, da die Mode wohl auch einmal wie im Verkehr zur humanen, so in Musik oder Lectüre zur literarischen oder ästhetischen Herablassung führt. Zum Theile aber beruht es auch auf der Art der Einführung. Wir haben es damit gemacht, wie wir mit allem Guten im vorigen Jahrhundert thaten; der Heißhunger trieb uns sogleich vom Guten zum Vielen, und nun sollten wir zum Theil, und wollten zum Theil das Schlechteste mit dem Besten verschlingen und verdauen. Herder, an dem sein Sinn für Nationalität und Eigenthümlichkeit der Völker eine seiner größten Eigenschaften ist, hatte mit seiner vorsichtigen kleinen Auswahl ein vortreffliches Beispiel gegeben. Was mußte den Mann aber verführen, gleich bei dem ersten Auftreten mit Bitterkeit auf die Vernachlässigung dieser alten Schätze unter den Deutschen zu schmähen, unter Widersprüchen mit sich selbst sogar den Mangel an dergleichen vorauszusetzen, auf Verbildung zu sticheln, mit der es damals doch so gar arg nicht war, und mit den Engländern und ihrem Umgang uns schamroth machen zu wollen, da man doch wohl wußte, wie der gefeierte Percy selbst vor seinem civilisirten Zeitalter mit seiner Sammlung Angst hatte, wie er sie zurichtete, was er alles Unvolksmäßiges dazu aufnahm! Nun kam jeder und ahmte diesen Ton nach; man wollte den Vorwurf abschütteln, von Gräter bis Erlach wollte jeder, ob ers ablehnte oder ansprach, ein deutscher Percy werden; die Sammler nahmen alle die bissige Stimmung an, obgleich das Volkslied gleich Anfangs eine ungemeine Wirkung hatte; und um doch namentlich den Zweifel an der Existenz solcher Schätze zu vernichten, so druckte man nun Alles, dessen man habhaft werden konnte, das Neue, Locale, Zufällige mit dem ganz Alten und allgemein Verbreiteten, das Absurdeste mit dem Schönsten, das Unverständliche mit dem Modernisirten, das Aechte mit dem Eingeschwärzten. Nicolai hatte mit seinem kleinen feinen Almanach die Absicht, die Volksliederwuth lächerlich zu machen, das merkte man damals gar nicht; und manche, die nachher im bitteren Ernste sammelten, machten sich und ihre Sammlung bei den Kundigen lächerlich gegen ihre Absicht, fanden aber bei den Toleranten zum Theil ganz sonderbar günstige Aufnahme; wer wie Docen in den

Miscellaneen kritisch und chronologisch verfuhr, der mußte die Gemeinheit der deutschen Kritik erfahren und sein weiterer Sammelplan blieb liegen. Wenn ja das Volkslied noch so vortrefflich war, die bloße Gattung machte ja nicht gleich jedes Einzelne vorzüglich; gerade diese Gattung läßt vielmehr von vorn herein schließen, daß das meiste Einzelne werthlos sein müsse. Wenn man daher sammlen wollte, so hätte man mit Geschmack auswählen, oder wollte man vollständiger sein, historisch und chronologisch sondern müssen, wie sich z. B. Görres in der Mehrzahl seine Volkslieder an Eine Quelle und Eine Zeit hielt, so daß ich eben seine Sammlung noch als die empfehlenswertheste nennen möchte. Man hat den Unsinn ausgesprochen, es gäbe keine Geschichte des Volksliedes: es gibt von nichts eine vollkommenere, als gerade von dem deutschen Volksliede, wenn einer nur des ganzen ungeheuren, aber freilich sehr zerstreuten Materials mächtig wäre. Aus dem ganzen 16. und 17. Jahrhundert, besonders aber aus der letzten Hälfte des 16ten gibt es eine ungeheure Anzahl von Liederbüchern mit Musikbegleitung, in denen man die Fortgänge des Liedes und seine Einwirkung auf das Kunstlied der Gelehrten, so wie die Rückwirkung dieses auf jenes ganz genau verfolgen kann. Was die letzte Hälfte des 16. Jahrhunderts brachte, ist schon von dem der ersten ganz verschieden. Wer selbst nur das, was aus dieser spätern Hälfte im Wunderhorn oder bei Erlach u. A. wieder neu abgedruckt ist mit den Liebesliedern in der Görresschen Sammlung vergleicht, der wird ohne große Mühe den Unterschied finden[435]), obwohl ich

435) Doren in den Misc. 1, 248. „Indessen bin ich weit entfernt, den Leser zu der Voraussetzung zu veranlassen, als ob alle jene Lieder aus dem 16. Jahrhundert oder auch nur die meisten derselben von einem bemerkbaren Werthe sein müßten, und immer der Ansicht entsprächen, die wir aus den bisseren Reliquien jener Zeit uns zu abstrahiren veranlaßt werden; im Gegentheil, sobald man die gedruckten Lieder genauer untersucht, wird man eine nur zu große Folge ungenießbarer Reimereien darunter antreffen; das Singen und Dichten war damals gar zu gemein oder auch oft zu zunftmäßig; die Menschen waren ja immer an Sinn, Bildung und Fähigkeit verschieden; schon die schwäbischen Dichter setzten sich wechselseitig hie und da auf eine sehr gemeine Art herab, und daß es späterhin auf Geist und Beruf nicht sogar ankam, beweisen die Schulen der Meistersänger."

gern gestehe, daß etwas Belesenheit und Tact dazu gehört. Der feinere Duft, die feinere Bewegung geht immer mehr verloren; das Schmutzige und Bäurische steigt; das Regellose der Form wird wieder regelrechter. Man will das Alte übertreffen und macht es stets schlechter; man will die Sprünge vermeiden, man wird logischer, verständlicher, unlyrischer, nüchterner und endlich prosaisch; man sieht es den altbekannten Wendungen an, daß sie nicht mehr lebendig in der Seele liegen, sondern daß sie nachgeahmt sind und geborgt. Diese Lieder verhalten sich zu dem wenigen Schönen des anfangenden 16. Jahrhunderts wie das Kirchenlied ihrer Zeit zu den wenigen frischen des Luther und der zunächst von ihm Angeregten. Es sind nun professionirte Dichter und Componisten, die sich der Volksmanier bemächtigen; es wird alles demonstrirend und lehrhaft, sogar das Weinlied; Alles anspruchvoll und prunkend, was sonst schelmisch und leichtfertig war; für die Sprache der Empfindung sucht man vergebens jene überraschenden Bezeichnungen, an denen das ältere Lied so reich ist, vergebens die schlagenden Bilder für reine Seelenzustände. Wie der Nithartische Geschmack zu dem Minnelied, so nimmt sich der Geschmack dieser Zeit gegen den vorhergehenden aus; Rauf- und Prügelstücke, Bauern- und Schornsteinfegerzoten haben wir aus diesen Zeiten. Es geht alles innere mehr in die Stube zurück und will zuweilen aus der Stube die Natur noch treffender schildern, als es vorher in der Natur selbst geschehen war; kurz Alles, was nachher die schlesischen Dichter charakterisirt, ist hier schon vollständig und etwas derb vorbereitet. Sogar das Fremde ging hier mit zuerst wieder ein; zuerst verpflanzte man italienische Canzonen, Villanellen und Motette und übersetzte sie ins Deutsche; und dichtete deutsche Lieder nach ihrer Art. Die Liedersammlungen des 16. und 17. Jahrhunderts waren um der Musik willen gemacht; daher wurden schon damals unter alte Melodien statt der Texte, die man nachher ungereimt fand, neue untergelegt. Auch wir müssen unsere Volkslieder musikalisch sammeln; die Textsammlungen sind und bleiben ewig ein halbes Werk. In der Musik war die Revolution, die die Volkslieder machten, unmittelbarer, als in der Dichtung, wo sie über zwei Jahrhunderte nachher erst erfolgte. In gemein laiischer Art componirten damals tausend theoretische Künstler, und über die

Isaac, Thomas Stolzer und Stephan Mahu und ihre vierstimmigen Volkslieder geräth selbst Forkel in eine Art von Begeisterung, was gewiß viel sagen will. Gerade noch am Ausgang der Volksmusik trat dann Händel auf, und obwohl ich hier als Laie urtheile, getraute ich mirs wohl zu verfechten, daß man der Composition des großen Genius ansieht, er stehe der Volksmusik noch so nahe, wie Shakespeare der englischen Volkspoesie.

2. Schwänke und Volksbücher.

Wir wollen uns jetzt den Sprung von der ideellen Poesie der Ritter zu der carricaturartigen dieser Zeiten, zwischen welche beide wir das erotische Volkslied in die Mitte schoben, näher erklären; wir wollen also noch greller den Uebergang von Unnatur zu Natur, von metaphysischer und mystischer Speculation zum geraden Verstande angeben, und dieß wieder, indem wir von dem Stande des Adels durch den der Gelehrten in den des gemeinen Volkes herabgehen. Wir haben dazu eine Reihe von Dichtungen zur Hand, die uns in Leben und Kunst zugleich diese Veränderungen angeben, und diesen wollen wir ganz einfach nachgehen; sie führen uns ihrer Entstehungszeit und ihrem Charakter nach stufenmäßig und nicht sprungweise von jenem einem Extrem einer höheren Dichtung zu diesem anderen der allerniedrigsten.

Wir haben früher gefunden, daß in Zeiten, wo die unteren Klassen noch in Dürftigkeit und Abhängigkeit schmachteten, sie doch schon im Besitz einer Dichtung waren, welche einen natürlichen Gegensatz gegen die heroische Poesie des Ritterthums bildete. Wir hatten das Thierepos als eine Gattung bezeichnet, in der gleichsam die Zustände der dienenden Menschenklasse, die unter ihrem menschlichen Werthe gehalten wurde, geschildert und die thierische Natur des Menschen seiner göttlichen oder heroischen entgegengehalten ward[436]). Mit der Zeit, als die unteren Klassen anfingen, sich dieser Gegensätze bewußt zu werden, bildete man, sahen wir, zuerst unter den Geistlichen, dann unter den Laien, diese Thierpoesie stets mehr zu Satyren gegen die höheren

436) *Προς δε την θηριοτητα μαλιστα αν αριστοι λεγειν την υπερ ημας αρετην, ηρωικην τινα και θειαν.* Arist.

Stände aus. Dieß haben wir so weit verfolgt, bis im 13. Jahrhundert zuerst die untere Geistlichkeit in den neuen Mönchsorden und dann die Zünfte in den Städten anfingen, einen wirklichen Kampf gegen Geistlichkeit und Aristokratie zu beginnen; nun traten zugleich Poesien ins Leben, welche an einzelnen Individuen aus den niederen Ständen diesen Kampf versinnlichten. Das allgemeine Merkmal der Verschiedenheit dieser Zeiten, wo die ganze Volksmasse in der Geschichte thätig wird und handelnd erscheint, hatten wir bereits beim Renner Gelegenheit zu erkennen: statt des Einen gemeinschaftlichen Standes der Ritter regen sich jetzt Hunderte in verschiedener Richtung; der mehr friedliche frühere Zustand schlug in eine ungemeine Rührigkeit und verworrene Bestrebsamkeit um; die Pflege des Besitzes ward verdrängt von dem Jagen nach Erwerb und Habgier, und die unruhige Vielgeschäftigkeit des Volkes und der Armen, die empor wollten und Alles an ihr Emporkommen setzten, ward nun der Mittelpunkt des ganzen Verkehrs. In dieser Thätigkeit lernte das Volk seine Kräfte kennen, seine derbe Natur achten, seinen gesunden Verstand schätzen und je tapferer die Krieger sich anstellten, je feiner und vornehmer der Adel sich gebährdete, je dünkelhafter die Gelehrten mit ihrer verschrobenen Weisheit erschienen, desto mehr lernte man im Volk auf Einfalt und rohe Natürlichkeit pochen, und je mehr die oberen Stände in der Dauer des Kampfes in Nachtheil geriethen, desto komischere Wirkung machte der Erfolg bei scheinbar geringeren Kräften. Der Gewalt und Macht gegen über, die noch immer in der Hand der höheren Klassen war, hielt man die einzige Waffe der List und des Betrugs für erlaubt, und aus dieser Ansicht den Triumph, den diese feierten, für um so ergötzlicher; der Feinheit des höheren Zirkels gegenüber machte man sich aus der groben Ungeschlachtheit des Volksverkehrs einen rechten Stolz; der geistigen Cultur der Theologie und Gelehrten gegenüber bildete man die natürliche Schlauheit, den gesunden Menschenverstand und den Mutterwitz desto gründlicher aus und versteckte ihn verschmitzt hinter Einfalt und Naivetät, hinter dem Schein von Dummheit oder Thorheit. Wenn wir diese Gesichtspunkte festhalten, so werden wir auch ohne Commentar verstehen, wie die folgenden Poesien im Volke entstehen und sich langehin ines großen Beifalls erfreuen, und wie im Leben selbst die Er-

scheinungen mit diesen Dichtungen so zusammenfallen konnten, daß einige der Helden dieser Dichtungen wirkliche historische Personen sind.

Der Pfaffe Amis von Stricker, jenes Gedicht, das ich schon oben im Vorbeigehen nannte und dessen nähere Erwähnung ich bis hierher versparte, ist, wie der Dichter sagt, der erste Mann gewesen, der die schönen ritterlich-höfischen Zeiten unterbrach, wo Freude vor Sorge, Ehre vor Schande, Milde vor Argheit, Treue vor Untreue, Frommheit vor Bosheit, Wahrheit vor Lüge ging, und welcher zuerst mit gutem Glücke Lügen und Trügen anfing[437]). In Oestreich also, wo die ersten Spuren der volksthümlichen Dichtung sich unter die ritterlichen mischten, wie wir in anderen Gattungen schon sahen, entstand auch diese Erzählung; der Held aber ist ein englischer Pfaffe. Er war ein weiser freigebiger Mann und mußte um seiner Tugenden willen den Neid und Druck seines Oberen erfahren. Sein Bischoff nahm einen Theil seines überflüssigen Gutes in Anspruch, und weil Amis ihm das weigert, so droht er ihm, seine Pfründe zu nehmen, geht aber darauf ein, dem Pfaffen nachzusehen, wenn er eine Prüfung bestehe. Nun legt er ihm jene Fragen vor, über die auch Eulenspiegel disputirt, wie viel des Meeres sei, wie viel Tage seit Adam verflossen seien, wo der Mittelpunkt der Erde sei u. s. w.; er gibt ihm auch jene Aufgabe, einen Esel lesen zu lehren, die der Pfaffe auch so löst, wie Eulenspiegel, in den überhaupt die ganze erste Hälfte des Amis sogar mit vielen Einzelheiten eingegangen ist. Die Geschicklichkeit, mit der sich der Listige in dieser Lage half, verschaffte ihm noch viel weiteren Ruhm und viel mehr Gäste, die ihm am Ende seinen Hausstand zerrütten, und so wie die Lalenburger aus allzugroßer Weisheit in Narrheit übergehen, so unser Amis von allzugroßer Freigebigkeit und Tugend in Habsucht und in Bosheit. Er hat nun seine Kundigkeit kennen gelernt, nun will er auch Vortheil davon ziehen, da er von seiner Tugend Nachtheil geerndet hatte. Er wird nun aus ei-

437) In Beneckes Beiträgen 2. S. 500. V. 39.

Nu saget uns der Strickaere, wer der erste man waere,
der liegen unt triegen ane vienc, unt wie sin wille vo sich gienc,
daz er niht widersatzes vant.

nem ansässigen ruhigen Manne ein fahrender, bald ein Reliquienkrämer, bald ein Maler (lauter Stücke, die im Eulenspiegel sind), bald ein Heiliger, bald ein Kaufmann, und er übt in der ganzen Welt, von England bis Constantinopel seine betrügerischen und schalkhaften Streiche an Mächtigen und Niedrigen, am Aberglauben und an der Frömmigkeit, an der Einfalt und Ueberklugheit aus. Man muß zwischen Freude und Schadenfreude noch nicht recht zu scheiden wissen, wenn man diese Streiche alle lustig finden soll; allein wir sehen das auch in der älteren Thiersage, daß auch ein grausamer Spaß für ein roheres Volk immer Spaß bleibt und es ist von Reisenden an uncultivirten Völkern bemerkt worden, wie sie sich über einen Betrug namentlich an Fremden kindisch erfreuen. Am Ende seines Lebens geht übrigens Amis reuig in ein Kloster, diente fleißig Gott und verdiente sich damit das ewige Leben.

In Oestreich, wo diese Erzählung gedichtet ist, zeigt sich denn zunächst auch die lustige leichte Stimmung, die wir lange im Gedichte beobachtet haben, im Leben. Selbst jener ernsthafte Rudolph I., der zuerst die Hofsänger von sich entfernt hatte, ist einer der ersten deutschen Fürsten, in dessen Umgebung man einen eigentlichen Hofnarren findet. Seitdem hörte dieses Amt wohl nicht mehr auf; wir finden Narren bei Albrecht und bei Leopold, der Blume der Ritterschaft. Besonders ist aber Otto der Fröhliche († 1339) eben seiner lustigen Gesellschaft wegen berühmt, und der freudigen Fastnächte, Veilchenfeste und Weinle n, die man um ihn feierte; und aus eben diesem vergnügten Verkehre gingen auch die nächsten Dichtungen hervor, die sich an den Pfaffen Amis anschließen, und die sich schon um die Geschi te eigentlicher Hofnarren drehen. So gut wie die Hofnarren persönlich der Existenz der Hofpoeten gefährlich wurden, so gut h lfen die Poesien, in die man ihre Schalkstreiche bei der ersten Neu eit brachte, die Ritterdichtung weiter zu untergraben. Auch hier also treffen wir wieder auf jene Gränzlande, auf Oestreich un d Niederlande, wo wir Alles, was die Ritterpoesie untergrub, besonders heimisch finden. Das Thierepos war in den Niederlanden aufgegangen; die Narrenpoesie in Oestreich; Till Eulenspiegel ist wieder in Niederdeutschland zu Hause und hat dort noch seine weiteste Verbreitung; die Kunst aller Carricatur

überhaupt hat in dem germanischen Norden ihren eigentlichen Sitz. Die Lust des öffentlichen Lebens ist auch in beiden Gegenden von je anerkannt: in seinen vernünftigen Gedanken von der Narrheit sagt es Morgenstern, also ein Competenter, daß es den Oestreichern kein so großer Ernst ist, Franzosen und Türken zusammenzuhauen, als alle Tage Fastnacht zu halten, und von den Brabantern und Holländern führt Erasmus von Rotterdam, also ein Landsmann, an, daß sie sich selbst im Sprüchwort Narren nennen, am geneigtesten unter allen Völkern zum fröhlichen Verkehr seien und unter Allen allein je älter je thörichter würden. Unter jenem Otto dem Freudigen also lebte Neidhard Fuchs, dessen „wunderbarliche Gedichte und Historien" in einem Drucke von 1566 existiren, der von Brentanos Handschrift nach der Probe im Wunderhorn zu urtheilen[438]) etwas abweicht. Seine eulenspiegelische Einfalt bringt den meißnischen Ritter an Ottos Hof, wo ihn ein Bauer Engelmayer am Vielchenfeste (das im Augarten als Maifest fortdauerte) foppt, wofür er nun mit Schmähliedern und Schalkstreichen als Hofsänger und Narr seine Rache die Bauern fühlen läßt. Wie in den Eulenspiegel die Streiche des Amis, in den Faust viele ältere Zaubereien eingingen, so wurden auf diesen Neidhard die Lieder des älteren Nithart, die allerdings sehr auffallend dazu einluden, übertragen, beide von den spätern Zusammensetzern vermischt und für Eine Person genommen, und Nitharts Fürst Friedrich mit Neidhards Otto zusammengerückt; ganze Lieder des ältern erkennen sich nun in dem sehr lose verbundenen erzählenden, aber durchaus strophischen, liedermäßigen, späteren Gedichte wieder. Das ganz unerörterte Verhältniß Beider auseinanderzusetzen würde nur hier zu lange aufhalten. Die Schwänke des Pfaffen von Kalenberg sind von van der Hagen zugänglich gemacht worden[439]), und übrigens in mehreren alten Drucken erhalten, müssen auch in Variationen existirt haben, da sich Fugger im Ehrenspiegel des Hauses Oestreich auf Einen Schwank desselben bezieht, der in unseren Gedichten nicht gelesen wird. Dem ganzen Style nach ist das Gedicht noch im vierzehnten

438) I., 103.

439) Im Narrenbuch, wo man auch den Anhang über das Literarische vergleiche.

Jahrhundert entstanden. Wie vieles aber sich unter das Historische hineingetragenes einmischte ist schwer auszumachen. Gleich die einleitende Geschichte erinnert an eine ähnliche Anecdote von Nasreddins Gurkengeschenk an Tamerlan. Ein Student nämlich bringt dem Herzog Otto einen großen Fisch zum Geschenke, der Thürhüter aber läßt ihn nur unter der Bedingung ein, daß er mit ihm das, was er zum Gegengeschenk erhalte, theilen wolle; der Student erbittet sich also eine Tracht Prügel zur Belohnung, die denn auch der Thürhüter theilen muß; jener aber verdient sich die Pfarrei vom Kalenberg mit seinem Scherze. Hier nun treibt er mit den Bauern seine Schnurren; er betrügt die Gemeinde, da sie ihn zu überlisten meint, er prellt seine Taglöhner, die ihn prellen wollen, er profanirt in derber Rohheit seinen Altar, er weiß seinen kanichten Wein an Mann zu bringen, er disputirt siegreich mit einem benachbarten Pfarrherrn, er ist ganz ein cynischer Volksprediger, der hier ansässiger Prediger geworden ist. Vexirte er so seine Untergebenen und seines Gleichen, so vexirt er auch seine Obern, und hier wird aufs ärgste das Geistliche und die Geistlichen herabgewürdigt. Wie er erhitzt von einem wunderthuenden Weine die hölzernen Apostelbilder in den Ofen schiebt und damit einheizt, läßt sich noch erzählen, aber wie er seinen halbblinden Bischof durch ein säuberliches Mädchen doppelt sehend macht, und wie er dessen Befehle, all seinen Kirchweihen beizuwohnen, nachkommt, das muß man an Ort und Stelle nachlesen lassen. Nachher kommt er ganz an Ottos Hofe neben dem Neidhart, der auch erwähnt wird[440]), als förmlicher Hofnarr vor, vexirt die Bauern, die dahin kommen und erinnert an das Fastnachtspiel von des Hoflebens kurzem Begriff bei Ayrer, wo der Narr der Bühne als Hofmann mit Bauern ähnliche Späße treibt. Nicht allein aber die Bauern und Knechte, sondern auch seinen Fürsten selbst äfft und foppt der Kalenberger so unflätig, wie nur Markolph immer den Salomon.

Von dem Gedichte vom Kalenberger angeregt reimte ein Achil-

---

440) Narrenbuch S. 307. Der Fürst lachte mit ganzer Kraft und von seinem ganzen Herzen.

Er trieb mit ihm Freud und Scherzen, darum hielt er die zween Mann, den Nithart und den Kapellan.

les Jason Widmann die Geschichte des Peter Leu von Hall[441]), den er selbst den andern Kalenberger nennt, zu Ergötzung und Freude schwerer Gemüter. Die älteste Ausgabe dieses Gedichtes ist von 1560, der Held soll aber 1496 gestorben sein. Dort sahen wir es einen Studenten schnell zum Pfaffen bringen, hier haben wir einen, der es allmählig vom Blockträger zum Rothgerber, und dann zum Büchsenmeister im Zuge gegen die Armagnaken (1444), im 30. Jahr noch zum Schüler und endlich auch zum Priester bringt; wir steigen also tiefer in die Volksklasse herab. Der Erzähler ist erst aus dem 16. Jahrhundert, er ahmt einiges dem ältern Kalenberger nach, wie die Antrittspredigt in Fichberg, Inhalt und Manier aber ist ganz selbständig; die letztere erinnert namentlich in der Erzählung von Peters Schulgang an eine ähnliche berühmte von dem Spruchsprecher Wilhelm Weber, wie denn auch die Vorträge dieser Spruchsprecher und Pritschenmeister vielfach den Ton dieser Schwänke tragen, wie sie selbst auch die Lustigmacher agiren. Wie also Peter Leu im Dorfe Rinden in großer Armut, wochenlang ohne einen warmen Bissen, lebte, nahm ihn der Pfarrherr von Westein zum Helfer, hielt ihn aber auch auf magere Kost. Peter aber wußte sich Rath zu schaffen, betrog den Pfarrer bald um dieß bald um jenes, und was er bei seinen Streichen gefährliches einbrockte, das mußten denn auch oft die armen Bauern ausfressen. Erst wie er sich mit der Köchin gehörig verständigt hatte, schmelzte sie ihm die Rüben etwas besser. Seine ersten Streiche flossen überall aus Noth; seine Dürftigkeit zwang ihn dazu. Nun steigt er etwas höher. Er persiflirt den Aberglauben, wie andere dieser Figuren den Aberwitz der Zeit, er bespottete das Heilige, wie andere die gedunsene Weisheit. Er weiß sich als einen Heiligen geltend zu machen; er benutzt die Dreidonnerstagnächte, wo sich Mägde und Knechte in dem Kunkelhause versammlen und viel Aberglauben von Berchthold und dem wüthenden Heere vorbringen, um dann als Gespennst zu erscheinen, und

441) Ebend. S. 357. heißt es in der Vorrede:
denn dieweil ich höre, daß vor Zeit der Kalenberger, ein Pfaff ohn Maß sei nicht gestellet in Vergaß, sein Leben im Druck ausgangen, darob niemand empfangen Beschwerde, doch Ergetzlichkeit, verhoff, mit mirs auch solchen Bescheid soll haben... u. s. w.

mit dieſem und andern Schwänken weiß er ſich neben dem Spaſſe auch ein Stück Geld zu machen. Unwiſſenheit und Schlauheit gaben ihm die Unverſchämtheit, mit den knappen Predigten ſeinen Bauern ein Auge zuzudrücken, und da er ſich endlich Brod geſchafft hatte, auch ſich Linnen und Betten zu ſchaffen; denn da ſich einmal ein Nebel mit Schwefelgeruch auf Berg und Thal gelegt hatte, ſo verſichert er ſeiner Gemeinde, dieß rühre von einem Loche her, das die Hölle bekommen, und dies müſſe verſtopft werden; nun bringen ſie ihm Leinwand und Tuch, weil auch er einer der Verordneten war, dergleichen zu empfangen. Seine Scherze ſind bis auf wenige nicht ſo wehethuend, ſondern ärmer und unſchuldiger, als die des Amis und des Kalenbergers.

Der tiefere Sinn, den dieſe Erzählungen verbergen können, lag gar nicht im Bewußtſein der Dichter oder Leſer jener Zeiten. Sie ſollen nur unterhalten; es ſind verbundene Schwänke, wie deren unzählige einzeln exiſtirten. In ähnlichen ältern Gedichten aber, die ſich in dieſen Zeiten erneuten und begierig geſucht wurden, rückt man dieſer verborgenen Bedeutung ſchon etwas näher. Wir haben ja das Gedicht von Salomon und Markolph ſo oft begegnet; es ward um **1450** von Gregor von Hayden zu Ehren des Landgrafen Friedrich von Leuchtenberg umgedichtet, nachher aus dem Latein in deutſche Proſa überſetzt (**1487** und nachher mehrfach gedruckt), ſpäter abweichend von dieſer Proſa, in ein Volksbuch gebracht und Hans Sachs und Folz machten Comödien daraus. Gregor hebt hier ausdrücklich ſchon das Vermögen des Mutterwitzes in einem ſimplen Bauer gegen die Weisheit eines Salomo hervor[442]) und die Moral iſt gezogen, daß einfache Wahrheit bei dem jetzigen Weltlaufe nichts mehr verfange, da nur der Klaffer und ſeine Liſt bei den Fürſten beliebt ſei, daß ſich die Wahrheit alſo ins Gewand der Thorheit kleiden müſſe. Die Armuth, die Noth gibt auch dem Markolph ſowohl die Fröhlichkeit und den dreiſten Humor, gibt ihm die Schamloſigkeit, und gibt ihm Erfahrenheit und

442) Docen Altd. Muſ. II. 270.
Zwei Ding ſind auf erd, die paide die ſind achtbar,
wer des recht wel nemen war, der ains iſt die weisheit,
das ander iſt die liſtigkeit. Von den han ich fürgenomen
einer materien nachzukomen u. ſ. w.

Schlauheit, „der Humor verkehrt bei ihm den Sinn“ der Befehle seines Herrn und dieß ist Alles was auch die Witze des Eulenspiegel charakterisirt. Er persiflirt daher jeden metaphorischen Ausdruck, wie er jeden sublimen Ausspruch der Weisheit parodirt. Wenn man in dem Buche der Weisheit in die ernste Lehre der Inder versetzt wird, so hat man im Markolph, der ganz das orientalische Colorit noch trägt, zugleich die Gegenseite dazu; nicht allein die schön friedliche und sanfte Weise einer Urzeit führte man damals der Nation vor, die für alles dergleichen und darum auch für die Bibel so ungemein viel Sympathie zeigte, sondern auch die derb natürliche und rohe Seite derselben. Daß dieser Markolph, der erste Hofnarr, mit dessen Namen auch dieß Amt bezeichnet ward, für die Rolle der lustigen Person auf dem Theater nicht benutzt ward, hat Docen gewundert; es ist aber fast kein Zweifel, daß dem Jacob Ayrer die Figur desselben bei seinem Jahn vorgeschwebt [443]).

Die Aehnlichkeit dieses Markolph mit dem erneuten Aesop dieser Zeiten ist schon früher aufgefallen. Noch im 18. Jahrh. nannte man den Bertoldo in deutschen Uebersetzungen den italienischen Aesop. Fischart schon sagte, im Markolphischen Aesop könne sich auch ein Salomo verbergen; dieß ist ein Lobspruch auf die Aesopischen Fabeln, die mit Aesops fabelhaftem Leben, mit Fabeln des Rimicius, Avienus und Petrus Alfonsi und verschiedenen Fa-

---

443) In seinem Servius Tullius führt sich der Spaßmacher, der hier Jobel, sonst gewöhnlich Jahn heißt, so ein (opus Theatricum f. 55c.):

Nun hab ich warlich je betracht, daß so ein herrlicher Mann ich bin,
hab stoltzen muth und krausen sinn, ein lieblich holdselige redt,
die mir von unden wol außgeht, mein Augen gleissen wie Rubin,
zumahl wenn ich gar blindvoll bin, mein Nasen sicht wie ein Wetzstein,
ist nicht zu groß und nicht zu klein, wenn ich sie umb ein tröpfflein bitt
ein Hand voll versagt sie mir nit, mein Maul ein guten Sparkrug geit,
denn es ist je fein zimblich weit, daß man vil köndt sparen drein,
mein Zeen die darinnen sein, die geben gar gut lauten Zweck,
die fressen allen Treck hinweck, daß man nit vil dran wetzen darff,
ja es macht sie seindt vorhin scharff; mein stimm laut so lieblich und süß,
als komm mir ein Hund unter die Füß, mein Kopf mir zwischen den Ohren steht,
mein Vater einmal ein Kälblein het, das hat gleich Ohren eben wie ich...
und in diesem Tone geht es fort.

cetien des Poggio aus dem Lateinischen von dem verdienten Dr. Steinhoevel zum Lobe des Herzogs Sigmund von Oestreich übersetzt wurden [444]). Sie sind in Prosa, ausdrücklich um die vielen zugelegten Worte der frühern Reimfabeln zu sparen; sie nehmen sich tüchtig aus, obgleich die Schreibart weit unter der Prosa des Pauli u. A. bleibt, sind eines der beliebtesten Bücher jener Zeit geworden und wurden später mit Stücken aus Seb. Brandt vermehrt herausgegeben. Dies Buch empfahl sich aber auch von zwiefacher Seite; der Uebersetzer legte wohl allen Werth auf die moralische Lehre: der Leser soll wie die Biene nicht die Farbe der Blume, sondern den Honig, nicht die Erzählung sondern die Moral suchen zur Speise und Nahrung des Gemüths; denn wer die Fabeln der Erzählungen wegen lese, der bringe nicht mehr davon, als der Hahn, dem nach jener Fabel ein Gerstenkorn lieber war als ein Edelstein. Vielfach aber mochte den damaligen Leser auch besonders das einleitende Leben des Aesop interessiren, auf das ich hier auch allein weitere Rücksicht nehmen will. Aesop war ein einfältiger Sclave. Der Meier dem er diente sandte einst seinem Herrn Erstlingsfeigen, welche dessen Diener aufaßen und nachher den guten Aesop der That beschuldigten. Dem ehrlichen einfältigen mangelte die Gabe, sich mit der Rede zu verantworten, er ließ aber sich und allen Dienern laues Wasser eingeben, und so brachen die Andern ihre Schuld heraus. Für eine Wohlthat, die er hernach einem Priester der Isis erweist, begabt ihn denn die Göttin mit Weisheit und Schärfe der Zunge; umgekehrt also wie in den Lalenbürgern die Weisheit zur Thorheit wird, wird hier die Einfalt erleuchtet, der „schalkhaftige Knecht fängt an klärlich zu reden," und die Dinge zu erkennen, und aus dem ungestalten Körper spricht eine schöne Seele. Es fügt sich später, daß Aesop an einen Ephesier Kaufmann verhandelt wird, dem er selbst anrieth ihn zum Zuchtmeister und Faßnachtbutzen seiner Kinder zu kaufen. Wie sein neuer Herr mit ihm und seinen andern Sclaven nach Ephesus aufbricht, wählt sich Aesop einen mächtigen Brodkorb zu seiner Tracht und hat klüglich bedacht, daß seine Bürde unterwegs immer leichter gegessen wird. In Samos kauft ihn dann wieder

444) Hir hebt sich an das Buch und Leben des Fabeldichters Esopi aus kriechischer Zungen in latein gemacht u. s. w. s. l. et a.

ein Philosoph Namens Xanthus, seiner natürlich schönen Reden wegen. Diesem gegenüber erscheint dann Aesop wie Markolph neben Salomon; er bezahlt ihn mit treffenden Reden; er spottet seiner Philosophie, indem er ihm Fragen über Naturgegenstände vorlegt, die ihm jener nicht beantworten kann, und die er ihm dann mit bestechenden Bildern und Gleichnissen löst. Dann folgt eine Reihe von Eulenspiegeleien, von wortgetreuer Befolgung der Befehle des Xanthus; wie ein Hofnarr bringt er seinem Herrn Ungelegenheiten mit Gästen, mit seiner Hausfrau, mit seinen Schülern, und weiß seine thörichten Handlungen zu entschuldigen mit verblüffenden sophistischen Ausreden und Antworten. Er veranlaßt, daß Xanthus Weib aus dem Hause geht, er veranlaßt aber auch daß sie wieder kommt; gegen Sophistik selbst gerichtet gebraucht er sie doch selbst wie Eulenspiegel. Wie Salomo an Markolph, sucht auch Xanthus etwas an Aesop, allein dieser macht ihm alle Anschläge zu nichte; er spielt seiner Frau die ärgsten und zotigsten Streiche, dafür hilft er ihm ein andermal aus Verlegenheiten, in die sich der Philosoph in trunkenem Muthe gestürzt. Xanthus weiß gewisse öffentliche Zeichen nicht zu deuten, aber Aesop; die gemeine Weisheit siegt also auch hier. Ganz wie die alten Philosophen, wie ein Periander, erscheint er als Ordner des Staats und Erhalter der Freiheit; Crösus wird erst von einer Unternehmung auf Samos wegen Aesops Weisheit gewarnt, später durch Aesop selbst davon abgehalten. Hier siegt seine Weisheit über politische Gefährdung; in Babylon seine schlichte Lehre über moralische Bosheit, in Aegypten sein einfältiger Witz über die Räthselweisheit der hohen Meister; nur in Delphi „dem Haupt der Geistlichkeit," deren Schwächen er aufdeckt, deren Preis er erschütterte, geht er am Ende unter Nachstellungen unter; nach seinem Tode aber wird ihm ein Tempel erbaut. Es ist hier in diesem Romane so viel ächtes Verhältniß zu der guten alten Zeit der jonischen Philosophie, wie in dem Roman des Chariton zu dem Herodot. Alles, Handlung und Rede, ist voll Sinn und Bedeutung. Wie auffallend tritt hier wieder die enge Beziehung zwischen Fabel und Volkssprüchwort ein! So unabhängig von einander erscheinen im Markolph und Aesop die Vertreter von beiden personificirt und sehen sich so ähnlich! und sie stehen mit ihrer allgemein gültigen simplen Weisheit gegen Dogma, Gelehrsamkeit,

Sophistik und Religionssatzung; und so sind es Sprüchwörter, mit denen Sancho Pansa seinem Herrn die sublimen Gedanken stört und ihn fast zur Verzweiflung bringt. Man sieht auch wie ein fernes Verhältniß zwischen unsern komischen Volks- und Hofnarren und den alten cynischen Philosophen ist; man erinnert sich des Diogenes, des komischen Gehäuses des satyrartigen Sokrates und seiner inneren Schönheit, wovon Rabelais und Fischart so gefällig Gebrauch machen, um die Weisheit im komischen Gewande zu entschuldigen; man erinnert sich daß Zeno den Sokrates einen attischen Harlekin und daß Cradelius umgekehrt einen pommerschen Hofnarren einen natürlichen Weisen nannte, womit man immer einen alten Philosophen bezeichnet. Man erkannte in den beliebten Anekdoten von diesen eben jene Allgemeingültigkeit der Moral, die man auch in der Fabel fand. Man kannte diese Anekdoten; man hatte den Diogenes Laertius (1490), und den Burlaus (vielleicht in Versen und) in Prosa übersetzt[445]) und gedruckt; des Albrecht Eybs Spiegel der Sitten (Augsb. 1511) und so manches Andere an Beispielen reiche Werk fuhr fort, diese Anekdoten auszubreiten. Den angeblichen Brief des Hippokrates an Damagetus über den lachenden Demokrit hatte man übersetzt[446]) und es war auch für diese Zeit so viel Stoff in diesem Briefe zu denken. Denn das widersinnige und widersprechende Treiben der Menschen regte ja auch den Seb. Brant um, und dieß war es eben was den Demokrit zu seinem Gelächter bewog, daß er die Menschen heute verfolgen sah was sie morgen schmähten, nach Gewinn haschen mit gleichzeitigem Verluste, daß sie heute die Seefahrt schelten und morgen zu Schiff gehen, das Alter zu erreichen streben und das erreichte schelten, mit Leid ein Kind begraben und bald andere zeugen, daß Alle unzufrieden mit dem was sie haben in das widerwärtige Leben rennen und Ruhe nicht mögen, und daß sie selbstrunken des Nüchternen lachen.

An Cynismus freilich nimmt es unsere Volksweisheit damals

---

445) Die Leben der natürlichen Meister Bamb. 1481. sollen vielleicht in Versen sein; in Prosa erschienen sie 1490 in Augsburg bei Anton Sorg, wahrscheinlich von diesem selbst übersetzt.

446) Von dem Leben und Gelächter Democriti, kurzweilig und fast nützlich zu lesen. o. O. und J.

mit den alten Philosophen auf; an innerem Gehalt aber ist unser Eulenspiegel[447]) selbst gegen diesen Aesop gar zu ärmlich. Und doch ist dieser Nationalnarr ein Liebling des Volks geworden, wie nicht leicht was anderes; ob er nun eine historische Person war oder nicht, sein Grab in Möllen wird so hoch gehalten, wie das irgend eines Nationalhelden; das Volksbuch in verschiednen reineren oder schmutzigern, katholischen und protestantischen Ausgaben, ist verbreiteter wie irgend eines; die einzelnen Anecdoten leben traditionell fort, wie nur noch etwa die Streiche der Schildbürger. Sollte es unser Nationalgeschmack sein? allein das Buch ist ja wie es im Niederdeutschen erschien, so nicht nur in oberdeutsche Reime und Verse, sondern auch zweimal ins Lateinische (von Periander und Nemius), ins Französische (1559); ins Holländische, Englische, Polnische und wahrscheinlich auch ins Italienische übersetzt[448]); ist so oft nachgeahmt, gereinigt, verbessert worden. Was hat man nicht darüber geurtheilt! Haben nicht die Fischart und ähnliche ihre Galle an dem armen Murner ausgelassen, weil dieser den Eulenspiegel verbreitet oder übersetzt haben sollte! sie werfen ihn mit dem Katziporus und dem Rollwagenbüchlein und Anderm zusammen[449]), was mir unzugänglich geblieben ist, und schimpfen heillos darüber, und haben es doch am Ende nicht viel feiner gemacht. Aber dies war im Komischen der Haß der gelehrten Schreiber gegen die volksmäßigen, wie früher im ernsten Roman. Und lachen wir nicht einmal herzlich über die oft gar zu kleinen Witze, schmähen aber nachher dennoch? Die Ursache ist keine andere, als die wir so oft fanden, wo wir auf einen un-

447) Die vollständigste Ausgabe ist die alte Strasb. 1543. 4. bekannt aber waren die Schwänke des Eulenspiegel viel früher. Gewöhnlich nimmt man an, er sei 1483 zuerst im Plattdeutschen erschienen.

448) S. Flögels Geschichte der Hofnarren S. 465. sqq.

449) In der Vorrede zum Gargantua: Verwirfft man doch wegen etlicher unbescheidner Wort nit jedes Buch, kan doch das ohrenzart Frauenzimmer wol etliche Zoten in Bocatii Centonovel, deß Jacob Winters Wintermeyen, der beyden Stattschreiber zu Bürkheim und Maursmünster Wickram und Jacob Freyen frey Rollengespräch und Gartenzech, auch deß M. Linders Katziborygestech und deß Straparole Historien vertragen, daß ich jetzt ander Eulenspieglischen und Weykurtzerischen Art Buchern geschweige. Sie seind dennoch weit nit, wie deß Pogii purcitiarum opus.

versöhnlichen Streit der Urtheile trafen: man hätte diese Dinge niemals drucken sollen. Ein schlechter Spaß in loco ist bekanntlich immer der beste; aber wenn man ihm eine Dauer giebt, so bleibt er ein schlechter. Der Eulenspiegel ist der personificirte Schwank, das komische Beispiel unserer Alten; alles Lächerliche aber muß momentan sein, weil es mit Ueberraschung verbunden ist; wer will sich aber in einem Buche hintereinander immer in Einerlei Weise überraschen lassen, da selbst in der Unterhaltung einerlei Schnurren schnell ermüden. Daher ist jede komische Erzählung ohne die Unterbrechung durch ernste Theile, daher jedes heroischkomische Gedicht ein Unding; und ich habe holbergische Stücke gut darstellen sehen, in deren ersten drei Acten das Publicum so lachte, daß es in den zwei letzten physisch unvermögend war, weiter zu lachen, so daß es nachher diese beiden letzten Acte für viel schlechter erklärte, als die ersten. Im Eulenspiegel werden wir nicht durch dieß Uebermaaß des Gefallens, aber durch etwas ähnliches noch leichter gesättigt. Es ist ein Einerlei darin, das uns, je anspruchsloser die einzelnen Späße sind, natürlich nicht behagt. Der Eulenspiegel hat zweierlei Hauptseiten. Er ist figürlich der Letzte unserer fahrenden Leute. Er ist daher Alles aus diesem Fache zugleich: Gaukler, Arzt, Hofnarr, Kriegs- und Dienstmann, Maler, Reliquienhändler, Scholastikus und er arbeitet in jedem Handwerke. Mit dieser letzten Seite gehört er uns Deutschen ganz an. Wenn er nun aber hier jenen Kern seiner Späße ewig wiederholt, stets nach den Worten und nicht nach dem Sinn die Befehle seiner Meister befolgt, Alles thut was man ihn heißt und es Niemanden recht macht," (woran man ausdrücklich den Eulenspiegel erkennt), so muß man das Alles nur von einander getrennt und lebendig hören, man muß Schneidergesellen einander den Spaß erzählen hören, wie er die Aermel an den Rock wirft, und Schuster wie er die Schuh schneidet groß und klein wie sie der Hirt zum Thore hinaustreibt u. s. w., und man wird sogleich begreifen, daß dieß immer belachenswerthe Späße bleiben können. Und so ists mit der andern Seite seiner Schwänke, mit denen er der ganzen Welt zugleich angehört, denn diese sind Allgemeingut. Im Pfaffen Amis sahen wir schon die wesentlichsten Stücke vorkommen, die auf Eulenspiegel übertragen wurden; von des Kalenbergers Streichen führt er einige mit Variationen aus;

wie er auf einem Karren das fremde Gebiet auf das ihm verbotene Territorium führt, wird von Pape Thenn, von Gonella und andern Hofnarren erzählt; wie er die für unehelich Geborne unsichtbaren Gemälde malt, hat Cervantes in eine Comödie gebracht; die Beschenkung der blinden Bettler sieht man auf San Carlino in Neapel aufführen. So findet darin jeder leicht etwas für seinen Geschmack, Alles für Alle möchte weniger passen. Eulenspiegel ist der geborne Silbenstecher; man weiß welcher beliebte Spaß dieß namentlich in einem gewissen Alter ist; man weiß daß wir mit Erzählungen und mit Carricaturen dieser Art von den Krähwinklern Aug und Ohr noch gerne beschäftigen; zu lange anhalten muß es nicht. Indem er so die Aufträge, besonders auch die Sprüchwörter beim Worte nimmt, sieht man seine Beziehung zu den andern aufgeführten Characteren aus dem Leben und der Literatur; er parodirt aber gleichsam das Sprichwort; dennoch ist die Wahrheit zu reden, wie er der Wirthin in Augenstädten sagt, sein Gewerb; dieß Gewerb berechtigt ihn zu seiner Grobheit, giebt ihm die Dreistigkeit im Handeln und Disputiren, die von keiner Perplexion weiß, und läßt ihn den graden Verstand zu jener carricaturartigen Anwendung gebrauchen, und es ist sehr gut, daß er dabei manchmal selbst wieder in Metaphern und Sophistereien übergleitet und dem entsprechend auch hier und da für seinen pünktlichen Gehorsam mit gleicher Münze bezahlt wird.

Es ist ein lachlustiges Jahrhundert, in dem diese Dinge entstehen und so eifrig verschlungen werden, dieß wollen wir nicht vergessen, um über ihre große Aufnahme nicht in Erstaunen zu gerathen; wer heiter gestimmt ist, ist leicht zum Lachen gebracht. Wir werden gleich hernach sehen, an welche Dinge das Volk damals in seinen Fastnachtspielen gewöhnt war; Alles was in diese Gattung schlägt, war so grotesk in seiner Phantasie belebt, wie wir das heute von uns nicht sagen dürfen. Es war damals die goldne Zeit der Hofnarren; die Gonella, Brusquet, Triboulet lebten damals, in Deutschland Kunz von der Rosen und Claus Narr. Bekanntlich sind auch die Geschichten dieses letztern gesammelt worden[450]. Ob zwar auch sie noch durchaus in die

450) 627 Historien von Claus Narren ꝛc. 1572. Durch Zinegräf und Weidner ist manches von seinen Späßen aufgenommen worden; Meißner hat

Reihe der Beispiele gehören, die zur Belehrung gebraucht werden, so daß sie auch mit gereimter Moral versehen sind, so übergehe ich sie doch, weil sie weniger mehr auf Handlungen als auf witzige Reden sich beziehen und den Character der Anecdoten annehmen, wie nachher die Taubmanniana noch bestimmter. Mit diesen beiden Männern hört auch die Periode der lustigen Räthe auf, wo ihre Narrheit eine künstlerisch ausgebildete war; man nahm nun Blödsinnige, Verrückte, aberwitzige Gelehrte zum Gegenstand der Belustigung und davon bietet bekanntlich der brandenburgische Hof eine ganze Chronik[451]). Alle Späße der Zeit wurden damals mit großer Begierde gesammelt und man kann deutlich sehen, wie der erzählende Schwank selbst mehr gekürzt, in Prosa gesetzt, mehr zur Anecdote, zum Witz ward. Gegen die in jenen Zeiten gedruckten Gesten, gegen die Schwänke die in einer Dresdner Handschrift von Nicolaus im Grunde **1490** geschrieben sind, gegen die lehrhaften Fabeln, Beispiele und Historien die Brant sammelte, gegen so vieles Andere dieser Art stehen diese Anecdotensammlungen in einem eigenen Gegensatze, der es anschaulich macht, wie Alles was damals gefallen sollte am klügsten das komische Gewand anzog. Wenn ich irgend ein Werk dieser Art erwähnen sollte, so wäre es Paulis Schimpf und Ernst[452]). Er war ein Barfüßermönch und Lesemeister in Thann der auch Auszüge aus Geilers Predigten[453]) in keinem andern Zweck machte, als um die belustigende und derbe Quintessenz daraus zusammenzustellen, wofür er dann von Geilers Schwesterſohn Peter Wickgram hart mitgenommen wurde. Im Jahre **1518** schrieb er denn jene Sammlung von Schnurren, die nachher von ihm selbst, und noch bei seinen Lebzeiten[454]) und später auch von Andern stets vermehrt

---

im D. Mus. 1779 einige gute Witze von ihm mitgetheilt und sie mit eignen schlechten begleitet.

451) Flögels Geschichte der Hofnarren S. 218 sqq.

452) Schimph und Ernst durch alle Welthändel. 1546. In dieser Ausgabe ist in Nr. 203 gesagt, daß Pauli das Buch 1518 schrieb.

453) Die Brösamlein Dr. Kaiserspergs uffgelesen von Pater Johann Paulin Barfüßerordens. 1519.

454) In der Vorrede der angeführten Ausgabe heißt es: Lieber Leser, wie wir vormals verheißen das Buch zu meren, ist jetzund beschehen, das such zu hinderst im Buch, da findest du sie beyeinander. Hüt dich

ward und zuletzt zu einem dicken Opus anschwoll. Wenn doch dieser Mann die Eulenspiegeleien hätte sammeln und beschreiben mögen, so wie er manche Witze des Claus Narr aufnahm. Wie fein wußte der zu wählen, welche vortreffliche, höchst naive, kräftige, reiche Prosa schrieb er nicht! Wie steht man unter seinen Erzählungen nicht mitten in jener Welt, unter lauter Leben und Bewegung! wie localisirt er nicht Alles was er Aelteres aufnimmt! wie ist alles voll gegenwärtiger, lebendiger Laune! Wie viel eindringlicher ist diese ironische, manchmal scharfe Moral gegen die tiefsinnige und mystische oder gravitätische in andern Sammlungen von Beispielen. Das Lob der Wahrheit die sich hinter Narrheit verbirgt, die Freude an der natürlichen Einsicht der Einfältigen, und an dem Tacte der Naturkinder und dem Treiben der niederen Stände sieht überall hervor; Mönche, Nonnen, Edelleute, Aerzte, Gelehrte werden aufs heftigste und stärkste mitgenommen. Die Baretleinsleute, die von nutzloser Gelehrsamkeit strotzenden Narren, (denn „Kunst und Narrheit stat wol bei einander, aber Weißheyt und Narrheyt stat nit wohl bei einander") dann die Richter und Rechtsgelehrten, die Zungenkrämer, Alle geißelt der practischste Spott, und es ist der Erzählung gar kein Nachtheil, daß die Haupt-Quelle dieser Sammlung außer manchem Mündlichen, außer Petrark, Felix Hemmerlein u. a. besonders Fastenpredigten sind und daß sie selbst wieder für dergleichen bestimmt ist. Wir drehen uns häufig unter solchen Schalksnarren, die ihrem Mutterwitze ihr Emporkommen danken herum; so erwähnt er einen Cölner Abentheurer und seine Schalksstreiche, von dem viel zu schreiben wäre[455]); so kannte er selbst einen Bauer, Hans Werner, der fast die ganze Bibel auswendig konnte und mit Priestern disputirte, ja im Winter, wenn er seinen Acker bestellt hatte, ganz eigentlich aufs Disputiren auszog. So kam er an den Hof von Würtemberg; wie gutmüthig und cordial gehts da zu! die Weisen kennen ihn da wohl. Er darf dem Herzog seine Fragen vorlegen: Wie groß Gott sei? und da ers nicht weiß, sagt ers

aber vor den gestimpelten verstimpleten Buchlinen, so auch under diesem nammen außgend und fast wol vermeystert seind, du findest aber nit allwege, was der Tittel verheißt.

455) Nr. 322.

ihm: wie der Prophet ſagt, der Himmel iſt mein Seſſel, das Erdreich mein Schemel. Und wie viel Tuch er zum Rock brauche? Nicht mehr als ein Menſch, denn er ſprach: was ihr einem armen Menſchen thut, das thut ihr mir. Eine ſo feine Almoſenbitte verdiente doch auch den Rock, den er von dem Herzog erhielt. Man ſieht alſo, wie der Geiſt Eulenſpiegels über dem Geſchlechte ruht und wie man die verrückte und verkehrte Welt im Leben hatte. Man weiß ja wie vor dem Ausbruche der Bauernaufſtände die Landleute ihren Witz mit ihrer Armuth nährten. Im Amt Schorndorf hatten ſie ſich einen Staat gebildet, einen Hauptmann geſetzt, unterhielten ſich von den Gütern, die ſie auf dem Hungerberg und in Nirgendheim beſaßen, und nannten ſich den armen Kein-Rath. In der Poeſie, im Reich der Wirklichkeit, im Volk der Thiere, im Himmel ſelbſt nahm Alles dieſe Wendung. Man kennt ja Agrippas Lob des Eſels und die Fabel, die Luther erzählt, wie der Eſel im Reich der Thiere König wird; auch hier ein Emporkömmling alſo. Und im Himmel erſcheint ſchon ſeit jenen Zeiten, wo die Günſtlingin Maria den Hof tyranniſirte, der Teufel mit ſeinem geſunden Menſchenverſtand, der ihn gegen die Ungerechtigkeiten empörte die ihm widerfuhren, ganz als der Hofnarr, der aber ſtets wie der Vexirte erſcheint, bis zu dem Bruder Rauſch[456]) hin, wo es noch einem ſcheußlichen Pfaffen gelingen kann ihn in Bande zu legen; von da an erſcheint er ſtets mächtiger, läßt ſich vom Hofnarren zum Volksnarren herab, er vexirt und läßt ſich vexiren wie jeder Luſtigmacher, er wandelt unter den Menſchen, und bei Pauli begegnen wir ihm mit allerhand fahrenden Leuten in Gemeinſchaft und unſer Eulenſpiegel kennt ihn von weitem und beide gehen da verträglich nebeneinander her wie ihres Gleichen. Er gewinnt immer mehr an Perſönlichkeit, wie alles damals plaſtiſch wird; er gouvernirt bald in den moraliſchen Predigten der Musculus u. A. als Haſen-Jagd-Fluch-Ehe-Spielteufel in den verſchiedenſten Provinzen die Welt, er erſcheint in Fauſt vollends als der irdiſche Gott, der nun auch wieder zu ſeinem Rechte kommt.

456) Ich beſitze durch die Güte der Herausgeber Wolff und Endlicher eines der wenigen Exemplare, die ſie neulich im Druck erneuten nach dem älteſten Druck Strasb. 1515. Aelter iſt eine niederdeutſche Ausgabe aus dem 15. Jahrhundert die S. XLVIII. bezeichnet wird.

Das Volksbuch von Faust [457]) steht mit diesen genannten Erscheinungen in Verbindung und im Gegensatz. Es entstand erst als die Zeit nach der Reformation von der momentanen Aufklärung wieder in Obscurantismus zurücksank und steht als ein Symbol neben dieser Erscheinung da. Seine Grundlage ist volksmäßig, seine erste Aufzeichnung ist gelehrt, beruft sich auf Autographie und allerhand verdächtige Quellen, und aus dieser ist erst das Volksbuch geworden, das seinen Ursprung auch deutlich genug verräth. Auf einen Faust, der in der Wirklichkeit als Zauberer bekannt war, übertrug man um so lieber in der Sage die vielen Zauberschwänke, je dunkler er war und je willkommner vielleicht die Erinnerung an den Erfinder der Buchdruckerkunst war; Viele andere Alchymisten der Zeit, in der sich nach Erasmus die Deutschen vorzugsweise im Lobe ihrer magischen Weisheit gefielen, hätten die Verewigung eher verdient, so wie vielleicht viele andere Volksnarren als Till, falls ihm etwas Persönliches unterliegt; auf ihnen blieb die Sage zufällig haften, wie auf dem Vespucci die Benennung von Amerika. Was den Faust in die Reihe jener besprochenen Schnurren setzt, sind die komischen Zauberspäße, die das Volk vor Allem belustigten. Seit der Einführung der Geschichten von Virgilius hatte der Geschmack an Zaubereien nicht mehr aufgehört. Im Malagis und Spiet sahen wir gleichsam die Zauberer und Hofnarren oder Zwerge mit einander vereinigt; jetzt sind sie getrennt. Eulenspiegel übt zauberähnliche Streiche, ohne die Magie zu verstehen bis auf ein weniges; Faust macht den Hofnarren, nimmt alle Rollen an, kurz er treibt Eulenspiegeleien ohne sie aus sich zu schöpfen, sondern auf Aufforderung, mit Zauberkunst, um Anderen gefällig zu sein. Wie auf Eulenspiegel die weltbekannten Schwänke, so sind auf Faust alte und neue Kunststücke gehäuft; und Görres hat es schon nachgewiesen, wie Geschichten von Albertus Magnus, von dem Abt Erlolf von Fulda, von Simon Magus und Johann Teutonius, von Scotus, dem Böhmen Zytho und Robert von der Normandie auf ihn übertragen sind und in spätern Ausgaben des Widmannischen Faust sind eine Menge analoge Stücke angeführt. Auf der andern Seite

457) Die Ausgabe von Widmann ist ursprünglich, glaubt man, in Berlin 1587 herausgekommen.

bildet die Sage zu den komiſchen Figuren einen Gegenſatz, und hier liegt ihre Tiefe. Nach Herzensluſt und Begierde zu leben, der Natur und Leidenſchaft Lauf laſſen, ſich der Welt zu gebrauchen, das hieſige Leben zu würdigen, und damit eine erhöhte Einſicht zu verbinden; mit andern Worten die Unſchuld und Freiheit der Natur mit Vernunft und Aufklärung zu paaren und ſo das Werk der eigentlichen ächten menſchlichen Ausbildung zu vollenden, dieſer Gedanke liegt dunkel in der Sage, konnte aber damals weder im Leben, wo ſo viele allzufrühe Freigeiſter ihre ſonderbaren Rollen ſpielten, noch in der Kunſt ausgebildet werden, wo der Held nothwendig tragiſch untergehen mußte. Die Rückkehr zur reinen Natur, ja zu einer noch tieferen Stufe, von den Auswüchſen der einſeitig cultivirten Welt der höhern Stände verzieh man den unflätigen, rohen Bauern; das ſodomitiſche Leben aber und die Verwerfung der Schrift und das Feſthalten der Kirchenväter und den zu großen Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen, alles was den Papismus bezeichnet, verdammte der reformiſtiſche Sinn der Zeit ohne Gnade in die Hölle. Aber in den folgenden Zeiten, die jenes große Ziel im Auge behielten, pflanzte ſich der Grundgedanke der Sage volksmäßig fort, wie nicht leicht eine andere Idee, wie nur die ähnliche der Alexanderſage im Mittelalter, die in blühenden poetiſchen Zeiten eben ſo oft unglücklich verſucht ward wie die Fauſtiſche, bis der Berufene den rechten Punkt ergriff.

In einem ähnlichen Verhältniſſe meinte ich oben ſchon den Fortunat zu der alten Glücksritterei zu ſehen; vielleicht verſpottet dieſe oder auch den Hang der Zeit nach Reiſen und fabelhaften Reiſebeſchreibungen der Finkenritter[458]), auf den die gelehrten Komiker eben ſo übel zu ſprechen ſind, wie auf den Eulenſpiegel. Der Kern auch dieſes Volksbuches iſt unter uns in den Münchhauſiſchen Lügen lebendig geblieben, und es muß doch in dergleichen verkehrten Welten ein ungemeiner Reiz liegen, da ſie die alte Welt wie die neue kannte und liebte. Wie auf den Schwänken der Eulenſpiegel, auf den Zaubererzählungen der Fauſt,

458) Die Hiſtorie und Legende von dem trefflichen und weiterfahrenen Ritter Herrn Polycarpen von Kirlariſſa, genannbt der Finkenritter, wie er 250 Jahr zuvor ehe er geboren ward, viel Land durchwandert und ſeltzame Ding geſehen und zuletzt von ſeiner Mutter für todt liegen gefunden, auffgehoben und erſt von newem gebohren worden. o. O. u. J.

so baute sich der Finkenritter auf den Lügenmährchen und den Poesieen des Unsinns auf, die wir seit den gnomischen Dichtern bei Suchenwirt, Beheim, Hans Sachs, kurz zu jeder Zeit wieder finden. Der Ritter erzählt geographische, historische Unmöglichkeiten, Anachronismen und jederlei Gattung von Vernunftwidrigkeit. Er kommt förmlich ins Schlaraffenland, das bekanntlich von Hans Sachs so gut behandelt ist; und in die verkehrte Welt, wo die steinernen Birnbäume stehen, der Bach brennt, die Bauern mit Stroh löschen, die Hunde von den Hasen gefangen, die Wölfe von den Schafen gehängt werden. Aber Verdienst ist gar nicht in dem Buche, wie überhaupt in keinem Volksbuche. Es muß sich Sinn unter scheinbaren Unsinn, Unsinn unter scheinbaren Sinn bergen, wenn dergleichen angenehm sein soll; und wenigstens muß sich der einfache Spaß nicht so häufen, wie hier wo etwa der Abentheurer einmal einem hübschen schwarzen feinen grauen jungen blöden alten schönen hurtigen Mann begegnet, der an der Krücke tanzt, einen Bart mit Schindeln gedeckt hat, eine Badstube auf der Nase, eine Wartze am Zahn, der an einem Ohr hinkte und an einem Ellenbogen stammelte u. s. w.

Und zuletzt gehört in diese Reihe noch das Lalenbuch (1597)[459]. Der Orient und der Occident, das Alterthum und die neue Zeit haben ihre Sivri-Hissar, ihr Abdera und Schilda und wie jede größere Stadt gewöhnlich ihren Volksnarren hat, so hat sie auch irgend einen Nachbarort, der die Zielscheibe ihrer Witze ist. In Süddeutschland spotten mehr Stämme auf Stämme; im Norden sind es mehr Städte, obwohl in der Reformationszeit auch in Schwaben und Baiern einzelne Orte als solche Stichblätter des Witzes genannt wurden, die so viel ich weiß jetzt nicht mehr dafür gelten. Auch diese Scherze also leben in unsern Krähwinkeleien in neueren Bearbeitungen, im Bild und in der Anecdote, wie das Pfahlbürgerthum selbst, ewig fort. Dieß Fortleben ist in jedem Falle wichtiger, als das Buch. Man hat es in seiner Art vollendet genannt wie den Cervantes! was hat man nicht Alles bei uns schon urtheilen dürfen! Das Büchlein verräth, wie seine

459) Ich kenne nur die Ausgabe von 1614. Wunderseltzame Abentheverliche unerhörte und bißher unbeschriebene Geschichten und Thaten der Lalen zu Lalenburg in Misnopotamia hinder Utopia gelegen. Durch M. Aleph Beth Gimmel ꝛc. ꝛc.

Ueberarbeitung, der Grillenvertreiber [460]), eine gelehrte Hand, eben wie auch der Faust. Eine gewisse humoristische Sprachgewandtheit hat das ganze Jahrhundert voraus; dieß Werkchen verspricht im Anfang etwas Tieferes, hält aber nicht Wort. Die Lalenbürger stammen von einem der sieben weisen Meister; der Ruf ihrer Weisheit machte ehedem, das man sie in alle Welt an Höfe und Regierungen berief. Darüber litt zuletzt ihr eignes Gemeinwesen, das den Weibern überlassen blieb, Noth. Die Männer werden sämmtlich heimbeschieden und finden als Frucht ihrer Weisheit die Zerrüttung ihres eignen Hauses. **Contrariorum contraria sequentia.** Sie legen sich auf die Thorheit. Es sollte nun gezeigt werden, wie sich die Weisheit allmählig abschliff zur Thorheit, allein mit dem ersten Versuche sind die Schildbürger auch gleich perfecte Narren, die nun jene hundert Streiche ausüben, die auch hier nur gesammelt, sind die schon in Bebels Facetien, in Freys Gartengesellschaft, im Rollwagen, bei Geiler u. A. einzeln erzählt und bekannt waren. Sie legen Hand an gemeine Werke, greifen Alles aufs närrischste an, und gewinnen nichts dabei, als daß jedesmal eins auf allgemeine Kosten getrunken und ein Loch ins öffentliche Gut gefressen wird. Unter ihnen ist ihr Schultheiß wieder eine Figur, der den Zusammenhang mit den Eulenspiegeln an die Hand gibt, auf den auch darin Bezug genommen wird, so wie auch eine Predigt im Lalenbuch an den Peter Leu erinnert. Es scheint manchmal als ob die Behandlung geschickte Steigerungen anbringe, z. B. in den ersten Streichen den Uebergang von dem Vergessen der Erfahrung auf falsche Anwendung der Erfahrung angeben, als ob sie veranschaulichen wolle, wie sich Art und Natur forterbt, Gewohnheit aber zur andern Natur wird, allein man legt das mehr hinein, als daß es darin läge.

Alle diese Werkchen, die wir nun angeführt haben, haben eine viel zu eindringende Wirkung auf die Nation gehabt und fahren fort sie zu haben, als daß man, so roh, so unbeholfen, so dürftig sie aussehen, nicht eine tiefere Bedeutung wirklich da-

460) Grillenvertreiber, d. h. newere wunderbarliche Historien, seltzame abentheurliche Geschichten u. s. w. durch **Conradum Agyrtam** von Wellemont. Fr. 1605. Ich halte mich dabei nicht auf; eine Vergleichung des Inhalts mit dem Lalenbuch und Analyse der Fortsetzungen gibt v. d. Hagen im Narrenbuch.

hinter suchen dürfte. Sie in den Dichtungen oder Erzählungen als solchen, als Kunstwerken zu suchen, das würde den Geschmack des Lalenburger Schultheißen verrathen. Allein wie es auch in andern Dingen, wie es bei dem alten nationalen Epos der Fall war, wir müssen die Geschichte zu Hülfe nehmen, wir müssen diese Werke, die sich durch zwei, drei Jahrhunderte hinschlingen und die ich deßwegen hier weit zurück und weit vorgreifend zusammenstellen mußte, diese Werke müssen wir in einem weiten Verhältniß zu der Vergangenheit betrachten, und ihre nationale Grundlage im Leben selbst zu Hülfe nehmen, um uns ihre Entstehung und ihre Wirksamkeit zu erklären.

Die Uebertreibung des ceremoniellen Gesetzes und der Sitte, die auf Uebereinkunft ruht, in der ritterlichen Gesellschaft und an den Höfen des Mittelalters rief im natürlichen Gegensatze, wie denn jedes Uebermaaß auf das Gegentheil überspringt, an eben diesen Höfen jene eigenthümliche Erscheinung der Hofnarren hervor, die besonders seit den Zeiten, wo die Unterhaltung mit Gesang verfiel, sehr schnelle Fortschritte machen mußte, weil die steife Langweiligkeit des höfischen Verkehrs nothwendig ein Element forderte, das an die ursprüngliche Gleichheit der Menschen erinnerte und einen Contrast zu den herrschenden Sitten bildete, der nicht anders als von unverwüstlichem Lachstoffe begleitet sein konnte. Auf einer andern Seite hatte man sich, wie hier im Verkehre, so auch im Religiösen in eine höchst unnatürliche Höhe verstiegen. Man verlangte vom Volke Frömmigkeit und Glauben und machte ihm Ceremonien vor, man sollte es lehren und predigte ihm lateinisch allerhand durch die gelehrte Convenienz ausgeklügelte Dogmen vor. Auch hiergegen standen im 15. Jahrhundert die Bettelmönche und Fastenprediger auf und spielten die nämliche Rolle der geistlichen Narren, in denen die scholastische Weisheit plötzlich auf die Verläugnung und Verspottung alles Verstandeswerks in der Religion übersprang. Wir haben ja oben gesehen, daß die Mystiker predigten, man müsse sich vor der Welt zum Thoren machen; und Erasmus in seinem Gespräche von den reichen Bettlern oder Franziskanern läßt den Wirth dort die Tracht dieser Mönche bis auf die Eselsohren und Schellen mit der der Narren vergleichen, und sie antworten auch hierauf noch ganz in diesem Sinn, sie seien auch die Narren der Welt. Gegen die Un-

natur und Convenienz also gehen wirklich diese grotesken Figuren in Literatur und Leben aus; sie spotten aller Grübeleien der Gelehrten und treten jeden Anstand mit Füßen; sie gehen auf die große Revolution aus, des Menschen Naturtrieb und ursprüngliche Rohheit wieder zu Ehren zu bringen, weil auch wirklich aus einer rohen Materie leichter etwas zu machen war als aus einer verdorbenen und überfeinerten; man that diese Rückschritte mit jenem carricaturmäßigen Anstellen, mit dem man jede neue Richtung gleich im Extreme ergreift, man suchte sich dann nur der Narrheit bewußt zu machen, weil es ein oft wiederholter Lehrsatz der Zeit war, der das eben ausgedrückte auch ausdrückt, daß der sich als Narr erkenne schnell zum Weisen gemacht sei. Wirklich also haben diese sonderbaren natürlichen Weisen ein Verhältniß zu den alten Philosophen, was die Zeit dunkel sehr wohl ahnte. Allein in Griechenland mußte sich dieß nothwendig ganz anders gestalten; und die Intensivität des alten Lebens ist auch hier der Grund jeder Unterscheidung. Der gesellige Verkehr, der Staat, die Gelehrsamkeit, die Philosophie, die Religion, das Alles waren im Alterthume gar nicht so unabhängige Dinge, wie bei uns, sondern Eines griff in das Andere ein, und so wurden die Diogenes und Aristipp, diese großen Volks- und Hofnarren der Griechen Gründer oder Beförderer von Lebensphilosophien und practischen Richtungen, die in Glaube, Staat, Umgang und Weisheit zugleich aufs ungemessenste eingriffen. Aber bei uns fiel das Alles auseinander, und das 16. Jahrhundert unterschied gelehrte Hofnarren, und närrische Gelehrte, natürlich-blödsinnige, fantastische Religionsschwärmer, Freigeister und Staatsmänner des Bauernstandes, Pritschenmeister und Spruchsprecher, die sich der politischen Kritik annahmen. Ein einziger Gegensatz bedingte auch diesen großen Unterschied. Die Ungleichheit und Rangmäßigkeit im Mittelalter machte, daß man zur Belustigung den Mann der untern Classe den Herrn spielen ließ, wenn man sich belustigen wollte, die Gleichheit der Geltung im Alterthum aber brachte zu Wege, daß sich dort der Belustiger zum Sclaven, zum Parasiten machte. Wenn sich die Parasiten hier und da eine Freiheit erlaubten, so war das wie eine seltne Rache für die Art wie ihnen mitgespielt ward; und so sind es umgekehrt die Prügel, die die Hofnarren bisweilen trotz ihres Privilegiums für ihre Unverschämtheit erhielten.

Man fand es bei den Griechen aufzeichnenswerth, was für maßlose Schmeicheleien die Paraſiten ſagten, wer würde bei uns ſo etwas auffallend genug finden, um es aufzuzeichnen, oder wer würde im Stande ſein es aufzuzeichnen! Gegen die tauſend Anecdoten der Freimüthigkeit die wir aus dem Alterthum haben, müßten wir blos die Witze unſerer Narren aufbieten und würden ſelbſt damit ſchwerlich ausreichen. Nur in den Zeiten wo Rom unſerer Bildung nahe kam, erhielt der Scurra eine Bedeutung, wie unſre Hofnarren. Die Ungleichheit, der Despotismus rief überall dieſe Gegenſeite hervor; deßhalb ſind die Hofnarren und Volksnarren in ihrer Blüte in der Zeit des aufkommenden Abſolutismus in Europa; deßhalb ſind ſie im Oriente zu Hauſe. Wir haben oben gemeint, Fabel und Thiermärchen ſeien im Orient und Occident ein Ausdruck des gedrückten und wie das Thier dienenden Volkes. Die Narrenſchwänke ſind es eben ſo; man ſollte meinen, die thieriſchen Abzeichen des Narren, die Eſelsohren, der Hahnenkamm, die Schelle [461]) müßte eine Beziehung darauf haben. Im Orient blieb die Fabel wie der Hofnarr gleichſam auf der Lehre hängen, wie das Volk ſelbſt nicht aus der Sclaverei wegkam, ſo ſehr es ſie fühlte; in den orientaliſchen Hofnarren iſt der Witz und Scharfſinn das Große, worin ſie den orientaliſchen, wenn ich recht ſehe, weit voraus ſind; in den unſrigen, bei Shakespear in der Poeſie, oder bei unſerm Kunz von der Roſen im Leben iſt die Handlung das Erhebende. Das Ringen der untern Claſſen nach Freiheit iſt in der Stellung dieſer Narren, wie in den Geſchichten die wir betrachtet haben, ſehr eigenthümlich ausgedrückt. Es iſt ein ſtetes Reiben, eine ſtete Wechſelwirkung. Es ſcheint ſo natürlich zu ſein, daß die Natur herrſche und doch hat auch die Convenienz ihre natürlichen Rechte; es ſcheint ſo natürlich, daß das Volk herrſche

461) Auch Flögel, deſſen Werke ich nicht überall bei einzelnen Gelegenheiten citire, dem ich mich aber in dieſen Abſchnitten vielfach verbunden erkläre, vermuthete dieß ſchon von einer andern Seite her. Was die Schelle angeht, ſo muß es eine häufige Beluſtigung der Ritterzeit geweſen ſein, Thieren Schellen an die Schwänze zu binden und ſich an ihren Gebährden zu erfreuen. Im Thomaſin wird ſo die Unſtete mit einem Wolfe verglichen, dem man eine Schelle an den Schwanz gebunden. Der „ſchellec Haſe" im Eingang des Parzival iſt nichts anders als ein ſolcher Haſe mit einer Schelle, was ſo viel ich weiß noch Niemand bisher geſehen hat.

und doch hat es so große Misstände. Man sieht nun diesem Wahrheitseifer, dieser Derbheit, diesem Cynismus der Narren an den Höfen nach und selbst in diesen Büchern die wir besprochen; man ergötzt sich daran und doch mag man sie wieder nicht, so bald man sich persönlich verletzt fühlt; und wie die Polizei immer die Gaukler zugleich verfolgt und toleriert hat, wie man die Schauspieler auszeichnet und doch notirt, so ists auch hier. Man privilegirt diese Narren, und prügelt sie; man will sie nicht in der Theorie und freut sich ihrer in der Praxis, oder man vertheidigt sie in der Theorie bis man in der Wirklichkeit selbst einmal von ihren Witzen oder Streichen gelitten hat. Dieß ruft denn überall Animosität hervor und man kann dem Eulenspiegel selbst seine boshaften Streiche nicht übel nehmen, er nimmt auch die ihm gespielten nicht übel, aber rächt sich. Alles ist Reciprocität; Ein Narr, sagt daher das Sprüchwort, macht zehn; es ist des Narren Lieblingswitz, die Klugen selbst zu Narren zu stempeln. Man lauft den Narren stets mit seinen eignen Kolben, man entgegnet seinen Witz mit Schlägen, wo der eigne nicht ausreicht; und weil doch ein Narr mehr fragen kann als zehn Weise beantworten, so hilft sich der Weise oft vor seinen Fallstricken mit Gegenfragen. Sie vexiren und lassen sich vexiren; sie reden die Wahrheit und sophistisiren dabei; sie betrügen und lassen sich betrügen, und wo im Leben auch diese Reciprocität ist, wie unter Strozzi und Brusquet[462]), da ist das Narrenwesen am ergötzlichsten, so derb, grob und wehethuend auch die Streiche sind, die sie sich spielen; wo diese Reciprocität wegfällt, ist das ganze Verhältniß aufgelöst; deßhalb verträgt sich Eulenspiegel nicht mit Kindern, da Kinder und Narren die Wahrheit in ganz andrer Weise sagen. Wer nicht das Studentenleben tolerirt, wird diese unflätigen, thörichten, oft platten Späße, Prellereien und Vexationen der Narren auch nicht toleriren, denn von diesem Leben gilt das Gleiche. Man erträgts und findet es natürlich, selbst betroffen mag man nicht von der Unart werden. Wenn sie an der Einfalt und Philisterei, an Füchsen und Pennalen ihren Mutwillen üben, schwankt man zwischen Lachen und Aerger. Die Reciprocität unter ihnen selbst, ihre Verspottungen und Streiche die sie sich selbst spielen, verweist ihnen

462) Flögels Geschichte der Hofnarren S. 350 sqq.

Niemand und sie selbst sich auch nicht. Die Freude an Obscönitäten, an Gemeinheiten, an Unflätigkeiten ist hier auch die beßte Würze; gewöhnlich tragen die natürlicheren, die allgemeiner menschlich empfindenden Burschen diesen derben Gegensatz des Cynismus gegen die äußerlich glatten Corps öffentlicher zur Schau, obwohl alle die Narrenkappe und Schärpe tragen. Diese Vergleichung ist gar keine äußerliche, es ist eigentlich gar keine Vergleichung, sondern die Sache selbst. Das öffentliche Leben in Deutschland zur Reformationszeit ist das wahre Studentenalter der Nation; das Heraustreten aus sich selbst, die Aufklärung in Religionssachen, die erste Bekanntschaft mit dem öffentlichen Leben und der Wissenschaft, theilt jedes Individuum in seinen Studentenjahren mit der Nation in der Reformationszeit. Es ist die Kehrseite der Tölpeljahre, die ihre sinnige und ihre sinnliche Seite haben, der wir hier begegnen. Es kann nichts liebenswürdigeres geben, als den gläubigen frommen Jüngling, so lang ihn Vater und Mutter noch in einiger Beschränkung halten und regeln, und nichts Ungeschickteres und Komischeres, wenn er nun plötzlich sich selbst überlassen, in alle Zügellosigkeit fällt. Die Inconvenienz ist die Seele des Studenten- und des Narrenlebens. Wir haben jetzt den reinen Gegensatz zu der Ritterzeit erlebt; betrachten wir geschichtlich die Poesien dieser Zeit gegen die der Ritterzeit, so stehen wir wirklich in einer verkehrten Welt; wie Sancho Pansa zu Don Quixote, so sind die Eulenspiegel die Gegenstücke zu Parzival, ja sie sind aus diesem hervorgegangen. Trug er nicht gleich im Anfange die Narrenjacke und befolgte er nicht ebenso wörtlich die Aufträge seiner Mutter, wie Eulenspiegel immerhin? Wie tief wirkt doch die unmittelbare Natur in den Menschen, daß so getrennte Beziehungen so scharf in einem genialen Gedichte können angezeigt sein, noch ehe sie im Leben vermittelt sind. Die ritterlichen Abenteurer sind nun Landstreicher geworden; die Lieblingshelden der Nation aus höfischen Edeln zu groben Bauern. Natur soll die Unnatur ersetzen, das Thierische das Heroische, die Carricatur das Ideal, die tollste Laune den übernatürlichen Ernst, Wahrheit die Sophistik, Rohheit den Anstand, Einfalt die Weisheit, Zügellosigkeit die Convenienz, Vogelfreiheit das Recht, Kriegsstand den Ruhestand, Unterthan den Herrn, der Bauer den Fürsten. Kein Stand, kein Rang, keine Obrigkeit und keine Polizei wird respectirt von

dieſen eigentlichen Repräſentanten der Revolution und Anarchie; ſie ſpotten der Alltäglichkeit, der Gewohnheit, des ſtationären Sprüchworts, der Philiſterei, der Phantaſterei, des Aberglaubens und Aberwitzes, des Dünkels und der Macht, ſie wiſſen ſich vor ihrem Gewiſſen ſicher und gehen am Teufel vorbei und lachen des Rechts und Geſetzes. Sie ſind aller Welt Feind und kaum Freund mit ſich ſelber. Umzuſtürzen iſt ihre eigentliche Thätigkeit, aufzubauen haben ſie keinen Gedanken. Sie wollen alles *ſimplificiren*, welches das große Ziel jeder Umwälzung iſt. Sie ſchneiden Alles ab, bis auf die bloße Natur, die der Menſch mit dem Thier theilt. Haben die verfeinerten ritterlichen Helden die körperlichen Bedürfniſſe gar nicht gehabt, ſo haben dieſe faſt keine anderen als dieſe. Aber ſie ſorgen nicht einmal für den morgenden Tag, von Armuth zu Reichthum, von Reichthum zur Armuth, das iſt ihr Leben, und wie der Sperling auf dem Dache ſind ſie um Nahrung und Kleid unbekümmert. Reichthum und Jugend macht Erasmus in ſeinem Lobe der Narrheit [463]), das ſo viele Aufſchlüſſe über dieſe Erſcheinungen für den Denkenden enthält, zu den Eltern der Narrheit; Sorgloſigkeit und Jugend hätte er beſſer geſagt. Wirklich verjüngte dieſe ganze eigenthümlich ſatyriſche Kraft, dieſer Muthwille und dieſe Inſolenz die deutſche Nation, wirklich hatte die Narrheit alle jene Säfte, Quellen und Kräuter, mit denen ſie dem Volke die verlorene Freiheit des Geiſtes wiedergab, ſie aus dem Schlafe des Alters, der Contemplation, der Abgeſchiedenheit weckte; ſie tilgte die Altklugheit der greiſenhaften Jugend, die eine ſtete Frucht der conventionellen Geſellſchaft iſt, ſie tilgte Scholaſtik und Papismus, ſie drängte ſelbſt die pathetiſchen Poeſien der Handwerker aus dem Leben, ſie ſetzte an die Stelle der 20—30 jährigen Weisheitslehrer wie Thomaſin und Wirnt die lebensfrohen Greiſe, welche der Thorheit Panegyriken hielten, und jene jugendlichen Humaniſten, welchen der ciceroniſche Styl und die immenſeſte Beleſenheit in den Alten nicht das deutſche Herz verdarb, nicht den Sinn am Leben tödtete, und welchen die roſtige Feder das Schwert nicht aus den Händen warf. Wie Schade daß das Alles ins Extrem überſchlagen mußte!

463) Es ward auch um 1530 von Seb. Frank ins Deutſche überſetzt. „Das theuer und künſtlich Büchlein Morie Encomium u. ſ. w. o. O. u. J.

Es war eine Zeit, wo sich der männliche Theil der Nation wieder aufraffte, wo die Thätigkeit der Männer und ihre ernste Beschäftigung in großen Dingen eben jene ausschließlich männlichen Erholungen, Wein und laute Lustbarkeit, hervorriefen. So wie sich aber wirklich die Dinge gestalteten, muß man mit Erasmus ironisch preisen, was das junge Deutschland, die Narren dieses Jahrh., ohne Schranken wieder predigen. Der Gebrauch des Lebens ward wieder an die Stelle der mystischen Ascetik gesetzt, die Thorheit schaffte die Klugheit, die Verleugnung der Scham und Scheu, die dazu nothwendig war. Der Weise flieht zu den Büchern und lernt dort nichtssagende Wortbedeutungen, der Narr stürzt sich in Wagniß und Gefahr und sammelt sich mit Erfahrungen Klugheit. An die Stelle der alten Apathie traten die Leidenschaften wieder, die das Kennzeichen nicht der Weisen, sondern der Thoren sind. Aber eben diese Leidenschaften sind wie Zuchtmeister für die, die nach der Weisheit streben, mahnen zum Guten und spornen zu Uebung der Tugend. Denn wer dem Menschen seine Leidenschaft nimmt, läßt ein starres Bild zurück, und wer würde, sagt Erasmus, solch einen Menschen nicht wie ein Gespenst fliehen und meiden, der stumpf wäre gegen alle Triebe der Natur, der nicht mehr als ein Stein von Leidenschaft, von Liebe, von Mitleid bewegt würde, der Alles wiß, nie irrt, stets überlegt, Alles mit der Schnur mißt, nichts übersieht, nur mit sich selbst zufrieden ist. Welche Stadt würde ein solches Geschöpf, einen solchen absolut Weisen zum Magistrate, welches Heer ihn zum Feldherrn, welches Weib zum Gatten wählen? Wer vielmehr nicht jeden ersten besten Narren aus der Hefe des Volkes vorziehen, der selbst ein Narr, Narren gehorchen oder befehlen könne, der seines Gleichen angenehm, gegen die Gattin lieb, bei Freunden heiter, ein guter Zechgenosse, ein munterer Geselle ist, und der nichts Menschliches sich fremd hält. So lebte jenes goldne Zeitalter in Einfalt nach dem Zuge und Triebe der Natur und bedurfte nicht der Lehre. Wozu war ihm die Grammatik nöthig, da alle Eine Zunge redeten und nichts wollten als einander verstehen? Wozu die Dialectik, wo kein Streit widersprechender Meinungen war? Wozu die Rhetorik, da keiner dem Andern Verdrießlichkeiten machte? Wozu die Rechtsgelehrsamkeit, da es keine üblen Sitten gab? Die Menschen waren zu fromm, als daß sie mit gottloser Wiß-

begierde die Geheimnisse der Natur, die Entfernung, Bewegung, die Einflüsse der Gestirne, die verborgenen Gründe der Dinge erforscht hätten, da sie es für Sünde hielten, wenn der Mensch über seine Befähigung Einsicht suchte. So sind denn weit am glücklichsten, die sich fern halten von jeder Kunst und Wissenschaft, und allein die Natur zum Führer nehmen, die nirgends in sich mangelhaft ist, wir müßten denn die Schranken der Menschheit überschreiten wollen. Die Natur haßt die Schminke und Alles gedeiht besser, was nicht durch Künstelei entstellt ist. Was gäbe es glücklicheres als die Bienen, was ähnliches ihrem Bau, und ihrem Staate? Aber das Pferd gab sich schon der menschlichen Gemeinschaft und damit dem menschlichen Elende hin. Die also sind unter den Menschen am weitesten fern vom Glücke, die nach Weisheit jagen, die, da sie als Menschen geboren sind, doppelt thöricht ihren Stand vergessen, nach dem Leben der Götter streben, und wie die Giganten mit dem Sturmzeug der Wissenschaft und Lehre der Natur den Krieg ankündigen; und so sind die am glücklichsten, die sich am meisten dem thierischen Instincte nähern und nichts Uebermenschliches suchen. Gibt es daher eine glücklichere Menschenklasse als eben die man Narren, Hofnarren, Lustigmacher nennt? Sie haben keine Todesfurcht, sie haben kein Gewissen; sie fürchten keine Gespenster, sie haben nicht Furcht noch Hoffnung; sie werden von keinen Sorgen gequält, sie haben keine Scham, keine Scheu, keinen Ehrgeiz, keinen Neid, keine Liebe. Je mehr sie sich der thierischen Dummheit nähern, um so weniger sind sie der Sünde anrechnungsfähig, wie die Theologen bezeugen. Während der närrische Weise sich Tag und Nacht peinigt, so freuen sie sich beständig, spielen, singen, lachen, und machen auch Andere lachen, singen und spielen, und heitern den traurigen Ernst des Lebens auf. Diesen allein verzeiht man Alles, was sie sagen und thun. Niemand will ihnen schaden, die Thiere selbst hält ein natürlicher Instinct davon ab. Fürsten suchen ihre Gesellschaft lieber, als die der närrischen Weisen; lieber als von diesen ihre verdrießliche Gelehrsamkeit hören sie die Wahrheit aus dem Munde der Einfalt. Und was wäre herrlicher als die Wahrheit? Die, obzwar sie auch des Weins und der Kinder Eigenthum heißt, doch hauptsächlich der Narrheit ist. Denn was der Narr auf dem Herzen hat, das zeigt er auf seinem Gesicht,

und in seinen Worten; aber die Weisen reden mit doppelter Zunge. Die verhaßte und verstoßene Wahrheit hat allein bei den Narren eine Zuflucht gefunden[463]).

3. Schauspiel.

Dieß also war die allgemeine Physiognomie der Zeiten, in denen eine literarische Revolution in Deutschland vorging, die wohl nie ein anderes Volk entschiedener durchlebt hat. Ich müßte dabei bis ins 15. Jahrhundert zurück und bis ins 17te vorgreifen, wozwischen eben die Zeiten liegen, in welchen eben diese Umwälzung Statt hatte, und welche eine ganz eigenthümliche Farbe gegen die früheren sowohl, wie gegen die späteren Jahrhunderte tragen; jetzt müssen wir wieder zu einem etwas strengeren chronologischen Gange zurückkehren.

Das Epos haben wir in dem Abschnitte über die Prosaromane bis in seine letzten Züge verfolgt, es hatte kaum je wieder in seiner reinen Gestalt seitdem einen Aufschwung und nur in seiner Ausartung, dem Roman, konnte es sich wieder einen gewissen Werth erwerben. Die Lyrik sahen wir einen großen Wendepunct erleben, und sich wohlthätig zwischen dem Neuen und Alten theilen im Volksliede, das sich der neuen Musik anschloß; im Meistergesang starb der alte Choralgesang aus, erhielt aber nachher im Kirchenliede einen neuen Halt. Wir gehen jetzt auf das Drama über, das, wie es überhaupt zu dem Epos den vollkommensten Gegensatz macht, sich eben in diesen Zeiten zuerst anfing auszubilden, wo die Epopöe unterging, und also auch in der Geschichte diesen Gegensatz sogleich bezeichnet.

Die Entstehung des Schauspiels in Deutschland böte einem Literarhistoriker die schönste Gelegenheit dar, eine große Summe von Gelehrsamkeit und Kenntniß geschichtlicher Analogie auszulegen. Das Drama läßt sich leichter als andere dichterische Gattungen in seiner Entwickelung aus Leben und Literatur verfolgen, da es meist erst in helleren Zeiten auftaucht und sich nicht so sehr wie das Epos in der Urgeschichte mit seinen Anfängen verliert, man müßte denn diese bis in die Geschichte der Gaukler,

363) Erasmi Encomium moriae, passim.

Tänzer und Mimen verfolgen wollen, die man allerdings im Zusammenhange verfolgen könnte bis ins tiefe Alterthum, die aber der Literatur weniger, als der Tanz- und Musikgeschichte angehören. Das Drama hat daher auch weit häufiger die Geschichtschreiber angezogen als die Epopöe, und mit Benutzung der Vorarbeiten über die Bühnengeschichte anderer Völker ließe sich eine gleich in ihren Anfängen sehr breite Theatergeschichte herausarbeiten. Ich suche aber überall ein Verhältniß zwischen Verfahren und Stoff zu halten; und wenn ich bei der Geschichte unseres Nationalepos, das seines Gleichen nur in Griechenland hat, der bei der Ritterepopöe und Anderem, was wir aus der ganzen Welt entlehnten, die Blicke auch über die ganze Welt und alle Zeiten schweifen ließ, und wenn ich dieß Verfahren bald mit ähnlichen Zeiten und Producten gleichfalls werde wiederkehren lassen, so liegt dieß in der Sache selbst, so gut wie das absichtliche Vermeiden desselben in diesen Zeiten, wo sich Deutschland ganz in sich selbst verschloß und ganz mit sich selbst beschäftigte. In diesem Zeitraum der Abgeschiedenheit der deutschen Literatur bildeten sich die Erstlinge des deutschen Dramas und dieß geschah unter ähnlichen Verhältnissen und in ähnlicher Weise wie überall sonst, so daß man in großer Ausführlichkeit die Aehnlichkeiten der altgriechischen und der neuchristlichen Mysterien und Possenspiele zusammenstellen könnte. Von seinem ersten Erscheinen an wird das Drama so der Mittelpunct der neueren Dichtungsgeschichte, wie die Epopöe der der älteren war; denn bekanntlich sind beide die Pole aller Poesie überhaupt und nur von ihnen fand es Aristoteles der Mühe werth, in seiner Poetik zu handeln.

Das Epos ruht auf dem Grunde der Vergangenheit, das Drama auf dem der Gegenwart. Jenes sahen wir sich in Zeiten ausbilden, wo die ganze Nation, zwar vergnüglich in ihrer Gegenwart befangen, doch allen Stoff ihrer Unterhaltung aus Ferne und Alterthum holte und in Form der Erzählung den lebendigeren Sinn des leichtgläubigen Ohres zu befriedigen suchte. Aber dieser Stoff war ausgegangen oder man war ihn müde geworden, man kehrte nun zu sich selbst zurück. Man betrachtete sich selbst, den Staat und die Kirche; man lernte stets genauer unterscheiden, und trennte die großen Stände von den kleinen, und schied jeden einzelnen wieder in sich; man forschte nach dem Neu-

ßeren und Inneren, nach Tracht und nach Betragen, nach dem Kleid und nach der Sitte; der Sinn des Auges fing allein an thätig zu werden; das Subject war dazu immer zugleich das Object; und es ist recht bezeichnend, daß vom Sachsenspiegel bis zum Spiegel der Tugend und der menschlichen Erlösung, ja bis zum Eulenspiegel nun eine große Reihe von Büchern stets unter dem Titel eines Spiegels erschienen. Alles in der Literatur tritt nun so sehr in Bezug auf ein schaulustiges Volk, wie vorher auf eine hörlustige Gesellschaft. Die Malerei begann ihre erste einfache Periode, als die Musik diese ausartend vollendete und die Anfänge ihrer zweiten kunstmäßigeren Periode erlebte. Entwöhnt von dem bloßen Verweilen in dem Anblicke des schönen Geschlechtes zur Zeit des Minneflors zerstreute sich das Auge nachher immer mehr. Etwa seitdem Ulrich von Lichtenstein seine minnigliche Maskerade besungen hatte, hörten wir von neuaufkommendem Geschnacke an Wappenmalereien. Es gab den historischen Liedern zum Theile jene plastischere Lebendigkeit, daß sie statt ihrer Helden die Wappenthiere allegorisch besangen. Ein Sinn für das Plastische ging nun allmählig in der ganzen Nation auf. Die Freude an den in der Minnezeit verschmähten Possen der Gaukler kehrte wieder, die Hofsänger wurden von den Hofnarren verdrängt, die Zaubereien gingen in die Romane ein und Virgil und Faust wurden Volkslieblinge. Seit dem 14. Jahrhundert fing man an, die Bücherränder mit Figuren zu bemalen, und im 15. Jahrhundert ward nicht leicht ein Buch abgeschrieben, ohne daß zugleich mit Bildern für das Auge gesorgt sein mußte. Im 15. Jahrhundert war in Wien fast jedes Haus bemalt. Die Bilder, hatte Thomasin gesagt, sind für den Bauer, der die Schrift nicht versteht; je mehr sich nun die Literatur in den Kreis der Bauern herabzog, je mehr ward das Bild Hauptsache in den Büchern[464]). Aus dem innersten Bedürfnisse der Nation heraus ward daher die in diesem Jahrhundert schnell fortschreitende Form-

364) Im Narrenschiff heißt es:

Wer yeman der die geschrifft veracht,
oder villicht die nit künd lesen,
der sicht im molen wol syn wesen,
und syndet darin wer er ist,
wem er gleich sy, was im gebrist.

schneidekunst gefördert. Die xylographischen Werke, die Vorläufer der ersten Drucke, werfen sich, wie nachher auch diese, zuerst auf die mystischen und frommen Werke[465]), an denen das 15. Jahrhundert so großes Wohlgefallen fand, auf die Apocalypse, die Mariengeschichten, auf Legenden, auf Wahrsagebücher und Kalender und die Todtentänze. In diesen Werken machen die Bilder den Kern aus. In der **ars moriendi**, in den Armenbibeln sind die Holzschnitte die Hauptsache; das **speculum humanae salvationis** schrumpfte diesen Figuren zu gefallen zusammen in kürzere Erklärungen; das **defensorium inviolatae perpetuaeque virginitatis** gibt zu seinen Holzschnitten nichts als kurze Sprüche in lateinischen oder deutschen Versen; Steinhöwels Uebersetzung der berühmten Frauen des Boccaz ward ausgezogen oder eigentlich blos die Holzschnitte daraus genommen, zusammengesetzt und mit oft ganz kurzen Erklärungen versehen. Kein Werk der Belehrung oder der Erzählung konnte mehr ohne Bilder erscheinen. Die Schrift bezog sich häufig auf die beigemalten oder gedruckten Figuren. In dem Gedichte von der Keuschheit[466]) von Rothe, dem Verfasser der thüringischen Chronik und einer Bearbeitung des poetischen Lebens der heiligen Elisabeth[467]), ist Alles auf Abbildungen bezogen, Alles von Allegorien und Sinnbildern wimmelnd, und das Bild der Keuschheit ist mit einer Reihe von bedeutungsvollen Wappenschildern umgeben, die dann moralisch erklärt werden. Wir haben im Schachzabelbuch gesehen, wie gerne man nun alles Didactische an etwas Faßliches anlehnt, alles Uebersinnliche versinnlicht. Diese Richtung brachte die Allegorien hervor; alle ethischen und dianoetischen Tugenden wurden jetzt personificirt, alle Leidenschaften und Laster. Noch hatte sich Thomasin, so schwer es ihm ankam, mit reinen Definitionen seiner Tugenden und Laster begnügt, Hugo von Trimberg flatterte unsicher zwischen Erklärung und Sinnbild, jetzt tritt Alles nur noch im Bilde oder in Person auf. Das so im Bild Belebte war nicht lebendig genug; es sollte auch reden, und man hängte den gemalten Figuren daher beschriebene Zettel aus dem Munde.

465) J. Heller, Geschichte der Holzschneidekunst. Beilage II.
466) Auszüglich in Adelungs Magazin 2, 3, 108.
467) In Menckens scriptt.

Es war ganz natürlich, daß auch alle Festlichkeiten diesen lebhafteren, sinnlich bewegteren Charakter annehmen mußten. In den Ritterepen hörten wir vielfach von Mahlen und von allerhand stummer Pracht in Burgen, Gemächern, Gärten und Geräthen. Allein jetzt wurden Prozessionen, Aufführungen, Gaukeleien und dergleichen die Gegenstände, auf welche sich der Luxus warf. Die Allegorie war nicht allein in der Literatur, sondern auch im Leben im Schwang. Alle Feierlichkeiten sind nun überhaupt von zweierlei Art, entweder ernst und heilig oder heiter und dem Vergnügen geweiht; ja sie sind, wie es in der Natur selbst liegt, beides in unmittelbarer Succession zugleich, wie wir noch an allen unseren doppelten Feiertagen im Kleinen und an der alten Osterfeier im Großen sehen. Indem sich nun auch hier alles plastischer gestaltete, die kirchlichen Ceremonien und Gesänge sich in mimische Aufführungen verwandelten und die lustigen Begehungen sinnreicher wurden, bildeten sich hier natürlich im Gegensatze ernste und feierliche Darstellungen und heitere, komische, oder beide reichten sich gar einander die Hände. So lange jener düstere ascetische Sinn im Volke herrschte und die Legende Lieblingsunterhaltung war, konnten diese Feierlichkeiten nur ernsterer Natur sein. Bei uns in Deutschland war dieß entschieden vorherrschend; bei den Franzosen umgekehrt. Wie die französischen Legenden an Frivolität und übler Licenz vor den deutschen vorstehn und viel ärger in das Gottlose und den obscönen Schwank überspringen, so sind auch die französischen Mysterien eben so selten vom Komischen entblößt, wie unsere, scheint es, selten damit verbunden sind. Bei den Franzosen war auch die Sehlust bis zur Schaulust gegangen, wenn man Deutschland daneben vergleicht. Die Mysterien waren bei uns vielleicht häufiger und verbreiteter, und wer weiß, ob nicht nach Kräften von jedem Dorfe einmal versucht, wenn man aus der Erzählung, wie Eulenspiegel diese Osterfeier stört, auf die Sitten des Jahrhunderts schließen soll; die Aufführungen wurden Sache der Städte, des Volkes, armer Handwerker oder gar der Schüler und Studenten. In Frankreich drängte sich alles Glänzende zusammen an den Hof, der in Deutschland keine feste Stätte hatte; ungemeine Pracht der Decoration und Mechanik ward darauf verwendet, und eigene Theater dafür gegründet, woran man in Deutschland

für dieſe Gattung niemals dachte. Es iſt mit unſerem Schauſpiel wie mit unſeren Univerſitäten. Wir fingen klein und unbedeutend und an verſchiedenen Orten zugleich an. Ehe daraus etwas Großes werden konnte, mußte ſich in der Nation gleichmäßig ein ungeheurer Stock von Bildung geſammelt haben; geſchah das, dann war aber auch nothwendig die langſam gereifte Frucht um ſo trefflicher; dann war ein allgemeiner Verfall ſo wenig ſchnell zu fürchten, wie vorher eine allgemeine Blüte nicht ſchnell zu hoffen war. Es iſt viel beſſer, daß wir in Deutſchland nichts von prächtigen Myſterien, aber auch nichts von den Ausartungen zu erzählen haben, denen in Paris die Myſterien, Moralitäten und Poſſenſpiele unter den Privilegien der Paſſionsbrüder, der Bazoche und der enfans sans souci ausgeſetzt waren. Das Myſterium ward bei uns nicht ein Erwerbszweig der weltlichen Kunſt, die es in Frankreich ganz von den kirchlichen Feſttagen trennte und zu Hoffeierlichkeiten und ganz weltlichen Begehungen anwandte. Es iſt auch hier in dem aufkommenden Schauſpiel wie vorher in dem untergehendrn Epos der gute Takt der Nation ſichtbar, der dieſen unnatürlichen und verſchrobenen Gattungen nie eine größere Geltung erkünſteln wollte, als ſie von Natur haben konnten. Wenn bei den Franzoſen die Sehſucht allein dieſe Dinge ſo ſehr beförderte, daß auch eben darum die Teufeleien[468]) und alles Komiſche bald ein nothwendiges Uebergewicht gewann, ſo iſt in Deutſchland ſogar die Entſtehung des Myſteriums aus der epiſchen Legende wahrſcheinlicher und in der Behandlung der andächtige Ernſt durchweg vorherrſchend. Die Myſterien oder Moralitäten der Rhoswitha (980), die uns bekanntlich in der Geſchichte des Dramas die älteſte Rolle ſpielen laſſen, ſind nichts als dialogiſirte Erzählungen, die in ihrer Form keineswegs die Anregung aus dem terenziſchen Luſtſpiele verrathen. Ich würde ſie hier nicht erwähnen, da ſie lateiniſch ſind und als die vereinzelte Uebung einer Nonne des 10. Jahrhunderts wenig in Betracht bei einer Literarhiſtorie kommen können, allein ihre Werke wurden bekanntlich in dieſen erſten Zeiten der Wiedererweckung der Literatur durch den berühmten Celtes hervorgeſucht und publicirt und Eines ihrer Stücke, der Abraham, auch von

468) S. darüber Curioſitäten 3. S. 303.

Adam Werner von Themar ins Deutsche übersetzt[469]), der in den ersten Jahren des 16. Jahrhunderts an dem pfälzischen Hof die Rolle eines Niclas von Wyle spielte, in Prosa horazische Satyren, virgilische Eclogen, den Hiero von Xenophon und anderes ins Deutsche übertrug. Dazu kommt, daß ihre Art der Behandlung der Legenden den folgenden Zeiten so natürlich war, wie ihr selbst. Den dialogisirten Theophilus[470]), den ich oben schon erwähnte, würde Jeder bei einiger blos äußeren Zurichtung so gut in der Reihe der Erstlinge des Schauspiels sehen, wie die Stücke der Rhoswitha. Es ist ganz derselbe dialogisch-epische Gang mit knapper Angabe einiger Zwischenhandlungen. Ja dieser ganze Ton und diese ganze Bearbeitungsweise herrscht noch in Scherubecks Spiel von Frau Jutten[471]) (1480). Die Teufel spielen hier ganz dieselbe schlechte Rolle wie im Theophilus; so viel Anlaß in dieser Sage von der Päbstin Johanna zum Scherze war, so ist doch Alles ganz ernsthaft gehalten. Die Fürbitte der Maria für Frau Jutta, die widerstrebende Einwilligung Christs sind sogar einzelne Reminiscenzen an den Theophilus, und die Structur des Ganzen ist durchaus gleich, durchaus noch ebenso aller dramatischen Oeconomie entfremdet.

Auf diesem Wege hätte es wohl lange Zeit gekostet, bis sich ein regelmäßigeres Schauspiel gebildet hätte. Auf dem Wege der öffentlichen Darstellung von testamentlichen Geschichten und Anecdoten oder ganzen Lebensläufen der Heiligen war schon eher dazu zu gelangen. Die Aufführungen bei dem Eselsfeste in Rouen[472]), die Prozessionen der rückkehrenden Kreuzfahrer, die man so oft als die ersten Anfänge der Mysterien bezeichnet hat[473]), die Jahrszeitsfeste, der Streit des Sommers und Winters, der Aufzug der heiligen drei Könige an Weihnachten, der Todtentanz[474]), und die Kreuzigungsgeschichten, Alles dieß war zwar anfänglich

469) Cod. Pal. N. 298.

470) In Bruns altplattd. Gedichten.

471) Gedruckt in Gottscheds nöthigem Vorrath zur Geschichte der deutsch. dram. Dichtkunst. 2. S. 84.

472) Du Cange s. v. festum Asin.

473) Es gibt dafür übrigens, so viel ich weiß, keine ältere Autorität.

474) Die Todtentänze erwähne ich nur vorübergehend, da sie für die Geschichte der plastischen Künste weit wichtiger sind.

wenig schauspielartig. Wo die redenden Künste dabei thätig waren, war es unstreitig hauptsächlich die Musik und so sind auch die einfachsten Mysterien, seien es französische, wie das von Raynouard aus dem 11. Jahrhundert mitgetheilte Bruchstück[475]) von den zehn weisen und thörichten Jungfrauen, oder deutsche, wie das von Marien Klage[476]) entweder ganz oder hauptsächlich auf Gesang berechnet. Dieser Art wird denn auch das ofterwähnte Mysterium gewesen sein, daß 1322 in Eisenach aufgeführt ward und das mit dem provenzalischen einerlei Gegenstand hatte[477]). Wie leicht ein Jahreszeitfest in ein Possenspiel übergehen konnte, scheint der Schwank von Neidhard und dem Veilchen zu zeigen. Wenn der Todtentanz wirklich in Paris im 15. Jahrhundert in den Kirchen aufgeführt wurde, so war es wohl bloße Pantomime; allein wie vielfach er sich der dramatischen Gestaltung näherte, läßt sich wohl nachweisen. Es existirt bei uns ein Gespräch zwischen dem Tod und einem Bauern[478]), dem frühzeitig ein schö-

475) Poesies des Troub. II. p. 139.

476) Neuer lit. Anzeiger 1806. Nr. 6.

477) Mencken scriptt. 2. p. 1784, cf. t. 3. p. 326.

478) Cod. Pal. 76. Es ist schon 1477 gedruckt. S. Jäck und Hellers Beiträge 2. S. 128. Das Werkchen ist eigentlich der Idee des Todtentanzes entgegengesetzt, wo der Tod stets als ein unbeschränkter Gewalthaber aufgeführt wird. Auch hier rühmt er sich seiner Gewalt, als ob sie ihm eigenthümlich wäre, da sie ihm doch nur von Gott zum Leben gegeben sei, in dessen Hand allein Tod und Leben, und die Seele des Menschen stehe. Der Tod erscheint hier als das böse Prinzip, gegen das der Bauer mit Glück die Würde des Menschen vertheidigt. Vortreffliche Stellen über die Vergänglichkeit und den Wechsel der Dinge fließen mitunter, die an die alten Philosophen erinnern, und der humanistische Sinn gegen die Weltverächter leuchtet an einer Stelle durch, wo das weltliche und eheliche Leben in Schutz genommen wird gegen das geistliche, da ein Mann, der ein biedres Weib hat, wonnesam, lustsam, weltsam und weltgütig sei, da er emsig nach Nahrung stelle, und gerne Ehre mit Ehre, Treue mit Treue, Gut mit Gut vergelte. Zur Probe des ganz originalen Styls stehe folgende Stelle hier: f 56 Do ste ich armer ackermann allein, verschwunden ist mein liechter stern an dem himmel, zu rast ist gegangen meines hailes sunne, uff get sy nymer mere, nicht me gat uff mein lüchtender morgensterne, gelegen ist sin schine, kain laidvertrib hon ich me, die vinster nacht ist allenthalben vor minen ougen, ich wene nicht, daz si mir rechte frówde nymer mere muge widerbringen, wenn miner fróden achtbar banner

nes Weib gestorben ist, das an die Gemeinplätze der Todtentänze vielfach erinnert und übrigens durch einen ganz eigenthümlichen sentimentalen Ton merkwürdig ist, der an die Uebersetzung der Alda von Adam Werner von Themar erinnert[479]), so daß es vielleicht aus dessen Feder könnte geflossen sein. Den Hekastus des Hans Sachs ferner, oder den **Every man**, der in England unter Heinrich **VIII.** gedruckt ward, oder vielmehr die gemeinschaftliche Quelle beider, worin unter dem Jedermann das menschliche Geschlecht dargestellt wird, über dessen Sünden erbittert Gott den Tod beruft, ihn vor seinen Richterstuhl zu citiren, könnnte man als eine dramatische Gestaltung des Todtentanzes betrachten, obwohl hier natürlich schon andere Dinge mitgewirkt haben, die geregeltere Form zu schaffen. Viel näher leiten die eigentlichen passionsgeschichtlichen und evangelischen Mysterien. Ich will auch hier die lateinischen, wie das durch Pez bekannt gewordene, übergehen und nur an Einem Beispiele zeigen, in wie ganz enger Verwandtschaft die Mysterien mit den Evangelien und Figuren des Spiegels menschlicher Erlösung stehen. Es ist bekannt, daß in Italien die Mysterien je nach ihrem neu- oder alttestamentlichen Stoffe mit jenen beiden Namen der Evangelien und Figuren sogar bezeichnet wurden. Ich habe nun ein solches Stück vor mir[480]), das **1514** von einem Wolfram Stück geschrieben, ohne Zweifel aber etwas älter ist. Man würde nicht glauben, daß dieß weitläufige Werk zur Aufführung bestimmt gewesen sei, wenn man nicht wüßte, daß dergleichen Stücke an mehreren Tagen hintereinander actenweise aufgeführt wurden, woher auch die Benennung der Acten in dem spanischen Schauspiel (**jornadas**) rührt, daß noch später z. B. der Saul von Mathias Holzwart (**1571**) **50** Acte füllte und hundert redende und fünf-

ist mir laider undergangen; zetter, waffen uß hertzen grunde sy geschrüwen über daz jare, über den verworffenen tag und über die laidige stunde, dar inne min stetter hartter demantt ist zerbrochen, darinne min rechter fürender laidstapp unbarmhertzeclichen mir uß den henden wart gerucket, darinne ist zu mines hailes vernuwendem Jungbrunnen mir der weg verhowen.

479) Cod. Pal, 298.

480) Cod, Pal. 402. Hier hebet an das Register oder Ordnung von den geschichten Marter und Leyden Jhesu Cristi u. s. w.

hundert ſtumme Perſonen beſchäftigte, oder die tragico comoedia apostolica des Johann Brummer (1595) 246 ſpielende Perſonen brauchte. Dieß letztere Stück iſt noch in ganz ähnlicher Weiſe nach Ordnung der Capitel der Apoſtelgeſchichte dialogiſirt, und der Verfaſſer hat nach der Zueignung zu dieſem Stücke auch die Geſchichte Jeſu eben ſo dramatiſirt, wie wir ſie etwa hier in dem älteren Myſterium vor uns haben, nur daß dieſes durch die Figuren aus dem alten Teſtamente unterbrochen iſt. Daß auch dieſes Stück wirklich aufgeführt ward, ſieht man aus dem Eingang. Es wird vorgeſchrieben, daß die Perſonen des Spiels, deren eine unzählbare Maſſe ſind, herrlich und ehrlich auf das Gerüſte geführt und jeder in ſeinen Seſſel geſetzt werde, dann hebt männiglich an zu ſingen veni sancte spiritus, und dann ſingen zwei Engel den Vers emitte spiritum. Der Dirigent des Spiels ermahnt dann das Volk in einem Prologe zur Stille. Ohne irgend eine Abtheilung in Scenen geht nun die Geſchichte Chriſti mit Johannes dem Täufer an, in unzähligen ſchnell wechſelnden kurzen Dialogen, welche geſprochen werden, unter gelegentlichem willkührlich gewähltem Chorgeſang des jüdiſchen Volks wird man durch das ganze Evangelium, alle Wunder, Geſchichten und Predigten durchgeſchleppt, und der Rabbi und der Kaiſer Tiberius und Gott Vater ſitzen alle nebeneinander und treten nur vor, wenn gerade die Reihe an ſie kommt. Dieſe dialogiſche Darſtellung der neuteſtamentlichen Geſchichten unterbricht nun aber von Zeit zu Zeit, gerade wie in dem Spiegel der Behaltniß, ein Intermezzo aus dem alten Teſtamente, eine Perfiguration, und dieſe ſteht in einem oft ganz leiſen Bezuge auf die Stelle, wo das Evangelium abgebrochen ward. So wird die Geſchichte der Suſanne vor dem Vorfall zwiſchen Chriſtus und der Ehebrecherin, die von David und Goliath vor dem Einzug Jeſu in Jeruſalem eingeſchaltet, die letzte, weil das Volk mit eben dem jauchzenden Zurufe den Herrn empfing, wie einſt den Sieger David; ſo der Verkauf Joſephs bei Gelegenheit von dem Verrath des Judas u. ſ. w. Zu dieſen Zwiſchenſpielen nun wurden meiſt ſolche leichtere Themata aus dem alten Teſtamente gewählt, die in ſich eine ſchlichte Einheit der Handlung und einen dramatiſchen Charakter ſchon trugen, die daher viel näher zu einer klaſſiſchen Form leiteten, wie nachher bekanntlich das Aufgrei-

fen der Novellenstoffe für das Drama der Vollendung des neueren Schauspiels weit schneller zuführte, als vorher die Historien, oder die epischen Dramen, welche letztere aus diesen Mysterien ihre freiere und gedehntere Form entnahmen. Bekanntlich wurden die Susanne, Haman, Esther, Samson, nachher die Lieblingsstoffe der Bühnenstücke aller Länder, und es blieb von diesen Mysterien her Sitte, daß man innerhalb der Bühne ein eingeschaltetes Schauspiel, wie im Hamlet, wie bei Jacob Ayrer, liebte, daß man dazu oft den Stoff aus diesen einfachen Bibelgeschichten, wie noch Göthe im Jahrmarkt von Plundersweiler, wählte, daß man wenigstens immer im Gegensatze eine ganz simple Structur dazu wählte, wozu natürlich die Kürze schon zwang. Alttestamentliche Geschichten ferner blieben hauptsächlich die anfänglichen Gegenstände auch der regelmäßigeren tragischen Stücke (selbst in der Geschichte der erneuten Aufnahme des Schauspiels im 18. Jahrhundert in Deutschland) und in Frankreich gaben eben diese Stoffe den Durchgang an zu eigentlich weltlichen Mysterien.

Was sich in Deutschland aus den Mysterium bildete, was sich in dieser Gattung oder, wenn man will, was sich in größerer Aehnlichkeit mit den Moralitäten der Engländer und Franzosen gegen Ende des 16. Jahrhunderts bei uns erneute, ist gegen das Fremde so wenig der Rede werth, wie unsere Allegorien, mit denen die Moralitäten in demselben Verhältnisse stehen, wie die Mysterien der eben besprochenen Gattung mit jenen Figuren. Wie Ariost auf der Höhe der künstlerischen Ritterepopöe, wie Cervantes auf der Spitze der prosaischen Ritterromane, wie Lope de Vega als Meister der eleganteren Volkscomödie, wie Holberg als Hauptvertreter des dramatisirten bäuerischen Schwanks oder Charakterlustspiels und Shakespeare als Koryphäe der gesammten volksmäßigeren dramatischen Kunst der neuen Zeit erscheint, so steht als Vollender des Mirakels und Mysteriums, der Allegorie und der Moralität Calderon in seinen zwischen Tiefe und Grundlosigkeit, zwischen Erhabenheit und Plattheit, zwischen mystischem Scharfsinn und Unklarheit, zwischen Werth und Unwerth schwankenden Autos sacramentales. Wir können in keiner Gattung, die sich innerhalb dieser Uebergangszeiten von der Ritterpoesie zu unserer neuesten hervorthat, mit dem Auslande wetteifern; wir ha-

ben nur fast überall die ersten roheren Anfänge, wir lassen sie liegen, wir nehmen sie, das Fremde nachahmend, mistrauisch und furchtsam wieder auf, wir werfen dieß endlich wieder in einem gewissen Grade ab und erreichen mit Benutzung Alles dessen, was uns die ganze Welt als warnendes oder ermunterndes Beispiel hinterließ, das Vorzüglichste, aber am spätesten. So haben wir Mysterien vor allen anderen Nationen aufzuweisen, und sollten wir nicht als solche biblische Stücke die Klopstockischen, als die letzte Moralität Lessings Nathan betrachten dürfen, der hoffentlich ein unvergeßliches Denkmal unserer Literatur bleiben wird, wenn er auch nicht als streng poetisches Kunstwerk gelten soll. So haben wir auch Fastnachtsspiele in schriftlicher Ueberlieferung früher als andere Nationen; die Ausbildung des Komischen freilich sind wir uns noch schuldig geblieben. Wie weit bei uns die grelle Mischung des Burlesken und Heiligen in den Mysterien ging, läßt sich nicht bestimmt sagen; mir ist der Art gar nichts bekannt, als das Bruchstück eines Osterspiels aus dem 15. Jahrhundert, das Wackernagel in seinem deutschen Lesebuche mitgetheilt hat[481]), und die späteren Stücke des 16. Jahrhunderts, wo die Einmischung des Komischen so wenig, wie die ganzen Stücke, mehr eine volksthümliche Entstehung verrathen, obwohl die Reste der Mysterien oder vielmehr Mysterien in ihrer ältesten Gestalt an verschiedenen Orten in Deutschland bis heute fortdauerten. Nicht allein ausdrückliche Erwähnungen von Osterspielen mit Narren im 15. Jahrhundert, sondern auch die Gewandtheit der launigen Darstellung in jenem Fragmente bei Wackernagel beweist aber, daß uns diese gemischte Gattung nicht fremd war. Die Entstehung ist auch zu natürlich. Die Geistlichen und Mönche hatten von je her Joculatoren und Lustigmacher in Klöster und Kirche zugelassen, sie brauchten sie vielfach für ihre Prozessionen, sie ließen ihre komischen Darstellungen in der Kirche zu; Handschriften von lateinischen Mysterien in Deutschland berichten ausdrücklich von den fahrenden Leuten, die aus der dramatischen und musikalischen Kunst ein Gewerbe machten. Markt und Messe mit all ihren natürlichen und gekünstelten Unterhaltungen neben der Kirche gab zu der ernsten Feier das komische Zwischenspiel schon

481) Sp. 781.

in der Wirklichkeit. Das erwähnte Osterspiel bildet dieß ab: es wechseln ernste Sing- und Spruchstellen von dem Begräbniß und der Auferstehung Christs mit Marktscenen zwischen einem Kaufmann und seinem Diener, seinem Weibe und einigen Käuferinnen; ganz in dem derben Geschmacke des Possenspiels sind die Personen gehalten, häßliche Figuren, ein keifendes Weib, eine Prügelscene zwischen Mann und Weib u. dgl.[482]). Lange aber hat in Deutschland schwerlich die Verbindung von Mysterium und Possenspiel angehalten. Wir nahmen Alles zu ernst und gewissenhaft. Die Feste selbst trugen bei uns weniger den burlesken Charakter; wir wissen wenigstens nichts von Narren- und Eselsfesten der Art, wie sie in Frankreich gefeiert wurden, und es ist kaum eine Spur unter uns von den ausschweifenden Localfeiertagen, wie sie sich dort so oft finden. Wir schoben selbst die Fastnachtsspäße und die stehenden komischen Figuren im Lustspiele nach Cöln und nach Wien, in eben die Gränzländer, welche die ersten Narren aufstellten und den letzten Narrenorden festhielten, welche das Groteske und Burleske in unserer Literatur fast im ausschließlichen Besitze haben, nach jenem ganz eigenen Streben mit dem wir jedes Scharfe und Eigensinnige auch in den Verfassungsformen des Staates, in den religiösen Sekten und in Allem immer an die Gränze oder gar über die Gränze rückten. Welch eine ernsthafte Wendung gaben nicht lateinische und deutsche Priester bei uns der Fastenpredigt! Wie voll Unschuld sind unsere Weihnachtsfeste; wo es Prozessionen bei uns gab, sind sie sehr oft von Kindern aufgeführt! Und obgleich manche Eiferer heftig gegen die Fastnachtswuth in Deutschland schrieben, wie harmlos sieht doch wieder ein Agricola auf diese Fröhlichkeiten an St. Burchard und St. Martin, auf Pfingsten und Ostern hin, und meint, es gebühre dem Most um St. Burchard oder der Gans um St. Martin so gut eine fröhliche Ehre, wie den Heiligen eine ernste Verehrung! In Strasburg konnten Geilers

482) Dabei wird der Ritterton parodirt:

Fraue liebe fraue mein,
daß ir immer selig müßt sein,
vergib mir, daß ich dich habe geslagen
gar hartlich an deinen kragen u. s. w.

Predigten der lustigen Kirchweihfeier innerhalb der Kirche ein Ende machen! Wie bald ermäßigte Luthers tolerante Opposition gegen die Fastenmaskeraden ihren Misbrauch! Wie schnell gelang es Osiander, das bischen Uebermuth bei dem Nürnberger Schönbartlaufen ganz zu dämpfen! Unsere ganze Natur liebt die barocke Mischung von Scherz und Ernst wenig. Wir haben auch den Geschmack der Südländer, den Eindruck des Trauerspiels mit der Farce zu unterbrechen oder am Schluß zu vertreiben, Gott lob nicht getheilt; wir trennten auch sehr frühe das Fastnachtspiel selbstständig ab.

Der groteske Geschmack dieses aristophanischen Zeitalters erklärt mehr als irgend etwas sonst die Entstehung der dramatischen Form, auch ohne Vorbild des Antiken, aus dem Leben selbst. Es ist nichts so sehr seiner Natur nach *subjectiv*, als das Lächerliche. Wir sind dabei stets mit unserer Persönlichkeit thätig, und es gab Philosophen, die den Grund alles Lächerlichen nur in dem Stolze fanden, den wir bei Vergleichung unserer Vorzüge mit fremder Häßlichkeit oder fremder Thorheit und dergleichen empfinden. Nichts ist ferner seiner Natur nach so *gegenwärtig*, wie das Komische. Ueberlieferte Späße sind nur in Erneuung und Verjüngung schön; jede Dauer und Wiederholung vernichtet jeden Scherz; die Erinnerung schwächt ihn. Wir lachen ferner nur über das, was wir kennen, was uns lebendig umgibt; das Lustspiel kann sich unter Ungebildeten nicht mit fremden Sitten beschäftigen; es ist daher das natürliche Product einer Zeit, die ganz auf sich selbst gerichtet ist, und die ihre Laster als Thorheiten zu belachen geneigter ist, denn als Todsünden zu verfluchen. Nichts ist auch in seinen ersten Anfängen so *plastisch*. Körperliche Gebrechen und Auswüchse, Häßlichkeiten, die nicht von Schmerz begleitet sind, sind die ersten Gegenstände, die uns die Natur selbst zum Lachen darbietet; ihre Nachahmung, die übertriebene Nachäffung von Gebärden und Gesichtern, die Carricatur, das Groteske ist der erste Versuch, das Komische in die Kunst überzuführen. Daher ist der Teufel, der Satyr der neuen Zeit, welchen die plastische Stimmung der Zeit bald in der Wirklichkeit und auf Erden wandelnd dachte, die ursprünglichste Gestalt der neueren Carricatur und die komische Figur der himmlischen Bühne von uralter Zeit bis auf Göthe. Bei allen Schwän-

ken und Possenspielen dieser Zeit dürfen wir darum nie vergessen, die äußerste Entstellung und Verzerrung in den dargestellten Figuren hinzuzudenken, um den Effect, den diese oft witz- und geistlosen Dinge machten, etwas errathen zu können. Es ist endlich nichts so dialogisch, so dramatisch von Natur, wie das Komische. Wer Spaß macht, muß Spaß ertragen; wer zum Narren hält, muß sich wieder zum Narren halten lassen; und ganz recht sagt Falstaff, er sei nicht allein selbst witzig, sondern auch die Ursache, daß es andere Leute werden. Das Komische hat daher die Gesprächsform seit ewigen Zeiten geliebt, die feine Ironie des Plato wie die so verschiedene Satyre des Lucian und des Horaz; und sogar die lateinischen Gedichte vom W und Fuchs häufen allen Witz auf die Unterredung.

Das Komische, das im Contraste sein ganzes Wesen hat, bildete sich schon innerhalb der ersten Ritterepen und innerhalb der feierlichen Mysterien im Gegensatz gegen diese selbst. Sobald es sich dialogisch und dramatisch gestaltet selbstständig abschied, erscheint es in einem gleichmäßigen Gegensatze gegen das Epos und das Trauerspiel. Das Epos ruht auf Tradition, das Lustspiel auf der Gegenwart; jenes wird durch jene seine Quelle ideal, dieses durch die seinige materiell; im Epos kam Alles darauf an, daß der Dichter seinen idealen Stoffen Wahrheit gab, im Lustspiele ist wie in der Satyre die Hauptsache, daß ein idealer Hintergrund gewonnen wird. Es steht aus Leben und Wirklichkeit auf, es hält diese in seinen Anfängen vergröbernd fest, es freut sich in diesem an und für sich rein unpoetischen Elemente, mit dem die Phantasie, des Dichters wirkende Kraft, kaum etwas zu thun haben kann; und wirklich haben auch sonst ganz unpoetische Nationen sich in diesem Gebiete nicht ohne Glück versucht. Ernste Menschen haben daher das absolute Possenspiel von jeher gern ganz verdammt, und es kann allerdings nur einen moralischen Werth, und auch diesen nur da haben, wo es in Zeiten trifft, in denen es einer ultrirten Sublimität in Religion und Literatur ein Gegengewicht halten, und aus Verirrungen in der Welt der Träume in die Wirklichkeit herabreißen will. In solch einer Zeit stehen wir jetzt, und wir erkennen, daß sich das Possenspiel mit seinen närrischen Figuren ganz natürlich auf dem Grunde jener Volksnarren und Schwänke aufbaute und ebenso den Mysterien

gegenüberſteht, wie die Faſtenpredigten dem gelehrten Sermon der Lateiner. Nachdem es im Bunde mit Satyre, Pasquill, Parodie und Schwank die Poeſie und die Sprache alles Reizes und aller idealen Würde entkleidet hatte, nachdem es bis ins Tiefſte in alle Zuſtände der gemeinſten Wirklichkeit ſich herabgelaſſen hatte, fühlte man nachher erſchreckt die Vulgarität der Literatur und des Lebens, und ſprang in der Mitte des 16. Jahrhunderts wieder auf die Elemente der altritterlichen Zeit zurück und geſtaltete aus ihren Stoffen das Trauerſpiel, deſſen Eigenheit es iſt, daß es uns in einer unpoetiſchen Gegenwart die großen Bilder der Vergangenheit vorführt; denn ſo wenig das Luſtſpiel einen Gegenſtand der Vergangenheit, ſo wenig trägt das Trauerſpiel einen Stoff der Gegenwart. Auch hier alſo müſſen wir geſchichtlich dieſe derben Poſſen neben ihren Gegenſätzen ſehen, um ſie nur erträglich zu finden; als poetiſche Erzeugniſſe tragen ſie nicht dieß Gegenſätzliche in ſich, wie ſie ſollten. Es gehörte durchaus nordiſche Sitte dazu, das rein Bäuriſche und Unſchickliche auf die Länge in irgend einem Zweige zu ertragen. Die Italiener haben wohl auch in jenen derben Zeiten Bauernſtücke in Bauernſprache, ſie haben die Tancia des jungen Michel Angelo Buonarotti gehabt, allein man würde jetzt dazu keine Schauſpieler mehr finden. In Deutſchland aber haben wir Holberziſche Schauſpiele mit der rechten Entfernung von aller theatraliſchen Manier aufführen ſehen, und in Weimar mochte man dem Begriff eines Hans Sachſiſchen Faſtnachtſpiels auf der Bühne nahe gekommen ſein. Das ſüdliche Luſtſpiel wagte ſich ſpäter nicht mehr tiefer als zum Bedienten; in der Idylle ſprang man zu jenen empfindſamen Schäfern einer anderen Welt über, während uns der Maler Müller noch ſpät im wahren Bauernkreiſe hielt und dieſen Gegenſatz gaben wir ſchon ganz frühe bei dem groben idylliſchen Liede der öſtreichiſchen und ſchweizeriſchen Dichter an. Die Komödie hängt wie das Thiergedicht mit den unterſten Ständen ihrer Natur nach zuſammen und hält ſich mehr oder minder in dieſer Sphäre, je nach der bürgerlichen Freiheit der Völker. Sie ward in Italien und überhaupt im Süden ſo künſtleriſch, ſo flach, und hing ſich ſo an Knoten und Intrigue, wie auch die Thiererzählung dort in gar keinen Vergleich mit dem nordiſchen Reinhart Fuchs kommt; ihr innerer Werth in Athen ſank mit dem

feineren Geschmack, wie der der römischen, als der Plautinische Witz dem Horaz zu plump ward. In Frankreich und Spanien richtete man das Lustspiel für das feinere Publikum zu, wie es gehen wollte, Deutschland verschmähte es lieber überhaupt viel zu pflegen, so lange ihm nicht der Boden gegeben war, auf dem es gedeihliche Früchte versprechen konnte. Bei den gährenden Freiheitsideen um die Reformationszeit war der Boden so ungünstig nicht; allein im 15. Jahrhundert hatten unsere Fastnachtsspiele noch gar so viel mit den Anfängen zu kämpfen; später lösten sie sich gleichsam in Dialoge und Pasquille auf, da sie alles Bestreben nach einem Kunstwerth gegen das nach praktischer momentaner Wirksamkeit aufgaben. Eine gründlichere Anlage aber ist in den rohen Stücken des Rosenplüt und Hans Sachs nicht einen Augenblick zu verkennen, so wie diese ganze Zeit im Keime alles verspricht, was die neueste Zeit theilweise gehalten hat.

Die Stücke des Rosenplüt[483]) zeigen unsere Bühne allerdings in gar rohen Anfängen. Es sind Possen, oft nicht ohne ihre gute und ernste innere Bedeutsamkeit, wie wir schon oben bei Gelegenheit des Spiels vom Türken sehen konnten, die aber zur Fastnacht entstanden sind, der Quelle unseres neueren Lustspiels, wie es die Bachusfeste und phallischen Gesänge für das des Alterthums waren. Vielleicht verräth auch dieß einen ganz geheimen Zusammenhang des Lustspiels mit dem Thierepos, dieser älteren Gestaltung des Komischen mit jener jüngeren. Warum soll es nicht erlaubt sein, bei Gelegenheit dieser Possen einen Einfall zu wagen, der vielleicht manchem närrisch vorkommen wird? Das Hofnarrenwesen haben schon andere als eine Vorstellung der ursprünglichen Menschengleichheit angesehen; die Licenz, die man sich zu Fastnacht erlaubte, stellte diese Freiheit gewiß noch mehr vor; man hat daher die Saturnalien der Römer so oft verglichen, die denselben Zweck hatten. Wie wenn der geheime Sinn der Fasten dahin gegangen wäre, auch die Thiere, die einzigen Sclaven der christlichen Welt (die auch das Judenthum mit ganz eigner Pietät in seinen Gesetzen bedacht hatte) und daher eben nur die Thiere, welche dem Menschen Dienste thun und nicht die

483) Cod. Lips. 38. Einzelnes ist in Gottscheds nöthigem Vorrath und in Tieks deutschem Theater gedruckt.

Fische z. B., in diese allgemeine Freiheit einzuschließen und ihr Leben in dieser Zeit zu verschonen, wo der Mensch zwischen Feier und Ausgelassenheit wechselte, zwischen Erhabenheit und Erniedrigung, wo er von seinem Rechte etwas nachzulassen sich aufgefordert fühlen mußte, da an diesen Tagen Christus selbst, als er am göttlichsten war, sich zum Menschen, zum Opferthiere, zum Gespötte der Menge dahin gab! Dem aber sei wie ihm wolle, kurz die Mummereien an diesem Feste führten natürlich mit der Zeit auf regelmäßigere spaßige Aufführungen. Freiwillig wie die ersten Komödienspieler des Alterthums, sammelten sich wenige Leute (eigentliche Meistersänger gaben sich erst später, in Augsburg seit 1540, dazu her) zogen in das Haus eines Bekannten, eines freigebigen Reichen, und spielten ihm etwas vor, das seine freigebige Laune so zu steigern geeignet sein mußte, daß den Spielern, wie im Alterthum ein Faß Wein oder ein Bock zum Opferschmauße, eine gastliche Bewirthung zu Theil ward. Die Bühne wird gleich gemacht gewesen sein; es ging dabei wohl her, wie bei den Darstellungen des Sevillaner Goldschmieds Lope de Rueda, von denen Cervantes erzählt: die Spieler führten ihre ganze Garderobe in einem Sack mit, ein Paar Schäferkleider und Bärte, sie stellten vier Bänke ins Quadrat und legten ein Paar Bretter darauf; und das war Alles. Mit solchen Anfängen, durch Gesellen, Nachtwächter, Musikanten erneute sich unsere Bühne im 18. Jahrhundert, mit Intermezzen und sogar mit Mysterien um Fastnacht. Die Zoten und Unflätigkeiten, an denen man sich hier ergötzte, die man sich hier erlauben durfte, da man „zu Fastnacht fröhlicher sein dürfe als zu Karfreitag," und für die nur am Ende jedesmal um Entschuldigung gebeten wird, falls man es zu arg gemacht habe, reichen wohl an alles, was sonst in der deutschen Literatur Aehnliches existirt und vergleichen sich fast den ältesten italienischen Farcen, worin das über alle Begriffe geht. Die Inconvenienz, das Verspotten alles Schicklichen ist die Seele auch dieser Fastnachtsposſen. Formell ist oft noch kaum das Schauspiel zu erkennen, Rosenplüt selbst nennt auch noch z. B. ein verirendes Ausschreiben zu einem großen Turnier- und Hochzeitsfeste des Königs von England ein Fastnachtsspiel. An Intriguen ist bei den meisten der Rosenplütschen Stücke nicht zu denken, sie sind bloße Dialoge, wie das

von den sieben Meistern; blos eine Reihe von Rathschlägen, wie in dem Jüngling, der sich verheirathen will, und dann wird man an die Priameln erinnert, deren Rosenplüt sehr schöne gemacht hat; es ist etwa eine Jahrmarktsscene[484]); Käufer fragen die feilhaltenden Weiber mit versteckten Unfeinheiten nach dem Preise ihrer Linsen, Feigen und anderer Früchte, und diese Witze mochten für das damalige Interesse das sein, was die lebenden Epigramme, die Reime, die Jahrmarktsscenen und Zwischenspiele Göthes für das unsere; bearbeitete Schwänke mit einem Knoten sind bei ihm seltner, Kupplergeschichten und Ehescandale und bäurische Hochzeiten gelten dann hier und bei Hans Folz, Hans Sachs und Ayrer so gut als Lieblingsstücke, wie im Schwank. Keine Form ist aber in dem Schauspiel der ersten Zeiten häufiger, als die Prozeßform. Rosenplüt wendet sie einigemal an, um in die Ehegeheimnisse[485]) grundtief einzuweihen; und man kann es nicht leugnen, die dreist-unschuldige Miene, mit der diese Dinge behandelt werden, konnte sogar den ehrbaren Gottsched bewegen, ein Stück dieser Art drucken zu lassen. Aber auch außer diesen Fastnachtspielen, auch im Schauspiel überhaupt, auch in anderen Werken ward diese Form des Prozesses damals allgemein beliebt und blieb es noch lange Zeit. Man weiß, welch ein ungemein geschätztes Buch der Belial war. Wir erinnern uns, daß die Allegorien meist solche Klag- und Prozeßstücke waren, wie die Mohrin oder der Pfennig, und daß sie zum Theile der Schauspielform außerordentlich nahe kamen. Die große Komödie des Dante kann man aus diesem Gesichtspuncte betrachten. Der Prozeß des Sommers und Winters, die Klage des Knechtes Rupert gegen die Kinder[486]), also jene altfestlichen Aufführungen, die wir als die frühesten dramatischen Actionen ansehen können, gehören hierher. Komische Rechtsfälle waren so vielfach, erinnerten wir schon oben, die Stoffe der Schwänke; die alte Komödie des Aristophanes dreht sich mehrmals um einen Prozeß; der Wartburgkrieg, der Theophilus, der Salomon und

484) Ibid. p. 343.

485) So in dem Stück, das Gottsched 2. S. 62 abdrucken ließ; in dem Bauer mit dem Fleischgaben Cod. 58. p. 338.

486) Flögels Gesch. der kom. Lit. IV. S. 9.

Markolf, die man zum Theile mit Recht, aber nur nicht mit den rechten Gründen, als Rudimente des Schauspiels angesehen hat, alle sind solche Prozesse; die Lieblingsstücke aus der Bibel, Susanne, Haman, Hiob, aus der römischen Geschichte, Lucretia und Virginia nicht anders; die Todtentänze, das jüngste Gericht, Alles geht darauf hinaus; das erste Stück des Hans Sachs, der Venusberg ist ein solcher Handel, mehr noch eine Allegorie als ein Spiel, die so beliebten Urtheile des Paris, die Wettstreite der Götter gleichfalls; die englischen und französischen Moralitäten sind häufig nichts als Prozesse, gammer gortons needle eben so. Der Prozeß wider der Königin Podagra Tyrannei bei Jacob Ayrer könnte als Vertreter von allem diesem Einzelnen angesehen werden, so sehr wird da das gerichtliche Verfahren in beßter Form beobachtet. Diese Erscheinung zu erklären ist aus vielen Gesichtspuncten möglich. Der Prozeß, wie der Markt und Handel, jener durch seine Feierlichkeit noch mehr, sind die natürlichsten Vorbilder des Schauspiels im Leben selbst. In den Zeiten, wo sich das Drama ausbildete, war gerade der Juristenstand im schönsten Aufkommen; das Geschrei nach Gerechtigkeit und Auflösung der Gewalthaberei und Anarchie war allgemein; gerade in den Städten, wo das Schauspiel zuerst gepflegt ward, war ihr Einfluß uud Ansehen am früheſten bedeutend, sie mischten sich in Alles und auch in die Literatur, und wir dürfen sie vielleicht zu diesem Zweige in einem Verhältnisse sehen, wie die Aerzte zu den närrischen natürlichen Philosophen und ihrem Gegensatze, den Astrologen, und den Poesien, die Beide repräsentirten. In Paris waren die Clercs de Bazoche lauter Juristen und diese standen im Gegensatze zu der Passionsbrüderschaft, dem Possenspiele vor. Was aber wichtiger ist, die ganze Zeit mühte sich mit Gedanken über die Schuld der Ureltern, über die große Prozeßsache Adams und Eva, über das unerbittliche jüngste Gericht ab; das Schauspiel lehnte sich mit seinen Anfängen gerade an das Fest, an dem Christus sein großes Gegengewicht gegen die Klage des Erzfeindes in die Schale gelegt hatte. Der Prozeß von Adam und Eva ist daher einer der gemeinsten Stoffe der Mysterien oder Moralitäten. Die parodirenden Fastnachtsspiele parodirten auch die Form. Es war gerade recht und stimmt mit den ganzen Richtungen der Zeit überein, daß man

im Leben und in der Schrift die Menschen an Urtheile über Thaten und Unthaten, über Recht und Unrecht, Tugend und Laster nach den Entscheidungsgründen der menschlichen Vernunft gewöhnte und von der blinden Furcht vor Gewalt in der Wirklichkeit und von Willkühr in dem letzten Spruche der Gottheit über das Heil der Seele erlöste. Bald werden wir bei Gelegenheit des Narrenschiffs sehen, wie es durchdrang, die menschlichen Fehler nicht mehr nach den dogmatischen Sätzen der Bibel allein zu verdammen, sondern nach der Natur und den Verhältnissen der Menschen selbst zu beurtheilen.

Die Initien unseres Schauspiels liegen fast allein in Nürnberg. Rosenplüt, Hans Folz, Hans Sachs, Probst, Ayrer bilden den Kern der Dramatiker des 15. und 16. Jahrhunderts. Der Barbier Hans Folz bildet der Zeit und seinen Schwänken und Fastnachtspielen nach eine natürliche Brücke von Rosenplüt zu Hans Sachs. Es ist mir zu wenig von ihm bekannt, und was mir bekannt ist, ist zu wenig von dem allgemeinen Anstriche dieser Dichtungen, von ihrer großen Rohheit und Ungenießbarkeit, verschieden, als daß ich mich bei ihm aufhalten könnte. Was auch andere über ihn geschrieben haben, ist nicht zur Benutzung und kaum zur Nachweisung tauglich[487]). Von Hans Sachs handeln wir später. Seine Spiele sind im Anfang noch von der loseren Natur der Rosenplütischen; dann adoptirt er die klassische Form und ist in so fern epochemachend. Dazu haben ihn die terenzischen Stücke und später noch näher die scenica progymnasmata des Reuchlin, die er 1531 übersetzte[488]), den Anlaß gegeben. Erst seit der Uebersetzung des Terenz treffen wir in Deutschland ordentlich in Acte und Scenen abgetheilte Stücke.

Die Einführung des antiken Lustspiels ward in Deutschland mit größrer Innigkeit betrieben, als irgendwo sonst. Die Stücke der Rhoswitha, die durch Celtes (1501) bekannt wurden, mußten natürlich die Humanisten zur Lectüre des Terenz nicht nur, sondern auch zur Nachahmung auffordern. Celtes selbst war darin nicht glücklich. Das angeführte Stück des Reuchlin aber[489]),

487) In Meusels histor. lit. bibl. Mag. IV. S. 118 sqq.

488) Ein Comedi mit 10 Pers. zu recidiren Doctor Reuchlins im Latein gemacht, der Henno.

489) Abgedruckt bei Gottsched im zweiten Band.

das schon früher, 1497, in Heidelberg in dem Hause des berühmten Johann Kämmerer von Dalberg war aufgeführt worden, und 1498 im Drucke erschien, ist ganz vortrefflich für die Vermittlung des Alten und Neuen, denn es behandelt in der klassischen Form und Regelmäßigkeit einen durchaus deutschen Stoff. Auch später haben Locher, Hegendorf u. A. versucht, in lateinischen Stücken das Deutsche und Antike sich die Hand reichen zu lassen, allein mit weit geringerem Glücke. Schon vor Reuchlin dagegen hatte man angefangen, auf Schulen und Universitäten lateinische Komödien aufführen zu lassen, um die Schüler im Conversationslatein zu üben, und in demselben Jahre 1497 wurden in Augsburg dergleichen ausdrücklich in diesem Zwecke gedruckt und von der Jugend dargestellt[490]). Auf allen Schulen interessirten sich seitdem die Humanisten, selbst Melanchthon, für diese Sitte; und man ließ sogar deutsche Stücke im 16. Jahrhundert schon zu. Da die Schulen in Norddeutschland sich schneller und weiter verbreiteten und solider wurzelten als im Süden, wie es bis auf den heutigen Tag geblieben ist, so ward dieß eine Hauptursache, warum das Schauspiel gleich im 16. Jahrhundert, obgleich seine Entstehung und erste literarische Begründung in Nürnberg so ausschließlich lag, im Norden von Deutschland weit allgemeiner wurde. Wir haben schon oben gehört, daß die letzten mystischen Religionswerke in Niederdeutschland noch einmal so bevorzugend gepflegt wurden; auch die Mysterien gehörten darunter, und so treffen wir in Eisenach und Bautzen auf die ersten Darstellungen in Deutschland. Aber auch die Gegensätze gegen diese Heiligkeiten, die Eulenspiegel und Reinecke Fuchs, gingen von Niederdeutschland aus, und die Possenspiele schlossen sich natürlich an. Auf vielen norddeutschen Schulen hören wir daher frühe von scenischen Vorstellungen, wie denn die Schulactus bekanntlich ihren großen Antheil an der Ausbildung des Schauspiels haben; in Zwickau gab man noch im 15. Jahrhundert die terenzischen Stücke mit deutschen Einleitungen und Einschaltungen, die dem des Lateins Unkundigen das Verständniß ein wenig öffnen sollten[491]); man richtete den latein-

490) J. G. Boioarii Comoediae utilissime omnem latini sermonis elegantiam continentes.

491) Gottscheds nöthiger Vorrath I. S. 33.

schen Terenz, wie z. B. Joh. Agricola that, mit mehr Sorgfalt als Anderes zum leichten Schulgebrauche zu; in Magdeburg war nächst Nürnberg wohl ein Hauptsitz für die ersten regelmäßigen Darstellungen; in Zwickau stellte Paul Rebhuhn, einer der ersten kunstmäßigeren Bearbeiter deutscher Spiele, seine Stücke, die er zum Nutzen der Jugend geschrieben, mit Bürgern vor[492]); in Hildesheim, in Lüneburg finden wir im 16. Jahrhundert fürstliche Personen mit dramatischer Dichtung beschäftigt; in hochdeutsche Stücke fand in einzelnen Personen der platte Dialect Eingang, wie denn die Volksmundarten in dem italienischen Lustspiel bekanntlich eine Hauptbelustigung ausmachen; in Leipzig entdeckte Gottsched zu seiner Freude um 1520 die ersten Spuren dramatischer Dichtung; und kurz wir werden es später genauer sehen können, wie sich das Schauspiel nach Norden hauptsächlich hinzog. Hier also haben wir zu den vielen Gegensätzen, welche die Literatur dieser Zeiten zu der frühern bildet, auch den hauptsächlichen, daß sich nun im großen Zuge die Masse der Producte nach dem Norden hinzieht, wie sie bisher fast blos im Süden war. Allmählig werden wir namentlich in den Grenzlanden fast im Kreise herumgedreht und werden nach und nach Schlesien, Sachsen, Preußen und den ganzen Nordosten mit der Schweiz eben so vor der neuen Concentration der Literatur in Deutschlands Mitte betrachten müssen, wie wir zunächst nach jener Concentration im 13. Jahrhundert das Nordwestende und Oestreich ins Auge faßten.

Hans Nydhardt hat 1486 die erste Uebersetzung eines Stückes von Terenz, des Eunuchs, in Ulm drucken lassen[493]). Sie ist ganz in der harten, aber kernigen Weise des Niclas Wyle übertragen. Sein Beispiel munterte 1499 einen Anderen zur vollständigen Uebersetzung des Terenz auf[494]), obgleich einige dem Nydhardt die Uebersetzung der heidnischen Stücke übelgenommen hatten. Der entschiedne Geschmack aber an Lustspielen, der mit dem Heimischen so verwandte Geist der römischen Comödie

492) Ebend. S. 66.

493) S. bei Gottsched I. S. 37.

494) Terentius der hochgelert und aller bruchlichst Poet von Latin zu Tütsch transferiret ꝛc. Strasb. 1499.

machte, daß diese ersten Uebersetzer so gut wie ein späterer Clemens Stephan von Buchaw, der den Eunuch und die Andria 1554 in Reimen vertirte und den noch späteren Reimübersetzern Episcopus (1568) und Bapst (1596) vorging, eine scharfe Opposition gegen die überchristlichen und hypermoralischen Eiferer gegen diese Heiden und ihre derben Späße bildeten. Albrecht von Eyb gab sein Ansehn hinzu und übersetzte 1511 die Menächmen und den Bacchides des Plautus[495]), zugleich mit der Philogenia des Ugolino von Parma, die nachher auch in Schimpf und Ernst überging. 1539 konnte schon ein neuer Uebersetzer des Terenz, Valentin Boltz[496]), gegen die ungelehrten und verwöhnten Theologen erklären, daß er aus der weltfreudigen, schimpflichen, fleischlichen Materie der Heiden das Evangelium habe verstehen lernen und doch nicht ihren Glauben und Leichtfertigkeit angenommen; Gott habe uns die schöne Kunst durch die gelehrten Heiden gegeben, und wer die verachte, der verachte Gott selbst. Dieser traf aber auch schon in die Zeiten, wo Lucian schon lange (seit Niclas von Wyle und mehreres 1516 durch Dietrich von Pleningen) bekannt, von Hutten so selbstständig benutzt, von Hans Sachs gebraucht war, wo dieser schon Gott weiß woher, sogar den Plutus von Aristophanes (1531) behandelt hatte, wo Hamm, Muschler und Greff (1535) einzelne Stücke des Terenz und Plautus weiter verbreitet, wo Boner seinen Fleiß auf so viele Autoren verwandt hatte, vieles einzelne von Plutarch und von Cicero verbreitet ward, wo Männer wie Murner, Pirkheimer, Spalatin und Schwarzenberg zum Uebersetzen griffen, wo Cicero seinen großen Einfluß auf die Männer geübt hatte, die von der barbarischen Schulphilosophie rückkehrten, wo Hans Sachs in seiner Weise den Geist der Alten unter das Volk breitete. So war durch das ganze 16. Jahrhundert die Thätigkeit für diese alten Komiker rege. Nicht allein aus dem Alterthum unsere Bühne

495) Zwo Comödien des synreichen poeten Plauti, nämlich in Menechmo und Bachide. Nachvolgen die Comödien Ugolini, Philogenia genannt. Geteutscht durch den wirdigen und hochgelerten Herrn Albrecht von Eyb, Doctor 1537. Es gibt aber ältere Ausgaben von 1511, die ich nicht sah.

496) P. Terentii Aphri sechs verteutschte Comedien ꝛc. Tübingen 1544.

zu bereichern, sondern auch aus der Fremde war gleich anfänglich unser Bestreben, so daß also wie im Liede, so vielleicht noch früher in diesem Zweige, das Entlehnen von außen her, die Rückkehr von der originalen Dichtung zu der fremden sich so frühe vorbereitete. Bei Jacob Ayrer werden wir schon das vielfache Anlehnen an das fremde Theater finden; die Philogenia nannte ich schon vorhin; sogar aus Spanien haben wir schon 1520 ein Stück übersetzt. Es ist die Celestina des Rodrigo Cota und seiner Fortsetzer[497]), die 1501 in Sevilla gedruckt ward und bei dem damaligen Zusammenhang Deutschlands und Spaniens und bei der Berühmtheit, die das Werk erlangte, leicht zu uns überwandern konnte.

4. Satyren, Narrenschiff und Reinecke Fuchs.

Es ist Zeit, daß wir uns nach Betrachtung der Veränderungen in Epopöe und Lyrik auch wieder nach unserer Didaktik umsehen. Wir haben diesen Zweig gleich bei dem ersten Wegwenden unserer Literatur von der Ritterpoesie so bedeutend gefunden und von so fruchtbarer Einwirkung auf die moralische Natur der Nation, daß wir von selbst errathen, er werde in einer Zeit, die sich so lebhaft mit ihrer Sittenreinigung beschäftigte, neue Früchte getragen haben. Wir hatten bemerkt, daß sich die Lehrpoesie nach den kleineren Stücken des Freidank und Stricker bis zu dem Umfang des Renners sammelte; dann ging sie wieder in Beispiele und Fabeln auseinander und brachte eine ungeheure Masse von moralischen Anecdoten und Erzählungen aus dem ganzen Gebiete der alten Geschichte und Cultur zu den länger bekannten der Bibel zusammen. Durch die ewige Wiederholung dieser Musterbeispiele des Handelns und der Gesinnung in Versen und in Prosa erhielt die Nation einen solchen Schatz von Weisheit, von gesundem Sinn, von ächter Lebenspraxis, von tüchtiger Nahrung für Herz und Geist noch zu dem, was davon aus Predigt und Christenthum schon lange im Volke lebte, daß

497) Ain hipsche Tragedia von zwaien liebhabenden menschen, ainem Ritter Calixtus und ainer edlen junkfrawen Melibia genannt ꝛc. Augsp. 1520. Dieze (Uebersetzung des Velasquez S. 330) hat nicht gewußt, daß dieß Stück ins Deutsche übersetzt ist.

die Wirkungen, die dieß in der Reformationszeit haben mußte, sehr schwer zu überschlagen sind. Es ist nicht oft, es ist nur in solchen totalen Revolutionen der Fall, daß die Kräfte, daß namentlich auch die intellectuellen Kräfte jedes Einzelnen in Anspruch genommen werden. In der Reformation sollte aber Jeder dem eigenen Urtheil in einer Sache folgen, in der es sich oft um den Leib, immer um die Seele handelte, er sollte sich darin nach eignem Wissen und Gewissen entscheiden. Wie gut war es da, daß eine wirkliche Virtuosität in Lebensklugheit, eine wirkliche moralische Intelligenz durch die Nation ging, so daß man wohl sieht, nur in Deutschland war so viel Sitte bei so viel physischer Gesundheit und Kraft, daß eine Regeneration, wie die in der Reformationszeit möglich ward. Daß in der That diese Sicherheit der Gesinnung im ganzen Volke lag, zeigt die Aufnahme unserer Lehrgedichte und zeigen diese Lehrgedichte selbst. Es sollte doch schwer sein, in so vielen großen und kleinen didactischen Poesien oder Lehrsätzen, außer den natürlichen Befangenheiten der Zeiten, eigentliche Verkehrtheiten und Verschrobenheiten zu finden. Selbst jener mystischen Zeit des 14. Jahrhunderts hielt man sogleich das richtige Gegengewicht; und ihre Wiederkehr im 15ten rief nur die desto gründlichere Reaction hervor. In diesem Kampfe selbst sehen wir z. B. ein moralisches Lehrgedicht von Vintler liegen, das ich hier nachzuholen habe. Es kann zugleich zeigen, wie geringe Köpfe damals in diesem Fache, aber auch mit welcher guten Natur sie schrieben.

Das Buch der Tugend von Hans Vintler zeigt mehrfach einen Uebergang von der mehr religiösen und theoretischen zu der practischen moralischen Lehre, von der Schilderung von Laster und Tugend an Beispielen aus der Vergangenheit zu der Darstellung der Gegenwart und ihrer Gebrechen. Es ist schon 1411 geschrieben und ich hätte es bereits unter mehreren Titeln erwähnen können. Im Anfange erinnert es ganz an die Beispielsammlungen, an das Schachzabelbuch und dgl. Es ist auf dem Grunde der flores virtutum erwachsen, der Verfasser „klaubt" aber aus aller Welt Büchern, da er selbst, wie er sagt „hüpscher vindeler" ist, alle möglichen Lehren und Beispiele zu-

sammen [498]), aus den Geschichten von Alexander und Rom, den Gesten, der Bibel, den Heiligen und Kirchenvätern, den Klassikern, dem Buche der Natur u. s. w. und flicht dieß alles kunst- und anspruchslos zusammen. Fast wie im Schachzabelbuch ist der Dichter in der ersten Hälfte seines Buchs übertrieben bescheiden, ruft jeden Augenblick den Himmel in jenem gezwungenen Tone der Erhabenheit und feierlichen Andacht an, daß ihn der Wind des heiligen Geistes anwehen und ihm in seinem Werke helfen möge. Alles hält sich in Allgemeinheit; er geht eine Reihe von Lastern, Tugenden und Leidenschaften durch, gibt Definitionen und Lehren mit Belegstellen aus den verschiedensten Autoritäten, wo dann der Vortrag Aehnlichkeit mit dem Laiendoctrinal hat; es folgt dann gewöhnlich eine Figur oder Vergleichung dieser Tugenden oder Laster mit den Gegenständen und Erzählungen einer gefabelten Zoologie, und dann einige Beispiele und Anecdoten, die der Mehrzahl nach aus der römischen Geschichte und dem Leben der Altväter entnommen, also sehr verschiedenartig unter sich sind. Die ganze Behandlung mahnt mehr an die mystischen Figurenbücher, mit denen das Buch auch gleichzeitig entstanden ist; die im Anfang ganz entschiedene Entfernung von allem Bezuge der Lehren oder der Exempel auf die Lage der Zeit macht zuerst geneigt, das Buch geradehin unter die obenbesprochenen Beispielsammlungen zu stellen, die davon ebenso entfernt sind. Allein allmählig legt der Verfasser seine Rückhaltung ab; fast furchtsam spricht er hier und da von Schmeichlern und Bauern mit einem Blick auf die Zeitgenossen, und von der Unfreigebigkeit der Fürsten, zieht sich aber sogleich zurück, und will seinen Athem sparen, wo er nichts besser kann [499]). Weiterhin aber

---

498) Ausg. von 1485. a. 3.

Ich han durchsucht flores virtutum
das do ein welsches Buch ist,
das han ich gemacht zu diser frist,
das es teutsche zung vernympt —
auch han ich daz darzu gemacht,
vil mange ler und abenteur,
die zu tugent gebent steur,
die han ich pracht all zu eynander u. s. w.

499) Ebend. f. 6.:

geht er allmählig in einen ganz anderen Ton über, läßt die Beispiele der Vergangenheit fast ganz fallen und die Sprüche seltner werden, wendet sich ganz auf seine lebendige Umgebung und Zeit und geißelt ihre Fehler mit völliger Verleugnung der früheren Scheu. Hier erinnert er eben so sehr wie vorher an den Geschmack der Mystiker, an den der Satyriker, an Brandt und in einigen Stellen, wo er seine Lehren auf Sprüchwörter und die dazu gehörigen Holzschnitte bezieht, an Murner[500]); und da das Buch 1485 gedruckt und wohl damals erst mehr bekannt ward (obgleich es nie zu großer Wirksamkeit gekommen zu sein scheint), so versparte ich seine Erwähnung bis hierher. Der Hauptgegenstand seiner moralischen Kritik in diesen letzten Theilen ist die Hoffahrt der Hauptstände und der Frauen und der herrschende Aberglaube. Die Geistlichen und ihren Prunk greift er vorsichtiger an; gegen den Adel aber spricht er den allgemeinen Grimm der damaligen untern Stände aus. Statt dem Schirm, den er Armen und Reichen gewähren solle, sagt er, sieht man den Adel die Armen scheren, das machen sie zu ihrer eigenen Schande zu ihrem Amte, so daß man sie halten sollte wie die Hunde, damit sie zur Besinnung kämen. Er belegt diese Edelleute, die ihre Ehre um Gut dahingeben, mit einem derben Schimpfnamen, findet ihrer drei einen Bauern werth und meint, sie wüßten viel besser, wie der Mist den Acker düngt, als was Adel sei. Wie die Fledermaus schöben sie sich davon, wo es gelte, das Land zu vertheidigen oder Steuer zu zahlen. Adel erbt nicht von Vater und Ahn, denn was nützet einem die Gesundheit seines Vaters, wenn er selber siech ist? Aber so viele meinen nun, ihre Ehre von ihrem Gelde zu haben; wer tugendlich lebt, ist der Leute

---

So ist aber yetz mancher herr,
der do nit will haben wird noch er,
daz belaib also bei seinem alten sit,
wan ich mag es doch gewenden nit,
und ich mich denn vast darumb swend,
und verleuß die weil all mein zend,
wer legt mir denn ab den schaden mein,
davon so will ich mit gemach sein.

500) Ebd. y, 5. 6. Wucherer blasen sich den Staub ins Auge; und dann:
„wer sich gern mischet unter die kley,
den fressen die seu mit dem prey."

Spott, wer am besten fluchen kann, den hat man für einen guten Gesellen, und wer übermüthig sich gebärden und Bosheit treiben kann, den schreibt man in der Fürsten Rath. Wer sich anderen zum Gelächter Preis gibt mit allerhand Narrenwerk, der trägt unter den anderen Narren und Eselsohren die Ehre; wer wie ein Unsinniger schreit, das soll jetzt höfisch sein, und damit sie sich untereinander zu Narren machen können, ohne daß sich ein anderer einmische, haben etliche Junker eine neue Sprache unter sich erfunden, die man rothwälsch nennt. Wohl haben aber die Alten recht gesagt: wenn der Abt die Würfel führt, so spielen die Mönche. Thäten unsere Herren recht, so würde man ihnen folgen; aber so gilt jetzt alles für recht, was sie thun, und trüge einer eine Sauhaut, man würde es um die Wette nachahmen. So sind wir denn wie die Affen, und wollte Mancher, der nach Wunderbarem übers Meer fährt, zu mir kommen, ich wollte ihm Wunder übergenug zeigen an Aermelwerk, an Zotten und Kappen. Denn die Thoren im Lande tragen allerhand Narrenplunder und die Frauen tragen zweiellenlange Schleppen im Koth und an der Mütze sechsellenlange Lappen; sie wollen Alles tragen und thun, was die Männer thun und tragen, und alles noch ärger und mehr, und doch ists der alten Weisen Spruch, daß, wo der Bischoff den Kreisel schlägt, und wo der Ritter Bücher schreibt, und wo der Mönch den Harnisch trägt, und die Jungfrau zu Roß den Schützen spielt, und wo Nonnen und Beginen nach Hofe fahren, die Männer spinnen, die Kinder Bären spießen, da Alles verkehrt und nicht in Ordnung sei. Als ein guter Geselle will ich strafen, was die Frauen verunehrt, denn die Frommen sind es werth, daß man sie warne; aber es sind so viele arme Edelfrauen, die gleich der Fürstin in Perlen und Spangen gehen wollen, und haben nicht so viel in der Küche, um einen Hahn damit groß zu ziehen; und haben doch die Alten gesagt, wenn die Mücke ein Hühnerei legen wolle, so seis ihr Tod; und ist es doch auf meinen Eid wahr, daß kein Gewand schöner kleide als die Demuth. — Besonders lehrreich ist Vintler dann über den mannichfachen Unglauben oder Aberglauben der Zeit. Teufelbannen, Schatzgraben, Wahrsagen aus Vogelschrei, aus Träumen, aus der Feuerflamme, den Linien der Hand und aus Loosbüchern, der Glaube an die Frau Bertha mit der langen Nase,

an Unglückstage, an die Begegnung von Glücks- oder Unglücksthieren, Abgötterei mit falschen Götzen, dem Teufel, mit Sonne, Mond und Sternen, Verzauberungen und Sympathien, Schirm- und Zauberformeln, Verwahrungsgebräuche vor Unglück und Glaube an glückliche Vorzeichen, Viehsegen, Geomantie, Todtenbeschwörungen, Wunderkuren, Verzückungen, All das führt er mit so mannichfaltigem Detail an, daß diese Stelle als eine klassische für dieß Thema gelten kann. Der Dichter, eine gar gute Seele, verräth an dieser Stelle so viel frommen Aerger, als sonst frommen Glauben an Legenden und Heiligengeschichten. Sollte ein altes Weib, das sich der Zauberei rühmt, Gott gebieten können, so wäre er nicht für einen Gott zu halten, sagt er. Mancher heilige Mann, weiß er, hat große Arbeit darum gehabt, bis ihn Gott einmal der Eröffnung irgend eines Geheimnisses würdigte, wie sollte er sich zum Knechte eines alten Weibes machen!

Dieses Werk nun kommt noch in seiner Form mehr auf den Renner hinaus; wir wollen dicht daneben das Narrenschiff von Sebastian Brant (1494) betrachten[501]), um zu sehen, wie der Charakter der Reformationszeit auch das Lehrgedicht formell ganz umgestaltete. Ich lasse hier eine Reihe von anderen moralisirenden Werken bei Seite, weil es mir weiterhin, bei dem wachsenden Umfange der Quellen immer mehr auf das Ausscheiden des Wichtigsten ankommt. Das Narrenschiff steht in der Mitte von einer Menge didaktischer Werke, die zum Theile aus dem deutschen Alterthume hervorgesucht, zum Theile Uebersetzungen und Originale sind. Ich hebe nur dieß Eine heraus, das der Form und der Materie nach in dieser Zeit selbst wurzelt, in der es entsteht. Was man in jener Zeit von moralisirenden Werken erreichen konnte, ward im Druck verjüngt. Der Renner zwar ward im 15. Jahrhundert nur vielfach abgeschrieben, oder, nach dem Hange der Zeit, verkürzt und in einzelnen Sprüchen ausgezogen[502]); alles aber, was sich als kürzeres Beispiel empfahl, fand Verbreitung im Drucke. Boner ist bekanntlich eines der ersten Producte der Druckerkunst, die Fabeln des Aesop ebenso;

501) Ueber das Liter. und über den Verf. vergl. Flögels Gesch. der kom. Lit. t. 3. S. 101. Jördens s. v. Brant. Strobels neue Beitr. u. A.

502) So in Cod. Pal. N. 471.

und so wurden schon 1520 die sogenannten Cyrillischen Fabeln, die im 15. Jahrhundert mehrmals lateinisch (speculum sapientiae) waren gedruckt worden, in Prosa übersetzt[503]). Später (1571) wurden sie von Daniel Holzmann ebenso durch Versificirung verschlechtert, wie die alten prosaischen Terenze um dieselbe Zeit das ähnliche Schicksal erlitten; und spät im 18. Jahrhundert suchte sie dann Meißner noch einmal hervor. Die einzelnen Sittensprüche des Cato, Facetus, Freidank wurden hervorgesucht; ja Seb. Brant selbst machte sich um deren Bekanntwerdung verdient; wenigstens schreibt man ihm eine Reihe solcher Ausgaben oder Uebersetzungen zu[504]), obwohl man dabei vorsichtig sein muß, indem sein Name sehr bald im In- und Auslande einen so guten Klang erhielt, daß man ihm fälschlich und in Buchdruckerspeculation Werke zuschrieb, bei uns das geistlose Buch von den losen Füchsen dieser Welt[505]), und in Paris die regnards traversants etc. von Bouchet[506]). So viel ist übrigens gewiß, daß Brant sich vielfach mit diesen kurzen Sprüchen beschäftigt hat, daß wir von ihm neben Rosenplüts die schönsten Priameln aus dieser Zeit haben[507]), daß sein größeres Werk überall dieß Studium verräth, da es neben den ähnlichen Werken des Murner und neben den ausdrücklichen Sammlungen der Agricola, Frank und Bebel eine Hauptquelle für das deutsche Sprüchwort ist. Auch selbstständig haben wir solche catonische Lehrgedichte (z. B. an den Kaiser Max eine fürstlich-soldatische Sittenlehre[508])) aus der damaligen Zeit. Die Gesten, das Schachzabelbuch, die weisen Meister, der Valerius Maximus

503) Spiegel der wysheit, durch kurtzwylige fabeln, viel schöner sittlicher und christlicher lere angebende, im jar Christi MDXX uß dem latin vertütscht. (Basel).

504) De moribus et facetiis mense; transl. in teuthon. per Seb. Brant. 1490. Liber Faceti de moribus juvenum per Seb. Brant. 1499. Liber Moreti, docens mores juvenum in supplementum illorum, qui a Cathone erant omissi, per Seb. Brant. 1509. Die erste Ausgabe seines Freidank ist von 1508 Strasb.

505) Ich habe eine Ausgabe gesehen Frankfurt, im jar 46, welche den niederländischen Text und Druck vor 31 Jahren entstanden sein läßt.

506) Flögels Geschichte der kom. Lit. 3. S. 136.

507) In Strobels neuen Beiträgen.

508) Im deutschen Museum. 1779. I. S. 267.

des Muglin, Pintler, das Buch der Weisen, die Uebersetzung des Diogenes Laertius (Augsb. 1490), Albrecht von Eybe's Spiegel der Sitten und seine lateinische margarita, die Uebersetzung des schon 1471 lateinisch gedruckten, später von Brant empfohlenen speculum humanae vitae von Steinhöwel, der in vielfacher literarischer Thätigkeit und vielseitigem Interesse sich unter dem Stande der Aerzte neben den Juristen Brant stellen darf, all diese Werke müssen wir mit ihren mannichfaltigen Geschichten und Belehrungen in der Vorstellung halten, um zu begreifen wie Brant in seinem Narrenschiffe auf ein weites Gebiet anecdotischer Geschichte nur anspielen, wie er die Bekanntschaft damit bei seinen Lesern voraussetzen darf und eine sichtbare Abneigung vor dem Erzählen und Ausführen verrathen kann. Die Menschen schwankten damals so vielfältig zwischen den verschiedenen altritterlichen und neubürgerlichen, den rein christlichen und den humanistischen Lebensansichten, es konnten daher so verschiedne Werke, wie die Fabeln des Boner und das Buch der Weisen gleiche Aufnahme finden. Brant selbst konnte noch Heiligengeschichten und lateinische Gedichte zum Lobe der Maria machen, eine Ausgabe des hortulus animae mit Wimpheling besorgen und ihn nachher (1507) sogar übersetzen; er konnte sich für eine Ausgabe der Werke des Felix Hämmerlein und zugleich für Regeln der Tischzucht interessiren. Es ist daher gar kein Wunder, daß z. B. ein Buch wie der Ritter vom Thurn [509]) gleichzeitig mit dem Narrenschiff entstehen und noch ein Publicum finden konnte, ein Buch, das aus einem französischen Originale des 14. Jahrhunderts von dem Ritter Marquart von Stein (1493) übersetzt ward, das überall seine Entstehung im 14. Jahrhundert und im Adelstande verräth, das noch einmal die alte Sittenmoral, die Convenienz, die Sitte beim Aufstehen, bei der Morgenandacht und dergleichen predigt, das neben den frivolen Schwänken, welche diese Zeit liebt, noch einmal die wunderlichsten und thörichtsten Legenden, den einfältigsten Geisterspuk und Visionen bringt, das eine förmliche Frauenschule enthält und dieser Zeit bietet, welche die alte Achtung der Weiber fast mit dem Gegentheile vertauscht

509) Der Ritter vom Turn, von den Exemplen der gotsforcht und erbarkeit. Basel 1493. Später in das Buch der Liebe aufgenommen unter dem Titel: Spiegel der Tugend.

hat, sich wenigstens darin gefällt, das Weib als den Hauptrepräsentanten der Hoffart, des Grundfehlers dieser rohen Jahrhunderte, darzustellen und zu schmähen. — Wenn in den bezeichneten Werken schon ein Aufschluß über Brants Manier und über manches Auffällige seiner Ansichten liegt, so führen andre Werke wieder von andern Seiten näher zu ihm. Das Verderben der einzelnen politischen oder moralischen Stände zu schildern, war seit dem Renner und dem Schachbuch ein Lieblingsthema geworden; die Wolfsklagen sind in jenen Zeiten ein ganz stehender Artikel. Allerdings hat Brant diese Betrachtungen erst neu autorisirt, und bald nach ihm zeigen die verschiedensten Werke, Joseph Grünbecks Spiegel der natürlichen himmlischen und prophetischen Sehungen aller Trübsal und Angst, die über alle Stände und Geschlechter in der Kürze ergehen werde (1508), oder das niederdeutsche Gedicht von dem Laufe der Welt (1509), oder das Buch vom Hofleben (1497), oder Dietrich von Pleningens Schrift über die Unzufriedenheit der Menschen mit ihrem Stande, oder Pamphil Gengenbachs Gespräch über die Thorheiten der verschiedenen Alterstufen, (1519), oder die letzte Hälfte von Eybe's Sittenspiegel (1511), wie beliebt und eindringend diese Betrachtungsweise damals war; und dieß hat auch seinen natürlichen Grund in der ganzen Lage des Lebens, die uns das Narrenschiff fast ihrem ganzen Umfange nach eben so gründlich kennen lehrt, wie wir früher vom Thomasin und vom Renner urtheilten, da wir sie ihren Zeiten gegenüber betrachteten.

Was Erasmus im Lobe der Narrheit ironisch pries, das verdammt Sebastian Brant in seinem Schiff von Narragonien in gradem Eifer. Er sieht sich rings in einer Welt von Menschen, die nachdem sie die conventionellen Vorschriften der höfischen Moral umgestoßen und den Damm der Hemmnisse der menschlichen Natur durchbrochen hatten, nun mit zügelloser Licenz dem Triebe der ungezähmtesten Natur den vollsten Lauf ließen. Es ist eines der charakteristischsten Capitel des Narrenschiffs das von den groben Narren. Es geht direct gegen die Classe von Narren und Schwänken, die wir oben heraushoben. Ein neuer Heiliger, sagt Brant, ist aufgestanden, er heißt Grobian, den jetzt jeder feiern will, und ehren an allen Orten mit schändlichen wüsten Worten, Weisen und Werken; man wähnt das in Scherz

zu ziehen und doch ist wenig Glimpf dabei. Der Narr hat jetzt die Sau bei den Ohren und schüttelt sie, daß ihr die Sauglocke klingt und sie ihm den Moringer singt; sie hat jetzt allein den Tanz. Man schont nicht Gott und Ehrbarkeit, man spricht von allen wüsten Dingen, und wer der schandbarste ist, dem beut man ein Glas Wein und lacht seiner, daß das Haus schüttert, und bittet ihn daß er noch eins erzähle und preist seinen Schwank und seine Kurzweiligkeit, und dünkt sich keine schönere Freude auf Erden zu haben, denn als gute Gesellen fröhlich zu prassen und zu schreien, und die kleine Zeit mit Lust zu vertreiben. Wer solche Werke treiben kann, wie der Pfaffe von Kalenberg oder der Mönch Ysan, der meint jetzt ein ganzer Mann zu sein [510]). Um der Pfaffen Rede kümmert man sich nicht, denn wäre es alles Sünde was sie so nennen, so trieben sie es nicht selber. Auch Geiler meint, die Schwankerzähler würden einst ihre Schwänke der Hölle zu erzählen haben. Es ist etwas Großes, sich einem so reißenden Strome, wie gerade diese Richtung war, entgegen stellen zu wollen. Diese Absicht hat Brant gehabt und Geiler in seinen Predigten über das Narrenschiff eifert geradezu gegen die, welche Narrheit und Sünde mit der Natur entschuldigen wollen;

---

510)

Wer yetz kan treiben sollich werk, als treib der pfaff vom kalenbergk,
oder münch Eylsam mit seym bart, der meynt er tüg eyn gute fart.
Mancher der treibt solch weiß und wort, wann die Oreſtes sech und hort,
der doch was aller synnen on, er sprech, es hetts keyn synniger geton.
Sufer-ins-dorff ist worden blyndt, das schafft das bawren drunken syndt;
Herr Ellerkuntz den vordantz hat, mit wüst genug und seltten satt.
Eyn yeder narr will sewwerk treiben, das man ym laß die büchsen bleiben,
die man umbfürt mit eselsschmer, die eselsbüchß würt seltten ler,
wie wol eyn yeder dreyn wil greiffen, und do mit schmyern sein sackpfeiffen;
die grobheit ist yetzt kumen auß, und wont gar noch in yedem hauß,
das man nit vil vernunft me treibt; was man yetz redet oder schreibt,
das ist als auß der büchßen genomen, voraus wenn prasser zammen kumen,
so hebt die sew die metten an, die breymzeit ist im eselthon,
die tertz ist von Sant Grobian, Hutmacherknecht singen die sext,
von groben Fyltzen ist der text, die wüst rott sitzet in der non,
Schlemmer und Demmer darzu gon, darnach die saw zur vesper klingt,
unflat und Schamperyon dann singt, dann würt sie machen complet,
wenn man all voll gesungen hett.

denn man soll, sagt er, gegen die physische Natur nach dem Gesetze der Vernunft ankämpfen, die Vernunft sei unsere wahre Natur. Ich sage, es ist etwas Großes, sich gegen eine solche Richtung zu stemmen und ist es um so mehr, je weniger es mit dem Uebersprung in die entgegengesetzte Richtung geschieht; je mehr der Vernunft gegenüber, deren Recht man verficht, auch der Natur ihre Rechte gelassen werden. Es ist wahr, der wackere Steuermann des Narrenschiffs neigt hier und da zu den ascetischen Ansichten des Mönchthums. Er vertheidigt noch den Ablaß. Er liebt den Einsiedler, der an heimlicher Stätte sein Leben Gott weiht; er eifert mit Geiler gegen die, welche derer spotten, die Recht thun und in Weisheit still leben wollen, die sie mit dem Spottnamen der Duckmäuser und Karthäuser belegen, die sie verhöhnen als ob sie Tag und Nacht auf den Knien lägen und mit Beten und Fasten an Gott verzweifelten. Es ist wahr, er nimmt es mit den weltlichen Freuden gar zu strenge. Der Tanz sagt er, ist die Quelle vieles Unraths, der Vorläufer der Unlauterkeit, das Ende aller Ehrbarkeit, und er weiß auf dem ganzen Erdreich keinen Spaß, der dem Ernst so nahe ist, wie das unzüchtige Kirchweihtanzen. Er wirft die Nachtaufzüge und Ständchen weit von sich weg, er zürnt gegen die Trinker und vollen Narren, sogar gegen das Scheibenschießen und gegen die Jagd, und gegen das Spiel, dem sich nun Pfaffen, Adel und Bürger, und sogar in Männergesellschaft die Weiber hingeben. Allein die rigorosere Moral liegt nur in einzelnen Stellen und wird durch die Grundansicht des ganzen Gedichtes verwischt. Ich erinnere daran, zu welchen oft widersprechenden Lebensregeln die älteren Moralisten durch die Lehren des strengen Christenthums und der freiern Klugheitsregel des Menschenverkehrs gebracht wurden. Man könnte im Brant die nämlichen Gegensätze nachweisen, und gegen jene ascetischeren Sätze aufführen, wie er lehrt Scherz verstehen, mit den Wölfen heulen, mit den Jägern hetzen, mit den Keglern aufsetzen; wie er die Eltern warnt, sich nicht ihren Kindern durch zu frühes Ueberlassen ihres Vermögens in die Hände zu geben; wie er Anschläge und Absichten klug zu verheimlichen anräth, und das Trau, Schau, Wem empfiehlt, da Treu und Vertrauen jetzt müßlich sei. Allein es ist das Eigenthümliche des Narrenschiffs, daß diese alten Gegensätze darin mehr verschwinden und überall die Versöhnung zwi-

schen der christlichen und humanen Moral den Hintergrund bildet. Brant ist weit davon entfernt, in der Barmherzigkeit Gottes und der Fürbitte der Maria eine Quelle der Sündenvergebung zu finden. Er ist kein Freund von Heilthümern und Reliquien, und eifert gegen die reichen Bettelmönche, die Stirnenstößer und Stationirer, die auf allen Kirchweihen herumliegen und bethlehemitisches Heu und Bileams Eselsgebein, und Federn von St. Michaels Flügeln und einen Zügel von St. Georgs Roß oder die Buntschuhe St. Clarens feil bieten. Man soll nicht auf Gottes Gnade bauen, sagt er, ohne an seine Gerechtigkeit zu denken; man soll nicht hoffen, daß uns Gott Stimme mit Gewalt zu ihm ziehe, ohne daß wir uns selbst darnach schicken; man soll nicht in Sünden verharren im Vertrauen auf Gottes Langmuth, nicht Gott in den Bart greifen und mit ihm scherzen wollen, als ob er das vertrüge. Man soll auch nicht mit Halbheit und mit Lauheit auszureichen meinen, nicht auf dem Wege der Tugend sich umsehen nach den Fleischtöpfen Aegyptens; man soll nicht auf Gottes Lohn ohne Arbeit hoffen, soudern recht thun und beharren; und nicht Besserung aufschieben und cras, cras, das Lied der Raben, singen: dasselbige Morgen komme dann oft nimmermehr. Brant sieht vielmehr weit gründlicher und häufiger nach der practischen Tugend der antiken Welt aus und betrachtet Tugend und Laster nach der menschlichen Weise der Alten. Indem er die Laster überhaupt als Narrheiten bezeichnet, zieht er sie in den Kreis der menschlichen Beurtheilung herab und entnimmt sie der willkührlichen Strafbestimmnng des Dogmas oder eines eifrigen Gottes. Geiler scheidet zwischen der Narrheit, die eine Folge von Ungeschicklichkeit und Gebrechen der Natur ist, und der, die aus der Richtung der Sinne auf äußere Vergnügungen folgt; die letzte ist die, von der Er und Brant handelt, sie ist Sünde und wird durch den Mangel des bösen Willens, wie durch den Trieb der Natur nicht entschuldigt. Wie noch immer die Hoffart, das Zuviel, das Ueberheben, die Maaslosigkeit der Grundfehler dieser Zeiten ist und von Brant dafür erkannt wird, wie von Hugo von Trimberg, so sieht doch Brant gegen Hugo diesen Fehler ungefähr in dem Verhältnisse, wie Aristoteles die Unenthaltsamkeit (ἀκρασια) gegen die Unmäßigkeit (ἀκολασια); er sieht keine Absicht und keinen Vorsatz in der Sünde, sondern nur Mangel an Kraft

und an Selbsterkenntniß; er sieht darin nicht eine absolute Schlechtigkeit, die im Voraus in den Grund der Hölle verdammt sei, wie der Renner wohl noch thut, sondern er sieht darin nur eine Thorheit, mit der sich der Mensch unter Menschen erniedrige. Brant zeigt das Laster nicht, wie jene mystischen Tugendspiegel alle thun, als etwas darum Verabscheuungswerthes, weil es von Gott bestraft wird, sondern als etwas der menschlichen Vernunft widersprechendes und daher belachenswerthes. Er will mit dem Gefühl der Menschenwürde bessern, und nicht mit dem der Strafwürdigkeit und der Gewissensangst; und dieß eben ist die Quelle der Wirkung des Lustspiels und der Satyre, daß wir alle menschlichen Gebrechen verächtlich und dann belachenswerth finden, sobald wir sie als etwas uns selbst herabwürdigendes betrachten, das unserer Bestimmung und Natur zuwider ist, und das uns in widersinnige Bestrebungen hinreißt. Sobald wir auch das Böse auf diesem Wege betrachten, sind wir auf dem Wege der Selbsterkenntniß, wir erkennen uns bald als Narren und sind dann bald geheilt [511]), denn die Scham ist ein weit tüchtigerer Förderer der Besserung als die Furcht. Die düstere Stimmung, in welche die Schreckensmoral des zelotischen Christenthums des Mittelalters und die Lehre des alten Testaments den verschüchterten Sünder versetzten, sprang nothwendig von Verzweiflung zu Vergessen und Leichtsinn und von diesem zu jenen über und hinderten an allem Gleichmaaß des sittlichen Lebens, wie es noch heute in allen nichtgesitteten und ausgearteten Nationen der Fall ist. Diese Zeiten festigten in unserer Nation unvertilgbar jenen Sittenernst und jene Zucht und Scham, die uns auch unter Aufklärung und Erleuchtung verhältnißmäßig weit minder als andern Nationen verloren ging. Wir tilgten jene sclavische Furcht vor einer despotischen Strafgeißel, und sahen die Sünde lieber einem Ideal menschlicher Würde, als einem Strafcodex von Pfaffen gegenüber, so wie die Alten thaten, die der menschlichen Schwächen menschlich spotteten, und nur Todsünde und Frevel

511) Wer recht in narrenspiegel sicht, wer sich recht spiegelt der lert wol, das er nit weiß sich achten sol, nit uff sich halten das nit ist, dann nyeman ist, dem nütz gebrist, oder der worlich sprechen tar, daß er sy weyß und nit ein narr; dann wer sich für ein narren acht, der ist bald zu eym weisen gemacht.

von den Göttern unversöhnlich verfolgt darstellten. So weist Brant in zahllosen Beispielen auf die moralische Weisheit der Griechen zurück, leitet in seinen Winken, wie schon der Renner, auf die Beispiele edler Freundschaft unter den Alten hin, die jetzt von Selbstsucht und Eigennutz verdrängt sind; auf die Lehre und Erziehung der Kinder, die sich die Väter damals, die sich die Peleus und Philipp angelegen sein ließen; auf die gesunde Seele im gesunden Körper; auf die Keuschheit der Penelope und Lucretia, die ächte Weisheit des Plato, den ruhigen Gleichmuth des Sokrates und des Fabricius glückliche Armut. Der Kern seiner Lehre geht daher auf Selbsterkenntniß [512]) aus, den Mittelpunkt der antiken Moral; sein Buch heißt daher in gewissen Ausgaben eben so wohl der Narrenspiegel; er hält seiner Zeit und sich selbst wie ein ächter Freund den Spiegel vor, der luglos und truglos die wahre Gestalt zeigt [513]), und im schroffsten Gegensatze gegen die einstige ritterliche Zeit und jene höflichen Dichter, die Alles im Guten und Besten aufnahmen, nimmt er Alles hart, streng und scharf, sieht alles Einzelne im schlimmen Lichte, will an allem Einzelnen bessern und setzt sich daher selbst mit in sein Narrenschiff, er hat aber auch Vertrauen auf das Ganze, in so trostlosem Zustande er es sieht. Er geht wie die Reformatoren zu Felde gegen die unfruchtbare Scholastik und die faule Mystik, gegen den Misbrauch der Gelehrsamkeit und gegen das moralische Verliegen, gegen die hohen Worte ohne begleitende Handlungen; denn viele giebt es, wie Geiler beifügt, die da predigen und sagen, aber nichts thun; viele Lesmeister, wenige Lebmeister; Leute die Anderen viel Korns sagen und selber Hunger leiden. Es gilt diesen Männern nicht um die einseitige Ausbildung des Gemüthes, wie der Ritterwelt, und nicht um die einseitige Ausbildung des Verstandes, wie den bisherigen scholastischen Zeiten, sondern um die der

512) Es hat kein Weiser nye begert,
das er möcht rich sein hie uff erd,
sunder, das er lert kennen sich.

513) Im Capitel vom Wahrheit reden:
Warheit ert man durch alle Land; der Narren freud ist Spott und Schand.
Ich bin offt gerennet an, weil ich diß Schiff gezymeret han,
ich sol es doch ein wenig verben und nit mit eychen rinden gerben,
sunder mit lynden safft auch schmyren, und etlich ding etwas glosyren,
aber ich ließ sie all exfryren, das ich anders dann wahrheit seyt.

Vernunft; es gilt ihnen nicht um zerstreutes Wissen, das fruchtlos für das Herz ist, sondern um die Weisheit, die der Seele Ordnung ist. Er zürnt daher gegen die eitle Kunst der Wahrsagerei, des Vogelgeschreies, des Charaktersagens, der Nigromantie und Astrologie, die den Lauf der Planeten befragt, ob dieser Tag zum Schacher gut sei; und gegen die Betrugskünste der Alchymisterei, wie über allen Aberglauben und Quacksalberei. Er verwirft sogar die Mathematik und alle physischen Wissenschaften, unwillig über die Herabsetzung der moralischen, die den Menschen zunächst berühren; Archimedes sei hoch erfahren in diesen Künsten gewesen und doch konnte er nicht sein Ende „ausecken"; diese Wissenschaften seien wahr und gewiß, aber ein Thor sei, wer es gering wäge, daß er fremde Dinge wissen wolle, ehe er sich selbst kenne, und das Erdreich ausmesse ehe er das himmlische suche. Er mag von Erdkunde nichts wissen, im Unmuth, daß man sich einer blinden Reisewuth damals hingab; ehemals reisten Ulyß und Pythagoras, Plato und Apollonius um Weisheit, und dem wolle er auch heute nachsehen, der weite Landfahrten anträte, damit er an Weisheit zunähme. Er achtet nicht auf viele Kunst, mit der man nur nach Hoffart und Gewinn stelle, wer weise ist, der kann Kunst genug, und unklug scheinen ihm die, die nach Paris und Bologna reisen, als ob nicht auch in Deutschland genug Vernunft und Weisheit wäre[514]), denn die Zeiten seien nicht mehr, wo man über See in Athen allein die Lehre fand. Nur zu viel scheinen ihm der Bücher jetzt im deutschen Lande; von zu vielem Studiren wird man, sagt er, ein Phantast. Die Drucker drucken Practiken und Weissagungen, und Alles was man ihnen bringt ohne Wahl, und was man von Schanden singt und saget. Sie befördern falschen Glauben und Ketzerei, thun sich selber Schaden und Schande und mancher druckt sich aus dem Lande hinaus[515]). Das Verderb durch die einreißende Bücher- und Drukkerwuth dünkt dem guten Brant so ungeheuer, daß er darum besonders auf den Endchrist zu vermuthen sich veranlaßt findet; was würde der verständige Mann erst heute sagen? Je mehr sich die Bücher ins Unendliche mehren, sagt er vortrefflich, desto min-

514) Im Capitel vom Endchrist.

515) Im Capitel von Ueberhebung der Hoffarth.

der achtet man ihrer und jeder ächten Lehre. Nie waren so viel Schulen und Gelehrte und so wenige Achtung der Kunst; die Gelehrten müssen sich ihres Standes schämen[516]) und man zieht die Bauern hervor. Er bezeichnet damit die allgemeine weltliche Betriebsamkrit gegen die geistige, das Rennen nach falschen Gütern, nach dem Triebe der Hoffart, nicht nach der Weisheit, deren Gaumen die wahren Güter wohl schmecken, die nicht Essen und Trinken sind, sondern Werke die gleichförmig sind mit der Vernunft. Ein löblich Ding ist der Adel, und der Reichthum köstlich, doch das Alles hinfällig, und nichts ewig und bleibend als die Güter des Geistes. Nach langem Leben zu trachten ist thöricht, denn hier ist nichts als Trauer, Kurzfreud und Vollleid; den Pfennig vor Weisheit zu achten, ist unsinnig, und doch rennt Alles nach Geld, und wägt jeden nach seiner Tasche; die Narrheit zwingt jetzt Fürsten und Land, daß sie die Weisheit verlassen und nur den Nutzen suchen; und doch stand es einst besser im Lande, als die Regenten weise waren und gelehrte und greise Räthe um sich sammelten. Nun aber mag Niemand von ernsten Dingen reden hören; die Sackpfeife ist des Narren Spiel und Zeichen und er achtet nicht auf Harfe und Laute; selig aber ist der, der stets die mahnende Stimme in sich trägt und dem nachdenkenden Herzen des Weisen nachtrachtet, und nicht wie der Narr auf die Pfeife hört, der trotz Singen und Sagen, trotz Flehen und Bitten nicht von seinen eilf Augen kommt und um keine Straflehre etwas gibt. Jeder dünkt sich nun allein weise, und allein gut; trachtet wohl bei andern zu löschen, da es bei ihm selber brennt, stößt sich, selbst ein Narr, an andern; strebt „eigenrichtig" immer nach etwas besonderm und sucht alleinklug Wege, wo keine sind. Rath hören ist jetzt verschmäht, unbedacht stürzt sich jeder — und das ist aller Narren Gebrauch — nach dem Neuen und immer Neuen. Sie denken nicht weiter als von der Nase bis zum Mund; sie stürzen sich muthwillig in Händel und Prozesse, vertrauen daß man das Recht biegen werde wie

---

516) Man fyndt yetz vil iunger pfaffen, die als vil können als die Affen, und nement doch felsorg uff sich, da man kaum eym vertraut ein vich, wissen als vil vom kirchregyeren, als müllers esel kan quintyeren.
Im Capitel vom Geistlich werden.

Wachs, und denken nicht, daß sie zuletzt der Hase sind, der in der Schreiber Pfeffer kommt, die aus ihren Sächlein bald eine Sache, aus dem Quellchen einen Bach zu machen wissen. Denn der Schreiber ist wie der Reiter, er nimmt heimlich wie jener öffentlich, mit der Feder was jener mit der Lanze; der eine wagt seinen Leib ins Trockne und Nasse, der andere seine Seele ins Dintenfaß. Hoffahrt und Uebermut treibt auch jeden höher als er steht; mancher will nun von Adel sein, dessen Vater noch „Bumble bum" mit dem Küferwerk umging; mancher will ein Doctor sein, weil er einen rothen Rock anhat; mancher rühmt sich seiner Reisen in Norwegen und Granada, und im Pfefferland, der nie weiter vom Hause kam, als wo er riechen konnte, wenn seine Mutter einen Pfannekuchen backte. Die Handwerksknechte wollen Meister sein; die Meister tragen ihren kleinen Gewinn in die Zeche. Es war eine Zeit wo die Bauern einfältig waren und in Gerechtigkeit glücklich, in strohenen Hütten. Nun aber sind sie aufs Weintrinken gefallen, sie stecken sich in Schulden so theuer ihr Korn ist, sie wollen nicht mehr in Zwilch gehen, sondern in kostbaren, vornehmen Kleidern. Das Stadtvolk lernt jetzt Betrug von den Bauern, die wuchernd ihre Früchte hinterhalten und Theurung schaffen, bis etwa das Wetter kommt und Korn und Scheuer verbrennt. Bürger und Kaufmann will jetzt Ritters Genoß sein, der Edelmann frei, der Graf gefürstet, der Fürst gekrönt. Der Bauer trägt seidne Kleider und goldne Ketten, das Bürgerweib geht vornehmer wie die Gräfin, der Adel hat keinen Vorrang mehr. Mancher Biedermann verdirbt dabei und kommt an den Bettelstab, oder er wirft sich auf Betrug und Judenwerk, oder er spitzt sich auf eine reiche Erbschaft, und hofft wohl einen zu Grab zu tragen, der noch mit seinem eignen Gebeine Birnen abwirft. Der Geiz treibt die Menschen durch See und Unwetter, der Neid kocht seine eigenen Glieder. Geld gilt vor Ehre, Ehrbarkeit und Weisheit sind verlassen. Wer nach Geld strebt, achtet nicht Sünde und Mord, nicht Schande und Verrath. Die Gerechtigkeit wird feil, durch Geld käme mancher ans Seil, wenn er sich nicht durch Geld vom Seile erlöste, denn nur die kleinen Diebe hängt man, die Bremsen kleben nicht in dem Spinngewebe. Ehedem war Armut lieb und werth, da noch alles Gut gemein war, in der goldnen Zeit der Erde. Sie ist eine Gabe von Gott, sie kann

nichts verlieren, und weit hin schwimmet wer nackt ist. Der Arme singt frei durch den Wald, ihm entfällt nichts, er hat die Freiheit zu fordern; bei Armut, bei dem dürftigen Curius und Fabricius, fand man von jeher weiseren Rath als bei Reichen; sie ist das Fundament aller Dinge, der Anfang aller Stände, sie hat alle Städte gebaut, alle Künste erfunden, alle Ehren erzeugt. Sie ist bei allen Völkern werth gewesen, und vor allen bei den Griechen, die mit ihr Städte und Länder bezwangen. Aristides, Epaminondas, Homer, Sokrates waren arm. Alles Große floß aus Armut, Rom kam von Hirten, ward wohl regiert von Bauern, und ward zerrissen, als es reich ward. Auch Crösus wäre durch Armut nicht untergegangen, führt er an, und auch an andern Orten lehrt er die alten Sätze von dem Zielpunkte des Glückes und dem Neide der Gottheit. Der Herr sprach: Euch sei weh und leid ihr Reichen, ihr habt hier eure Freude in eurem Besitze, selig sind die Armen mit freiem Muthe. Richte sich Niemand auf Reichthum, denn wie der Adler gewinnt er Federn und fliegt wie der Wind davon. Wäre Reichthum das beste, so wäre Christus nicht der Aermste gewesen. Höre Hoffahrt, ruft der Dichter, der in diesen Stellen allein einen höheren Schwung nimmt und sich an Stellen der Alten oder Thomasins erhebt, es kommt dir die Stunde, da du aus deinem eignen Munde sprichst: was bringt mein hoher Muth, wenn ich hier sitze in Trübsal und Leid? was hilft mich Geld und Reichthum, der Welt Ehr und Ruhm? es ist alles nichts als ein Schatten gewesen und im Nu ist es dahin. Wohl dem der dieß verachtet hat und das Ewige betrachtet. Wir sehen nicht den Tod vor, da uns doch die Stunde gesetzt ist, wir wissen nicht wann und wo und wie! wir sterben alle und fließen hin wie Wasser zur Erde, und darum sind wir Thoren, daß wir uns nicht rüsten zum Tode, dem wir nicht entrinnen können. Der Weinkauf ist schon getrunken, der Handel ist nicht rückgängig zu machen. Die erste Stunde brachte auch die letzte, und der den ersten geschaffen hat, wußte daß auch der letzte sterben werde. Aber die Narrheit färbt uns, daß wir nicht denken, es werde uns der Tod nicht lassen, und nicht unseres schönen Haares schonen und nicht unserer grünen Kränze und Kronen. Denn der Tod spart keinen, nicht jung und alt, nicht Adel und Stamm, er erschüttert mit gleichem Fuße der Könige Saal und die Hütten der Hirten, er

achtet nicht Pomp und Gewalt; Thoren wir, die wir täglich fliehen, dem wir nicht entrinnen können; Thoren, die wir allzusehr trauern um den Geschiednen und ihm die Ruhe misgönnen, nach welcher wir alle streben, denn keiner fährt zu früh dahin, wo er ewig sein muß, ja geschieht manchem wohl, daß ihn Gott zeitig abruft. Der Tod nahm manchen von Trübsal und Pein, befreite manchen Gefangenen, und während das Glück ungleich Gut und Besitz austheilt, macht der Tod alles gleich, ein unbestochener Richter; er ist allein der Niemanden schont und Niemanden je gehorsam ward. Thoren auch, die wir kostbare Gräber, und Mausoleen und Pyramiden thürmen; alle Erde ist gesegnet von Gott, wohl liegt der, der wohl starb. Der Himmel deckt manchen Todten, der sich unter keinem Grabstein streckt; wie könnte der ein schöneres Grabmahl haben, dem das Gestirn von oben leuchtet! Gott findet die Gebeine zu seiner Zeit, daß er sie dem Körper wieder gebe. Wer wohl gestorben ist, deß Grab ist das Höchste.

So mäßig und besonnen sich Brant gegen die rohen, alle Zucht und Anstand verletzenden Sitten der Zeit setzte, ohne selbst allzusehr in den rohen Ton zu verfallen, worin es seine Nachfolger im 16. Jahrhundert alle versahen; so ruhig er dem weltlichen Treiben und Jagen das Glück der Bedürfnißlosigkeit entgegenhält, eben so gemäßigt, obgleich feurig, nimmt er sich der öffentlichen Dinge an, und steht auch da gleichsam als der letzte, der dem Revolutionseifer nicht verfiel und nicht das Kind mit dem Bade verschüttete. Wenn ich die Säumniß und Schande in allen Landen und unter allen Ständen sehe, sagt er, es wäre kein Wunder, wenn ich die Augen voll Thränen hätte, daß der Christenglaube so schmählich abnimmt. Er mindert sich von Tag zu Tag, die Ketzer haben ihn halb zerrissen und zerstört, dann Mahomet, der unserm Glauben Asien und Afrika entriß und jetzt Europa bedroht und schon, nicht zufrieden mit dem Besitze des Meeres, auch die Donau besetzt hat. Wir haben den Feind an dem Thor und wollen schlafend sterben, der Wolf ist im Stalle und der Hirte schläft. Die vier schwesterlichen Patriarchenstädte von Rom sind dahin, bald wird es auch ans Haupt kommen. Dieß ist unserer Thaten Schuld; keiner nimmt am andern Antheil und es wird uns gehen wie den Ochsen der Fabel. Jeder greift nur nach seiner Mauer, ob die kalt sei, und kümmert sich nicht um den

Brand beim Nachbar. Die Pforten Europas sind offen, auf allen Seiten droht der rastlose Feind, nach Christenblut dürstend. O Rom, da du Könige hattest, warst du lange Jahre eigen; als dich das Volk regirte, warst du in Freiheit glücklich; als aber Bürger wider Bürger focht und des gemeinen Nutzens Niemand achtete, da zerging deine Pracht, du warst den Kaisern unterthan und nahmst stets ab, wie der Mond schwindet. Wollte Gott, daß du dem Monde ganz gleich seist und auch wieder wüchsest. Nun aber meint ja keiner etwas zu haben, wenn er nicht dem römischen Reiche etwas abbricht; die Städte achten des Kaisers nicht mehr, jeder Fürst bricht der Gans eine Feder aus. Seht doch, ihr Fürsten, um Gottes Willen, was zuletzt daraus werden soll: sinkt das Reich, so bleibt ihr nicht ewig! Einhelligkeit in der Gemeinde macht alle Dinge blühen, aber durch Zwietracht wird auch das Mächtige zerstört. Der Deutschen Lob war einst hoch in Ehren, und sie haben sich durch ihren Ruhm das Kaiserthum erworben, jetzt aber denken sie nur darauf, wie sie das Reich vernichten wollen. Gestattet nicht, ihr Herrscher, solche Schande, sondern stehet dem Reiche zu, so mag das Schiff noch aufrecht gehen: ihr habt einen König, der euch wohl führt mit Ritterschild, der der Krone werth ist, in dessen Hand die heilige Erde leicht kommen, und der das Unternehmen auch beginnen wird, wenn er nur euch trauen darf. Werft ab solche Schmach und Spott; eines kleinen Heeres waltet Gott, und noch sind Christen genug, die ganze Welt zu gewinnen, wenn nur Treue, Friede und Liebe herrscht. Wacht auf und schlaft nicht, wie der Steurer beim Sturm, steht auf aus euren Träumen, wahrlich die Art steht am Baum. Ich mahne alle Stände, nicht zu thun, wie die Schiffleute, die sich streiten, dieweil sie in Wind und Wetter sind. Wer Ohren hat der höre, das Schiff schwankt im Meer, es ist bald Nacht um uns geworden, thut ihr die ihr durch Gott an der Spitze steht, was euch ziemt, daß Sonne und Mond nicht gänzlich untergehen.

Wie genau Sebastian Brant das Bedürfniß und den Geschmack der Zeiten getroffen hatte, beweisen so viele Humanisten, die damals lateinische verwandte Schriften schrieben, beweist Trithemius, der ausdrücklich zweifelt ob etwas Zeitgemäßes und Angemessneres damals geschrieben wurde, als das Narrenschiff, be-

weisen die ungeheuren Wirkungen die das Buch gemacht hat. Wie das Werk selbst nach und nach entstanden ist (was man aus einem Capitel das jetzt in der Mitte etwa steht, bemerken kann, wo Brant einmal äußert, er wäre nun schier zu Ende), so wurden nachher von Andern nachträgliche Kapitel geliefert, wie z. B. in dem Bettelorden, oder die Form bei neuen Gelegenheiten adoptirt, wie in dem Narrenschiff vom Buntschuh (1514). Eines so offenbaren Nachahmers ferner, wie Murner, wer er auch sonst sei, brauchte sich Brant immer nicht zu schämen. Das Narrenschiff ist mit dem Eulenspiegel eines der ersten deutschen Originale, das im Auslande anerkannt ward, das nicht nur zweimal, von Locher und Jodocus Badius ins Lateinische, das auch dreimal ins Französische, ins Plattdeutsche, Englische und Holländische übersetzt ist, seiner Verbreitung nach also gleichfalls den District der Reformation hält wie der Reinhart Fuchs, indem der Süden zwar die Fastenprediger und den burlesken Geschmack der damaligen Zeit theilte, aber nicht den Ernst der germanischen Stämme und ihr neues Leben. Das Narrenschiff ward in unzähligen Ausgaben verbreitet, verfälscht, interpolirt, bearbeitet und sogar commentirt. Einer der stärksten Geister der Zeit, der berühmte Geiler von Kaisersberg, wählte sich die Themata der Kapitel des Narrenschiffs zu eben so vielen Predigttexten. Dieß war an sich nichts Neues und Auffallendes; denn es hatten Andre über Facetus Sprüche, es hatte Geiler selbst über das Gedicht eines Bauern, wie jetzt über das eines Doktors schon früher gepredigt; allein der ganz weltliche Gegenstand, die Unverholenheit der Sittencensur, das Aufsehen, welches das Original selbst machte, machten auch diese Predigten Geilers auffallender als andre. Zahllose vortreffliche Prediger wetteiferten damals in practischer Tendenz, aber des Volkes Sprache laut zu vertheidigen war Geiler voran, und heftig sprach er gegen die Lateiner, die ihr auswendig gelerntes Zeug herplapperten wie die Schulknaben, und kaum selbst die Grammatik verstehen[516]),

516) In der Vorrede der Strasb. Ausg. von 1520. Ich wil geschweigen, wan sie von in selber reden solten, so ist es das ungeordneteſt, bitteresſt, ungeschmackſt, grobeſt, barbareſt, ungefaltzeſt ding, wan du hörteſt es, das du schweren möchteſt, daz es weder latin noch tütsch wer und iedermann muß verstan, das sie di regulen der grammatica nit wissen, die cleine kind kennen u. s. w.

geschweige daß das Volk sie verstehen sollte. Wir wissen, daß die Predigten Geilers vor Luther fast die ganze Erbauungsliteratur der früheren Zeit umstießen; welch eine Empfehlung mußten diese Predigten, die 1498 gehalten wurden, für das Narrenschiff sein. Von der kühnen Freimüthigkeit dieser Schriften bis zu den Briefen der dunklen Männer war nur ein kleiner Schritt, und dann folgte in Einem Zuge diese maaslose Heftigkeit der Kritik der öffentlichen Angelegenheiten, so daß das Narrenschiff, obwohl es gegen die Zügellosigkeit im Leben anging, die Zügellosigkeit in der Literatur doch gleichsam eröffnet.

Daß dieser ungemeinen Wirksamkeit die Formlosigkeit des Buches nicht entgegenstand, beweist wie groß der Ungeschmack der Zeit war, die zwischen Prosa und Poesie nicht mehr schied. Fast kann man im Narrenschiffe nichts Poetisches entdecken, als einzelne Ausdrücke und Bilder, die Versabtheilung und den Reim. Dem fühlte sich nachher jeder gewachsen, und Jeder reimte dann auch zunächst im Tone des Narrenschiffs hin [518]) über Alles was ihm vorkam. Der satyrische Ton war der ganzen Generation angeboren; man kann über den Reichthum des Witzes und der satyrischen Sprache in Geilers und Paulis Schriften nicht genug erstaunen, und wenn je in Deutschland die komische Literatur wieder unter ähnlichen politischen Aufregungen einen ähnlichen Schwung erhalten und eine Lücke unserer Poesie ausfüllen sollte, die man thörichterweise aus dem ernsten Charakter der Nation für ein ewiges Vacuum erklären wollte, statt daß man die Ursache in der bürgerlichen Lage des Vaterlandes gesucht hätte, die kaum des Spottes werth scheint, wenn, sag ich, je diese Lücke ausgefüllt werden soll, so müssen unsere jungen Poeten hier zuerst Volkswitz lernen, falls sich dieser erlernen läßt, sie müssen hier den unermeßlichen Reichthum der Sprache und die ganze Fülle ihrer satyrischen Gewalt ergründen, sie müssen von den Brant und Hutten lernen, wie man etwas gelernt haben muß, wie sie das Wissen der Zeit

518) Hutten betrachtet das Werk als eine ganz neue Erscheinung: so wenig war man in den höheren Ständen mehr an deutsche Verse gewöhnt:

Brantus ab iis paulum semotus considet oris,
qui Germana nova carmina lege facit,
barbaraque in numeros compellit verba ligatos etc.

und die Lage der Zeit gleichmäßig umspannen müßten, ehe sie aristophanische Form und klassische Versglätte über nichtswürdige Stoffe breiten, die kein vernünftiger Mensch einer Silbe für werth hält. Wie traurig ist es, daß wir ewig in diesem Misverhältniß der äußern Form und des innern Werthes in unserer Literatur verharren mußten! Wie dieser Brant die Gebrechen, und Hans Sachs die Gestalt, und Hutten die Kräfte und das Bestreben der damaligen Zeit kannten, wäre ein Muster für immer, wenn sie nicht in ungenießbarer Sprache stammelten — und heute dagegen, wie viele Gewandtheit der Sprache und Gelenkigkeit des Wissens! nur wenn aus allem ein Gewinn für die Seele oder auch nur ein practischer Nutzen gezogen werden soll, dann fühlt man bis zum Schmerz, wie aller Gemeinsinn und alles, was rein menschliche Regung ist, in gezwungenem oder freiwilligem Schlafe liegt. Indem sich Brant dem Bedürfnisse der Zeit hingab, es ganz in sich aufnahm, und nun ohne allen eigentlichen poetischen Beruf dieß Gedicht, mehr aus Lectüre, scheint mir, und mit mühsamem Fleiße, als mit unmittelbarem Talente niederschrieb, ward er von so ungewöhnlicher Bedeutung für das Leben und selbst für die Geschichte der Poesie. So wenig geht jedes ernste Bestreben verloren, so unbewußt es sein mag. Denn das hätte Brant gewiß nicht gehofft, daß er eine Epoche in der Literatur machen würde, und die hat er gleichwohl gemacht. Die didactische Poesie trat durch ihn in die Satyre über und sie bleibt, so lange der satyrische Geist national fortdauert, ausgeschlossen, bis etwa auf den Froschmäusler. Dieser Uebergang ist durch nichts anders gemacht, diese neue Form durch nichts anders gewonnen, als wodurch auch das Schauspiel geworden ist, durch die streng subjective Wirkung und den geraden Bezug auf die Gegenwart. Das moralische Gedicht wird sogleich zur Satyre, sobald es Sitte lehrt nach dem Bedürfnisse der Umgebung und die Motive dazu aus dem wahren Vortheil derselben hernimmt; denn sogleich zeigt es alles Tadelnswerthe als widersinnig und geräth trotz dem ernstesten Tone, den es festhalten mag, in satyrischen Eifer. Wer im Thomasin die Stellen vergleicht, wo er das System verläßt und geschichtliche Gegenstände und Zustände seiner Zeit bespricht, wer im Renner die Predigten und allgemeinen Lamentationen mit den Abschnitten vergleicht, wo er die Fehler der Gegenwart rügt, der wird in einem

und demselben Werke diesen Uebergang sehr deutlich erkennen können. Brant giebt sich nie der allgemeinen Lehre hin, sondern steht mitten in seiner Nation und Zeit und weiß von keiner Lehre, als die sich für beide aus beiden selbst ergiebt. Er erhebt sich nur Einmal an jener ausgezogenen Stelle über das Lob der Armut über die wirkliche Umgebung und schildert der trostlosen Vielgeschäftigkeit der Erwerbsucht gegenüber das Glück der zufriednen Ruhe und der goldenen Zeit der Menschheit. Dieß zeigt eine natürliche Anlage zu ächter Satyre, von der es Schade ist, daß sie nicht in andere Zeiten fiel, wo sie sich besser ausbilden konnte. Denn der ächte Satyriker setzt dem Zustande der Verworfenheit und Entartung, den er schildert, stets einen möglichen und dagewesenen Zustand der Natur und Einfalt entgegen, oder läßt diesen die Folie bilden, auf die er jenen aufträgt; er läßt idyllisch auf einen Friedensstand blicken aus dem wirren Kriegsstande den er darstellt, so wie die Idylle satyrisch auf die verfeinerten Zustände der höhern Gesellschaft blickt, denn beide Gattungen, hat man vortrefflich bemerkt, sind unter sich in der nächsten Verwandtschaft.

Während das Narrenschiff seine Rüge gegen das Verderbniß aller Stände überhaupt, mit mehr Gewicht aber gegen das Ueberheben der untern Stände richtet, so erschien nun recht zu gelegener Zeit das Gegenstück hierzu, das die Entartung der weltlichen und geistlichen Höfe geißelt. Der niederdeutsche Reineke Fuchs erschien in Lübeck 1498, der einzige Rival des Narrenschiffs, und um so vorzüglicher als dieses, als er der Schlußstein gleichsam jener am volkmäßigsten fortgebildeten größeren Dichtung der germanischen Stämme ist, wie das Narrenschiff nur der Grundstein einer neuen Dichtungsart, die noch langhin ohne eigentliche Ausbildung bleiben sollte. Was nämlich das formelle Verdienst dieses Werkes angeht, so müssen wir es natürlich im Verhältniß zu seinen ältern Quellen betrachten und uns des Zusammenhanges mit dem niederländischen Reinaert erinnern. Ich lasse das eigentlich Literarische, die Schicksale des Buches, die Streitigkeiten über den Verfasser bei Seite und verweise darüber auf die schließlichen Untersuchungen Jacob Grimms[519]; ich wende mich vielmehr so-

519) Reinhart Fuchs. Cap. 8. der Einl.

gleich, wie gesagt, zu dem Verhältnisse des Reineke zu dem Reinaert seiner Quelle. Der neueste Herausgeber desselben, Hoffmann von Fallersleben, ist über diesen Punkt mit Grimm nicht einig.

Gewiß ist, daß die Comburger Hs. als Ganzes und der Anlage nach voransteht und daß, versteht sich von selbst, der Reiz eines Originals ihr allein bleibt. Das Letztere ist unstreitig; was die Anlage angeht, so dürfte man schon milder urtheilen, falls man den Reineke als Ganzes den beiden ungleichen Hälften des Reinaert, diese in nothwendiger Verbindung betrachtet, gegenüber stellte, weil es scheint, als ob der Reineke den Zwiespalt zwischen dem Originalstück und der zweiten Hälfte, so weit wir nämlich diese nach dem Fragment bei Grimm und der Prosa beurtheilen dürfen, etwas aufhebe und versöhne. Ich würde sagen, daß im Reinaert von Willám die Thiersage in ihrer reinsten Auffassung erscheint; daß der Dichter, vor seinem Stoffe überall zurücktretend, den allgemeinsten Eindruck zu machen unter allen Bearbeitern weit der Fähigste ist; daß er dieser Dichtung eine Form gegeben, dieser Masse, die vor ihm in einem chaotischen Gewirre da lag, einen Geist einhauchte, der seitdem typisch feststand und von den frühesten und spätesten, von den sklavischsten und genialsten Nachahmern festgehalten und bewahrt ward. Gegen ein Verdienst dieser Art muß wohl jedes andere schwinden, so lange man im Allgemeinen urtheilt. Im Einzelnen ließe sich streiten, ob die Ausführung da oder dort den Vorzug verdiente. Grimm scheint der Reineke auch im Detail schwächer und geringer, als Reinaert; er wirft ihm die Abkürzung vor, wobei ich den zweiten Theil nicht in Anschlag bringen würde; im ersten ist sie unbedeutend; es findet sich darin überhaupt ein Verfahren des Zusetzens und Abwerfens, das man sich schwer erklären kann. Manchmal scheint es, er sei züchtiger als das Original; so läßt er gewisse Vorfälle in der Scene mit der gefangenen Katze hinweg, aber anderswo setzt er die Geschichte mit der Wölfin zu, die Willam nicht hat. Es scheint demnach beinahe, daß man genau wissen müßte, ob der Uebersetzer des Reineke eben den Text vor sich gehabt habe, den wir besitzen, ehe man über seine Art des Umarbeitens und besonders der Veränderungen im Stoffe mit Bestimmtheit urtheilen dürfe. Daß es dem Verfasser des Reineke nicht darauf ankam, seinen Stoff zu erweitern, sieht man überall, dieß

aber würde ich ihm nicht zum Vorwurf machen; daß er sich so streng, in jedem Fall viel strenger, als es sonst die Sitte des Mittelalters ist, an sein Original hielt, daß er überhaupt, wenn er einmal die Arbeit Willams und deren Fortsetzung für Ein Werk hielt, was lange vor ihm geschehen zu sein scheint, das Wesen des Gedichts außerordentlich treu festhielt und, da er eine so ungeheure Wirksamkeit erhielt, eben dadurch die Sage vom Reinhart vor einer Verwässerung und Auflösung, wie ihr in Frankreich zu Theil ward, bewahrte, dieß scheint mir im Gegentheil für den Sinn des Mannes und für den Werth seines Werkes zu sprechen. Diesen Werth gegen den des Reinaert mit Vergleichung einzelner Stellen zu ermitteln, mit dem Beweise, daß Reineke an ein Dutzend Stellen ausführlicher sei als sein Original, daß er an anderen Orten vorzüglicher sei, daß er eigne treffende Wendungen, belustigende Anspielungen und hübsche Züge habe, dieß scheint mir kleinlich und hilft überdieß nicht zum Ziele; an allen Verdiensten dieser Art ist der französische Renart überreich und ist darum doch gegen den Reinaert ein schlechtes Machwerk. Es muß vielmehr in etwas anderem liegen, daß dieser Reineke erst den Ruf der Thiersage oder die Gestalt, welche ihr Willam gegeben, in weite Ferne getragen hat. Denn that er das, wie er denn wirklich (wie alle Welt weiß) gethan hat, so kann er unmöglich ganz werthlos sein; darf unmöglich für eine bloße unbedeutende Uebersetzung gelten, die gar kein eigenthümliches Verdienst hätte; er kann dann unmöglich blos durch das Dunkel, das über seiner Entstehung liegt, interessiren, so sehr auch das bisher den Gelehrten die einzig interessante Seite schien; es konnte ihm auch nicht zum Nachtheil oder Vorwurf gereichen, daß er für die Geschichte der Thiersage nichts Neues liefert, denn ein Gedicht macht seine Wirkung nie blos dem Stoff, sondern hauptsächlich der Form nach. Es wäre wunderbar, wenn irgend ein literarisches Werk auf Jahrhunderte, auf Nationen, auf die größten Köpfe solche Wirkung üben sollte, wenn es nicht in sich die Ursache dazu trüge; wunderbar, wenn man in den Zeiten seines Entstehens nicht den Weg auf seine Quelle zurückgefunden hätte, der noch durch die holländische Prosa leichter zu finden war, falls man dieß Original für werthvoller, für würdiger der Verbreitung gehalten hätte. Der Stimme des Volks im Augenblick zu trauen,

den Schrei der Masse über das, was sie grade jetzt in dieser Stunde unterhält, zerstreut und ergötzt, für ein Orakel und für Gottes Stimme zu halten, ist eine große Thorheit; aber was sich in einem großen Raume, was sich durch alle Klassen, noch mehr aber, was sich im Laufe langer Zeiten als bewährt und ohne Widerrede als trefflich in der öffentlichen Meinung erhält, dem forsche man doch ernstlich nach, dem trachte man im Fall des Zweifels lieber einen Werth zu suchen als abzusprechen, denn die Stimme der Zeiten ist wirklich Gottes Stimme, wenigstens hört man in der Geschichte, seit Gott aufgehört hat, zu uns in unserer Sprache zu reden, seine Stimme nicht anders als durch die Zeiten. Es wäre auch gar nicht verwegen, aufs bestimmteste zu weissagen, daß, obzwar jetzt der Reinaert aufgefunden ist, er den verlornen Rang dem Reineke nicht wieder abjagen, daß dieser stets in seiner ersten Stelle bleiben wird.

Der Reinaert von Willam ist einmal in einer Sprache geschrieben, die seine unmittelbare Verbreitung hemmte; war das Gedicht erst in den Händen einer großen Nation, wie die deutsche, so war für die geistige Spedition, für den Durchgang in andere Sprachen und Länder von selbst gesorgt. Der Reinaert ist ferner, so vortrefflich er dem Stoffe nach ist, der auch eben deshalb jeder wesentlichen Veränderung — so oft er auch behandelt, so manchmal er auch mißhandelt ward — getrotzt hat, der Form nach dem strengen Styl und der trocknen Manier angehörig. Sie sei wahrer und ächter, als die des Reineke, es fehlt ihr aber jene Glätte und Eleganz, die ein Gedicht haben muß, wenn es ausgebreiteteren Eingang finden soll. Dieser Glätte widerstrebt die Sprache an und für sich; keinerlei niederländische Poesie hat daher überhaupt irgend einen bedeutenden Wirkungskreis gehabt. Man lese beide Gedichte nacheinander, man anatomire sie nicht in Stellen, man vergleiche nicht die Breite oder Enge, die Sentenzen und Worte, sondern man lasse jedes Ganze als Ganzes auf sich wirken, man nehme den Eindruck, ungestört von einzelnen verständigen Beobachtungen, in das Gemüth auf und man wird fühlen, daß das Knochengerüste und das innerste Mark dem Willam gehört, daß dieß das Modell ward, nach dem jeder spätere Künstler arbeitete, daß aber diesen festen Bau der Glieder für's Auge wohlthätig mit Fleisch zu decken und Rundung und Weiche hervorzu-

bringen, dem späteren Bearbeiter vorbehalten blieb, ob er nun ein Holländer Hinrek von Alkmar oder ein Niedersachse Nikolaus Baumann war; man wird den Reinaert höher achten, dem strengen, ernsten, kunstsinnigen Kenner wird er vielleicht werthvoller scheinen, aber den Reineke wird man schneller liebgewinnen, und da er nichts Wesentliches opfert, so wird ihm auch der Kenner seine Liebe nicht versagen können. Wie wenig man mit einer zergliedernden Vergleichung zweier Gedichte, die in einem solchen Verhältniß der Verwandtschaft zu einander stehen, das Wahre trifft, wird man bei einer solchen Prüfung des jeseitigen Ganzen aufs unzweideutigste lernen. Man zählt die Verse, man findet das niederdeutsche Gedicht kürzer, trotz einzelner Zusätze, die es macht, und dennoch appelliren wir an jeden Leser von Geschmack, ob er nicht vom Reineke den Eindruck einer größeren poetischen Ausführung, einer feineren, behaglicheren Breite erhält? Es ist ein Verschieben, ein Zusetzen und Wegnehmen, ein Mehr oder Weniger bald hier bald da, was, indem es das Ganze unverändert läßt, die Erscheinung ganz anders gestaltet; es ist ein Zusammengreifen der verschiedensten Kleinigkeiten, das wohl ein reproducirender Dichter, wie Göthe, wenn er beide verglichen hätte, gefunden und in seinen innersten Gesetzen sich erklärt haben würde, was auch einem offenen Gemüthe der Wirkung nach und einem glücklichen Auge selbst dem Verfahren nach nicht verborgen bleibt, aber einem dürren Kritiker, der nichts von ausübender Kunst versteht, ein stetes Räthsel bleiben muß. Hätten doch alle unsere volksmäßigen Gedichte solche Bearbeiter, solche Uebersetzer gefunden! Die es so verstanden hätten, den Grundton eines Werkes zu halten und doch leise zu mildern, dem Ganzen seine solide Form zu lassen und doch so sinnig zu verfeinern, die naive Simplicität so zu wahren und doch ein wenig absichtlich manchmal ins Burleske zu streifen.

Soviel möge für den Vortrag genügen. Was aber die innere Behandlung angeht, so steht diese in einem ähnlichen Verhältniß. Alkmar oder Baumann konnte den Ausdruck bessern, aber hätte ihn schwerlich schaffen können; er konnte vielleicht nicht objectiv den Sinn der Fabel so rein fassen, wie Willam, so trefflich er ihn subjectiv interpretirte. Sein Gedicht verhält sich zu Willam, wie etwa Tasso's Auffassung des Rittergeistes und Rittergedichts zu der Unmittelbarkeit, in welcher das Dichten und Treiben der Ritter-

dichter in ihren eignen Werken erscheint. Was bei Willam Takt ist, wird bei ihm Einsicht. Dies gab seinem Gedichte nothwendig bei den Vielen einen Vorzug. Es wird hier leise die Hand geführt zum Verständniß des Gedichtes: in seine innere Bedeutung geht man hier leichter ein als im Reinaert. Hier wird der zweite Theil bedeutender, als der erste: in dem Reineke möchte man sagen, ist die zweite Beichte des Fuchses der Mittelpunkt des Gedichtes. Ueberall ist hier dem Helden ein größeres Bewußtsein geliehen, als Willam gethan haben würde: denn der Niedersachse ist schon wieder nicht mehr mit der allgemeinen poetischen Wirkung des Werkes zufrieden, er sucht wieder eine moralische und giebt dem ganzen bestimmter eine satyrische Wendung. Dieß machte ihm, wie den alten lateinischen Bearbeitern der Sage, nothwendig, seinen Thieren und namentlich dem Fuchse, eine größere intellectuelle Kraft beizulegen, als Willam durfte oder nöthig hatte. Der Reineke schildert, wie jedes Glied dieser Thiersage die Gesellschaft, wie sie ist, wenn kein höheres Princip in ihr waltet, wenn kein anderes Gesetz sie bindet, als das positive. Beide Gedichte gehen daher von einem Landfrieden aus, der verkündet ist: der Uebereinkunft nach soll Friede herrschen, aber der Wirklichkeit nach überläßt sich jeder seiner Willkühr, so gut er vermag [520]). Hier siegt nun, sehen wir, die geistige Ueberlegenheit über die rohe Gewalt, mit der sie

520) Das Thiergedicht schildert den Naturstand der Menschen im Thiere. Man kennt nun die alte Streitfrage, ob die Menschen in diesem Naturstande mehr friedlicher oder kriegerischer Natur gewesen seien. Alles vereinigt sich jetzt mehr, der feindseligen Hobbesschen Ansicht zu opponiren und man zeigt aus dem apathischen Charakter der Inder und Iberer, daß Friedfertigkeit den Urstand der Menschheit müsse bezeichnet haben, der erst später vom Kriegsstande verdrängt ward. Dennoch gibt es Völker in der Geschichte, die wir nicht über diesen Kriegsstand hinauf verfolgen können; so die Germanen. In der orientalischen Thierfabel nun sehen wir noch auf jenen älteren Friedensstand zurück; vielfach treffen sich feindliche Thiere friedlich, die unpassendsten machen treue Bündnisse miteinander, vieles verräth noch den Zustand, wo alles Gethier geduldig in Eine Arche ging; dazwischen spielt der Kriegsstand wohl hinein, aber in den deutschen Thiermährchen herrscht dieser mehr allein. Jene Gattung eignete sich vorzüglich zum Lehrgedicht, denn von dem friedlichen Hausthiere eben lernte der Mensch; diese zur Erzählung, denn mit dem Kriege beginnt erst Geschichte, Begebenheit und Factisches. Diesen Gegensatz der Thierfabel und des Mährchens zeigen

ununterbrochen Kämpfe zu bestehen hat; diese Nothwendigkeit zeigen beide Gedichte: so weit gehen sie miteinander. Aber der Reineke zeigt, wie dieser Sieg errungen wird, und hier trennen sich die Gedichte. Der Reinaert schildert nur diesen Hergang, indem er treu den gemeinen Weltlauf abbildet, der Reineke aber weiß, warum dieser Hergang nöthig ist, der Held kennt seine Kräfte und übt sie nach Grundsätzen.

Dieß stört allerdings den einfachen Gang der epischen Erzählung, wie sie bei Willam ist, aber sobald wir eine bestimmte satyrische Beziehung sehen, so können wir diese Wendung nur loben, und nun fragen wir nur, wie jene Grundsätze gefaßt sind. Und da können wir unsere Bewunderung nicht verschweigen! Der Reineke, seiner Ueberlegenheit und seiner Unentbehrlichkeit sich bewußt, stützt seine Maximen auf die innerste Verachtung Aller, die er aber verschweigt, weil er Alle zu Zwecken gebrauchen will; er entschuldigt seine Maximen mit der Nothwehr gegen die Großen der Welt, gegen Hof und Prälaten, die es ärger machen als die kleinen Diebe. Wenn er nun mit Ehe, Religion, Völkerrecht, mit Bund und Eid, mit allem Heiligen seinen Spott treibt, wenn Verleumdung, Heuchelei, Tücke und Arglist, Verrath an Freunden und Feinden triumphirt, wenn Einfalt und Unschuld gemordet und zerrissen werden und das Unglück ausbaden, das die Klugen und Argen anrichten, so hält er die Habsucht und Geldgier der Oberen entgegen, Weiberregiment und Gewaltthat herschen dort, das mißliche Beispiel wird dort gegeben, die Prälaten machen den Vorgang, der König raubt selbst, keiner klagt's und sagt's, denn die Großen rauben und genießen mit. Druck der Unterthanen thut nichts, wenn nur da sind, die dem Könige viel bringen. Sieht man nun das, so denkt man, es muß ja wohl so recht sein, da dessen soviel geschieht; will man die Hand im Spiel haben, will man mit der Welt schwimmen, so kann man sich billig nicht so bewahren, wie der Einsiedler und Mönch; den Dummen wird ihre Stumpfheit und Plumpheit zum Nachtheil und zum Vorwurf, den Klugen bleibt der Gewinn, freilich die Sünde auch.

---

unser Reineke und der Bidpai vortrefflich; beide wurden in diesen Zeiten erneuerter Rückkehr zu einem Naturstande auch erneuert und der letztere von dem ersteren, wie es der Sache gemäß ist, verdrängt.

Das Gewissen spielt unterweilen herein, doch geht es vorüber; man soll seines Gleichen lieben, aber wer achtet das groß? wer soll mit solchen tölpelhaften Gesellen viel Umstände machen? man macht sich daraus blutwenig Gewissen! Ganz vortrefflich! Er beichtet fremder Leute Sünden, wie ihm sein Beichtiger sagt, wo er für die eigenen Buße thun soll! Ein treffenderer Zug war nicht zu erdenken. Eine tiefere Ergründung war kaum möglich. Es sind die schönsten Grundrisse zum Tagebuch eines Diplomaten. Und so erscheint auch Reineke überall; das bewußte Erkennen der Schlechtigkeit der Welt, die Verachtung der niederträchtigen Masse, eine darauf gegründete, aus dem Lauf der Welt abstrahirte Moral läßt sich auch nicht anders personificiren. Bei Willam ist die gemeine Welt nach Trieb und Instinct handelnd geschildert, hier handelt sie der Masse nach eben so, der Ton im Ganzen ist daher so vortrefflich festgehalten, allein der Held steht mit Bewußtsein darüber. Man ist auf eine höhere Stufe gerückt, man bewegt sich in den oberen Sphären des gemeinen Lebens, man hat daher immer im Reineke eine Satyre auf Hofleben gefunden und auch Göthe hat ihn so gefaßt; kein früheres Gedicht vom Fuchs, selbst nicht der Reinaert konnte auf diesen Gedanken leiten.

Das alte Lied wird hier gesungen, daß die Fehler der Menge die Schuld der Obern seien; und diese Schuld wälzt sich am Ende ihrem ganzen Umfange nach auf die Geistlichkeit, deren weltlichem Ehrgeiz endlich ein Ziel gesteckt werden sollte. Man hört nun die ehemals oft wiederholte Predigt, daß man auf die Worte und nicht auf die Werke der Geistlichen sehen sollte nicht weiter. Man achtet vielmehr auch auf ihre guten Werke nicht mehr, wie es im Reineke weiter heißt, sondern man späht nur aus nach dem Schlechten und verschlimmert es noch dazu. Mit den Laien die Weiber zu theilen, Steuern für Kirchenbauten zu erheben und selbst nichts dazu zu zahlen, schöne Kleider und leckere Speise, viele Geschäftigkeit in weltlichen Dingen, und kurz unter allen Mönchen, Legaten, Aebten, Pröbsten und anderen Prälaten das Eine Lied: Gebt mir das Eure, laßt mir das Meine. — Dieß ist nun der herrschende Ton in dem geistlichen Stand. An dem geistlichen Hofe ist Alles käuflich und bestochen; man hilft dort jedem der was zu geben hat; man citirt und will nichts als Geld; mit Geld macht man da jede schlechte Sache siegen; mit Geld

findet man Gnade und Hülfe. Der Pabst selbst ist ein alter kranker Mann, der sich keines Dinges annimmt, durch seine habsüchtige und geldgierige Umgebung muß man sich durch Gunst und Gaben durchschlagen, dann kann man jeder Unterstützung und Nachsicht sicher sein.

Das Gedicht vom Reineke Fuchs ward zum erstenmal bedeutend, als der erste Kampf zwischen Geistlichkeit und Laien begann; wo dieser Kampf enden sollte, vollendete sich auch das Gedicht, und tauchte nur noch einmal verjüngt in ähnlichen Revolutionszeiten und durch sie veranlaßt hervor. Von welcher Bedeutung das Gedicht gerade dieser Reformationszeit werden mußte, sieht man von selbst. Der große Streit des Absolutismus gegen das Volksthum, der Machiavellismus, die Regierung der Laune und Willkühr, die tückische Staatskunst, die damals systematisch begründet ward, fand hier einen vortrefflichen Vertreter in der Poesie. Alles fing in Deutschland an, die Begriffe von Fürsten- und Volksrecht zu ändern, es war daher gerade zur rechten Stunde, daß man dieß Gemälde von solchen Regierungen auffrischte, in denen keine Theilnahme am Volke und seiner Wohlfahrt, sondern nur Gewalt, Habsucht und Geiz zu finden war. Es traf ohnehin gerade in die Zeiten, wo sich Reuchlin schon gegen schlechte Hofberather, Wimpfeling gegen die Kirche, die Reichstage in lauten Beschwerden gegen die papistischen Misbräuche Luft zu machen anfingen, und wo die Humanisten, von dem rohen Adel und den ungebildeten Fürsten abgewandt, die reichsstädtische aristokratische Freiheit begeistert zu preisen anfingen.

5. Murner. Hutten. Luther.

Dieser neue Geist, der jetzt mit einemmale die freiwillige Censur, welche man sich aus Scheu und Gewohnheit bis jetzt aufgelegt hatte, abschütteln hieß, riß damals auch den langsamsten mit. So ein sclavischer Nachahmer des Brant auch Thomas Murner[521]) ist, so macht er doch in dieser Hinsicht einen wesentlichen Fortschritt, und gibt zu dem Uebergang der Satyre von

521) S. über ihn Waldau, Nachrichten von Th. Murners Leben u. Schriften. Nürnb. 1775.

dem Allgemeineren zu dem Besondern, wohin sie Hutten führte, das Signal. Er legt die ruhige Mäßigung Sebastians ab, er behält seine Derbheit und verdunkelt den edlen und reinen Hintergrund, auf dem jener seine Bilder aufgetragen hatte. Der Charakter der Dichter fängt nun an, für die Dichtungen von Wichtigkeit zu werden, weil die Dichtung jetzt wieder mit dem äußeren Leben ganz zusammenfällt. Sebastian Brant war ein wohlgesinnter, ruhig und besonnen thätiger Mann, der sich von keiner Leidenschaft in seinem practischen und literarischen Wirken hinreißen ließ; Murner war ein unruhiger, ausschweifender Mönch, unzufrieden mit seiner Stellung und doch nicht fähig, eine andere einzunehmen, anmaßend und dabei ein schwacher Kopf, strebend ohne Ausdauer, unstet bald in Italien, bald in Deutschland, in Paris und Krakau sich umtreibend und nirgends nur eine kleine Zeit ansäßig und ausharrend; jetzt ein Nachbeter des Brant, daß er nicht allein das Narrenschiff in seinen Gedichten copirte, sondern auch selbst die Rolle des Geiler übernahm und darüber predigte, und dann wieder mit ihm überworfen; jetzt, wie es scheint, ein gutmeinender Uebersetzer lutherischer Schriften, dann einer der heftigsten Gegner der Reformation und im Sold von Heinrich VIII. von England, oder der katholischen Partheien in der Schweiz und im Elsaß; jetzt ein Widersacher der obscuren Theologen und der Bartholisten, dann selbst in Poesie und Wissenschaft mit den größten Thorheiten der scholastischen Gelehrsamkeit beschäftigt. In den Briefen der dunklen Männer wird er unter den Freunden Reuchlins genannt und seine ersten poetischen Werke stellen ihn auch der Gesinnung nach nothwendig unter diese; er ward daher seit seinem Auftreten gegen Luther, das nur die Scheelsucht eines unmächtigen Ehrgeizes eingegeben haben konnte, mit einer ungeheuren Wuth als Apostat verfolgt und zeigt uns also in der Dichtungsgeschichte einen der Abtrünnigen und Schwankenden, die in der Geschichte der Humanistik und Reformation so häufig sind. Wenige derselben sind so arg mit genommen worden; Wimpfeling behandelt Murnern ganz als einen niederträchtigen Gesellen und Simon Hessus scheint den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, wenn er in seiner „Ursache, warum die lutherischen Bücher verbrannt wurden" von ihm sagt, er sei ein armer Barfüßermönch Franciscanerordens gewesen, ein Doctor der heiligen Schrift, der

aber nach seinem Sinne noch nicht genug Würdigkeit gehabt und bei sich gedacht, wie er lux mundi möchte werden, und dazu Doctor in beiden Rechten, denn er hätte das Institut verdeutscht und halte sich selber für einen hochberühmten Juristen, wiewohl ihm's Niemand glaubt. So habe er in Basel Doctor in beiden Rechten werden wollen, und damit er einen herrlichen Pomp und Gepränge haben möchte, habe er die Stadtpfeifer aus Strasburg mit sich gebracht, habe wollen mit großer Pracht hereinreiten, damit ihn sein Franciscus nicht mehr kenne, allein sein Anschlag sei fehlgegangen und er habe ohne Geschrei und Pomp, wie einem Mönch gebührt, müssen Doctor werden. Dieß enthält in der That den Schlüssel zu seinem Charakter, den eine Masse von Pasquillen und Schandschriften in Murners Tagen aufs gehässigste ausmalten. Allein nicht blos die Zeitgenossen, auch die Spätern konnten dem armen Gänseprediger, wie sie ihn nannten, nicht vergeben; Fischart nimmt ihn gleichsam als einen Repräsentanten des alten üblen Schlags von Mönchen, „der Schälke, Murmelthiere, Murner und Brüder Murrnarren;" und noch Moscherosch nennt seine Schriften mit mehr Witzelei als Witz ein verkümmertes, verstümmeltes, verschimmeltes Gemaunze. Seine Poesien haben in der That wenig Originales, obwohl man der Schelmenzunft die Ehre angethan hat, sie ins Lateinische und Holländische zu übersetzen; und man möchte sagen, wo er den Brant nicht ausschreibt und breit tritt, variirt er sich selbst. Ohne ein mehrfaches Interesse sind sie gleichwohl nicht. Man sieht vor Allem daran, wie nun mit Gewalt der Volksgeschmack alles bis ins tiefste herabriß und wie nun selbst die gelehrten und adligen Poeten sich vergeblich hiergegen mehr stemmten, und wie die große Kluft zwischen den lateinischen und deutschen Poesien in diesen stürmischen Zeiten verschieden durchbrochen ward. Ernste Strafrede und Ermahnung, sagt Murner am Schlusse seiner Gäuchmatte, helfen jetzt nicht mehr trotz bitten und flehen; man zwingt die Gelehrten, von allen Dingen schimpflich zu reden und im Scherz. Es bleibt daher nichts übrig, als Schimpf mit Ernst zu mischen. Viele muthen mir an, ich solle geistlich schreiben und auf dem Ernste bleiben. Wahrlich, fünfzig Bücher habe ich geistlich geschrieben, allein die Buchdrucker weisen mich damit ab, und so bleibt Gott in der Kiste liegen. Kein deutsch-Buch ward je von mir gedichtet, ich dichtete

es daneben auch für die Ernsten und Weisen in Latein, allein die Drucker lassen sie mir liegen. Zugleich fügt er bei, was auf die verbreitete Gewöhnung an Reime ein Licht wirft: daß er in Reimen dichte, dafür könne er nicht; wenn er schon anders reden wolle, so würde ihm der Mund voll Reime und wer das so von Natur habe, dem werde es nicht sauer; auch komme ja darauf nichts an, wenn man ihn nur verstehe, so sei es ebenviel, ob er in Reimen rede oder nicht. Er gibt sich also der deutschen Dichtung fürs Volk hin, allein nachdem er diesen Einen Schritt gethan hat, thut er auch einen zweiten, der ganz unnöthig war. Er redet nicht allein popular, sondern plebejisch, und wenn man ihm die Dichtung oder Herausgabe oder Uebersetzung des Eulenspiegel ohne Grund in die Schuhe schob, so hat doch diese Erdichtung in so fern einen Sinn, als er im unnöthigen Schmutz in seinen Versen und in den Arabesken, die diese umgeben, viel zu weit ging, viel zu weit in gemeinem Fluchen und Schimpfen, im Nachahmen der rothwälschen Ausdrücke und der rohen Verkehrsart der St. Grobianisten, im langweiligen Variiren des Einen Witzes, daß er die figürlichen Sprüchwörter, die zu seinen Capiteln die Themata hergeben, in unfigürlichen Holzschnitten eulenspiegelisch darstellen läßt, überhaupt in jeder Art Ausübung seiner vulgaren Kunst, die er, sagte man[522]), in Freiburg im faulen Pelze erschnappt haben müsse. Ob man dem wackern Manne überhaupt glauben soll, daß er so viele lateinische und ernste Bücher geschrieben? Mit seiner Verleugnung der Gelehrsamkeit zu Gunsten des Volksgeschmackes ists eine eigne Sache; man brachte damals gelehrte historische und mythische Andeutungen ohne Anstand sogar ins Volkslied, und daß Murners Poesien davon so leer sind, daß er wenig Bibel darin allegirt und nicht viel griechisch und chaldäisch dazu gebraucht, macht man ihm ausdrücklich zum Vorwurfe, denn nur in der Gäuchmatte dreht er sich um einen kleinen Kreis von solchen Beispielen, die ihm, wie er selbst gesteht, sehr sauer zu erwerben waren, und die doch von dem Brant und Hans Sachs zu hunderten aus dem Aermel geschüttelt werden. Murner konnte, wie das Brant und Hans Sachs gethan haben,

522) In einem Gespräche zwischen einem Pfarrer und einem Schultheißen von 1521.

den groben Ton der Zeit angeben und nachahmend bekämpfen[523]), allein er verfiel viel zu tief darin, so wie er selbst in seiner Polemik gegen seine Standesgenossen, die Geistlichen und Mönche, nicht seiner eigenen Vorschrift nachkommt, daß der Vogel sein eigenes Nest nicht beschmutzen soll, und wie er in übertriebener und gezwungener Nachahmung der Stelle im Narrenschiff, wo Brant sich selbst an Bord anführt, allzuhäufig sich selbst beschimpft, anschuldigt und sich lustig über sich selbst macht, ein Zug, der etwas ganz Gemeines und Jüdisches an sich trägt.

Die Art und Weise übrigens, wie Murner in der Narrenbeschwörung[524]) und Schelmenzunft[525]) (beide 1512) die Gelehrten und Geistlichen, die Juristen und Fürsten angreift, leitet das, was zunächst in der Literatur und im Leben gegen diese Stände alles Stürmische losbricht, ein. Er höhnt aufs Derbste die Schriftmeister, die sich Doctoren schelten lassen und nicht wissen, was die Rüben gelten, und die des Narrenbeschwörers weit mehr bedürfen, als manche Laien des Lehrers. Wenn wir unsere Bibel lesen, sagt er, so sind wir so froh, als ob wir Bohnenstroh kauten; wir achten nicht das göttliche Recht, es macht uns

523) Das Capitel vom Dreckfinden in der Schelmenzunft gibt sein Verfahren an.

Ich weiß noch ein derselben kunden
der diß mein dicht durchlesen hat,
da der sawkröner hat sein statt,
und meynt ich wär ein geistlich man,
dem semlich red stünd übel an,
und wolt darbey nit merken das,
das sollich red der grobianer was,
als sie die thund an allem ort,
und nit das ich thu semlich wort,
denn nur allein in meldens weyß,
wie man die saw kröht so mit fleyß;
das andre hat er als durchlesen,
und spricht, es sey wol dicht gewesen,
auch laßt die selben blümlin ston
und bessert sich gar nit darvon,
und hat nur funden einen dreck,
hinderm zaun, weyt von dem weck.

524) Ausgg. von Strasb. 1512 Hupfuff und ebend. m.

525) Diese kenne ich in der Ausg. Strasb. bei Joh. Knobloch 1516.

schwamplicht im Kopfe; wir zeigen dir das ewige Leben und gehen selbst weit irre; wir glauben wie geschrieben steht, und handeln so sehr anders, als ob es falsche Lehre wäre; wir sind die ersten die verspotten, was wir dich lehren und dir rathen. Die Pfaffen plappern Gebete gedankenlos hin; ihre wahren Gedanken sind nur auf Besitz und Geld gerichtet, und auf kriegerische Stärke. Man findet jetzt Prälaten, die jagen, blasen, heulen, das Wild fällen, beitzen, den Armen durch ihre Felder rennen, und ist das geistlich, wenn die Priester Jäger werden und die Hunde die Messe singen? Die Bischöffe sind Wölfe aus Hirten geworden und führen eines Kaisers Sinn mit dem Gut der Kirche; sie sind zu Hirten geschaffen und jetzt will man nur Adlige zu Bischöffen haben: das durchzusetzen hat der Teufel viele Schuhe zerrissen. Der Fürsten Kinder sollen nun Pfründen haben, wenn sie noch in den Windeln liegen; und die Erwachsenen Infulträger wollen dann nicht singen und stecken doch die Gulden ein. Alles ist nun käuflich, Pfründen, Sacramente, Tugend und Ehrbarkeit, Reu und Leid um unsere Sünde, Alles feil. Sonst mußte ein Christenlehrer in Rechtschaffenheit und Lehre predigen und regieren, jetzt überlädt man einen mit Aemtern, wie andere Esel mit Säcken. Das Alles macht der Pfennig; soll ich beichten, so muß ich nach der Tasche greifen, soll ich zum Sacrament gehen, ebenso, soll ich zur Weihe, so muß ich mirs verschreiben lassen und das Siegel tapfer netzen. Die Menschen vertrauen so leicht, wenn sich einer heilig gebärdet, doch ist er ein Mensch wie ein anderer und kann nur den besonderen Fund, daß er seine Wolfshaut deckt. Wolle man jetzt einem Almosen geben, so wähle man, statt auf die Noth zu sehen, unter den verschiedenen Bettelorden einen aus; um diese Wahl gebe er nicht einen Rübenschnitz, so wenig, wie wenn man ihm unter hunderttausend Wölfen die Wahl frei gebe. Die Mönche gehen an Frau Venus Band und steigen des Nachts über die Mauer (auf diese Stelle spielt Fischart an); die Nonnen, in zarter Jugend vom armen Adel ins Kloster gestoßen, hätten sich lieber mit einem armen Manne vergnügt und verunehren dann im reiferen Alter das Kloster. Wenn sie einen Teller allen lassen, das Handwaschen vor Tisch vergessen, so beten die Klostergeistlichen zu Gott, daß er die böse That nicht räche, dieser Beginnentand ist ihnen eine große Sache; wenn sie aber buhlen und

alle Klöster durchlaufen und neidige Drachen sind und Zwiespalt stiften und jedem ein Lotterspöttlein anhängen, und alle Welt zusammenkuppeln, dessen dürfen sie sich nicht schämen. Die Decane dürfen nicht gegen den Bischoff für den gemeinen Nutzen sprechen, sie müssen sein Lied pfeifen und nach ihm tanzen. Ehe einer Decan wird, muß er schwören, nicht in des Bischoffs Sache zu reden, dem Capitel durch seine Finger zu sehen, Alles im alten Sinne gehen zu lassen, und wenn die Köchin die Messe singt und das puer natus ruft, mit seinem Gesang dazu zu stimmen und nicht mit dem Basse zu dissoniren. Dagegen gibt ihm der Bischoff das Gleiche, sie grüßen sich Gevatter über den Zaun und solcher Gevattern läuft die Welt voll und Gries kennt den Gramen wohl. Leichtsinnig wird von der Gewalt der Kirche und dem Banne Mißbrauch gemacht, so daß der Glauben auf Stelzen geht und ehestens den Hals abbrechen wird. Man hat so oft im Namen der Kirche den Türkenkrieg bei uns gepredigt, und uns so oft betrogen und ums Geld gelogen, daß es einen Wunder nimmt, wann wohl die Deutschen werden witzig werden. Man traut auf den Spruch, St. Peters Schiff solle nicht untergehn und doch schwankt es schon; Königreiche und Kaiserthümer fallen nacheinander um, und die Schuld liegt an den Fürsten, die dem Kaiser nicht gehorsam sind, an den Städtern und Bauern, die ihm nicht beisteuern. Am Regimente sitzen Tyrannen, die den Unterthan in ein Mausloch bringen und nicht denken, daß sie Menschen sind, die dann wohl auch einmal mit Fäusten drein schlagen, denn die Welt will jetzt nicht gezwungen sein. In ihrem Rathe und am Brette sind, die Alles seinen Gang gehen lassen, stillschweigen und ihren Sold nehmen, nichts aufrichten und Alles liegen lassen, und ihren Oberen die Ohren melken und schön thun und kuppeln, die Suppenfresser, Schmarotzer, Schmalzbettler und wie er sie alle in Rothwälsch nennt, die sich dann zum Vergelte wieder von ihren Herren auf ein Kissen setzen und säuberlich halten lassen, statt daß sie auf dem Rade sitzen sollten. Daneben treiben die Ritter ihr Unwesen: keine Kunst sei es, sagen sie, daß König Ferdinand Inseln mit Specereien in Indien entdecke, sie fänden deren zu Schiff auf dem Rheine, auf dem man vordem nichts von Specereien gewußt habe. Und dann die Advokaten, mit großen Büchern und kleinem Verstande, die den graden Text mit Glossen

krumm machen, der unnützen Sache den Fuß halten, und wenn sie Accursius abspricht, mit zehn anderen verfechten, die den armen Bauern weiß machen, seine Sache sei warm, da sie es nur für sie selbst ist, wenn jener auch dabei erfrieren mag, und mit deren Eintritt ins Reich das gute Recht im deutschen Lande aufgehört hat.

Man wird bald sehen, hier sind im Umrisse alle die Gegenstände angegeben, um die sich bald das ganze reformistische Streben in Deutschland regte, und die Ulrich Hutten mit Feder und Schwert anzufechten zunächst auftrat. Die Schelmenzunft ist in dieser Hinsicht weniger wichtig. Auch hier will er zwar der Welt im Allgemeinen ihr nequam sagen und meint, es brauche dazu nicht viel Vernunft, weil der tägliche Brauch dieß wohl lehre; er hat also wirklich keinen Begriff davon, daß man nicht in, sondern über der bösen Welt stehen muß, die man belehren will, wie auch seine sämmtlichen Bücher nicht eine Spur von dem Grundsätzlichen der Brantischen Moral an sich tragen. In dieser Schelmenzunft aber, obgleich er sich auch hier auf alle Classen von Menschen einläßt, die er meist kurz redend einführt und sie dann in eigener Person anfährt und zurechtsetzt, obgleich er auch hier Sprüchwörter oft sehr seltsamer und unstreitig neuer Art, häufig die nämlichen wie in der Narrenbeschwörung zum Thema seiner oft vielsinnigen Auslegungen gemacht, in dieser Schelmenzunft ist es doch mehr auf die Laster des Verkehrs abgesehen, auf die frommen Buben, die freien Knechte, die lustigen Gesellen, die Demmer und Schlemmer und ihre rohe Unterhaltung, auf jene eisenfresserischen Fluchmäuler und Prahler, auf die Aufbinder und Strohbartflechter, auf die Kerbholzredner, die adlig versprechen und es für bäurisch nehmen zu halten, auf die Kothrütteler, die Alles verleumden und alles Uebel aufsuchen, auf die Zutrinker, die wie die Gänse einander nachtrinken ohne Durst, die nach löblicher Sitte der Deutschen nichts anfangen ohne die Flasche, und mit der Flasche nicht enden bis der Wein hinein, der Witz heraus ist, und sie dann vom Dirdendein anfangen zu lallen. In diese Klasse gehören dann auch die Kannegießer, („die von den Reichstädten reden," heißen sie hier), die ihren Rücken mit fremder Sache beladen, mehr tragen wollen als sie können, für andere Klage führen, Tag und Nacht sorgen, wem die

Venediger Geld abborgen und wie sie es wollen wiedergeben, wie der Pabst Haus führt und wie der Franzose des römischen Königs Bund nicht hält. Wo wir trinken und essen, sagt Murner, vergessen wir den König nicht, und die Franzosen, und wie der Türke kommt über Meer, und jeder Dreck liegt uns am Herzen und macht uns Kummer. Die Reichstädte müssen auch dran; sie haben uns dieß und das gethan, das können wir nicht ungerochen lassen. Lieber Schelm, schüfst du das Deine und ließest die Reichstädte Reichstädte sein und tränkst einen guten Wein dafür, so ging er dir desto glätter ein. — Man merkt sogleich, daß dieß einen aufgeregten Ton der politischen Unterhaltung verräth, der auch in der Geschichte sonst angetroffen wird und die ersten Bauerntumulte in diesem Jahrhundert bald nach diesen Schriften begleitete oder ihnen voranging.

War es nicht Murners persönliche Unleidlichkeit, die seinen Werken gleich bei oder eigentlich vor ihrem Erscheinen Gegner verschaffte, wie er selbst einmal andeutet, so kann es auch ihre wirkliche Schwäche gewesen sein. Ueber die Erbärmlichkeit seiner Badefahrt (1514) gibts nur Eine Stimme und sie muß gleich beim Hervortreten verhöhnt worden sein, weil er darin Gott zu einem Bader gemacht, wie Murner selbst berichtet, und obgleich er darin die Geistlichkeit nicht schont, was also damals zu einem guten Leseartikel gehört zu haben scheint. Die Gauchmat[526]) (1515 geschrieben) ist von nicht viel größerem Werthe. In beiden wiederholt er seine früheren Witze, so bald hatte er sich ausgeschrieben. Nachdem er schon vielfach in der Narrenbeschwörung die affectirten Fantasten, Spiegelgucker, Knebelbärte und Weiberdiener durchgehechelt hatte, versammelt er diese Klasse von Menschen, diese weibischen Gäuche, auf einer eigenen Matte. Im Anfang scheint es, als wolle er hier eine neue Einkleidung gewinnen; es sieht aus, als solle es eine Parodie jener Allegorien vom Venus-Garten oder Berg u. s. w. werden; hier ists ihre Matte; ihres Reiches Gesetze und Artikel werden vorgelegt, und ein Eid der Gäuche vorgelegt, nach dem sie die alte Reinheit der Weiber anerkennen, den alten Liebesdienst beschwören, die alte Treue in dem Geschlechte anbeten, dem alle Creatur wei-

526) Sie ist erst 1519 ausgegeben.

chen müßte. Bald aber verläßt der Dichter diese Einkleidung, führt seine Sprüchwörter in alter gewöhnlicher Weise auf, mit eingemischten historischen Liebesbeispielen von Eva bis auf den Caspar Schlick, und diese wiederholen sich in einer Reihe von Portraits dieser historischen Personen, und wie in jedem einzelnen Capitel fast jede einzelne Figur und Sache wiederholt wird, so variirt sich in einem Anhängsel nachher das Ganze, die Sprüchwörter und die Figuren noch einmal. Man kann nichts Langweiligeres denken, und doch konnte auch dieß Gedicht zu einem Fastnachtspiele von einem Pamphil Gengenbach, der auch andere Stücke geschrieben hat, umgewandelt und in Basel gespielt werden! Nur Eins wollen wir uns daraus festhalten. Obgleich Murner noch ein großer Verehrer der Jungfrau Maria ist und seine Verehrung der guten Weiber überall bezeugt, so ist doch hier der Punct erreicht, von wo an diese aus der Poesie so gut wie verschwindet, und mit ihr all die schwärmerische Anbetung des weiblichen Geschlechts. An ihre Stelle tritt jetzt Mutter Eva, die so viel auf Erden gesäet hat, woran wir noch erndten; hinfort mischt sich Scherz und Ernst in der Frauenverehrung und Besingung; im ersten Augenblick des Wechsels mußten die Weiber aber in jenen Zeiten viel Arges hören. Es kam hinzu, daß die Schamlosigkeit ihres Verkehr mit den verbuhlten Geistlichen auch in der Wirklichkeit sehr arg gewesen sein muß, und auf diesen üblen Verkehr scheint Murners Mühle von Schwündelsheim oder Gret Müllerin Jahrzeit sich bezogen zu haben, die ich nicht kenne. Wenigstens gebraucht er diesen Namen schon in der Narrenbeschwörung wie sprüchwörtlich für eine solche Zuhälterin der Pfaffen und je ärger er, und je mehr er mit einer gewissen Vorliebe diese häßlichen Verhältnisse auch in seinen anderen Gedichten behandelt und gegeißelt hatte, desto übler deutete man es ihm nachher[327]), als er sich in jenem bekannten Liede mit dem Re-

327) In einer Flugschrift von Hans Heinrich Freyermut (um 1524) heißt es von dem Cölibat:

Damit wird nit mer außgericht, denn daß nur groß hurerey geschicht, wie mans denn öffentlich ersicht, von heimlichen da sag ich nicht; hat einer mit einer nicht genug, nimmt einer zwo drey nach seinem fug, welch ihm nit gefällt, die läßt er gon, nimmt andre als viel er wil hon, und hat mit sein'm Sparnöselein ein frölich sein guts mütelein.

frain Sparnößly über Luthers Ehe wie in anderen Liedern und Schriften über anderes Reformatorische aufhielt oder lustig machte. Die Schriftstellerei über Buhlschaft und Ehe war damals an der Tagsordnung, nur daß sie die Poesie wenig berührt. Hartliebs deutscher Ovid ward in diesen Zeiten ungemein oft gedruckt. Nicht allein Murner geißelt die Gewalt der Liebesgöttin, sondern auch Bebel in seinem **Triumphus Veneris** (**1515**); nicht Er allein das Concubinat, sondern auch Olearius in einem macaronischen Gedichte **de fide concubinarum in sacerdotes** (**1504**) und andere berühmte Männer in lateinischen Versen; nicht allein Er die böse Natur der Weiber, sondern auch eine Uebersetzung der Ecloge des Baptista Spagnolo über diesen Gegenstand (**1512**); nicht allein Er griff Luthers Ehe an, sondern aufs ungezogenste jene Monachopornomachia des Simon Lemnius; nicht allein Er pries, wenn jenes Gedicht des Johannes Murner vom ehelichen Stande wirklich unserem Thomas zugeschrieben werden darf, die Ehe, sondern auch Urbanus Regius und Albrecht von Eyb in dem bereits erwähnten Buche und so viele Andere; wie in der Wirklichkeit die Aufhebung des Cölibats von so viel wohlthätigem Einflusse auf die ganze Gestaltung der Gesellschaft war, wie die sinnliche Kraft der damaligen Menschen von so mancher Unnatur erlöste, nachher aber auch Ausschweifungen der entgegengesetzten Art mit sich führte, so haben wir auch in der Literatur neben diesen zum Theil aus schöner Gesinnung stammenden Streitschriften über das Frauenwesen bei Gelegenheit der Doppelehe Landgraf Philipps des Huldrich Neobulus Dialogus für die Bigamie und hiergegen wieder ein deutsches Reimgespräch, das den Bucer als den pseudonymen Verfasser jenes anderen bezeichnet. Wo aber auch diese Schriften wirklich Gedichte und deutsche Gedichte sind, da fallen sie so tief in die gemeine Prosa und Disputation oder Schmähung herunter, daß hier für den Geschichtschreiber der Dichtung kein Ort des Verweilens ist. Die Kämpfe des wirklichen Lebens rissen die Poesie jetzt in so tiefe Regionen herab, daß ihr allmählig der letzte Ausgang bevorzustehen schien.

Murmau Murnar der hetscht auch mit, denn er läßt schlechts sein mausn nit.

Ursach, er hat, hätts bald vergessen, ein Stück vom rohen Narren gefressen, das er noch nicht verdauen kann; daut wol noch 30 Jahr daran.

Gerade als die Begebenheiten in Deutschlands Geschichte mit dem Jahre 1517 so bedeutender Natur wurden, daß sie nun immer mehr die Dichtungen nach sich rissen, und alles Interesse von jeder anderen Gattung, die nicht poetischer Art war, abzuziehen schienen, kam noch ein sonderbares Buch in Deutschland ans Licht, das gegen alles Andere, was jetzt neu in der Literatur erstand, noch ganz alt und fremd aussieht. Ich meine den Theuerdank[528]). Nur das hat er mit vielerlei Dichtungen der Zeit gemein, daß er die gemeine Wirklichkeit und die unpoetischsten Stoffe behandelt; und hierbei ist nur der Unterschied zu merken, daß überall sonst die Poesie nur noch im Verse und Reime, nicht weiter im Reiz der Sprache und im Schwung der Bilder und Gedanken gesucht wird, hier aber noch die Allegorie als das wesentlich Poetische gilt, was sehr deutlich in der dem Theuerdank beigefügten Erklärung der Figuren liegt, wo bei den entschiedensten allegorischen Stellen angemerkt wird, die Handlungen seien hier poetisch, seien poetisch gestellt. Dieß Gedicht steht in Einer Reihe mit jenen altritterlichen Poesien, die noch an dem Hofe Albrechts von Baiern waren gepflegt worden, denn es will die Thaten Kaiser Maximilians nach der Weise der alten Heldenbücher besingen und zwingt sich dazu in einen Ton, der hier und da an den alten jetzt ganz verschwindenden Styl der Ritterromane noch schwach erinnert, im Allgemeinen aber in den der Meistersängerei herabfällt. Einen inneren Werth hat dieses allegorische Epos, wie man es genannt hat, gar nicht, so großen Ruf es, selbst bis ins Ausland, erlangte. Die Ehre, die man ihm anthat, bezog sich auch am seltensten auf den Inhalt. Die königliche Entstehung des Buches erwarb und verdiente ihm das Ansehen eines Königs unter den Erstlingen der Druckerkunst. In der Zeit selbst, wo der Theuerdank gedichtet ward, unterschied man das innere Verdienst und den äußeren Glanz des Buches wohl nicht. Damals prostituirten sich die Könige noch nicht, wenn sie dichteten, weil die höhere Bildung immerhin noch in den höheren Ständen weilte. Und so konnte der kleingroße Kaiser in dem Gedichte, das er, wie auch den verwandten Weiß-

528) Ich benutze die Ausgabe Augsb. bei Schönsperger 1519; und die Umarbeitung des Burkard Waldis. Frankf. 1563.

kunig, selbst entworfen und von seinem Melchior Pfinzing hat ausführen lassen, die Abentheuer und geringen Zufälle, die er auf Jagden und auf Fahrten, in Kämpfen und Streiten gehabt hatte, in einer einförmigen Reihe erzählen und an einen der bedeutendsten Momente seiner Geschichte, die Werbung um Maria von Burgund (eine Begebenheit, die auch von anderen Sängern lateinisch, deutsch und selbst spanisch behandelt ward), anknüpfen; so vornehm und dürftig die Allegorie ist, die das Werk dem Verständnisse der Menge entziehen sollte, so trocken und monoton und wiederholend der Vortrag, so durfte das Buch unter dem damaligen Geschlechte doch wohl auf manchen geduldigen Leser rechnen; man arbeitete es später (Joh. Albrecht Formann noch im Jahr 1680) um und Burkard Waldis gab (1563) mehrere tausend Verse und allerhand moralische Sentenzen zu, die von manchen Literaten, welche das Original nicht gekannt haben müssen, als eine Haupteigenschaft des Theuerdank aufgezählt wurden; es fanden sich Leute, die sich damit beschäftigten, das Buch in Auszüge zu bringen, oder es in lateinische Verse zu übersetzen; und später schrieb man Bücher darüber, die zahlreiche Auflagen erlebten[329]). Ergötzte man sich doch bald an unzähligen Gedichten über Schützenfeste und fürstliche Hochzeiten, warum sollte man nicht die wichtig tractirten Unfälle des guten Kaisers gern lesen, der wirklich als der beste Jäger und Springer, Soldat und Schiffmann galt, der so bürgerlich war und so ritterlich sein wollte, so viel Anlage hatte zu stiller Thätigkeit und so viel Glanz um sich breiten möchte, und in einer eigenen Mischung der kleinlichen Natur seines Vaters und der stolzen seiner Mutter das Große unternahm, aber auch das Kleine als Großes behandelte, der ein trefflicher Fürst für einen friedlichen Volksstamm gewesen wäre, aber von Cäsar und Karl dem Großen zu träumen liebte, so wie sein Erbland für ein abgeschlossenes Gedeihen in Gemüthlichkeit und Behagen gemacht war, aber von jenen Zeiten an durch den drohenden Anwachs des osmanischen Reichs in Euro-

329) Koeleri disquisitio de inclyto libro poetico Theuerdanck. 1714. ed. auct. 1737. Dann vermehrt und mit Noten und Glossen versehen von Fr. Hummel 1790. Vieles andere vereinzelte ist darüber geschrieben; das neueste in Jäck und Hellers Beiträgen 2. S. 87.

pa ganz unnatürlich zu einem Weltreich anschwoll. Von einem solchen Manne nun ist es erklärlich, daß er die schale Reimerei, die er mit seinem Geheimschreiber mühsam und langsam zu Stande brachte, auch in einer kostbaren Ausstattung verewigen wollte. Der Augsburger Buchdrucker Johann Schönsperger, der zugleich Schriftgießer und Papiermüller war, ward für das Werk ausersehen, und nachdem er an Maximilians Gebetbuch eine befriedigende Probe gemacht hatte, vollendete er es wirklich **1517** in Nürnberg, wo der Mittelpunct aller künstlerischen, wissenschaftlichen und gewerblichen Thätigkeit war. So ward dieß poetische Werk ein Denkmal des Erfindungsgeistes der damaligen Zeit und ihrer mechanischen Fertigkeit. Als solches mußte es die Schriftsteller über Kunst- oder Buchdruckergeschichte immer so sehr interessiren, als es uns gleichgültig bleiben darf.

Man muß es nicht vergessen, an welche Dinge sich die Poesie im **15.** und **16.** Jahrhundert gewöhnen mußte, um zu begreifen, wie sie selbst da, wo sie zunächst bei theuren und begeisternden Gelegenheiten gebraucht ward, so durchaus roh und prosaisch verfallen konnte. Es war kein Stand, der sich nicht mit dem Reimen abgab und der nicht das Gröbste, Gemeinste und Banausische in Reime gebracht hätte. Die Aerzte brachten die **regimina sanitatis**, die Diätetik, in lateinische und deutsche Verse, behandelten astrologische Gegenstände in Reimen, dichteten sogar physiognomische Regeln, denn in diesen Zeiten, wo man alles deutete, verfiel man natürlich auch darauf, aus der Beschaffenheit des Körpers die der Seele zu errathen. Die Künstler interessirten sich an poetischen Beschreibungen von Gemälden und Kunstwerken. Die Reichsbürger hörten von ihrer Stadtgeschichte und von ihren Trinkstuben in Versen so gern wie in Chroniken. Der Fromme wollte sein Beichtbüchlein, der Hypochonder die Gesundheitsvorschriften, der Bauer seine Wetterregel gereimt haben, Denk- und Gedächtnißverse kamen in allen Zweigen auf, und die plumpsten Gelegenheitsgedichte. Das Schachspiel ward jetzt (**1507** von Jacob Mennel) um seiner selbst willen poetisch behandelt; vom nöthigen Hausgeschirr sang Hans Folz. Die Kriegsleute reimten über ihre Künste, die Fechter über ihre Handgriffe; von Falkener und Leckuchner gibt es Gedichte dieser Art; von Jeremias Schemel eines über das Roßtummeln und die Zurichtung

der Pferde; Hans Folz müßte hier seine eigentliche Stelle haben; er reimte vom Ursprung des römischen Reichs, und von warmen Bädern, von der böhmischen Irrung und von einem Geschenk mit Specereien. Hält man dieß nun Alles zusammen mit der Aeußerung Murners über die Leichtigkeit seines Reimtalents, mit dem vulgaren Charakter des Verses in dieser Zeit, mit der Uebung der Meistersänger und Spruchsprecher, mit der ungemeinen Fruchtbarkeit eines Hans Sachs, mit dem allgemein herrschenden Volksgesange, so sieht man immer deutlicher, wie von dem Höchsten bis zum Niedrigsten jeder Gegenstand von einem Poeten aus höchstem oder niedrigstem Stande poetisch mishandelt werden konnte. Es bedurfte nun nichts, als daß in dem Leben der Nation irgend ein großes Ereigniß überwiegend hervortrat, so konnte man sicher seiu, daß die äußeren Begebenheiten und Bewegungen die Dichtung völlig absorbiren und an sich reißen würden. So kam es, daß unter den ersten Stürmen der Reformation sogar die große Kluft zwischen der gelehrten lateinischen Poesie der Humanisten nnd der deutschen Volksdichtung durchbrochen ward und daß das glänzendste Talent unter diesen seine kaiserliche Lorbeerkrone hingab für die Weihe unter den Volksdichtern, seinen Poetennamen, der ihn seiner damaligen Bedeutung nach neben Virgil und Cicero stellte, durch den Gebrauch der Volkssprache nicht zu entwürdigen meinte, daß er die Vulgarpoesie ergriff und ihr für ein halbes Jahrhundert eine ganz eigne scharf politische Richtung gab.

Dieser Mann ist Ulrich von Hutten, der, wenn Reuchlin und Erasmus die beiden Augen der Nation in der vorigen Generation genannt wurden, mit Luther die beiden Lichter der jetzigen ausmachte, der wie typisch den Charakter der edleren deutschen Jugend, so wie Luther den der kräftigeren deutschen Mannheit darstellt, der, wenn er mit den größten Geistern der damaligen Zeiten in anderen Völkern zusammengestellt wird, ein herrliches Document für die natürliche Ueberlegenheit deutscher Anlage bietet. Dieser Mann ist der Nation neuerdings vielfach in Erinnerung gebracht worden, theils zu gründlich, theils zu enthusiastisch, theils in zu ruhiger und theils in zu bewegter Zeit, als daß sie den rechten Antheil an ihm hätte nehmen können. Nicht jeder Moment ist zur Aufnahme jedes politischen oder literarischen

Objectes aus der Vergangenheit passend; doch hat schon Göthe scharf bemerkt, wie sich die Zeiten mehr und mehr zur Wiederbelebung der Verhältnisse in Huttens Zeiten schicken und es steht zu erwarten, daß, wie in gewissen Zweigen der Literatur des vorigen Jahrhunderts sich die Wiederaufnahme der Bestrebungen der Reformationszeit fruchtbar zeigte, auch andere Zweige ihre damals begonnene Ausbildung noch unter uns vollenden, und andere Männer ihre Anerkennung finden werden. Es ist nicht hier der Raum und auch nicht die Gelegenheit, dem deutschen Ritter das Denkmal zu setzen, das er noch vermißt, denn hierzu war seine Wirksamkeit für die Dichtung der Deutschen zu gering, so wie überhaupt die Poesie das damalige Leben in Deutschland am schwächsten darstellt; dennoch dünkt es mir wichtig genug, in kurzen Umrissen dem Gange seines Lebens und Wirkens zu folgen, weil dieß versinnlicht, wie das Volksthümliche damals alles Große für sich gewann und jedes Talent anzog, weil es ein tragisches Gemälde von dem Uebergewicht der Zeiten und Verhältnisse über die unvergleichlichsten Kräfte des Individuums liefert, und weil es für unsere gegenwärtigen Zustände und Bestrebungen eine inhaltschwere und höchst wohlthätige, obwohl ich nicht leugne, in gewisser Hinsicht auch eine sehr gefährliche Belehrung an die Hand gibt.

Ulrich von Hutten fiel mit seiner ersten Entwicklung mitten in Verhältnisse, die für eine strebsame Natur eben so fördernd als vernichtend ausschlagen konnten. Auf dem gewöhnlichen Wege etwas zu werden, durch Günstlinge sich durchzuschlagen, die mechanischste Kenntniß zu sammeln, war dem dürftigen Kopfe, wenn er bemittelt war, am leichtesten, dem hellen Geiste und dem edleren Charakter war es unmöglich. Man hatte das Gewohnte und Gewöhnliche erschüttert; der Welt Ehre und Ruhm, eine Hofstelle und Pfründe, war nicht mehr das einzige, was die junge Generation seit dem Aufleben des Humanismus anzog; der unsterbliche Ruhm der neuaufblühenden Alten weckte in manchem Geiste nachstrebenden Eifer, die fruchtbare Weisheit der griechischen Philosophen, die Cicero zuerst vermittelte, schob die christliche Scholastik hinweg, die Poesien Virgils und Ovids hatten in den Klassen der Gebildeten die vaterländische ganz vergessen gemacht, den Poetenlorbeer zu erringen, galt dem Edleren

mehr, als ein Turnierdank und eine erschlichene Pfarre, und aus dem Kloster und der Raubburg tauchten die rohen Ritterleute und obscuren Mönche hervor, um das Licht der neuen Weisheit in der weiten Welt zu suchen. Es trieb die Menschen eine unbestimmte Unruhe zu einem Etwas, das sie nicht immer bestimmt vor sich sahen, und so hatten Hutten sein Kloster und Tritheim sein Vaterland verlassen, ohne klar zu wissen, was sie außerhalb suchten. Ein körperliches Unbehagen lag damals über der Welt, und Podagra, Fieber und noch ärgere Krankheiten waren stehende Uebel, wie im vorigen Jahrhundert die Hypochondrie und bekanntlich hat jeder Schriftsteller und Dichter des 16. Jahrhunderts einer oder der anderen dieser Krankheiten einmal ein Werkchen aus eigener Erfahrung gewidmet. Diese Uebel nun mehrten die natürliche Reizbarkeit der Geister, die stark genug waren, über den physischen Schmerz einen Sieg zu behaupten; Armut und gestörter Unterhalt kamen häufig hinzu, eine unnatürliche Anspannung der Kräfte in den Emporkömmlingen der Literatur zu unterhalten. Auf Hutten lastete das Alles, was sich auf Andere vertheilte, in seinem zartesten Alter schon zusammen. Der edle Eitelwolf von Stein hatte den Ruin, der diesem Geiste im Kloster drohte, vorausgesehen und ihn gerettet; im engeren Vaterland hatte der Jüngling keine Wurzel, die ihn hätte halten können; er hatte seines Vaters Gunst verloren, der nie satt ward ihn selbst zu tadeln und ihn von andern loben zu hören, und seiner armen Mutter Thränen konnten ihn auch später in seinem Thun und Treiben selbst unter Gefahr und Wagniß nicht hemmen[530]). Die Vortheile, die ihm Stamm und Geschlecht boten, Besitz und Wohlleben, gab er auf, weil ihn sein Geist trieb; das

530) Von Wahrheit will ich nimmer lan
das soll mir bitten ab kein Mann;
auch schafft zu stillen mich kein Wehr,
kein Bann, kein Acht, wie fast und sehr
man mich damit zu schrecken meint,
wiewohl mein fromme Mutter weint;
da ich die Sach hätt g'fangen an,
Gott woll sie trösten, es muß gahn,
und sollt es brechen auch vorm End,
wills Gott so mags nit werden g'wendt,
drum will ich brauchen Füß und Händ.

Schicksal wollte nicht, sagt er selbst, daß er Ruhm im Vaterland genösse und ein friedliches Leben verbrächte. Seine ersten Freunde waren die freien und kräftigen Jünglinge in Erfurt, die Eoban Heß, Crotus, Temonius, und in Köln die Rhagius, Cäsarius und der Graf Nuenar, die unter sich nicht anders wirken konnten, als die neuerungssüchtigen jungen Männer in dem Göttinger Dichterbunde des vorigen Jahrhunderts. Seinem Ehrgeiz und seiner Ruhmsucht wuchsen da nothwendig die Schwingen; man nannte ihn schon so frühe unter den Poeten und die Muse war in seiner ersten Thätigkeit sein Eins und Alles. Von Ehrsucht glühend, seiner Natur und seinem Talente zu Danke verpflichtet, aber nicht seinem Schicksale, krank, bettelhaft, von Sorgen gequält und ohne Aussicht ward er, als ihn seine unsteten Wanderungen in Deutschland nach Greifswalde trugen, auf Anstiften des dortigen Bürgermeisters Lötz und dessen Sohnes in Frost und Kälte bis auf die Blöße beraubt. So ward sein erster Eintritt in die Literatur polemisch; er bewegte jeden Stein über dieß Verbrechen, rief in seinen Elegien die ganze poetische und humanistische Macht in Deutschland gegen diese Lossier auf, betend zur Gerechtigkeit des Himmels rief er die rächende Vergeltung und alles Grausame und Harte auf die harten und grausamen Mishandler herab, durch seine kunstmäßigen Verse leuchtet die Ungeduld unmächtiger Rachsucht und gerechtes Grimmes hindurch, und obgleich er noch keinen Landsknecht zu seiner Hülfe aufruft, hätte er doch gern gesehen, wenn seinen Feinden mit Weglagerung wäre vergolten worden, was sie mit Plünderung verbrochen. Dennoch war Hutten damals durchaus mehr ein friedlicher Literat und diese Hitze hätte vorübergehen können, ohne Folgen für ihn, wie Reuchlins leidenschaftlicher Eifer gegen seine Verläumder, wenn nicht später Geschicke ihn immer steigernd in ähnliche Verhältnisse geworfen hätten. Man bewunderte damals, wo man die geschickte Benutzung der Alten und den fließenden Numerus Poesie hieß, seine leichten Verse; er konnte sich in diesen Zeiten (1511) noch in heroischen Versen über lateinische Metrik auslassen; als er sich in seiner Gefahr bei der Belagerung von Pavia (1512) eine Grabschrift schrieb, war ihr Thema sein Unglück und seine Muse; und wenn er Kenntniß der Welt und des Himmels suchte, die Ursachen und den Lauf der Dinge und

die Sitten der Menschen erforschte, so war es, weil er das Alles als Bedürfniß des ächten Dichters erkannte. Als schon sein Name im guten Klange war, und seine Verbindungen mit allen guten Köpfen seines Vaterlandes geknüpft, kam er von langen Reisen, im Elend geprüft und weise geworden, befriedigt in seinen Studien, verstoßen von der äußeren Welt, nach Hause zurück, und ward nicht einmal wie der verlorene Sohn empfangen. Die obscuren Leute hatten noch einen Greuel an den Poeten, die den Petrus Hispanus verachteten und die **prava logicalia**, das **vademecum** und das **exercitium puerorum**, sie wollten es in der Beichte hören und mit Pönitenz belegen, wenn einer den Virgil gelesen hatte, sie wollten keine Poeten, sondern Magister und Baccalaureen, und verhöhnten die vieljährigen Schüler, die nur Plinius und Virgil und andere neue Autoren gelesen, und am Ende keine Promotion erlangt hatten, und die, wenn man sie fragte, was sie studirt hätten, antworteten mit: Nichts, Poesie hätten sie studirt. So wenig auch heute einer, der menschliche Weisheit für die Seele zu lernen sich beikommen ließe, vor den Plänen seiner Eltern oder den Fragen seiner Examinatoren bestehen würde, so wenig Hutten vor jenen großprahlenden Juristen, jenen hochnasigen Theologen, jener inhumanen Ritterschaft und jenen ungelehrten Gelehrten, unter denen er sich fühlte, Nichts zu wissen und Niemand zu sein, wenn sie ihre Kenntnisse auskramten, und die, was in ihm war von Wissen und Weisheit, tief unter aller Verachtung sahen. Damals entwarf er seine elegante Satyre vom Niemand; damals warf er zuerst seine eindringenden Blicke auf die inneren Zustände in Deutschland, in dessen politischen Verhältnissen ihn bisher blos die Schmach in der äußeren Stellung der Nation erzürnt hatte, und daß der französische Ruhm und ein trügerisches Krämer- und Fischervolk den deutschen Namen in Schatten stellen konnte, vor dem einst der Erdkreis erbebte und dessen Schrecken durch alle Welt ging; damals sog er den ersten Haß ein gegen die Thomisten und Bartolisten, gegen die römischen Rechtsgelehrten und Pfaffen. Er hatte Italien kennen gelernt und Deutschland, er glühte vor Scham, daß das weibische Volk der Wälschen die deutsche Kraft sollte schwächen und misbrauchen können. Noch aber wußte er damals nicht anders, als daß der moralische Druck, den die rö-

mische Kirche und das römische Recht auf Deutschland ausübte, mit moralischen Kräften müsse abgeworfen werden. Er will die Rechtsbücher und Glossen mit dem heimischen Gebrauche der nördlichen Sachsen vertilgen, die ungezögertes Recht sprechen nach alter Sitte, wo wir sonst 20 Jahre unter 36 Doctoren hängen. So sehr ihn schon damals die alte deutsche Kraft in Tacitus Zeiten anzieht, so sucht er doch nur in Bildung und Frieden das Heil; nicht immer, erkannte er, könne man in Waffen sein, alles habe seine Zeit, und nach dem kriegerischen Alterthum der Deutschen gebühre jetzt die Pflege der Künste. Er eifert heftig gegen seinen rohen Adel, diese Centauren voll schlechter Sitte, die oft mehr Bestien sind als die welche sie reiten; er freut sich daß dem armen Haufen der Weg zur Bildung offen steht. Keuschheit, Fleiß, Cultur des Landes und der Geister zeichnen Deutschland aus; wir haben die friedlichsten und kriegerischsten Erfindungen gemacht, denen das Alterthum nichts zu vergleichen hat, und dennoch ruht still noch so viel Kraft und Tapferkeit im Volk, daß der Gallier nie wagte, nach der römischen Krone zu greifen, der Italier sein Joch nicht abwarf, der Türke den deutschen Boden scheute. Wie voll Anerkennung und Einsicht ist dieß! wie fern von der nichtswürdigen Art, mit der unsere heutige Freiheitsjugend, deren Einsicht nichts, deren Kraft und Freimut nichts ist neben Huttens, das Vaterland mit Koth wirft! wie fern von jener Verbitterung von Haus aus, die wir heute so häufig finden. Mit der Gesundheit, mit der Freiheit, die er aus seiner antiken Bildung gezogen hatte, griff er im Bunde mit jedem kühneren Gleichgesinnten, angereizt durch Reuchlins Streitsache, die jammervolle Gelehrsamkeit der dunklen Männer mit jenen berühmten Briefen bei der gefährlichsten Stelle an. Wäre er doch immer bei diesen Waffen geblieben, die ja nicht minder ruhm- und gefahrvoll waren, als das Schwert! Hätte er doch seine juristischen Studien wenigstens so weit wie seine theologischen zu führen die Geduld gehabt, damit er auch die juristischen Freiheitsfeinde in Deutschland mit jener geeigneten Waffe angegriffen hätte, mit der er die geistlichen in Gemeinschaft mit Luther vertilgte. Wie ist hier Alles noch Umsicht und Vorsicht wie setzt man den guten Reuchlin sicher! wie verschanzt man sich hinter Unschuld und Anonymität! denn jene bekannten verleugnen-

den Briefe Huttens an Richard Crocus, würden mir ihrer geschraubten Weise nach weit eher für einen Beweis für Ulrichs Theilnahme an den Briefen der Dunkelmänner, als dagegen gelten. Noch waren aber diese merkwürdigen Briefe erst vorbereitet und im Werden, als ein neuer Schlag den reizbaren Mann traf, da er gerade sich seiner Genesung in Ems zu erfreuen anfing. Herzog Ulrich von Würtemberg ermordete 1515 seinen Verwandten Hans von Hutten. Seine eigne Vertheidigung gravirt den Mörder statt ihn zu entschuldigen, und ganz Deutschland gerieth über diese That in eine Bewegung, noch ehe Hutten seine Catilinarien und Deplorationen gegen den Herzog schleuderte, die, zu Pferd und auf der Reise geschrieben, entfernt von allem gelehrten Schmuck, zuerst seinem rhetorischen und poetischen Style einen Schwung geben, und aus denen in der That unschuldig gerochenes Blut schreit. Sie verdienten ihm den Namen eines deutschen Cicero oder Demosthenes, und sein Phalarismus, der, weil er auch ins Deutsche übersetzt ward[531]), uns schon näher angeht, den eines deutschen Lucian. Der ausgesprochene Abscheu der Nation gab der Kühnheit Huttens Nahrung, er rief die schwäbischen Städte zum Ergreifen der Freiheit auf, nach der sie nicht undeutlich strebten; er bezeichnete diesen Frevler als den ersten, der auf deutschem Boden eine Tyrannei gründen wollte, auf dem man den Retter Armin nicht geduldet, als er die Hand nach Herrschaft ausstreckte; er malte den Deutschen das Bild des Tyrannen so aus, daß er zum Sprüchwort ward. So empfindlich war damals Deutschland gegen eine That, die in Italien jedes Jahrzehnt einmal vorkam; und man trug es, daß Hutten dem Tyrannenmord Ehre verhieß. Gleich nach dieser Familienschmach blühte Ulrichs Glück auf und das war ihm, scheints, gefährlicher als sein Unglück. Er war durch diesen Vorfall eine deutsche, ja eine europäische Person geworden; England kannte ihn und Italien als den Theilhaber an den dunklen Briefen, und diese hatten die alte Scholastik in ihren Grundfesten erschüttert; die Poetenkrone ward ihm aufgesetzt; sein Ruhm erschallte überall, endlich bot sich ihm an dem Hofe des Albrecht von Mainz eine sichere Zufluchtsstätte dar, der damals der Protector jedes Talents war.

531) Huttens Werke ed. Münch. II. S. 191.

Jede gute Sache der Reuchliniſten, der Huttenſchen Familie, bald des auftretenden Luther ſiegte unglaublich in der öffentlichen Meinung. Dieß ſchärfte den Ton der jungen Verfechter, dieß ſpannte ihre Erwartungen und Ideale. Schon früher hatte Hutten mit Liebe ſich an Maximilian gedrängt und dann mit Begeiſterung an Albrecht von Mainz, der zugleich Markgraf von Brandenburg, Erzbiſchof von Magdeburg und Adminiſtrator von Halberſtadt war und im Reiche den größten Einfluß beſaß. Der nationale Dichter muthete ihm in ſeinem Panegyricus ein Ergreifen der deutſchen Verhältniſſe an, das auch heute die enthuſiaſtiſchen Freunde deutſcher Einheit von dieſen ſelben Flüſſen Rhein, Elbe und Oder her erwarten. „Nie habe der Rhein, ſagt er ihm, ſein Schickſal in beſſeren Händen geſehen, und bedürfe es der Mahnung, ſo rufe ſie dieſer mit lautem Munde zu: Völker, die früher zu dienen verſchmähten, freuen ſich deine Unterthanen zu ſein und laden dich ſelbſt zum Herrſcher. Warum nun dieſe Scham und gezierte Zögerung? Auf, empfange, was du weniger geſucht als jene freiwillig gegeben haben, unterziehe dich der Stellung, die dir die Götter und das Schickſal günſtig bieten, daß nicht in Trägheit und ſchlaffem Wohlleben jede Thätigkeit erſtarre. Nicht weichliche Völker ſind dir anvertraut, ſondern des Rheines waffengewöhnte Völker und die trotzigen Bewohner der Elbe und Weſtphalens, Thüringens und Heſſens; die Mark gehört dir, und wenn du zu herrſchen weißt, werden ſich dir die Sachſen, des Jochs unkundige Männer, unterwerfen; du fühlſt, was auf dem Spiele ſteht, wenn du dich dem Allem, was dir hier von ſelbſt zufällt, nicht gewachſen zeigſt. Der beſte Theil der Erde iſt dein, du haſt Waffen, Männer und Schätze, und die Zügel eines großen Reiches, du kannſt Vater und Bürger ſein, und das Eine bedenke, daß dieſen Völkern nicht ſowohl Herrſchaft als ein Beiſpiel Noth thut. Nun aber liegt all dein Thun dem Erdkreis offen und kein Winkel wird deine Fehler verbergen können. So der Rhein. Dir legt ſich die Glut der Scham auf die Wangen und wenn du verſprechen wollteſt, was du Alles im Geiſte bewegſt und wie groß dein Vorhaben iſt, ſo würde der Tag nicht hinreichen; aber du willſt Alles lieber *thun*, willſt nicht die Hoffnungen auf dich mehren, *verſprechen* willſt du nichts. Nur dieß Eine willſt du, daß der Beifallruf der Freude, die Ehrenbezei-

gungen deiner Völker spärlicher seien. So groß bist du und willst nicht so groß gepriesen werden! Was willst du zu Hause sitzen und der Ruhe pflegen, da dir ein anderes Loos fiel? Hier möge die Pflege der Musen und der gelehrten Ruhe ein Ende haben, da dich zu Größerem die Geschicke rufen." Bald steigen diese kühnen Forderungen noch mehr. Gleichzeitig mit Luthers Auftreten gibt Hutten des Valla Schrift über die erlogene Schenkung Constantins heraus, mit jener Vorrede an den Pabst. Welche Größe ward nicht dem armen Leo X. zugemuthet von den Machiavell und Hutten, den ruhigsten und heftigsten Köpfen der Zeit! Er sollte Florenz restituiren und der Herrschaft darauf entsagen! er soll den Frieden in die Kirche rückführen, den seine Vorfahren vertrieben! er soll den todten Valla, den Tyrannenbekämpfer, ehren, wie einst Griechenland seine Tyrannenmörder geehrt! er soll da er als Kaiser herrschen kann, als Hirte bewachen! und weil die Lügenpäbste, seine Vorgänger, die Diebe und Räuber, der Deutschen Einfalt so lange misbraucht, so soll er sich nun der Deutschen ganze Grobheit gefallen lassen! Auf dem Reichstage zu Augsburg 1518 folgt dann Huttens Rede für den Türkenkrieg, in der selbst von dem Kaiser ein guter Theil Freiheit autorisirt ward; an dem Hofe Alberts schrieb er seinen Dialog vom Hoffeind (1518), wo er den Lucian zum unmittelbaren Muster und schon in Morßheim einen Vorgänger hatte, dessen Werk ich nicht kenne, und in Aeneas Sylvius, dessen Brief noch im 15. Jahrh. deutsch übersetzt war. Von dieser Zeit fing er an, sich in diesen Freimüthigkeiten zu gefallen, und sie unnöthig zu benutzen um dadurch ihre Spitze selbst zu stumpfen. Mitten im ersten Durchbrechen der Schranken aber ist er auf dem Gipfel seines Wirkens. Man darf seine Bestrebungen mit denen des Machiavelli in vielen Beziehungen vergleichen: welch ein Ruhm ist dieser Vergleich für den Mann und sein Volk! Auch Machiavelli wollte reformiren; er nahm seine Weisheit aus traurigen Erfahrungen und aus dem Buch, Hutten aus großen Begebnissen in der Zeit und aus einer kerngesunden Natur; jener nahm den römischen Urstand Italiens zum Muster und wollte ihn mit allen Einzelheiten verpflanzen, Hutten wollte die deutsche Urzeit inmitten der neuen Verhältnisse beleben; Machiavelli wollte die Kraft und Tapferkeit auch auf Unkosten der Bildung, die Waffen statt des Frie-

dens, den Krieg statt der Industrie, Hutten wollte Beides vereint; den erstorbenen römischen Geist wollte jener ins Leben rufen, den schlummernden deutschen dieser wecken; vom Hof, von d. Regierung aus wollte Machiavelli das Volk beglücken, nach diesem bestimmten System, mit diesem bestimmten Verfahren, Hutten drängte dem Volke nichts auf, nahm selbst und ließ das Volk das Gute annehmen, woher es kam; jener vermißte einen weisen Tyrannen, dieser vertraute auf das Volk; Machiavelli will immer diese und diese Form, der Geist wird sich finden, er will dieß und jenes Mittel, der Zweck wird sich geben, aber Hutten will blos den Geist und sorgt nicht für die Formen, er will blos die Kraft, in der der Zweck enthalten ist und die die rechten Mittel leicht ergreift; daß sein Volk einer verdorbenen Statue gleicht, ist der Schmerz Machiavelli's, daß das seine im Schlafe liegt, der des Hutten. Wenn nur die Gesinnung recht und rege ist, so wird, was werden soll und kann, von selbst kommen. Ist nur ein guter Geist in Bewegung, Menschlichkeit und natürliche Richtung gewahrt, dann ist das Heil auch verbürgt. Er will keine neue Kriegsordnung, sondern den kriegerischen Sinn der alten Heroen, die die römische Herrschaft gebrochen; er schreibt keine Mittel zum Türkenkriege vor, die werden sich finden, wenn nur Disciplin und Gehorsam da ist; er zeigt nicht diesen und jenen Weg, das Joch der weichlichen Italier abzuwerfen, sondern er stellt geschichtlich Nation zu Nation und regt das Ehrgefühl auf und das Bewußtsein moralischer und physischer Ueberlegenheit, unbesorgt um die Erfolge; er sucht nicht die Sophisten und Pharisäer zu widerlegen, sondern er pflegt nach Kräften gesunde Kenntniß und Bildung, ohne Angst um den Ausgang; der Gedanke dünkt ihm schmählich, gegen den Despoten in Würtemberg erst die Waffen aufbieten zu müssen, er knirscht, daß es in Deutschland möglich ist, einen solchen Tyrannen zu dulden, daß ihn nicht die bloße Meinung vertilgt; er will nicht eine deutsche Einheit in dieser oder jener Gestalt, sondern Einigkeit der Gesinnung, dann wird jene von selbst zufallen; er hat keine neue Kirche, kein neues Dogma, keinen neuen Staat, keinen Reichstag und Kaiser in Aussicht; er hätte mit gegebenen Landständen darum noch keinen ständischen Geist erwartet; was man auf den Reichstagen und Synoden reformirte

und disputirte, läßt ihn ganz gleichgültig; er will keine politischen Factionen, so wenig wie Luther religiöse Secten wollte. Hätte es dabei bleiben können, wie heilsam wäre es gewesen! Denn Luthers Dogma war gewiß nicht das beßte, was er der Welt gab, und Huttens bestimmtere politische Plane rieben ihn auf. Machiavelli scheiterte mit seinen planmäßigen Reformen, die er seiner blinden Masse aufdrängen wollte, Hutten hätte fortwährend, wie er im Anfang that, dem gesunden Tacte des Volkes trauen, auf den Theil desselben vorzugsweise bauen sollen, der die bessere Bildung überhaupt unterstützte und förderte. Machiavelli schob den Untergang Savonarola's darauf, daß er keine Waffen hatte, aber Hutten ging mit Sickingen unter gehobenen Waffen unter, weil sie voreilend das Volk verließen, auf dessen Begleitung sie immer warten mußten; nur Luthern krönte sein Werk, weil er allein unter so vielen unruhigen Köpfen zur rechten Zeit eigensinnig feststand, die Neuerungssucht dämmte, und sich ganz allein auf den Mittelstand stützte, der damals die einzige moralische Kraft in Deutschland war. Als Hutten den Sinn und Geist, den er bedurfte, nach seinen Kräften erregt hatte, hätte er seine Ungeduld bändigen müssen; was die Zeit damals leisten konnte, leistete sie redlich. Hätte er seine Kräfte gespart bis zu dem schmalkaldischen Kriege, dann seine eiserne Stimme gehoben, dann seine Lieder und Reden ins Volk geworfen, wo das Volk nach Noth und Erfahrung seine Predigten begriffen hätte, wie anders wären wohl die Dinge geworden! wie leicht ein glücklicher Ausgang, wenn er so lange fortgefahren hätte, die Meinung zu bilden, die Civilisation zu fördern, den freien Geist der Alten in die junge Generation zu pflanzen, den Boden für alles Aechte und Gute zu reinigen, das Falsche und Unsinnige umzustürzen. Wenn Demagogen so redlich und offen, so ganz nur gegen Gleisnerei und Obscurantismus gerichtet, so hoch gebildet und unterrichtet, so aufrichtig allem Schönen und Edlen ergeben, so uneigennützig und patriotisch, so bereit sind jedem guten Regenten die Hand zu reichen, wie Hutten in seiner schönsten Zeit war, dann hat es, sollte man denken, mit Umwälzungen wenig Gefahr, weniger als wenn der Staat in lethargischer Ruhe seine besten Kräfte verdirbt, und wenn die Leitung der Dinge denen überlassen ist, die aus dem Buche regieren, dem

practischen Talente nichts vertrauen, und Formen bauen, ohne zu wagen die Materie flüssig und glühend zu machen, mit der sie sie füllen wollen. Nur mag dieß freilich wieder besser sein, als wenn die Bewegungsparthei, wie heute unser junges Deutschland, mit frivoler Moral und absurder Bildung anfängt und mit Verwirklichung von unsinnigen Chimären aufhören will.

So stand es also mit Hutten in der schönsten Periode seines Lebens, als ihn Glück und Gelingen zu schlimmern Entschlüssen lockte, als wozu ihn vorher sein Unglück gezwungen hatte. Bis jetzt war er nur ein Mann der Wissenschaften und Künste, nun wollte er auch ein practischer Staatsmann sein; mit den Pfaffen fertig zu werden war Alles im schönsten Gange, jetzt sollten auch die Beamten, die Hofleute und Juristen dran; kaum eben hatte Hutten noch eingesehen, wie untauglich die Gelehrten zum Leben, wie entfernt sie vom gesunden Menschenverstand und practischer Wirksamkeit sind, und gleich darauf ringt er nach der Palme in beidem; nur eben hatte er den Deutschen zu ihrem Mark das Hirn gewünscht (wie man ihnen heute zum Hirne das Mark wünschen möchte) und bald ist es ihm mehr um die Kraft als den Witz zu thun. Der makellose, unbescholtene Bilibald Pirkheimer, der Mann, den selbst der Neid nicht berührte, mahnte den feurigen Ulrich, als er sich an Alberts Hofe befand, allein den Musen fortzuleben; er hätte ihm folgen sollen. Der merkwürdige Brief, in welchem Hutten die Anmuthung ablehnt, zeigt ihn an dem Scheidewege, an dem er nicht gut wählte, öffnet sein innerstes Wesen und lehrt, wie in dem vortrefflichsten Menschen Consequenz und Unsicherheit, Selbstkenntniß und Selbsttäuschung, ächter und falscher Ehrgeiz, Kraft und Schwäche leicht nebeneinander liegen. Es widerstrebe, sagt er, seiner Natur wie seinem Alter, sich in scholastische Ruhe zu vergraben und in vier Wände zu bergen, er kenne das Leben nicht, er habe mancherlei gelernt, aber nichts gethan. Dieß ist ganz die Sprache, die auch wir so oft hören, als ob Lernen und stilles Wirken nicht auch etwas gethan wäre; nur daß wir sie freilich von keinem Hutten hören, der damals bereits so großes gethan hatte, wie er kaum größeres noch zu thun erwarten durfte. Die Studien, schreibt er weiter, könnten ihn nicht von den Menschen abziehen, mit denen ihm der Verkehr ein Bedürfniß sei; und habe er in der Wissen-

schaft ein kleines Verdienst, so verzweifle er auch nicht an einem Ruhme in großen Thaten; doch werde er darum nicht die Wissenschaften aufgeben, weil er sich an Alberts Hof begeben; noch da verfechte er die Sache Reuchlins gegen jene Obscuren, denn dieses Unkraut müsse vertilgt werden, damit die Pflanze der ächten Wissenschaft wuchern könne, diese Nebel zerstreut, damit das L t der wahren Weisheit leuchte, der Verkehr mit den Alten offen stehe und die alte Barbarei vertrieben werde. Er preist Pirkheimern glücklich um seiner edlen, bildungsvollen, kunstreichen Vaterstadt willen: in seinen Ritterstand ziehe diese Liebe zur Cultur langsam ein. Darum müsse man sich jetzt an die Höfe, an die Mäcene, wie Albert, drängen, um die oberen Stände hierfür zu gewinnen. Zu voreilig rufe er ihn zu einer Ruhe und Dunkelheit, die entweder seine Natur oder sein Alter gar nicht oder noch nicht ertrage; er solle diese Glut erst sich kühlen, diesen unruhigen und strebenden Geist erst ein wenig ermüden lassen, bis er jene Muße verdient. Er feiere ja nicht von seinen Studien, es sei ihm Zeit dazu übrig und im Haufen der Menschen sei er oft allein. Wohin solle er sich auch wenden vom Hofe weg? Auf seine Ritterburgen? Da sei nichts als Streit, Hader, Krieg und Ueberfall, eine festungsartige Wohnung beim Stalle des Viehs, Pulver- und Thiergeruch umher, Geheul der Hunde, Geblöke der Schafe in der Nähe, aus dem Wald das Geheul der Wölfe, dazu Sorge für den Landbau, dazwischen Miswachs und Nothdurft, und ewige Sorge und Angst. Zu solch einer Ergötzlichkeit und Ruhe rufe er ihn vom Hofe weg; und doch könne er sorglos sein: die Angel habe ihn nicht gepackt, er benage blos vorsichtig die Lockspeise. So klug war er, aber er bemerkte nicht, daß die Lockspeise vergiftet war! Es mag für einen großen Mann wohl lockend sein, sich in Leben und Wissenschaft zugleich versuchen zu wollen, wenn nur nicht die Geschichte so ausnahmslos zeigte, wie elend die großen Regenten schreiben und die großen Schreiber regieren. Es mag für einen Mann, der seine populare Wirksamkeit bereits erprobt hat, wohl verführerisch sein, sich auch außerhalb der Menge auf die Stelle der Herrschaft zu stellen, um von oben her leichter zu überschauen, zu ordnen, zu gebieten, wenn nur nicht die deutsche Geschichte so unaufhörlich bewiese, daß wir nichts haben und werden sollten durch Höfe und Regierungskünste

und Academien, sondern Alles durch die Kraft und die Bewegung des Volks. Wie sonderbar, daß Hutten auf einmal den Reichsstädten den Rücken kehrt, als wären sie eine Welt für sich die ihn nichts weiter anginge, zu der ihm der Weg ganz verschlossen wäre, und daß er plötzlich die Ritterschaft bekehren will, die er immer für unheilbar angesehen hatte. Er erkannte so im vollen Maaße an, daß die ganze moralische Kraft der Nation auf den Unadligen, Bürgerlichen ruhe, die aus dem Staube emporgekommen, die Ritter überholten, er gab ihnen ihren Vorzug, den sie um so mehr verdienten, da sie Ruhmwürdiges unter größeren Schwierigkeiten vollbracht; er sieht und weiß, daß der Adel dieß Emporkommen selbst durch seine Trägheit verschuldet, da er seine Bildung in Tiefe und Schmutz habe herabsinken lassen, da er freiwillig aus den Vortheilen und Besitzen gewichen sei, die jene mit Recht ergriffen hatten, da alles Verlassene Allgemeingut werde. Und warum wollte er nun jenen fruchtbaren Boden wenigstens theilweise aufgeben, um diesen sterilen zu bauen? jenen vollen Strom verlassen, um diese stehenden Wasser in Lauf zu bringen, was die gleiche Thorheit ist, wie wenn heute die Bewegungsmänner große Ziele verfolgen, ehe sich unter Höfen, Heeren, Gewerben, Adel, Gelehrten, Mittelstand, Bauern oder in irgend einem Theile der Nation eine geistige Kraft im wirklichen Leben zeigt. Und indem Ulrich seine Thätigkeit nun in diese gefährlichen Regionen verpflanzen, practisch in die politische Welt eingreifen will, so will er das, da ihm noch Feuer und Leidenschaft in allen Adern kocht, und der eifrige Mann kann hoffen, mit diesem Temperamente die Schlangenkünste der Hofleute, die kalte Ruhe der Staatsmänner, die Glätte und Schlankheit eines Albert und endlich die großen politischen Verhältnisse der Nation zu influenciren, mit dem er nicht einmal in der Wissenschaft auszukommen getraute? So sehr verkannte er jetzt, was sein Beruf sei! Denn überall sind in Staatsgeschäften die kalten und besonnenen Talente so wesentlich, wie in wissenschaftlichen Revolutionen, wenn es sich darum handelt, einen hergebrachten Schlendrian zu verlassen, die üppigen Geister und feurigen Ingenien, die Hutten und Lessing, an ihrer wahren Stelle sind. Schwerlich also konnte Hutten in Wahrheit hoffen, auf seiner neuen Laufbahn sich treu und der alte Hutten zu bleiben: ein Ehrgeiz fesselte

ihn plötzlich, er bedurfte auf einmal einen glänzenden Wirkungskreis, er wollte eine würdige Stelle seinem Adel gegenüber einnehmen, eine ritterliche Stelle, weil sie seine schreibermäßige verachteten. Er will sich daher auf das neue Feld des Hofes wagen und es scheint schon mislich, daß er so vielfach wiederholt sagt, er wolle nicht hoch steigen, daß er nicht tief fallen könne, nicht viel aufs Spiel setzen, um nicht viel zu verlieren, er wolle in die Reuße gehen, aber den Rückzug offen halten, das Glück ein wenig versuchen, aber nicht weit, er glaube Ehren verfolgen und verachten zu können. Er schwanke, versichert er, nicht unsicher zwischen verschiedenen Wegen, obgleich er noch kaum vorher geäußert hatte, wenn Bilibald ihm ein bequemes Asyl wisse, so wolle ers annehmen. Er habe sich auf Einen Zweck gerichtet, auf Ein Ziel den Bogen gespannt, wornach er mit Absicht und Willen steure, worüber er ihm einmal mündlich Mittheilungen machen wolle, doch *verzweifle er, dazu ohne fremde Unterstützung zu gelangen.* Da war Machiavelli weiser! Denn allein und auf eigenen oder verwandten Kräften muß stehen, wer bedeutend irgendwo und wie wirken will, nicht allein im Kriege, sondern auch in der Literatur; dann ordnet sich der Geist und hüllt sich in Gleichmuth, den Hutten damals angezogen zu haben meinte, als er im Glücke war, der ihm aber im Unglück stückweise zu Boden fiel. Als Hutten auf seinem Pirkheimer, Crotus, Luther stand, da stand er sicher; im Bunde mit Sickingen und aufgereizt von den Busch und Eoban Heß fiel er zu frühe für sein Vaterland und sich. Des Waffenmannes, eines Sickingen, Sache wars, Huttens beflecktes Bild an den Mönchen mit dem Schwerte zu rächen und den Bestechungen und Kabalen der Kölner Pfaffen mit dem Schwerte ein Ende zu machen, und mags doch Recht oder Unrecht sein, ich würde ihm um dieser beiden Streiche willen viel mehr verzeihen, als man ihm verzeihen muß, allein daß Hutten die Hand darin hatte, war *seiner* weniger würdig. Es ist wohl begreiflich, daß Hutten an diesem heroischen Manne voll Humanität und Begierde nach Bildung, voll Popularität, Schlichtheit und Gradheit Gefallen fand, da er auf dem Reichszug gegen Ulrich mit ihm zusammentraf. Ueber den Krieg hatte er den Hof, über Sickingen den Albert sogleich vergessen, so wenig war er für jenes

geschaffen. Aber auch vom Kriege rief ihn Erasmus, wie Billbald vom Hofe, zu den Wissenschaften zurück; und so wohl sich Hutten in Einem Augenblicke unter dem Heere und unter geglückter Rache fühlte, so sehnte er sich doch auch da bald nach den Musen zurück, ohne auf seine Natur zu lauschen, die ihn noch immer auf den rechten Weg wies. Mitten unter kriegerischen Beschäftigungen und Plänen trieb er gerade das Entfernteste; er schrieb damals zwar auch die Trias, das Heftigste, was bis dahin gegen Rom geschrieben war, allein er verfaßte auch damals seine Abhandlung über die Guajakwurzel, gab den Livius heraus, fand und publicirte ältere Schriften, die mit den Tagsgeschichten in glücklichem Bezuge standen; er sehnt sich sogar damals nach einer Gattin, die schön, jung, gebildet, heiter, züchtig und duldsam sei, von einigem aber nicht vielem Vermögen, und von Geschlecht wie sie will, denn er glaubte die genug geadelt, die Huttens Weib sei. Bald nach dem letzten Lächeln des Glücks in seinen Zügen mit Sickingen sollte nun sein Gleichmuth die Probe bestehen. Das Unglück überfiel ihn wie das Glück auf Einmal. Albert wandte sich von ihm ab, Kaiser Karl bewährte sich nicht, Leo wollte ihn gebunden und ausgeliefert, Meuchelmörder verfolgten ihn. Daß er nun Städte und Menschen meiden sollte, ergreift ihn; bald sieht er, daß er auf die schlimme Sache minder gefaßt war, und daß er die Kriegsregel vergessen hatte, keinen Feind zu verachten. Er sah sich getäuscht in den Erwartungen, die er von den Häuptern gehegt, die er nie hätte hegen sollen; er wandte sich an die Fürsten zweiten Ranges, er suchte bei Sickingen Zuflucht und schleuderte nun aus Ebernburg, wo er über großen Dingen brütete, zu denen er den langsameren Franz bearbeitete, seine Mahnungen und Gespräche, wandte sich an alle Ständen und an die Landsknechte[532]) und bot jede

532) Und ob mir nach thut denken
der Kurtisanen List,
ein Herz läßt sich nicht kränken
das guter Meinung ist;
ich weiß noch viel, wölln auch zum Spiel
und sellens darum sterben,
auf Landsknecht gut und Reitersmut,
laßt Hütten nicht verderben.

Waffe auf, denn nur mit dem Schwerte dünkte ihm jetzt noch der Schaden zu heilen. Das deutsche Geld den Römern zu entziehen, den Bischof von Rom herabzureißen von seiner Höhe, die Mönche auszurotten, die Geistlichen zu decimiren, was bedurfte es dazu der Waffen, da die Sache schon so im Gange war? Warum wollte er nicht dem Volke die Sorge dafür überlassen und Alles selbst thun, indem er von Ungeduld verzehrt wünschte, daß ihm die Macht der Fürsten oder den Fürsten sein Wille gegeben wäre! Er will das vielhauptige Thier in Rom nicht weiter anbeten, denn er fürchtet, das Trinkgeschirr des göttlichen Zornes würde über ihn ausgegossen werden, als ob er allein für die Irrungen der Menschheit verantwortlich wäre! Er sann über Verschwörung und Aufruhr, unkundig, daß nicht die Menge dem Einzelnen in Bewegungen dient, sondern der Einzelne dem Ganzen. Wie er stets für Alle zu arbeiten sich bewußt war, hoffte er, daß auch Alle für ihn arbeiten würden, und edel und uneigennützig, wie Er war, erwartete er, sollte der große Haufen gegen ihn sein; weil er des Volkes Ehre erweitert, sollte es sein Heil nicht vergessen, und nicht gestatten, daß er vor ein fremdes Gericht gezogen und dieser Erde entrissen werde, die ihn geboren und der Luft, die ihn genährt. Nun will er auch dem gemeinen Haufen offenbaren, was er bisher nur in Latein verhandelt, jetzt fängt er daher an, seine Schriften zu verdeutschen und eben in dieser Periode (in den Jahren 1520 und folgend.) beginnt er für die deutsche Vulgar-Literatur von Epoche zu werden, hierhin fallen jene Dialoge und Gedichte, besonders die Lucianischen Gespräche, die nachher eine Lieblingsform der politischen und literarischen Polemik wurden; hier trat rücksichtslos jene Anfeindung und Schonungslosigkeit hervor, besonders seit dem Reichstage in Worms, die nachher Ton der Literatur bis spät ins 16. Jahrhund. blieb. Sicher in seinem Schlupfwinkel ist Hutten jetzt zu Allem fähig und kühn genug; er weist auf Ziska und die Böhmen, die noch vor zwanzig Jahren Niemand anders, denn als die verruchtesten Ketzer darzustellen gewagt hätte: nun preist er jenen als einen großen Feldherrn, der den Ruhm hinterlassen, das Vaterland von Tyrannen und Müßiggängern und Mönchen befreit, das Land dem Papismus geschlossen, des heiligen Mannes Huß jammervollen Ausgang gerochen

zu haben. Der Gehorsam gegen den Kaiser wird schon förmlich der Pflicht der Sorge für des Reiches Wohlfahrt nachgesetzt; manchmal nicht zu gehorchen sei der höchste Gehorsam; dem irrenden Befehlshaber müsse man nicht in den Irrthum folgen, dem Fieberkranken nicht die begehrte Kühlung geben. Als er Cultur und Menschlichkeit für die Arznei der Zeit hielt, hatte er seine Ritter verschmäht, jetzt, da er mit Feuer und Eisen helfen will, sucht er sie hervor; sonst hatte er ihre Rohheit gerühmt, jetzt preist er ihre Einfachheit und Rüstigkeit, ihre Mäßigkeit und Armuth; er hatte noch nicht lange den wüsten Aufenthalt in Burg und Wald verabscheut, jetzt rühmt er das frugale Landleben; Jagdlust und Anarchie hatte er sonst als den Ruin des Landes angesehen, jetzt erhebt er die gymnastische Uebung, die sie mit sich führen. Er will jetzt, daß Ritter und Städter, geadelt als Stände, ausgeschieden von dem Raubvolk und den Monopolisten, sich die Hände reichen gegen Pfaffen und Juristen. Die Theologen hatte man so glücklich bekämpft und mit ihrem Ansehen fiel mehr und mehr auch die Macht der römischen Curie von selbst; man durfte hier Luthern weiter sorgen lassen, ohne ihm Sickingens Waffen zu bieten. Aber diese Legisten, diese Belagerer und Aussauger der Fürsten und des Landes, diese Emporkömmlinge ohne Kenntniß, ohne Geschichte und Erfahrung, ohne Gewissen und Sitte, die die Gesetze lenken und ordnen sollen, diese in eben der geeigneten Weise zu bekämpfen, wie es mit den Theologen geschehen war, ihre Glossen eben so zu vernichten, wie die scholastischen Spitzfindigkeiten der mönchischen Scioli, dieß fiel Hutten nie ein, der auch vergebens gesucht hatte, sich der Jurisprudenz zu bemächtigen. Luthern glückte daher der Kampf, den er redlich fortführte bis ans Ende, aber der Kampf mit dem römischen Recht und den Glossatoren, den Staats- und den Rechtskünstlern ist noch heute nach 3 Jahrhunderten übrig. Wer es dem erwartungsvollen Hutten gesagt hätte, in seiner unglücklichen Gier und Unfähigkeit die Zeit zu erwarten, daß noch nach 3 Jahrhunderten ein Boden für ihn in Deutschland sein würde! Diese Juristen suchte er damals kurz weg mit dem Schwerte auszutilgen, und deutlich sagte er, er hätte wenig gegen sie geschrieben, weil er diesen Mangel mit Thaten zu ersetzen denke. Er meinte, die Fürsten sollten nur die Lappalien der Rechtsgelehrten

einsehen lernen, so wäre es um alle Bartolisten geschehen, aber er vergaß, daß über drei Jahrhunderte dazu gehört hatten, bis man die Lappalien der Theologen einsehen gelernt hatte! Da er in Worms gesehen hatte, wie man die leichtesten Fragen in unlösbare Schwierigkeiten verwickelte, Tag und Nacht unter Bergen von Büchern darüber schwitzte, bleich und erschöpft von Nachschlagen mit Citaten die einfachsten Dinge verwirrte und mit Ueberhäufung von Beweisstellen die absurdesten Sachen durchfocht, und so viele Mühe anwandte, das Recht zu verdrehen, so dünkte ihm Deutschlands Zustand unter dem Faustrecht besser als unter dem Bücherrecht. Seine Reizbarkeit stieg immer mehr, die Aleander und Caraccioli bedrohte er, daß er nicht länger seine Hände halten werde und wollten sie nicht den Worten gehorchen, so sollten sie dem Schwerte weichen müssen, und da nun Sickingen fiel, für ihn nicht länger ein Aufenthalt in Deutschland war und er nach der Schweiz ging, so mußte er da auf den schüchternen Erasmus noch treffen und seine letzten Tage sich dadurch verbittern, daß er von dem vorsichtigen Manne verlangte, er solle wie Hutten sein und handeln.

Ich will zwei Stücke aus Hüttens deutschen Werken ausheben und mit ein paar Zügen charakterisiren, das eine um des Stoffs, das andere um der Form willen. Die Klag und Vermahnung wider die Gewalt des Pabstes sei das eine[532]), die Anschauenden das andere. Jenes möge dazu dienen, die Art zu bezeichnen, wie die reformatorischen Bestrebungen in der Poesie sich aussprachen; zugleich enthält es wie in einer Quintessenz fast die ganze Summe der Lieblingsideen Huttens, und es entfaltet seine ganze Kühnheit und Kraft. Er ruft im Eingang Gott an, den Menschen Erkenntniß und Wahrheit einzugeben und die Falschheit hinzutreiben, damit diese Nation einsehe, wie weit seine Gnade da sei, wo man von seiner Gottheit schreibt und doch bei Goldes Nutzung verharrt, wo man jeden einen Priester heißt, den man doch als einen Buben kennt; ihm solle er verleihen aus seinem Munde zu sprechen, ob man ihm schon darum nach dem Leben stelle. Die Priester sollen weltliche Ehre nie vor Gottes Testament setzen, wie Christus selbst

533) Huttens Werke V. p. 59.

Beispiele genug gegeben, dessen Reich der Himmel war und der weit hin floh als man ihn zum König ausrief, da jetzt der Pabst Leute und Lande unterdrückt, zwei Schwerter und drei Kronen zu haben strebt und den Schlüssel hintansetzt. Er schätzt den Himmel um Geld, verkauft Ablaß um Sünden und verkehrt gute Weise und Sitten, denn wer wollte Uebelthun meiden, da man es jetzt austilgen kann? den Priestern steht ihr Muth allein auf Prassen, auf kostbare Gewänder, auf Bad gehen und Frauenscherze und Müßiggang. Ist das ein geistlich Leben, so müßt ich sprechen, daß Gottes Wort nicht gerecht sei. Und wer nun solches gern zum Besten änderte, den heischen sie zum Feuertode! Sie lehren jeden Tag, wie Wuchern eine große Sünde sei, und seh ich sie doch immer das Nämliche treiben in ihren Werken, gleichwie ein Bildstock die Straße zeigt, die er nicht selber gehen mag. Es wäre zu viel und wider die Zucht, alle Schande aufzudecken, die sie im deutschen Lande treiben. Noch ist die Welt so blind, daß man nicht die Wahrheit verstehen will. Er schreit jetzt deutsch an das Vaterland, sich nicht mit Türkenkriegen und Kirchenbauten um das Geld äffen zu lassen, nicht allein den Wälschen den Narren zu machen. Er mahnt die Kardinäle, ihre Pracht zu mäßigen, den Pabst, seine Schinder, die Legaten, nicht mehr herzusenden, die uns zu beichten anregen und uns lange Lieder vom Fasten singen. Den Deutschen muß man diesen Rauch von den Augen blasen, denn wären sie klug, so hätte das Evangelium vor diesen Fabeln seinen Ruhm. Er schildert das Unwesen das er in Rom mit seinen Augen gesehen und das Bubenvolk in Kirche, Hof und Stadt, und fragt ob es zu leiden ist, daß solch unnützes Volk unsern Schweiß und Blut täglich einnehme? Er habe in Rom zur Fastenzeit nicht die Fleischbank geschlossen gesehen, und keinen Narren, der wie bei uns um Geld die Erlaubniß zu essen kauft. Was so lange unser eigen gewesen ist, das kaufen wir jetzt in Rom und diese Zahlung hat kein Maaß und was ehedem 100 Gulden war, das müssen jetzt 1000 sein. Da schatzt man dann die Armen und nimmt das Haar mit der Haut weg. Mich wundert, ob nicht mancher mit Grauen denkt, daß man mit seiner Habe einen Bischoff kauft, der dann mit Waffen und Harnisch reitet, statt zu beten und zu predigen, während er dieß sein Amt einem armen Knechte überläßt und sich

der Geistlichkeit schämt. So haben wir uns Herrn gekauft, statt daß das Volk sich seinen Bischoff wählen sollte, der der Tugend voll und mit Kunst, mit Wahrheit, mit Gottesliebe geziert wäre. Ich rufe dich König Karl an, diese Sache anzuhören, und ich mahne alle Deutschen, in Unterthänigkeit gegen dich bereit zu sein, diesen Schaden und Schande auszutreiben; du sollst Urheber und Vollender sein, so will ich dir zu Hülfe kommen mit allem was ich mag und begehre darum keinen Lohn, keinen Nutzen und keine Ehre. Laß auffliegen die Fahne des Adlers, so wollen wir das Werk beginnen. Der Weingarten Gottes ist nicht rein, der Weitzen des Herrn trägt Wicken, wer das Unkraut nicht tilgen hilft, der wird nicht mit Gott Haus halten. Viele deutschen Herzen werden sich der Sache annehmen wie ich; ich berufe Adel und Städte, gemeinsam zusammen zuhalten; erbarmt euch übers Vaterland, ihr werthen Deutschen, jetzt ist die Zeit um Freiheit zu kriegen: Gott wills! Herzu, wer Manns Herzen hat, er gebe fürder keiner Lüge Gehör. Vorhin hat es an Vermahnung gefehlt, als die Pfaffen allein gelehrt waren, jetzt hat uns Laien auch Gott Kunst bescheert, daß wir die Bücher verstehen, wohlauf, es ist Zeit, wir müssen dran. Ehedem haben sie Wahrheit und Glauben entstellt nach ihrer Willkühr und haben die Gegeneiferer, die Huß und Hieronimus verbrannt, und seitdem fürchtet Jeder des Feuers Strafe. Jetzt aber rufen unser Zween und haben manchen bekehrt, und ich hoffe es hat nicht Noth, ja ob mir schon der Tod gewiß wäre, noch wollt ich kämpfen als ein frommer Held und Spieß und Schild um die Wahrheit heben, den Tyrannen wider sagen die uns mit ihren Bann schrecken, vor dem so mancher fürchtend die gute Sache verläßt. Ich aber bin das nicht gesinnt, so eifrig sie es treiben; nicht das ich Gottes Strafe verachte, sondern ich spreche: ihr Bann hat keine Macht, denn wie kann der andere strafen, der selbst ist von Sünden schwer, und mich vom Himmelsthron stoßen, der selber so weit davon ist? Man stellt mir nach mit Gift, aber Gott half mir; und mit Kerker, aber König Karl wird mich nicht verrathen. Sie haben ihm einen grauen Mönch mit Holzschuhen zugeschickt, der das Mandat hat, mich überall zu greifen, ist Niemand den diese Tyrannei bewegt, mir beizustehen? Ich hoffe, ich will es rächen mit meiner Hand und sollt ich fremde Hülfe brauchen. Ich habe

nicht Unrecht gethan und nur dem Pabste die Wahrheit gesagt und darum hätt ich mich verantwortet; weil er aber kein Recht gegen mich hat, denkt er trüglich mich heimlich zu dämpfen. Das Recht hab ich nie geflohen, dieweil sie aber Gewalt brauchen, so stell ich mich auch dargegen. Es ist zum Höchsten aufgestiegen, man hemme der Kurtisanen Lauf; sie haben Geld und Gut aus deutschem Land genommen und dafür aller Laster Schand gebracht. Ich frage, wo ist der Deutschen Mut? wo ist das alte Gemüt und Sinn? ist alle Mannheit hingefahren? die alten Römer waren ehrbare Männer und tugendhalber werth über alle Welt zu herrschen, doch litt es nicht die deutsche Art, daß sie uns Land und Freiheit abgewannen; jetzt hat uns Betrug überschwätzt und ein weibisch Volk ohne Herz, ohne Mut, ohne Tugend überstritten. Mir thut im Herzen der Hohn weh, denn je bedünken mich das nicht Männer, bei denen ich keine männliche That und weisen Rath gefunden, die wenn sie um den Christenglauben streiten sollten laufend die Schuhe wegwerfen würden, deren keiner je eine Wunde gewann, es hätte sie ihm denn eine Hure gebissen. — Dieß sind jetzt die Herrn dieser Welt, unter denen keine Frommheit, nur Geld etwas gilt. Der Herr hatte gesagt, daß von seiner Lehre nicht das mindeste Wort getrennt werden solle, aber die Päbste machen neue Gesetze ohne Zahl und das Evangelium wird nicht geachtet; und wer dawider spricht der ist ein Ketzer. Man soll der heiligen Kirche wohl gehorchen, aber ich sage dieser Räuberhaufe, der uns täglich plündert, ist nicht die heilige Kirche. Auch ist nicht die Zeit, daß Christs große Heerde jetzt noch von Einem Hirten geweidet werde; denn Christus selbst hat seine Gewalt getheilt. Darum mahne ich alle Fürsten und den Adel und die Städte und wer sein Vaterland lieb hat, herzu ihr frommen Deutschen, ihr Landsknechte und Reiter und wer all freien Mut hat, den Unglauben wollen wir tilgen, die Wahrheit wieder bringen, und weil es nicht mag in Gutem sein, so kost es denn Blut, da es sich nicht anders fügen will. Verzage kein Mann an dieser Sache, obwohl sie uns viel von geweihter Priesterschaft sagen werden, denn diese treiben nicht Priesters Amt. Die Frommen wollen wir ehren und sie allzeit lieben, die Bösen aber und ihr schlechtes Beispiel tilgen. Wer diesen Handel mit mir treibt mit reinem Gewissen und aller Güte, der wird Gott zu einem

Helfer haben. Ihr habt großen Schmerz gelitten, daß Müßiggänger ohne Zahl in Freuden lebten und die Bettelorden nur Gut aufbringen und alles nach Rom tragen. Ist Niemand den das bewegt? Niemand der dazu thun wolle? Auf nur ihr frommen Deutschen, wir haben Harnisch und Pferde, und hilft nicht freundliche Mahnung, so laßt uns die gebrauchen. Mit uns ist Gottes Hülfe und Rache, wir strafen die, die wider ihn sind, wohlauf es hat nicht Noth. Gott geb ihm Heil, der mit mir kämpft, was hoff ich mancher Ritter thut und mancher Bürger, den in seiner Stadt die Sachen beschweren. Wohlauf, wir haben Gottes Gunst, wer wollte in solcher Sache daheim bleiben? Ich habs gewagt! das ist mein Reim.

Der Dialog, die Anschauenden[534]) ist, wie so viele andere lateinische von Hutten, ganz in Lucians Manier. Sol und Phaeton unterhalten sich über das Erdvolk. Die Italier seien so herab, daß sich kaum noch einer zu waffnen verstünde, und man sagen möchte, es sei im Betracht der alten Römer, mit Ausnahme der Venetianer, kein Italiener mehr in Italien. Die Deutschen zechten und ließen sich dabei im Kriege leicht verlocken, sie seien je die besten Krieger gewesen, wüßten aber keinen Sieg zu nutzen und keine Eroberung zu behaupten. Die Spanier seien vor allem fleißige Diebe, sonst im Felde redlich trotz Einem, kriegserfahren und kühn. Phaeton zertheilt jetzt die Wolken und fragt, was für ein seltsames Getöse da in Augsburg sei mit Schlemmen, Prassen und Rathschlagen? das sei ein deutscher Reichstag. Sie gewahren eine Procession und Aufzug des Legaten Cajetan, der unter dem Vorwand zu einem Türkenkrieg den Deutschen neues Geld abluchsen soll; er wolle die Schafe des Pabstes schinden und scheeren, belehrt Sol den Sohn, kenne er aber die Deutschen recht, so sei jetzt nichts mehr damit, es sei nahebei, daß die Deutschen weise würden, denn dieß sei der erste Legat, den die Barbaren leer gehen ließen zu großem Schrecken von Rom. Sol kommt wieder auf die Trunkenheit dieser Barbaren, besonders der Sachsen, deren alte Gebräuche beleuchtet, deren Städteregiment, Sicherheit, Gesundheit und Kraft, deren altes Recht und Sitte gepriesen wird, deren Zucht und Scham, deren Glauben und Vertrauen in ursprünglicher Reinheit gepriesen werden. Sie seien frei,

534) Werke V. p. 330.

rüstig, tapfer und hätten den Kaiser in Ehren aber nicht in Ehrfurcht und seien ihm daher auch nicht fast gehorsam. Fürsten, Grafen, Geistlichkeit, Adel und Städte werden in ihrer gegenseitigen Stellung geschildert; die Fürsten brauchen den Raubadel gegeneinander, darum erhält man sie; in der Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen Adel und Städten wird auch hier die Ritterschaft geschont und ihre beste Seite herausgehoben; zuletzt geht es über die Pfaffen. Ueberdem achten die Unterredenden wieder auf Cajetan, der zürnt, daß Sol nicht scheinen wolle, um ihm das kalte Land zu wärmen; er möge päbstliche Gewalt über Himmel und Erde bedenken; er verlangt daß Sol beichte, um Absolutz bitte, sich einer Buße unterwerfe; Sol sagt ihm er solle sich eine Purganz von Nießwurz eingeben lassen, da erklärt ihn Cajetan de facto in Bann. Zum Spotte gibt Sol etwas nach und Cajetan fordert, daß er Pestilenz unter die deutschen Pfaffen bringe, damit recht viele Stellen gekauft würden. Phaeton gibt ihn zuletzt der Verspottung der Deutschen Preiß.

Daß das Lucianische Gespräch und der plautinische Dialog in diesen Zeiten so beliebt ward, daß nun eine Menge von Nachahmungen Latein und Deutsch folgten und in der Literatur vorzuherrschen anfingen, lag in dem neuen Sinne für jede dramatische Form, wie auch diese Unterredungen von Hans Sachs und Folz und Anderen stets als Dramen betrachtet, oder Fastnachtsspiele genannt werden. Aber auch die ironisch naive, oder populär belehrende, oder allegorisch darstellende Manier machte sie dem Geschmacke der Zeit lieb, wie denn überhaupt zur Besprechung und Verspottung von Zeitverhältnissen der Begebenheiten nicht wohl eine treffendere, leichtere, und grade durch Anspruchlosigkeit und Leichtigkeit so empfindliche Form gedacht werden kann, so daß man sich billig wundern würde, wie in solchen Tagen wie die unseren, die an so manchen versteckten Gebrechen und Widernatürlichkeiten leiden, der gesunde Menschenverstand und die schlichte Natur nicht irgend einmal in diesem Gewande sich zu zeigen wagten, wenn man nicht diese Natur und diesen Verstand fast eher für *verdrängt*, als blos für *zurückgedrängt* ansehen müßte. Damals ergriff man diese Form mit einer Lebhaftigkeit und Begierde, daß sie bald so allgemein ward, daß lateinische und deutsche Poeten, die berühmtesten und obscursten Männer, Pseudonyme und Anonyme, Gelehrte und

Bauern sie gebrauchten, und daß sie ganz so wie das historische Lied im 16. Jahrhundert in Jedermanns Händen gerecht war und auf jedes Ereigniß von Bedeutung angewandt ward. Sie war auch so geschickt für Jedermanns Talent; denn wer etwas poetischeren Sinn hatte, der konnte ihr die poetische Seite abgewinnen und eine Art von Action damit verbinden, wie Hutten im Phalarismus, in der Bulle, in den Anschauendem gethan; oder der Nüchterne konnte sich blos aufs Erörtern und einfache Besprechen des Gegenstandes beschränken, so wie Hutten im Vadiscus, in den Räubern und anderen, und dann haben diese Stücke freilich keinen Theil mehr an der Dichtung. In beider Manier dauern die Dialoge fort, so lange die lebhafteren öffentlichen Angelegenheiten dauern; von der ersten Art sind viele Satyren über die Reformationsgeschichten, einige auch über die neuen Lehren, wie z. B. die, welche Strobel unter dem Titel der sterbenden Beichte bekannt gemacht hat[535]); von der letzteren aber eine Menge Pasquille und Unterredungen, namentlich aus dem schmalkaldischen Kriege, die stechend und beißend, oft nicht ohne satyrisches Verdienst, aber meist bloß trocken erörternd, ohne Charakteristik, ohne dichterische Anlage und Einkleidung sind. Auch gingen in diesen Zeiten schon historische Gegenstände voll Gewöhnlichkeit und theologische Streitfragen in Poesien ein, die keiner poetischen Auffassung

535) Neue Beitr. I. 2. p. 25. Die Messe ist, wie der Kardinal dem Pabste anzeigt, in Deutschland verklagt. Zu Richtern sind die Epistel der Zwölfboten bestellt, zu Zeugen die Propheten, zum Obmann das alte Testament. Die Beichte hat sich übrigens den Handel so zu Herzen gezogen, daß sie todtkrank ward; sie hat die schweinende Sucht und die Etica. (Einzelheiten dieser Art sind jetzt häufig erscheinende Vorläufer der Fischartischen Manier.) Unter dem Bemühen der Aerzte, Apotheker, Mönche u. A. die Beichte zu retten, wird sie immer siecher. Man will sie am Fegefeuer wärmen, aber das haben die Bauern mit dem Weihwasser ausgelöscht; ein Todstich für die Kranke, denn das war die rechte Alp und Weide auf der sie feist worden war. Man will sie zum Bild unserer lieben Frauen bringen, aber die Bauern haben Kapelle und Haus zerstört. Der Meßner soll ihr unseren Herrgott reichen, allein er kann ihn nicht erlangen, denn der Himmel ist sein Stuhl, die Erde sein Fußschemmel, wie sollte er ihn aufheben? der Doctor schreit nach dem heiligen Oel, aber der Küster hat seine Schuhe damit gesalbt. Rathlos machen sie sich zuletzt still davon und lassen die Sterbende liegen.

mehr fähig waren; Gedichte oder Gespräche vertraten dann nur die Stelle von pikantern Zeitungsartikeln und Carricaturen, und machten allen Unfug in Reich und Kirche, aus allen Städten und Winkeln mit jenem ersten Wetteifer bekannt, der keine Hemmung achtet und kein Maaß kennt. Es war eine Zeit der Ausschweifung, der Uebertreibung des Naturtriebes und der Ausgelassenheit in allen Fächern; alle Fächer können ihre Eulenspiegel in diesen Zeiten aufweisen, die Theologie ihren Sebastian Frank, die practische Religionslehre ihre vielfältigen Fanatiker, die Magie ihren Faust, die gesammte Wissenschaftlichkeit ihren Agrippa, die Arzneikunst ihren Theophrastus Paracelsus; die Poesie aber vollendete jetzt ihre Ausschweifung in die sie sich verloren, in der Allgemeinheit der Volkstheilnahme; und schon, werden wir sehen, treten Männer hervor, die einzelne Theile der Poesie in heilige Zufluchtstätten vor der Gemeinheit retten, in die sie zu versinken droht, wie Luther das Kirchenlied; und andere, die in der heimlichen Zelle sicher und leidenschaftlos saßen, das ganze Gebiet der Poesie von dem Kothe zu befreien versuchten, wie Hans Sachs; und wieder andere, die das unsinnige Wesen der ganzen Zeiten durch allerlei poetische und unpoetische Schriften in unsinniger Manier anfochten, wie Fischart; und endlich ließ man die vaterländische Poesie hoffnungslos ganz fahren, und führte neue Formen und Stoffe aufs ungeschickteste aus allen Zeiten und Welttheilen zugleich ein.

Der Ton, der von Hutten angestimmt, von andern auch alsbald einzeln nachgeahmt war, wurde seit dem Reichstage in Worms ein allgemeiner. Alles Factische ward jetzt in Reime gebracht und verbreitet, alle Wünsche des Volks und alle Erwartungen der Wohlgesinnten machten sich in tausend Flugschriften Luft und die Polemik in Versen und Prosa gedieh schnell zu einer Licenz und Heftigkeit ohne Gleichen. Zahllose Pamphlete machten sich über die Klerisei her, über ihren Hochmuth und Geiz; mit einem glühenden Hasse verfolgte man den Firlefanz des Gottesdienstes, das Gaukelspiel der Ceremonien, die Abgötterei mit den Heiligen, die Mönchskutten und Bettelorden, alle Gleisnerei und Anstellerei, das Plärren und Singen, das Neigen und Beugen, das Läuten und Orgeln, und alles Gepränge mit Heilthum, mit Fahnen und Kerzen. Wie Luther den Endchrist mit dem Worte Gottes geschlagen und mit Thomisten und Sophisten siegreich gestritten, fand seine

Anerkennung im Gesang; Hunderte von Vertheidigern stellten sich laut um den Mann Gottes und für jeden Vertheidiger hoben sich Hunderte von Stimmen aus dem Volk, dem Hutten sangen die Landsknechte zu, des Sickingen ganzes Leben und seine Fehden wurden gereimt und die Dichtung begleitete ihn bis an die Pforten des Himmels; und dem edlen Churfürsten von Sachsen wußte man für seine gefahrvolle Unterstützung ruhmvollen Dank. In poetischen Erzählungen, die mehr den Ton der alten Allegorien tragen, läßt man die alten Helden Arioviſt, Hermann und Barbarossa aus den Gräbern steigen und sich der guten Sache annehmen und gegen die Römer zu Waffen rufen. In einem Liede (neulich geschmidet durch Myster Hemerlin im Berg Ethna) ruft der Papst den Kaiser an, den Mann zu vertreiben, der alle seine Pracht umkehren, um Blei, Wachs, Bullen und Interdicte nichts mehr geben will; Er sei jetzt aller Welt ein Spott, und sein Ablaß werde beschmutzt und beschimpft, und um seinen Pfründenmarkt sei er gekommen, semel pro semper und Regreß und Adjutory und Reservat liege allzumal im Koth, sein Grempelmarkt habe gar kein Ende, und Gott wolle den römischen Kaiser schänden, der ihm hätte helfen sollen, da er nun seinethalb nach Betlem gehen müßte. Auf dem Reichstag in Worms unter rothen Baretten und Sammetschauben bewährte der Mann seine gerechte Lehre und die mit ihm disputirten, sagten nur von blauem Zwirn, der in der Tartarei verwirrt war. Die öffentlichen Disputationen in der wirklichen Welt gaben sodann den beliebten Gesprächen neue Nahrung. In satyrischem Gegensatze disputirte hier nicht die Gelehrsamkeit und der Scharfsinn; sondern der gute gerade Verstand und der Bauernwitz; nicht die Theologen mit Theologen und Scholastikern, sondern Bauern mit Bauern, der Kegelhans mit dem Karsthans, und Kuntz mit Fritz, oder der Handwerksmann mit dem Mönche, der Strohschneider mit dem Holzhauer, der Schuster mit dem Chorherrn, der Schneider mit dem Pfarrer, und überall schickt der Mutterwitz in Christo den in Scoto gelehrten Scharfsinn heim. Nicht allein die Gesprächsform sondern auch die Aufführung diente dazu, dieß alles noch mehr zu beleben. In der Schweiz namentlich, wo die Heftigkeit der Polemik besonders stark war, führte man dieser Art Gespräche von Nicolaus Manuel auf, dessen Bohnenlied wider den päbstlichen Ablaß und

jämmerliche Klage gegen den Todtenfresser als sehr energische Stücke gegen die Hierarchie bekannt sind. Auch der wirksame Scharfsinn Huttens oder des Barfüßers Kettenbach, mit dem sie die Handlungen und Ausspräche Christs mit dem seines Statthalters verglichen, gingen in belebte Darstellung und dramatische Aufführung über; man führte in Fastnachtspielen den Heiland reitend ein auf einer armen Eselin, mit der Dornenkrone auf dem Haupt, und dagegen den Pabst in großem Triumph im Harnisch mit Kriegszeug zu Roß und Fuß, mit Bannern und Fähnlein, und seine Garde mit Trompeten, Posaunen, Trommeln, Pfeifen, Karthaunen und Schlangen, reichlich und prächtig als ob er der türkische Kaiser wäre. Hierzu denke man an die Tragödia, gehalten in dem königlichen Saal zu Paris (1524) und des Masenius Nachricht von dem pantomimischen Spiele, das vor Karl V. und Ferdinand in Augsburg gehalten worden wäre, worin in einer sinnreichen Allegorie erst Reuchlin auftrat und ein Bündel Holzscheiter ausstreute wie zum Aufheben für jedermann bestimmt, dann Erasmus kam und die geraden und krummen Scheiter vergeblich mit einander zu vereinigen suchte, hierauf Luther den Haufen in Brand setzte, der Kaiser mit dem Schwerte vergebens dieß Feuer zu löschen suchte und zuletzt der Pabst im Rettungseifer statt Wasser Oel hineingoß. So ist auf Schloß Rámbach 1531 das sogenannte Bockspiel aufgeführt worden, das man dem Cochläus oder Murner zuschreibt, worin Luther und einige Hauptgegner der Reformation und dann mehrere Repräsentanten der Stände auftreten, jeder seinen Spruch spricht und wieder abgeht. Hierzu müßte man alsdann die schon etwas spätern lateinischen Stücke des Naogeorgus rechnen, die ins Deutsche übersetzt wurden. Bekanntlich ward die deutsche Sprache und Reimform für die (anfänglich lateinischen und prosaischen) Streitschriften der Notabilitäten der Reformation und ihrer Gegner bald gebraucht, denn der Antheil des Volks zwang dazu und verhieß einen leichteren Sieg. Zwischen Stiefel und Murner entbrannte nämlich ein Liederkrieg wegen Luther und seiner Lehre und da einmal Murner im Zuge war, so häufte er dann seine Satyren und Schmähschriften gegen die Reformation in allen Formen und Gestalten und hatte die Vergeltung schwer zu tragen. Denn der Karsthans, Murnarus Leviathan und die Novella, die gegen ihn geschrieben wurden, sind

von den geglücktern satyrischen Gesprächen. Erasmus Alberus, den ich noch unten erwähnen muß, ist einer der gefährlichsten Gegner des Papismus durch seine Fabeln, durch seinen Barfüßermönchs Eulenspiegel, durch seine Reime und Prosa gegen Witzel geworden, ein trefflicher Vorläufer Fischarts in viel mißlichern und dringendern Zeiten. Emsers Kampf mit Luther spielte sich aus lateinischer Prosa in deutsche Verse über und knüpfte sich an den Bauerkrieg, der in vielfachen mehr historischen als poetischen Stücken behandelt ward, und den Emser dem Luther Schuld gab. Der Bauernkrieg hat fast alle öffentlichen Stimmen gegen sich, und dieß beweist, wie sehr sich Hutten in der Zeit irrte, da ihm unstreitig, nach der Art, wie er schon die Bauernaufstände des vorigen Jahrzehents zu seinen Ansichten benutzt hatte, diese Begebenheit sehr bedeutend und einladend zum Ergreifen würde geschienen haben. Von dieser Begebenheit an tritt dann nicht leicht eine andere von einiger Wichtigkeit in die Geschichte ein, die nicht in geschichtlicher Erzählung oder im Lied oder Gespräch wäre behandelt worden. So geschahs mit der Vertreibung des großen Scharrhansen Heinrich von Braunschweig, die kein kleiner Triumph für die Protestanten war. Luther und der Churfürst von Sachsen gaben hier den Ton selbst in jener ungeheuer groben Art an und es war kein Wunder, daß man keine noch so starke Fiction scheute, die den „Hanswurst" zu dem Teufel und der Hölle verwies. Die Schlacht von Pavia und mit ihr Karl V. waren eine Zeit Gegenstände von Nationalliedern geworden, bald aber wie des Kaisers Plane hervortraten, die Nation unter seinen spanischen Gehorsam zu bringen, richteten sich die Landsknechte gegen den „Butzemann" und seine Fremdlinge. In dem schmalkaldischen Kriege war der Eifer der lauten Meinung so groß, daß Reichsgesetze von Karl gegen die Sänger und Spruchsprecher erlassen werden mußten, welche die geistlichen Stände bei den weltlichen, die weltlichen bei den geistlichen verächtlich angriffen und Zwiespalt dadurch stifteten. Es regnete in diesen Zeiten Pasquille und Satyren, meistentheils den heftigen Sinn gegen den Kaiser und gegen Rom, seine Hure, und deren Töchter Paris und Köln aussprechend, durchaus reformistisch, oft bloße Zusammenstellung biblischer Stellen, oft feurige und kühne Vermahnungen, oft kecke Lieder, die zu der religiösen Begeisterung noch die für die Befreiung von fremden Zwange hin-

zufügen, oft witzige Sprüche auf historische Personen, die im Munde der Leute gingen. Die Helden dieser Zeiten, Moritz von Sachsen, Landgraf Philipp, Johann von Sachsen, Albrecht von Brandenburg u. A., traten in Gesängen oder Reimgeschichten auf. Diese Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten in rücksichtsloser Freiheit dauerte bis zu den berüchtigten Crumbachischen Händeln und der Erscheinung der in der Literatur so viel besprochenen Nachtigall und was sich daran knüpft, wo durch Maximilians II. Mandat zu deren Unterdrückung durch die strenge Verfolgung der Drucker und Verbreiter dieser Gedichte der Preßfreiheit ein Ziel gesetzt ward. Im dreißigjährigen Kriege tauchte die historische Poesie noch einmal kriegerisch und satyrisch auf, allein schon in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts war sie mehr friedlich geworden und zog sich jammervoll versunken auf festliche Begebenheiten, wo das einzige glückhafte Schiff von Fischart eine nennbare Ausnahme macht; bald ward sie wieder höfisch, und in dieser Eigenschaft werden wir ihr wohl im 15. Jahrhundert noch begegnen.

Auf diese Dinge analysirend einzugehn, ist natürlich weit eher die Sache der politischen oder Culturgeschichte, die Literaturgeschichte darf sie nur anführen und darauf hindeuten, daß dieser Gebrauch der Poesie sie völlig ruinirte. Wo irgend eine Seite des Lebens so gewaltig Alles verschlingt, wie in der Reformationszeit das Moralische und Religiöse, da muß jede andere Seite nothwendigerweise verhältnißmäßig darunter leiden. Talente, Verhältnisse, Zufälle konnten einzelne Zweige erhalten oder neu gründen, und so war durch Bebel und Hutten's große Anlagen der Satyre zu dem Geiste, den die Zeiten gaben, eine elegantere Form geliehen worden, die aber wieder verschwand. So ward auch mitten unter den üblen Einflüssen der Reformation durch eben sie, durch Luther, das deutsche Kirchenlied zu der Gestalt erhoben, bei der es sich erhalten hat, bis in der neuesten Zeit hier und da elende Stümperei die Hand daran legte, da man auch Luthers Bibel mit schlechten Auszügen auf den Schulen zu ersetzen anfing. Es ist wohl recht, daß sich Alles ändere und Alles fortschreite, allein Werke die wie die Bibel und Homer das Jugendalter der Menschheit vertreten und die eben darum ein menschliches Volk seiner Jugend zur ersten Bildung in die Hand gibt, müssen auch ihre Jugendform behalten. Die Geschichte der Dichtkunst hat wenig Ge-

legenheit, den großen Mann des 16. Jahrhunderts zu würdigen. Die deutsche Sprache dankt ihm in ihrer neueren Periode Alles. Es war so recht aus der Natur unserer neueren Entwickelung, daß wir in Deutschland keiner Stadt, keinem Distrikte die Ehre gönnten, einen herrschenden Dialect aufzustellen und die Sprache zu fixiren, sondern dem Manne, der mehr wie jeder andere in dieser volksmäßigen Zeit der Volksliebling war, der mehr wie jeder andere den herzlichen, graden, derben, kräftigen, gesunden Ausdruck und Ton des Volkes traf; kein academisches Lexicon sollte der Canon der Sprache werden, sondern das Buch, an dem sich die neuere Menschheit schult und aufbildet, und das in Deutschland durch Luther ein Volksbuch geworden ist, wie nirgend sonst. „Luthers Sprache, sagt Grimm, muß ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit, auch ihres gewaltigen Einflusses halber, für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachniedersetzung gehalten werden, wovon bis auf den heutigen Tag nur sehr unbedeutend, meistens zum Schaden der Kraft und des Ausdruckes abgewichen worden ist. Man darf das Neuhochdeutsche in der That als den protestantischen Dialect bezeichnen, dessen freiheitathmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte. Unsere Sprache ist nach dem unaufhaltbaren Laufe aller Dinge in Lautverhältnissen und Formen gesunken, was aber ihren Geist und Leib genährt, verjüngt, was endlich Blüthen einer neuen Poesie getrieben hat, verdanken wir keinem mehr als Luthern.“ So wie er die Sprache selbst aus dem Volke nahm und zugleich der vulgaren Gemeinheit entriß, so bildete er unmittelbar selbst das Kirchenlied, das ein ursprünglicher Zweig der Nationallyrik ist, zu einer Selbstständigkeit und Reinheit, in der es sich dauernd und wohlthätig erhielt. Das deutsche geistliche Lied läßt sich in seinen Anfängen bis in die Zeiten hinaufleiten[536]), wo die Benedictiner sich im wahren Volksinteresse mit Gebet, Predigt, Gesang und erbaulicher Dichtung in der Vulgarsprache beschäftigten, wo Notker und Otfried schrieben. Trotz allen Anfechtungen aus der Kirche hörte bei uns das geistliche Gelegenheitslied wohl nie auf. Es ist sehr charakteristisch, daß

536) Die folgenden Notizen sind meist aus Hofmanns Gesch. des d. Kirchenlieds vor Luther, einer vortrefflichen Vorarbeit.

die Berichterstatter von des heiligen Bernhards deutscher Reise in den Jahren 1146 — 47. ausdrücklich bemerken, daß bei jedem einzelnen Wunder, welches der Heilige in Köln verrichtet habe, das Volk in seiner Sprache Lobgesänge angestimmt habe; und sie bedauern, daß, als sie das deutsche Gebiet verließen, das Christ uns genade und der Jubelruf aufhörte, indem das Volk romanischer Sprache nicht nach der Art der Deutschen eigene Lieder hätte, womit es bei jedem einzelnen Wunder Gott Dank sagte. Geistliche Gesänge bei den heiligen Gebräuchen des Volkes, bei hohen Festtagen, bei Wallfahrten und Umgängen und bei Schlachten, lassen sich als im Stillen dauernd annehmen, ja nachweisen, selbst in den Zeiten, wo die künstelnde Poesie der Rittersleute ihre Mariengesänge in den Vorgrund schob. So konnte Bruder Berthold in diesen Zeiten dem Volke einen Leisen als bekannt nennen, der noch heute in unseren Gesangbüchern gefunden wird, und indem er anführt, daß böse Ketzer religiöse Lieder in der Volkssprache machten und sie die Kinder an der Straße lehrten, kann er auffordern, daß gute Meister sich die Merkmale der Ketzerei einprägen und sie in kurze faßliche Lieder bringen möchten, um mit solchen rechtgläubigen Gesängen jenen ketzerischen das Gegengewicht zu halten. Ich bemerkte schon oben im Vorbeigehen, daß auch die Erscheinung der Flagellanten im 13 und 14. Jahrhundert dazu beitrug, das vulgare Lied wieder lebhafter in Erinnerung zu bringen; durch fast hundert Jahre, hat man ein Beispiel, erhielt sich ein und dasselbe Lied dieser Geißler: was 1260 im Osten war gesungen worden, findet sich 1349 im Westen von Deutschland wieder, und die Limburger Chronik bemerkt ausdrücklich, daß damals gemachte oder eher vorgesuchte Lieder auch nach dem Ausgang dieser Büßenden noch bei Bittfahrten im Gebrauch blieben. Diese Lieder aus dieser Zeit, so wie das berühmte Osterlied des Konrad von Queinfurt[537]) († 1382), tragen noch mehr oder minder, wie alle Poesien des 14. Jahrhunderts den Ton der alten Lyrik und nähern sich nur stellenweise der Einfalt in Weise, Wort und Sinn, die das spätere Kirchenlied seit der Reformation über alles setzte, und die augenscheinlich aus den lateinischen Hymnen erst in die deutschen überging. Schon am Ende des 14. Jahrhunderts be-

537) Ebend. p. 69.

schäftigte sich der sogenannte Mönch (Johannes) von Salzburg mit Uebersetzung lateinischer Hymnen[538]), und im ganzen 15. Jahrhundert, wo die Uebersetzungswuth so groß war, gingen gewiß unzählige derselben in prosaische, in worttreue, in freiere Uebersetzungen über, so wie umgekehrt manches deutsche ins lateinische mag übersetzt worden sein. Die Paraphrasen, die Interlinearübersetzungen, die macaronische Sprachmengerei, das Prunken und Spielen mit Gelehrsamkeit kommt wieder, wie es zu Willerams Zeit da war. Es klebte eine gewisse Feierlichkeit an der lateinischen Sprache, an der Sprache der Kirche, und je geringer die Kenntniß und die Fähigkeit zur Behandlung der vaterländischen Sprache war, desto weniger bedachte man sich, lateinische Verse mit deutschen, deutsche Worte mit lateinischen in demselben Texte wechseln zu lassen und wir fanden schon viel früher bei dem ersten Verfall der Sprache auch die ersten Symptome diese Sprachmischerei und werden sie jedesmal bei je ärgerem Verfall desto ärger wiederkehren sehen. Bekanntlich schreibt man dem „etwas mythischen" Peter von Dresden, einem Glaubensgenossen von Huß († 1440) Lieder dieser Art zu, wie das in dulci jubilo und puer natus in Bethlehem, allein Hoffmann und auch Serpilius in seinen zufälligen Liedergedanken haben nachgewiesen, daß dieß mit Unrecht geschieht. Gewiß war es ein unglücklicher Gedanke, den man schon vor Morhof hatte, wenn man meinte, die Verfasser solcher Lieder hätten damit zum deutschen Kirchenliede überleiten wollen; wer würde uns dann die feierlichen Meisterlieder mit lateinischen Brocken und die andächtigsten Grabschriften dieser Gattung erklären? Sobald man sich aber über das Absurde und Geschmacklose dieser Art Lieder aufklärte, (und dies geschah sogleich, da sich das Schlechteste wie das Beste nie lange auf der Spitze hält), so sprang man damit theils ins Parodische über, theils verließ man sie und bildete das deutsche ernste Kirchenlied mehr und mehr aus, das auch, als es unabhängig zu entstehen anfing, die Reminiscenzen an den Inhalt und die Weisen der lateinischen einfachen Gesänge äußerst wohlthätig festhielt; denn die freieren Uebersetzungen lateinischer Lieder, wie die vom stabat mater durch Jacobus de Benedictis[539]), sind

538) Ebend. p. 142.
539) Ebend. p. 181.

das erste Lesenswerthe, was uns hier begegnet. Aus welchem Wuste indeß Luther das Kirchenlied noch herauszuarbeiten hatte, kann man sich vorstellen, wenn man an die Marien- und Passionslieder zurückdenkt, welche noch unmittelbar vor ihm parallel mit den Legenden, Lobgedichten und Figuren so sehr verbreitet waren. Es war seit dem 15. Jahrhundert Sitte geworden, Volksmelodien für geistliche Gesänge zu gebrauchen und neue Texte unterzulegen, oder auch blos weltliche Texte in geistliche — man muß sagen zu parodiren. Die katholische Zeit, in der man sich vor der heterogenen Mischung des Erhabensten mit dem Gemeinsten, wie wir oft sahn, nicht scheute, brachte diesen Unsinn auf, und sehr oft sind solche Volkslieder in Marienlieder umgesetzt; doch dauerte es auch in der protestantischen Zeit, ja bis ins 18. Jahrhundert, daß man die Gassenhauer „christlich moraliter und sittlich" veränderte, und daß man weltliche Melodien ins geistliche verpflanzte, hatte noch mit der Weise eines Klageliedes in der asiatischen Banise statt. Fischart spottete über das Unwesen; es dichteten unsere Predicanten geistliche Lieder von einer wilden Sau, und das geistliche wacker braun Maidlein, den geistlichen Felbinger und dergleichen. Im Allgemeinen aber ward dieser barbarische Geschmack durch Luther, so gut wie der ganze Katholicismus und die alten Erbauungsbücher durch seine Bibel, erschüttert, als gleich nach dieser die erste Sammlung seiner Lieder (1524) erschien. Auch sie sind gegen die obscönen Volksgesänge gerichtet, sie verschmähen aber die kindische Waffe der ernsten Parodie, ja sie behielten nur theilweise ältere Melodien. Sie halten vom Volkslied die Inversionen und Sprünge, den kühnen Schritt, den kraftvollen gedrungenen Ausdruck fest, bilden sich aber innerlich aus Kraft des Glaubens und ächter Religiosität frei heraus. Sie gaben augenblicklich das Muster für alle Reformatoren und von Schlesien bis Frankfurt, von den Dithmarsen bis Nürnberg und Augsburg hielten es die ersten Glaubensverbesserer gemeinlich für ihres Amts und Geschäfts, in Luthers Weise einige Locallieder zu dichten, und die Innigkeit und Frömmigkeit dieser ersten Generation erzeugte im ersten Momente so vieles was Muster geblieben ist. Leider wurde diese erste Bahn bald wieder verlassen, indem man anfing, die neuen Glaubensbekenntnisse in die Lieder niederzulegen, was das Kirchenlied ganz in dem Verhältnisse und

in der Art, wie das Volkslied überhaupt, am Ende des 16. Jahrhunderts verfallen ließ, bis es im 17. neuen kunstmäßigeren Flor erhielt. Ich wollte hier nur die ersten Anfänge dieses Zweigs einer reineren Dichtungsart bezeichnen; überblicken wollen wir ihre ganze Entfaltung erst später. Wie sich das Volkslied in diesen oder den etwas früheren Zeiten überhaupt reiner von der gänzlichen Gemeinheit und Versunkenheit der Poesie erhielt, dieß wollte ich nur noch einmal erinnern, so strebte sich auch das Kirchenlied davon förmlich auszuscheiden und es gelang ihm, in Luthers Händen und in jedes anderen mehr oder minder, der seinem Beispiel streng folgte.

6. Hans Sachs.

Wer es aber zuerst empfand, daß sich die gesammte Poesie in eine Tiefe herabbegeben hatte, in der sie unmöglich beharren konnte, das war Hans Sachs. Wie von dem größten ächt Nationalen, was wir in der Poesie des Mittelalters besitzen, so müssen wir von diesem selten begabten Manne sagen: man muß ihn historisch würdigen, um sein Verdienst zu erkennen und seinen Werth darnach zu bestimmen. Er steht wie der Mittelpunct zwischen alter und neuer Kunst, weist mit seinen Werken auf Aelteres, was die Nation erschaffen hatte und legt den Grund zu Späterem, was sie erschaffen sollte, er umfaßt die poetische Vergangenheit des Volks und behandelt namentlich alle Formen und Stoffe vielfach, die seit dem Aufkommen der bürgerlichen Dichtung beliebt geworden waren; er ergreift Alles, was in seiner Zeit gegenwärtig vorging und macht den ganzen Lauf der religiös-politischen Dichtung mit; er zieht sich dann zuerst hiervon zurück, entnimmt die Dichtung der Richtung auf das wirkliche Leben, wirft sich auf die Form am entschiedensten, und bildete sie zuerst unter uns etwas kunstgerechter aus, welche seitdem die Hauptform aller neueren Dichtung blieb, er zieht die ganze Geschichte und den Kreis alles Wissens und Handelns in die Poesie, bricht die Gränzen der Nationalität und deutet so an, was hinfort für die deutsche Dichtung das Charakteristischste werden sollte. Er ist ein Reformator in der Poesie so gut, wie Luther in der Religion, wie Hutten in der Politik; glücklicher als dieser, weniger glücklich als jener, von weit unbewußterem, aber nicht gerin-

gerem Talent als Beide, regsam und unermüdlich beschäftigt gleich ihnen, wenig erkannt, ja lange als Repräsentant einer Dichtungsart verspottet, aus der er hinweg rang, noch jetzt meistens als der Fürst des Meistergesangs genannt, für den er nur privatim dichtete, an dem er nur moralisch achtete, was er dichterisch nicht des Druckes für werth hielt, bis erst in der neuesten Zeit unser größter Dichter zeigte, welche Keime in seinen poetischen Formen und seiner Sprache lagen und ihn so zur Beachtung und Anerkennung brachte, wie Lessing und Voß der lutherischen und humanistischen Aufklärung ihren endlichen Sieg sicherten, so daß man nun den alten ehrwürdigen Meister unter den ersten Häuptern der Reformationszeit wird nennen dürfen, die an großen Geistern und Charakteren so ungemein fruchtbar und gesegnet war.

Wir stehen in der Zeit des Hans Sachs mitten in einer zweiten Hauptrichtung unserer deutschen Poesie. Wir haben nach dem Ende der urvolksthümlichen Dichtung zuerst unter dem Adel und an den Höfen eine große Entwickelung beobachtet; eine andere nicht minder merkwürdige folgte unter dem niederen Volke. Jene war ihren vorherrschenden Gattungen nach episch und lyrisch, diese didactisch und satyrisch; jene durchaus auf einen unterhaltenden und fesselnden Stoff ausgehend, diese auf eine reine Moral; jene, obwohl meist erzählend, doch weniger plastisch als diese, die zwar meist belehrte, aber zur Belehrung das erzählende Beispiel liebte; jene auf das Ideale, auf Reinheit und Züchtigkeit mit ekler und delikater Vorsicht gerichtet, diese auf das Groteske und Carricaturartige mit derber, plumper, bäurischer Rücksichtslosigkeit; jene ganz Anstand und Convenienz, diese ganz grobe Natur; Alles voll Gründe in jener, in dieser Alles voll Mutterwitz und gesundem Verstande. Die ältere Kunst war musikalisch und voll Empfindung, die spätere volksthümliche war lebendig und ganz bildend; der Scherz in der letzteren verdrängte den Ernst der erstern, die Gemeinheit das Erhabene, das Factische das Abstracte, das Lose und Lockere die Heiligkeit und Feierlichkeit, die Grobheit das Höfische, der Leichtsinn den Fleiß, die größte Nachläßigkeit die mühseligste Ueberlegung, die natürliche Philosophie die geistlich-mystische und sophistische, der Naturmensch die Heroen und Heiligen, der alte Gott der Väter die neuen Götzen mit ihrem unsinnigen Cultus. Die ritterliche Kunst war meisten-

theils ihren Stoffen nach fremd und extravagant, die volksthümliche war endemisch und vaterländisch; mit dem Vaterländischen, was unter der Blüthe der ersteren vegetirte, war das Fremde im Kampf, mit dem Fremden, was die letztere aufnahm, stand das Vaterländische im engen Bunde; das Fremde war in der letzteren Zeit das Antike, in der ersten mehr das Gleichzeitige, oder doch das modernisirte Alte. In der älteren Kunst hatte Alles aus der Wirklichkeit weggewiesen, in der späteren wies Alles darauf hin; galt dort die Beobachtung des Lebens nichts, so galt sie hier Alles; war dort der gesunde Verstand minder thätig, so hatte hier die Einbildungskraft fast keinen Theil mehr an der Poesie; stand dort die Dichtung in geringerem Bezuge mit der Gegenwart und Umgebung, so war hier Alles Gelegenheitspoesie. Wir waren von Einem Extrem vollkommen auf das andere übergegangen und auch das Local zeigt uns diese totale Veränderung an. Früher standen wir immer im Westen und Süden, jetzt rücken wir nach Osten und Norden. Die Kunst hatte ordentlich einen Zug von Westen nach Osten, von Süden nach Norden genommen, ganz so wie die Cultur des Mittelalters überhaupt that, so wie aber ihre Bewegung dorthin an den zu rohen Stämmen und dem zu rauhen Klima stockte, so ging die neuere Cultur wie sich Handel und Wandel massenweise nach Westen und Süden wandten, eben so massenartig von Konstantinopel, Prag und Wittenberg westwärts aus, und es läßt sich gar nicht leugnen, daß erst mit dieser naturgemäßen Richtung, welche alle wahrhaft fortschreitende Cultur von jeher genommen hat, das Natürlichere und wahrhaft Fördernde auch in unserer Kunst aufzugehen anfing.

Jene höfische Poesie war von einem Stande gepflegt worden, der zwar für Krieg und Wanderung und äußere Beschäftigung geschaffen, doch der eigenthümlichen Lage der Zeit nach an Haus und Häuslichkeit, an Weiber und friedliche Gesellschaft sinnig gefesselt war, als er seine Dichtung ausbildete; diese Volkspoesie ward von Gelehrten und Handwerkern geübt, die von Natur für das Haus und die Stube bestimmt sind, die aber der eigenthümlichen Lage dieser späteren Zeit nach auf Wanderungen und Verbindungen hingewiesen waren. So sehr der Mangel an Kenntniß der menschlichen Natur den höfischen Dichtern geschadet hatte,

so sehr schadete der zu große Verkehr mit Menschen gemeiner Art und ungeheuchelten Wesens den Dichtern der Volksklasse; so sehr der Mangel an großen einheimischen Begebenheiten die Poesie der Ritter arm gelassen hatte und bewegungslos, so sehr verdarben die großen einheimischen Ereignisse der Reformationszeit die damalige Dichtung, wie wir umständlich gesehen haben. Der Strudel dieser Ereignisse hatte so manchen dahin gerissen, der gemeine Ton der Bewegungsparthei der damaligen Zeit hatte Sprache und Alles verdorben, was die Poesie am nothwendigsten braucht. Mitten in diese Bildung, in diese Begebenheiten fällt Hans Sachsens Leben, in die glücklichen und unglücklichen Schicksale der neuen Lehre; und seine ersten Jugendjahre gerade in die ersten Bewegungen. Wenn er sich wie so viele andere hätte mitreißen lassen, es wäre bei seinem Eifer und seinem Talente kein Wunder; wenn er in den allgemeinen Ton nach dem ersten frühe geernteten Beifalle eingestimmt hätte, er könnte sich mit dem Vorgang und Beispiele so großer Männer entschuldigen! Welch eine Natur zeigt es doch an, daß dieser Mann mit so umständlicher und eindringlicher Vielseitigkeit der Lage seiner Zeit und seines Volkes folgen und sie ergründen und in tausend verschiedenen Dichtungsstücken schildern, loben und tadeln konnte, ohne aus seiner Stelle zu weichen, ohne in seiner Besonnenheit zu wanken, ohne von seiner Höhe herabzusinken, von der er die Dinge betrachtete. Die ganze Fülle der Zustände, die ungeheure Bewegung des Lebens, die ungemeine Mannichfaltigkeit der Regungen jener Zeit öffnen uns die zahllosen Werkchen des ehrlichen Schusters, lebenvoll und sprechend, aber nicht leidenschaftlich; bewegt und eindringend, aber ohne Unruhe, ohne Mühe und Absicht. Er führt uns in die plebejischen Haufen, aber man sieht sogleich, er gehört den Edleren an, die sich in eine reinhaltende Gesellschaft zurückgezogen hatten; er zeigt uns die ganze Welt in ihrer treibenden Bewegung und Hast, ungeirrt er selber, aus seiner stillen Klause, in der ihm nichts entgeht, nichts aber ihn mit sich reißt; nichts ihn gleichgültig läßt, nichts aber auch ihm seinen Gleichmut raubt. Er sieht des Reiches mannichfaltige Gebrechen durch, aber Er will sie nicht reformiren; nur sieht man, daß er der Bürger einer Stadt ist, die damals in beneidenswerthem Flore des Wohlstands, des Haushalts, der Bildung stand;

deren Glückstand von jedem Dichter seit Rosenplüt gepriesen, von jedem Schreiber seit Aeneas Sylvius beschrieben war, deren Verfassung jeder Aufgeklärte beneidete, die große Talente gebar nicht nur, und nicht nur fesselte, sondern auch fremde Talente an sich zu ziehen wußte, was kaum je eine Republik zusammen verstanden hat; die in Handel und Gewerben, in Mechanik und Erfindungen, in humanen Wissenschaften und in den freien und plastischen Künsten groß war; die der Mittelpunct und die hohe Schule des Meistergesanges war; die durch mehr als 100 Jahre von Rosenplüt und Folz bis auf Hans Sachs und Ayrer die Hauptwiege des deutschen Schauspiels blieb, und die in allen Fächern die Größten, die den Regiomontanus, den Celtes, den Dürer, den Pirkheimer, den Hans Sachs in ihre Mauern schloß, die eine solche Fruchtbarkeit von Künstlern und Gelehrten bewies, daß in keiner deutschen Stadt weiter, ja nicht in manchem deutschen Lande die Kunst- und Gelehrtengeschichten sich mit den ihrigen vergleichen dürfen, die nur von denen der großen italischen Republiken theilweise übertroffen werden. In dieser Zufluchtstätte voll Anregung und ohne Aufregung hatte er es leichter zu beobachten, leicht, das Beobachtete zu bewältigen und zu beherrschen; er übersah aus der Ferne und verwirrte sich nicht in der Nähe. Einmal, wie die Reformation nach Nürnberg drang, ließ er in Gemeinschaft mit Andreas Osiander, aus jener eifrigen antikatholischen Familie, ein Schriftchen gegen das Pabstthum ausgehen[540]), welches sehr selten geworden ist, weil es der Rath von Nürnberg wegen der darin enthaltenen Beleidigungen gegen Kaiser und Pabst verbot. Damals beschwerte sich der Rath, daß dieß Büchlein die Censur umgangen, verwies es dem Hans Sachs ernstlich und zeigte ihm an, daß solches seines Amtes nicht sei und ihm nicht gebühre, darum eines Rathes ernstlicher Befehl sei, daß er seines Handwerks und Schuhmachens warte und sich

540) Eyn wunderliche Weyssagung von dem babstumb, wie es yhm biß an das end der welt gehen sol, in Figuren oder gemälde begriffen, gefunden zu Nürnberg ym Cartheuserkloster und ist seher alt. Eyn vorred Andreas Osianders. Mit guter verstendlicher Außlegung, durch gelerte leut verklert. Welche Hans Sachs yn teutschen reymen gefaßt und darzu gesetzt hat. 1527. S. Jäck und Heller Beiträge zur Kunst u. Lit. Geschichte S. 99.

enthalte, einig Büchlein oder Reimen hinführo ausgehen zu lassen. Damals geschah das, und weiter war es nicht nöthig, denn seine übrigen Schriften für den Protestantismus sind scharf und bestimmt, aber immer mäßig und ruhig und von jeder Extravaganz der Form oder des Inhalts völlig frei. Sein Verfechten der guten Sache hätte einen Hutten nicht interessiren können, aber es interessirte den stillen Melanchthon; es konnte keine stürmische Bewegung hervorrufen, keine Eroberung machen, aber behaupten. Als Hutten die Nation aufregte, war kein Platz für Hans Sachs, allein als Hutten bereits vergessen und sein Wirken verloren war, hielt Hans Sachs in seinen seitdem gesuchteren Gedichten gleichmäßig an, und in trüberen Zeiten des 16. Jahrhunderts schloß sich jeder einfache lutherische Geistliche und jeder ehrliche Gewerbsmann an den wackeren Meister an und nannte seine und Hans von Schwarzenbergs Gedichte [541]) als die moralischen Auctoritäten in der Nation, da bereits die Zänkereien der Theologen wieder alles zu verwirren anfingen. Er arbeitete dem vulgaren Ton des Lebens und der Kunst entgegen, nicht, indem er, wie Murner, diese Rohheit nachahmte, sondern indem er seine Sprache und seine Darstellung zu heben, und sich über der gemeinen Wirklichkeit zu halten suchte. Wie er dieß that, das beweist, welch ein angebornes Dichtertalent er besaß. Und das hat Göthe so an ihn gefesselt (der es selbst wußte, wie schwer es ist, sich herein drängenden Zeitverhältnissen überlegen zu halten), daß er sah, wie leicht und spielend der ehrbare Meister Welt und Leben behandelte, wie sicher und ungestört er sich darin umtrieb, wie die eigentliche schaffende Kraft des Dichters in ihm wirkte, nicht Leidenschaft und persönliche Theilnahme und Bewegung; wie seine Dichtung nicht der platte Abdruck des Lebens, sondern sein freies Abbild ist. Es ist wahr, man darf nur von Anlagen bei ihm sprechen, von Ausbildung nicht; nur von Kraft und Ausdruck und von der großen humoristischen Gewalt seiner Sprache, die uns unter Göthe's vollendenden Händen so sehr anheimelte, während bei ihm selbst die Eintönigkeit und Flüchtigkeit, mit der er seine Reime hingießt, ermüdet und abschreckt; es ist wahr, des müßigen Geplau-

541) Sie sind gedruckt hinter seinem deutschen Cicero; ich komme wohl noch mit einem Wort darauf zurück.

ders, des Ungeschicks in der Behandlung auch der kleinsten Intrigue, des gleichgültigen Ergreifens jedes ersten besten Stoffes, und später des seelenlosen Hindichtens aus Gewohnheit ist viel in seinen Werken. Allein ich glaube, man kann auch dieser einfältigen Dichterei gut sein, wo sie für einen einfältigen Schlag Menschen berechnet, anspruchlos und vergnüglich, und nur dem inneren Kern nach durchweg gesund, heiter, versöhnend und ermuthigend ist. Es ist etwas reizendes um ein Talent, wie Lope de Vega's, das sich leichtfertig nach allen Seiten entwickeln will, das überall mit Sicherheit und Naivetät an das Rechte und Gute nur streift, das Bessere sieht und es freiwillig fahren läßt, das der Regel spottet, dem Volke fröhnt, die Menge befriedigt und sich in sich selbst gefällt. Hans Sachs ist kein Lope de Vega, obgleich er viele tausende von Dichtungsstücken gemacht hat und an Fruchtbarkeit vielleicht nicht nachstehet, aber Lope ist auch kein Hans Sachs, so gesund und kräftig er sein mag. Mit einem lebhaften Geiste, mit südlichem Blute, mit vierzehnjähriger Reife, mit einer Sprache, die ausgebildet ist und sich leicht in Verse und Reime fügt, unter einem schaulustigen, empfänglichen, stürmischbelohnenden Volke, bei freier Muse und sorgloser Seele ein Schriftsteller wie Lope zu werden ist vielleicht nicht so schwer; aber in großen Collisionen des öffentlichen Lebens, bei so viel Theilnahme und Gemüth, bei so eifrigem Eingreifen, bei so viel Anerkennung immer ein Mensch zu bleiben wie Hans Sachs, ist bewundernswerth; bewundernswerther, als daß er eine völlig versunkene Poesie wieder frisch aufblühen und neuen Samen für andere Pflanzungen tragen zu machen suchte. Es war eine Zeit, wo so Manche sich unberufen in Dinge mischten, die sie nichts angingen, wo so viele ihre Stellung verloren oder verkannten, und vom augenblicklichen Beifall, von einer geringen Aussicht geirrt, nach Dingen strebten, die unerreichbar, oder nicht einmal begehrenswerth waren. Wie aber Hans Sachs, nachdem ihn einmal in seinem zwanzigsten Jahre die Musen zu dem Werke der Dichtung berufen, ihn erleuchtet und mit ihren Gaben belebt, ihn für den Gesang der Tugend, für die Bekämpfung des Lasters, für die Erheiterung der Traurigkeit begeistert hatten, und er, gefesselt an sein bescheidenes Gewerk und seinen Stand, ihrem Rufe anfänglich mit weniger Neigung gefolgt war, wie er von da an, auch als ihn der

Beifall von Deutschland schon laut ehrte, als er sich wie eine seltene Erscheinung unter seines Gleichen geehrt sah, immer in großem Gleichmaaße und mit Bescheidenheit und Selbstkenntniß sich beschränkte, und immer der dichtende Gewerbsmann, der handwerksmäßige Dichter blieb, wie er im Leben den gleichen Ton bewahrte, den auch seine Gedichte tragen, dieß ist leichter zu beobachten als zu begreifen. Er würde mit Hutten haben streiten können, wer von ihnen die Menschen besser kenne, die Verhältnisse in Deutschland aufmerksamer beachte, das Schicksal des Vaterlands und seiner Bildung und Besserung wärmer im Herzen trage, aber doch bilden seine Gedichte über die Zeitverhältnisse zu Huttens einen vollkommenen Gegensatz der Ruhe zur Unruhe, der Selbstbescheidung gegen kühnes Selbstvertrauen, der Mäßigung gegen ungeheure Leidenschaft, und, was die dichterische Behandlung angeht, der überlegenen Beherrschung des Stoffes gegen ein Beherrschtsein vom Stoffe. Geharnischte Reden zu schreiben, fiel ihm nicht ein, auch wo er am heftigsten war; sich in Persönlichkeiten zu mischen und in den Ton der individuellen Polemik einzugehen, fühlte sich der stille Mann nicht berufen, ja wo er Luthern am feurigsten preist, nennt er kaum seinen Namen; Wunden zu schlagen mit Feder oder Schwert lag ihm minder am Herzen, als Wunden zu heilen und er wies zu der Sanftmuth zurück, die lieber die Fehler der Menschen verlacht als verflucht. Er verstieg sich klüglich nicht zu Proclamationen ans Volk, sondern legte ihm seine Anliegen etwa in planen Allegorien vor; er schrieb nicht Mahnbriefe an Kaiser, an Pabst und Reich, sondern er ließ sich die Götter in rathschlagender Versammlung über sie unterhalten, und nützte mit seinem sanften Humor vielleicht mehr, als Andere mit treffender Geißel. Er predigte nicht mit feuriger Zunge wie Luther, denn er wußte wohl, daß kein Kanzel- und Prophetenton ihm ziemte in seiner Zelle; er band nicht mit Theologen an und bestritt keine Sätze und Doctrinen, hielt sich fern von scholastischen Fragen und dergleichen, was den Meistersängern vor nicht lange gar nicht so fern gelegen war, er hielt sich an das Buch der Bücher, das er kannte und einfältig verstand, wandte sich gegen die Unsitte und Unzucht von Hoch und Niedrig, die er sah und mit den Händen griff, fuhr unter die unwissenden Mönche und kleinen Pfaffen, denen jeder ehrliche Mann überlegen

war. Er ließ sich von dem arroganten, groben, zelotischen Schriftton der Zeit nicht hinreißen; im größten Zorn und Unwillen schimpft er nicht wie Luther, wie selbst die regierenden Häupter der Zeit thaten, seine Schreibart ist kräftig und reich fast neben der jedes anderen Zeitgenossen, sie ist unschuldig, lebendig und hell neben Murners, viel poetischer, anschaulicher, eindringlicher und weit edler als Huttens, voll Gesundheit und reinem Humor gegen Fischarts, und nächst der des Luther ist seine Sprache weit die beachtenswertheste des Jahrhunderts; sie ist für jeden künftigen vaterländischen Humoristen und Satyriker eine reiche Quelle.

Es kann nicht meine Absicht sein, in die ganze Masse der Dichtungen des Hans Sachs einzuführen, ich will sie blos mit Wenigem in großen Zügen umschreiben. Zwei große Perioden theilen seine Poesien, die man bisher gar nicht unterschieden hat, die aber für die historische Beurtheilung derselben von der größten Wichtigkeit sind. In der Einen beschäftigt ihn, wie alle Schriftsteller der Zeit, die Gegenwart mit ihrem gesammten Treiben, in der späteren kehrt er dieser den Rücken und geht in die Vergangenheit zurück. Noch genauer ist es, zu sagen: er beschäftigt sich in der ersten Periode mit dem öffentlichen Leben, mit Kirche und Staat, in der zweiten mehr mit dem Privatleben und zugleich mit dem Verjüngen altpoetischer Stoffe in neuem, in dramatischem Gewande. In den Erstlingen seiner Muse ist er ganz auf die Frage der züchtigen Liebe gerichtet, die jedem innerlichen Menschen gewöhnlich den ersten Kampf macht. Er zeigt sich da mit schlicht bürgerlichen Gesinnungen, preist die eheliche Liebe vor der abentheuerlichen, wie jeder Gutgesinnte dieser Zeit für Pflicht hält zu thun, er gibt schon ganz frühe (1517) in seinem Hofgesinde der Venus kund, wie wenig er geschickt sein würde, die Liebe und ihre Natur anders zu fassen, er weist früh und spät, in seinem Jugendgedichte über die vertriebene Keuschheit (worin die genauen Vorschriften, die er sich zieht, seinen schönen Charakter hoch ehren), wie in seiner Beurtheilung des spät behandelten Stoffes des Tristan, auf das Versparen der Liebe auf den Ehestand hin, und die Heiligkeit dieses Standes ist auch in seinen ernsten und komischen Werken der ewige Angelpunct, um den sich seine hausmoralische Dichtung fast am liebsten dreht; und wenn er sinnend mit sich selbst forscht, oder sein heimli-

der Genius an den Fensterläden lauscht, wenn er in Büchern oder Häusern in das Innere des Familienlebens blickt, oder wenn er den Ulyß zur Kalypso und Circe begleitet, hat er den Ehestand zu preisen, die herrschende Untreue zu geißeln, die Zwietracht der Gatten zu bedauern, den üblen Hausstand in Städten und Dörfern zu verdammen, zu verspotten und zu verwünschen. Erinnern wir uns, daß der von dieser Seite so empfindliche und reine Mensch in seinen feurigsten Jugendjahren, als ihm kaum sein innerer Beruf aufgegangen war, erlebte, daß gegen die Pfaffen und Mönche, deren Regeln dieser heiligen Liebe und Keuschheit entgegenzuhandeln auffordern mußten, deren wirkliches Leben in diesem Bezuge im höchsten Grade anstößig und schon so lange her bekämpft worden war, daß gegen diese privilegirten Ehebrecher und Ehespötter aus ihrer eigenen Mitte Luther auftrat und wie von vielen anderen, auch von dieser Seite ihr schnödes Treiben mit Worten und Werken zu bekämpfen anfing, wie erklärlich wird es uns sein, daß sich der gradsinnige Mann mit innerem Jubel auf diese Seite schlug und mit Wärme die neue Lehre ergriff, mit Klarheit auffaßte, mit unermüdetem Studium die evangelischen Texte sich ganz aneignete, mit ungemeinem Tacte die Sprache, den Ton, und die Richtung derselben zum Volke aufnahm, ja zuletzt von ihr aus auf die entferntere Quelle des reformistischen Geistes, auf die Alten, hingewiesen ward und mit einer Liebe einging, die seine Werke vielfach durchdringt. Schon 1523 schrieb er seine berühmte Wittenberger Nachtigall und begrüßte die neue Lehre mit so viel Entschiedenheit, daß es nichts bedarf als eines Blickes in dieß Gedicht, um seine Stellung zur Reformation zu erkennen und zugleich einzusehen, in welcher Weise die evangelische Doctrin Luthers langschlafende Gedanken des ehrbaren Mittelstandes in Deutschland traf und weckte, und wie sich der grade Verstand dieser Klasse, das leitende Testament in der Hand, nun von selbst nach allen Seiten Licht schaffte, die Finsterniß und den Aberglauben aufhellte, und, um bei der Darstellung unseres Meisters in dem genannten Gedicht zu bleiben, wie sie mit der singenden Nachtigall den Tag begrüßten und sich von ihr aus der Irre, aus Wüste und Nacht zurückrufen ließen, wohin sie der listige Löwe gelockt hatte, und wie sie allem Gebelfer seiner helfenden Unholde widerstanden. Mit Zorn eifert

der biedere Dichter, indem er ein altes beliebtes Bild umständlicher ausführt, gegen das, was der Pabst Gottesdienst nennt, gegen Pfaffenthum und Gebetplärren, gegen Kasteien und Fasten, Beichte und Ablaß, Prunk und Hohlheit, und gegen alles eitle Gedicht und Menschenfund, gegen die Schamlosigkeit und Unzucht der Clerisei, gegen ihre willkührlichen Decrete, womit sie die Schafe des Herrn zwingen; gegen alles Gelderpressen bei Taufen, Vermählen und Sterben, bei Firmelung, Beichte und Messe, womit sie die Schafe scheren; gegen das Maulbanden des Volks mit Zehnten, gegen Geldstöcke und alle Bettelerfindungen dieser Art, womit sie die Schafe melken; gegen die Ablaßbullkisten und ähnliche Schalkstricke, womit sie die Schafe schinden; gegen das Unwesen an den Bischoffshöfen, wie sie mit Bann, Steuern, Krieg, Unfug und Raub an Waisen und Wittwen die Schafe fressen, und endlich gegen Mönche und Nonnen und den ganzen faulen Haufen, die ihre guten Werke um Geld verkaufen und die Schafe wie Schlangen aussaugen. Dagegen ruft der neue Prediger die einfache Lehre des Evangeliums zurück: Liebe Gott und deinen Nächsten wie dich selbst; dagegen hilft kein Bann, kein Reichstag, kein Gegner, keine Schule, keine Predigt, keine Geistlichen und Laien, keine alten Weibet, Zopfnonnen und Greise. Ueber alles, was mit den neuen geistigen Bewegungen zusammenhängt, über die Begriffe von Menschenrechten und Unterthanenwürde, von der Geltung der Vernunft gegen eigenwillige Satzungen der Gewalthaber ist er nicht im geringsten schwankend, aber frei von aller Partheisucht, gleich aufgebracht gegen Bauern- und gegen Fürstentyrannei, gleich unwillig gegen alle Opinion bei Evangelisten und Romanisten. Ueber des Gottesmannes Sarg läßt er in den Zeiten, wo so düstre Wolken das neue Licht bereits wieder zu verdunkeln anfingen, die Theologie weinen[542]), die von so vielen Geistlichen und Secten geschändet, mishandelt und verunreinigt wird[543]). Er sieht wohl, daß durch Luthers Lehre das Affenspiel mit Reliquien und Heilthümern vernichtet ist[544]), daß die Klugen ihren Beutel zumachen, er tröstet die über Luthers

542) In Heußlers Ausg. der Werke des Hans Sachs von 1570. I., 1, 94.
543) Ib. I , 1, 80.
544) II., 4, 100.

Leiche klagende Gottesweisheit und rühmt die Schützer, die sie vor den unsauberen Händen der alten Unholde bewahren werden, aber er täuscht sich nicht über den unseligen Einfluß der sophistischen Streitfragen der Theologen, über die sie bereits den festen Anschluß an das einfache Testament aufgaben, er sieht die Wirkungen des Gifts vielfältiger Rotten und Secten, erkennt wohl, daß noch allzuviele erst das Evangelium blos im Munde führen, und es im Leben verläugnen[545]), daß noch Gefahr sei von denen, die die Reformirten verketzern, von den Priestern, welche sie politisch verschwärzen, so daß er das klagende Evangelium aussprechen läßt, es werde vor den Maulchristen, den Romanisten und Religiosen noch aus dem überblinden Vaterlande weichen müssen in die Fremde[546]), ohne daß er darum verzagt die gute Sache in ihrer Gefährdung verließe, ohne aber auch sich näher auf das Irrsal, die vielspältige Opinion, die Spitzfindigkeiten und das Schulgezänk der Theologen einzulassen, in dem er scharfsichtig einen fressenden Schaden des Protestantismus erkannte.

Das aufmerksame Beachten der religiösen Interessen von Deutschland lenkte Hans Sachs von selbst auf das deutsche Reich und seinen Zustand, besonders zur Zeit des schmalkaldischen Kriegs. Im 5. Jahrzehnt des Jahrhunderts ist der dichtende Meister daher vorzugsweise viel mit ihm beschäftigt. Er geißelt, was Hutten, was jeder offene und uneigennützige Mann der Zeit geißelte, allein er thuts auf seine eigenthümliche Weise; er bleibt der Einsicht treu, die Hutten verließ, daß Gemeinsinn und Eintracht allein das Rettungsmittel für Deutschland sei. Die Götter hal-

---

545) I, 1, 81.
Also mit großen Schanden bei Freunden und Bekannten
muß Gottes Wort allein nur ihr Schanddeckel sein,
der ander große Hauf verstockt nimmt gar nicht auf
mich die himmlischen Wahrheit mit meiner hellen Klarheit,
sondern mit Wort und Leben bleibens in Lüge kleben,
die ihnen schmeckt vil baß.

546) Also werd ich umtrieben
von dreierlei Parthei, ich sei gleich wo ich sei,
erstlich von den Maulchristen, darnach von den Romanisten,
und von den Religiosen, sind eines Tuchs drei Hosen,
die ich nicht ziehen kann.

ten (1544) einen Rath über die deutschen Angelegenheiten[547]; der Zwiespalt will da trotz aller Reichstage nicht enden. Mars will mit Feuer und Schwert darein fahren, Juno will die Fürsten mit Geld zur Ruhe bringen, das widerräth Plutus, weil es dann nur ärger werden würde; man will Noth und Armut über sie schicken, dann aber steht zu befürchten, daß sie desto ärger drücken würden; Mercur soll mit seiner Rednergabe Friede und Eintracht stiften, allein es ist zu bedenken, daß jeder Recht will haben und für alle Einrede taub ist; Phöbus soll die Blinden erleuchten, allein sie kennen die Wahrheit wohl, verunreinen sie aber mit Lug; Minerva räth die Gemeinnützigkeit, die respublica, zu schicken, Mercur aber kann sie nicht finden; in den Reichstädten ist sie weg, im Himmel und auf Erde nicht zu treffen, einst sah sie Luna in Athen, jetzt ist sie in Höhlen und Löchern verkrochen, endlich da sie krank und lahm gefunden wird, muß Aesculap erst eine zweifelhafte Kur mir ihr vornehmen. Betrachtungen dieser Art führen den Dichter vielfach auf das Nachdenken über die Quelle des Ruins im Staate; nicht zufrieden sich über die auf den Höhen der Staatsgesellschaft mangelnde Uneigennützigkeit aufgeklärt zu haben, sieht er sich dann in allen Ständen zugleich in ihren Verhältnissen zum Staate um. Mönchorden, Secten und Zwietracht und das schandbare Leben der Pfaffen zerstören alle Bande. Pfaffen und Juristen braten in seiner Dantischen Strafhölle im ärgsten Feuer, wie auch Hutten gebilligt haben würde, weil die Einen mit ihren nutzlosen Zänken, die Andern mit ihren Ränken und Verzögerungen, beide mit Opinionen und Glossen die Zustände und die Urtheile verwirren und am weitesten von jenen simplificirten Verhältnissen abhalten, zu denen jede Zeit aus unnatürlich verwickelter Lage zurückstrebt. So hatte auch Pauli mit dieser selben Einsicht gefunden, daß in Bezug auf Religion die zu vielen Glaubensartikel den Umsturz nothwendig machten, obgleich er vor dem neuen Propheten warnte; daß schon Augustin geklagt vor 1100 Jahren, man häufe in Staat und Kirche zu viele Gesetze, während seitdem noch das Decret und das Decretal, Sext, Clementin, die Extravagantes und so viele Statute, Constitutionen, Synodalia und Gewohnheiten des Chors da-

547) I., 4, 401.

zu gekommen und so viele Nußschalen vorhanden seien, daß man kaum den Kern, Gottes Gebot, darunter erkennen könne; und so läßt Hans Sachs einen einfältigen Müller, dessen studirter Sohn ihm ein glossirtes Corpus Juris heim bringt, den Rand mit der Glosse hinweghacken. Klar ist vor des Meisters Blicken, daß das Saug'ystem der Fürsten, die Räuberei und Schinderei des Adels, die Gebrechen des Reichstags, die Practiken, Ränke und Aufschübe der Gerichte, die Sucht im Bürger, die Pracht des Adels nachzuahmen mit allem Lug und Trug, kurz daß die Bedrückung von oben[548]) und die Unruhe und Strebsucht von unten der Verderb des Landes sei. Gern möchte er sich der schlechten Ueberzeugung von dem Stande der Welt erwehren; der Teufel erscheint ihm (1540), wie er sich in Nürnberg Bauleute zur Erweiterung des Höllenbaues holen will, er versichert ihn, er solle das unterlassen, es gehe neuerdings auf der Erde alles aufs Beßte; der Böse will ihm aber nur auf die Eidleistung von zehn ehrlichen Zeugen trauen, und die kann er leider nicht aufbringen. Er läßt den Frieden[549]) durch alle Gebiete des Reichs wandern und mit jederlei Volk es versuchen. Er ging zu den Fürsten und fand Blutdurst und Tyrannei, zu den Geistlichen und fand Lehrspaltung und Mord, unter den Bürgern traf er auf Streit mit dem Adel, unter den Kaufleuten auf Unruhe und Betrug, unter den Handwerkern auf Neid und Beeinträchtigung, unter den Bauern auf Untreue, Bissigkeit und Verfolgung, in dem Ehestand auf Zwietracht, in der Nachbarschaft auf Nachrede und Verleumdung, unter den Frauen auf Geschwätzigkeit, unter den Männern auf Rohheit. In seiner Wolfsklage[550]) (1545) (einem bekannten altbeliebten Thema) läßt er mit fließender Rede die Bestie Klage führen, daß selbst das Thier seiner Natur nachkomme und daß einst das Vieh Zeugniß gegen alle Menschen ablegen würde, wie sie allein wider Natur, Vernunft und Tugend gelebt hätten. Daß der in allen Ständen herrschende Eigennutz und Egoismus die Quelle aller herrschenden Uebel sei, diese Ueberzeugung spricht er vielfach aus in den Gedichten aus dem 4. und 5. Jahrzehnt, wo die mo-

548) II., 4, 61.
549) I., 5, 294.
550) I., 5, 347.

ralische Kampflust am höchsten in ihm ist, wo er in allen erdenklichen Formen, mit Eifer, mit Zorn und Unmut, mit Ernst und Strenge, mit Wehmut und Spott, mit unermüdeter Sorge dem Volke seine Lehre vor Augen stellt, daß der Neid die Ursache aller Zwietracht sei, daß Hetzerei und Klafferei das Feuer schüre, daß alle Liebe und Treue verschwunden und verdrängt, die Wahrheit verdrückt, Zucht und Keuschheit vertrieben, die vier Kardinaltugenden gefangen, Tapferkeit und Großherzigkeit dahin sei, und daß Nichts als Gemeinsinn aufhelfen könne. Mit dieser Gesinnung traf er auf die Zeiten, wo die Reformatoren und Humanisten bereits das Alterthum öffneten, wo gerade in den Zeiten, als Hans Sachs am eifrigsten war, die historischen und philosophischen Schriften der Griechen und Römer übersetzt und mit Begierde aufgenommen, wo Plutarch, Seneca, Cicero so enthusiastisch gelesen wurden; mit seinem Fleiße nahm Hans Sachs aus einer großen Masse von Schriftstellern sammelnd und sogleich umarbeitend heraus, was ihm irgend diente, und wie mußte er erstaunt sein, in der Geschichte der alten Völker gerade den Gemeinsinn so herrschend zu finden, den er unter der deutschen Nation so sehr vermißte; wie überrascht, in jenen unzähligen Anecdoten zu lesen, daß von den alten Philosophen die Zähmung der Natur und die Hemmung angeborener menschlicher Lüste und Triebe mehr geübt als gelehrt ward[551]), während die gleißenden Religionsprediger seiner Zeit schöne Worte machten und schändliche Thaten übten; wie mußte er bewundernd stutzen, unter den Heiden jene großen Beispiele von Liebe, von aufopfernder Freundschaft, von uneigennütziger Hingebung fürs Vaterland zu finden, zu denen ihm seine christliche Umgebung eben so viele Gegenstücke des Hasses, des Neides, des Egoismus darbot. So hatte jeder Uebersetzer alter Werke, jeder Bearbeiter des Terenz die Tugend und Lehre der Alten verfochten, so hatte Hartlieb in seinem Alexander auf den frommen Gottesdienst der Griechen gewiesen, an dem die Christen Beispiel nehmen könnten, so hatte Peter Tritonius gewünscht, man ahmte die Alten lieber nach, statt sie intolerant zu verfluchen. Mit augenscheinlicher Freude warf sich nun Hans Sachs auf Alles, was er von den Schriften der Alten erreichen konnte

551) II., 48c 5.

und theilte in einer Reihe von Jahren eine Unzahl von verschiedenen Erzählungen und Gedichten mit, deren Stoff er aus Diodor (übers. von Herold 1554), aus Herodot, Herodian, Plutarch, Justin, Xenophon (alle ganz oder theilweise von Boner zwischen 1532—1540 übertragen) aus Livius (von Schöferlein 1505), aus Plinius (1565 übers.), aus Ovid, Virgil, Lucian, Homer, Apulejus, Musäus, Val. Maximus, Seneca, Cicero u. A. entnahm. Geneigter zu Selbstthätigkeit und Umarbeitung ließ er sich nur von einzelnen Aussprüchen der alten Weisen oder von Zügen und Anecdoten aus ihrem Leben anregen, gab ihnen dann eine eigenthümliche Einkleidung und verwebte seine eigenen Betrachtungen hinein. Eine große Menge seiner Tugendklagen, seiner allegorischen Schilderungen von Tugend und Laster, seiner Kampfgespräche, die in diesen Jahrzehnten vorherrschend und mit das schönste sind, was seine damals in frischester Thätigkeit schaffende Muse hervorbrachte, sind nichts als solche Ausführungen eines durch Sokrates, Cicero oder Seneca angeregten Gedankens. Die meisten jener allegorischen und sonstigen Dichtungen, die noch mehr mit satyrischer Geißel die Auswüchse der Zeit als Laster verfolgen, während er sie später milder und toleranter nur verlacht, sind aus dieser kräftigen, auch im öffentlichen Leben lebendigeren Periode. Die glückliche und sichere Beobachtung von Welt und Menschen, die dem Genius unseres Meisters natürlich war, fand in der Richtung der alten Volksweisen auf die innere Natur des Menschen reiche Nahrung; und Bestärkung fand an ihrer besonnenen Mäßigung seine Ruhe, mit der er dem Ameisengewimmel der Menschen[552]) unverwirrt zuschaut und das Volk vor den Spiegel seiner wahrhaftigen Gemälde führt; ihre anschauliche Weisheit förderte seinen plastischen Sinn. Nebenbei vergaß er nie die Testamente und ließ seine poetische Muse, wie die Reformatoren ihre wissenschaftliche, mit der urchristlichen Lehre immer Hand in Hand gehen; und einerlei Gesinnung spricht daher aus jenen Musterbildern aus der Bibel über Wollust, vernachlässigte Erziehung und dergleichen (1540), wie aus allen jenen Gesprächen (aus den dreißiger Jahren), wo er seine Gesichte oft an seine Lectüre in den Alten knüpft[553]), aus den allegorischen Bildern von

552) I., 3, 344.
553) I., 5, 279. 80 u. sonst.

der Sorge, den menschlichen Anschlägen, dem Glück, dem Gerücht, der vergänglichen Weltlust, der Armut, von Alter und Jugend, von Solons Trost und vielen ähnlichen Dingen. Er hob aus der Cultur des Alterthums seinen Zeitgenossen das hervor, was wir in der Schule dem kindlichen Geiste eben so vorführen und leitete auf die unmittelbarste Weise die lautersten Wasser des aufgefundenen Quelles bis in die untersten Volksklassen. Was zwei bis drei Jahrhunderte dafür bereits gearbeitet hatten, wäre so gut wie verloren gewesen, wenn nicht in dieser Zeit der ersten Drücke, und wo das Volk wirklich bildsam war und las, ein Mann, der dazu den rechten Ton des Volks traf wie Luther, die ganze Masse alles dessen, was Thomasin, der Renner und alle didactischen Gedichte und Beispielsammlungen seit lange verbreitet hatten, in neuer Sprache, in accomodirtem Vortrage regenerirt hätte. Dieß Verdienst wollen wir dem alten Hans Sachs nie vergessen. Er ward ein humanistischer Volkslehrer, wie die Gelehrten Jugendlehrer wurden. Er führte nachahmend und reproducirend die Alten zuerst von ihrer rein moralischen Seite volksmäßig bei uns ein, wie in neuerer Zeit Wieland seinen Cicero, Lucian und Horaz von der lebensphilosophischen weltmännischen Seite einführte.

Seit dem 6. Jahrzehnte herrscht in Hans Sachsens Dichtungen alsdann ein anderer Geschmack etwas vor. Er wirft sich mehr auf Schwänke und Fastnachtspäße, das Lehrhafte knüpft sich gern an Beispiele, der ethische Charakter seiner Gedichte wird mehr plastisch, seine deutsche Malerei mehr eine niederländische, seine Allegorie wird mehr mit der Fabel vertauscht, die directen Bezüge auf die Gegenwart werden seltner, er führt uns aus dem öffentlichen ins Privatleben. Er sieht dann die Stände und Classen minder aus ihrem Verhältnisse zum Staat und zur Pflicht, als zu der menschlichen Natur und Vernunft überhaupt, er schildert mehr das schnackige Treiben der Menschen humoristisch und verlacht es, statt daß er es früher gegeißelt hatte, seine eindringlich strenge Lehre verschwindet mehr neben der launigen Schilderung, seine Strafpredigt wird ironische Darstellung, seine Poesie welche früher mehr Tugenden einschärfte, will jetzt mehr die Traurigkeit lindern, die Strenge des Mannes schleift sich ab und weicht der Milde des Greisen. Zu jeder Zeit seines Lebens hat der Meister Schwänke und Erzählungen gemacht, seit den funfzi-

ger Jahren aber sowohl häufigere, als auch bessere. Die ganze Einförmigkeit seiner Manier und das Fabrikmäßige seiner Dichtung legt sich in dieser Gattung dar, aber sie ist auch zugleich sein höchster Triumph. Er hat diese Gattung der belehrenden ernsten und komischen Erzählung aus den ältern Zeiten überkommen, in denen wir nun so lange her die Novellen, Schwänke und Possen herrschend sahen, die er wieder in Unzahl erneut und mit neuen vermehrt, er hat sie aber auch der künftigen Zeit hinterlassen. Kein älterer Erzähler thut es ihm an sittlichem Kerne, kein späterer, nicht Gellert und nicht seine sämmtlichen Zeitgenossen, an Kunst der Darstellung und an ächtem Humore gleich. Er hat bei den besten Meistern der Erzählung, bei Boccaz mit am frühesten gelernt; er hat die Meister der Dichtung, er hat einen Göthe mit am unmittelbarsten gelehrt; seine komischen Legenden dürfen an naivem unschuldigem Vortrag und gesundem Sinn für Muster gelten; seine Schilderungen von der verkehrten Welt oder von dem Schlaraffenlande, wo er die ganze Welt zu Nebenbuhlern hat, werden trotz Boccacio und dem französischen Schwank von Cocaigne immer ihren Werth behaupten; seine Späße von den Landsknechten, den Himmelstürmern, die St. Peter nicht im Paradies und Lucifer nicht in der Hölle mag, sind ganz unvergleichlich; und was sein Fastnachtspiel angeht, so gibt es nicht viele, die so tiefen und innerlichen Gebrauch von der Posse zu machen verstanden hätten, und Göthe fand die Gattung der Nachahmung und Hans Sachsische Originale der Aufführung werth, die, wenn man sich eine launige, plumpe, marionettenartige Darstellung, oder auch gute Improvisation hinzudenkt, allerdings von dem größten komischen Effect sein können. Das Leben und die Treue der Schilderung, das mannichfaltige Gewühl der Objecte und die stets gleiche Verlässigkeit und Schärfe seines Pinsels reizt in diesen Stücken ungemein und hat auch unsern Göthe angezogen, der in Hans Sachsens poetischer Sendung dem alten Meister (obwohl vielleicht in etwas vager Weise) das ehrendste Denkmal gesetzt hat. Die Gestalten leben und weben hier vor uns, und rühmt Hans Sachs den Maler, er könne Alles vor Augen stellen, daß man es nicht klarer erzählen könne, so erzählt und schildert er selbst, daß man es nicht klarer vor Augen stellen könnte. Die mutwilligste und frischeste Laune färbt die Bilder des Zauber-

kastens, den er uns öffnet, wenn er uns auf Fastnachten und Kirchweihen, in Himmel und Hölle, auf die Berge der Lüge und der Völlerei, in die Länder der Faulheit und des Unsinns führt, wenn er uns mit der groben Galanterie der Gesellen und der schnippischen Sprödigkeit der Mägde vertraut macht, wenn er uns auf dem Bierturnier ein Muster von Gemeinheit, viehischem Wesen und „kühischem Saufen" aufthut, wenn er am Abend lauschend den Gesprächen der Hausleute zuhört, wenn er auf dem Markte das Treiben der Bader und Marktschreier verfolgt, wenn er das misgestaltige Gewirr der Bauerntänze abkonterfeit, was Alles mit Nichts zu vergleichen ist, als mit den gelungensten Gemälden der niederländischen Malerei. Wir begleiten den Dichter in die Mitte seiner Landsknechte, Bauern, Handwerker, Reiter, Zigeuner, Pfaffen und Schüler, beobachten ihr tolles Treiben und Jagen, ihr Freud und Leid, ihre Noth und Lust, wir hören den zeigenden und führenden Meister dazwischen Mäßigung und Sitte predigen, sehen den milden und lebensfrohen Ermahner und Seelsorger ihre losen Streiche guthalten, und wo sich die Menge durchkreuzt und anstößt, versöhnen mit Ermunterung, mit Nachsicht und Liberalität. Nun prellt er einen geizigen Nagenrauft, allein es geschieht mit Maß, ohne Aufwand, und gutherzige Lehre entschuldigt; nun weist er übertreibend auf Buhlschaft und bösen Hausstand, allein man sieht den derben Spaß eines mehr rohen als sittenlosen Menschenschlages durch. Früher mehr mit sich selbst beschäftigt, mit Reich und Kirche, im Verkehr mit Musen, mit Genien, mit Göttern, mit Engeln und Teufeln, sahen wir ihn durch Himmel und Hölle wandern, mit den göttlichen Wesen befreundet, mit den Unsichtbaren im Verkehre, ernst, auf große Gedanken gerichtet; jetzt hat er sich in die wogende Menge begeben, sucht Unterhaltung und Erheiterung, mischt sich unter die geringsten Klassen, unter fahrende Leute, in Schenken, Wäldern und Märkten. Früher waren seine Schwänke (von der Fastnacht, vom Narrenfressen, Narrenbade, vom Schlaraffenland, Baldanders, Hans Unfleiß, Widerporst, vom Lügenberg und vollen Berg, vom faulen Lenz u. s. w. zwischen 1530—40) gern allegorisch, jetzt führt er uns in die wirklichste Welt, in die schmutzigsten Gelage, in das niedrigste Treiben. Seine Poesie nimmt also den Gang wie das Volkslied, das wir gleichfalls aus schönerer Höhe

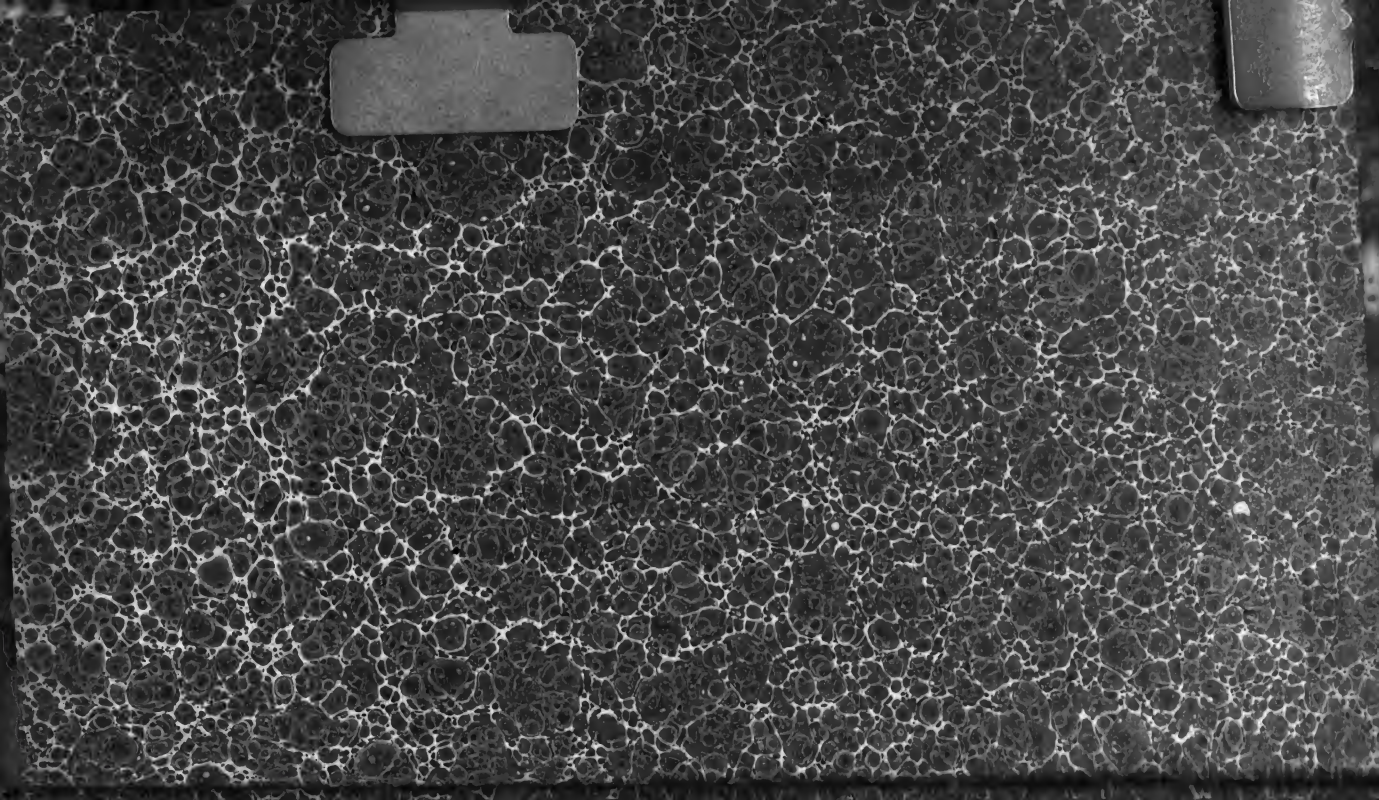
in diesen Zeiten herabsinken sahen. Doch ist auch hier immer Maaß in seiner Darstellung, Maaß in seiner Lehre. Gern hat er es mit dem rohen Adel, mit den verderbten Städten, mit den begehr- und strebsüchtigen Bauern zu thun; er meint, es habe gar recht in der Welt gestanden, als noch die Bauern einfältig, unverschlagen, fromm und schlicht gewesen, und nicht wie jetzt pfiffig und kniffig. Wo er tölpische Dummheit und Hartköpfigkeit verlacht und verhöhnt, steht im Hintergrunde der gute Landjunker Strepsiades, hinter dessen Einfalt der Comöde seine Weisheit und sein grades Urtheil versteckt. Lachend und schonend sagt er die Wahrheit und lehrt das Gute, er badet, und höchstens schneidet er die Narren, wenn er bald schlechte Kinderzucht, bald grobe Büffelei, schlechten Wandel bei besserer Einsicht, Geiz und Verschwendung, Zanksucht, Neid, Verleumdung, Schamlosigkeit, Dünkel, Schuldenmacherei, Faulheit und Schlemmerei, Spielsucht und eheliche Untreue auszurotten gedenkt. Alles was den guten deutschen Mittelstand gut bezeichnet, Handwerkscharakter, ehrbare Gildennatur, Hausverstand, Ehrlichkeit und Biederkeit, fromme Einfalt, tüchtiges sittliches Mark und practische Einsicht ins Leben, spricht liebenswürdig aus jedem Tone und jedem Sinne in diesen Stücken, so manche davon leer an Gehalt und schale Witze sind.

In den letzten Jahrzehnten der Hans Sachsischen Dichtungen geht eine deutliche Veränderung vor. Er selbst klagt gegen das Ende seiner Laufbahn wiederholt über das Abnehmen der Kunst überhaupt: ehedem sei sie blühend gewesen, der Gelehrten alle Winkel voll, sinnreicher Werkleute und Künstler genug und Bücher die Hülle und Fülle; jetzt seien die Künste gemein und verachtet, wenige Jünger blieben, als Phantasten schief angesehen; die Welt renne nach Wollust und Geld, die Musen verließen das Vaterland. Sein Gesang der Sitte hatte ihm Neid und Haß erregt; vielfach kam ihm der Gedanke, sein Singen zu lassen, auch weil ihm zuletzt seine Vernunft sagte, daß seine dichterische Kraft abnehme, daß nicht so frisch und herzlich mehr seine Gedichte herströmten, nicht mehr wie zuvor aus so hellen scharfen Sinnen aufquellten, sondern oft langsam und träge[554]). Doch

554) Am Schluß des 2. Bandes.

aber will er getrost sein Pfund wuchern lassen, nach 44 Jahren musischer Beschäftigung will er auch nun nicht ablassen, Tugend zu verbreiten und Traurigkeit zu sänftigen, und kein Lästermaul soll ihn in seinem heiligen Berufe stören. Bei der Ausgabe seiner Werke, die er erlebte, arbeitete er besonders in den Jahren 1557—59 auf eine merkwürdig thätige Weise, und nur wenn man hier aus seinen eigenen Angaben sieht, welche Unzahl von Dingen er überhaupt bis dahin gedichtet hatte (788 größre Stücke und 4270 Bar deutsches Meistergesangs, die nicht in Druck gegeben sind, „sondern die Singschule mit zu zieren und zu erhalten"), begreift man, wie er in diesen Jahren aus einer unglaublichen Belesenheit die Stoffe zu einer so ungeheuren Menge von Dichtungen bearbeiten konnte. Nur allein gegen hundert Erzählungen aus alter, mittelaltriger, nordischer und deutscher Geschichte schrieb er in diesen drei Jahren, außer einer großen Anzahl von Eulenspiegeleien und Schwänken, und allen möglichen anderen Gattungen, naturhistorischen Stücken, geistlichen und weltlichen Tragödien und Comödien, Anecdoten, Sprüche der Philosophen, Gesprächen und Betrachtungen aller Art, Evangelien, Fabeln, Psalmen, Prophezeihungen und testamentlichen Lehren. Immer ärmer an Erfindung greift er jetzt nach jeder Form und nach jedem Inhalte. Es frappirt doch, bei ihm jene Figuren wiederzufinden, jene Deutungen der Begebenheiten aus dem alten Testament auf neue Zustände. Alle poetischen Formen seit mehreren Jahrhunderten hat er behandelt; alle bedeutenderen Werke ausgezogen. Er hat didactische Stücke wie Hugo von Trimberg, Allegorien wie Müglin, Meistergesänge, Fabeln, Beispiele jeder Gattung, politische Gedichte, Lucianische Gespräche, Panegyriken wie Rosenplüt, Sittenpredigten, Narrenpoesien, Kirchenlieder und Alles was man will. Zu allem fügt er nun noch vorzugsweise in seinen letzten Jahren das Drama hinzu. Er versuchte es schon in seinen frühesten Jahren, namentlich die Gesprächsform Lucians und Aehnliches noch in der Art des Rosenplüt und Hans Folzens zu bearbeiten; bald griff er die klassische Form auf nach dem Muster des Terenz und Reuchlin und bildete mehr und mehr ein regelmäßiges Drama aus. Die Kunst, einen dramatischen Plan zu entwerfen und einen Dialog anzulegen ist nur ganz in der Kindheit bei ihm, doch lagen bei ihm alle Keime zu einem volksthümlichen

Schauspiel, das sich unter uns ohne das Dazwischentreten anderer Elemente ganz in der Weise des englischen Dramas würde ausgebildet haben, auf dessen Weise Jacob Ayrer noch bestimmter hinwies, der als ein bloßer Nachläufer des Hans Sachs angesehen werden darf. Wir wollen bei diesem, dessen einzige Seite das Drama ist, während es in Hans Sachs bei weitem die unerfreulichste und geringste bildet, die Art dieser Stücke näher betrachten, die bei ihm mit weit mehr Prätension und übrigens mit weit weniger Werth, nicht so kurz aber viel leerer, mit ähnlichem ungelenkem Gange und farblosem Vortrage, aber mit mehr mechanischem Aufwande, als die Hans Sachsischen erscheinen. Die Stoffe theilen sich bei beiden gleich in Fastnachtspiele und in ernste Historien, wie man die Dramen auch in England nannte; nur hat Hans Sachs noch die religiösen Stücke aus dem alten und neuen Testament, die seit der Mitte des 16. Jahrhunderts neue Aufnahme in Deutschland fanden. Die Historien sind wieder theils wirkliche Geschichtsstoffe, wie sie in Shakspeares Julius Cäsar oder in seinen vaterländischen Stücken ihre Vollendung fanden, oder sie sind dramatisirte Novellen aus derselben Quelle, wo Shakspeare die Aehnlichen schöpfte, oder sie sind (was auch von Ayrer, Wild u. A. geschah) den Romanen und Volksbüchern entlehnt, wie Siegfried, Hug Schapler, Magelone, Fortunat, Tristan, Olwier und Artus, Flore und Blancheflour u. dgl. Dieß betrachte ich als ein ganz eigenes Zeichen der Zeit. Die Gegenwart hörte auf, Stoffe für die Dichtung zu bieten; die Volkspoesie, die Gelegenheitspoesie stockte, man war auch des gemeinen Tones satt, man zog sich aus der Wirklichkeit zurück und suchte für die Dichtkunst ein anderes edleres Element. Ehe die antike Kunst oder deren Nachbildungen in Italien oder Spanien Aufnahme fanden, wies man noch Einmal auf die alte Romantik zurück, und brachte sie in alten und neuen Formen wieder. Ein thörichter Gedanke. Man konnte jetzt wie Puschmann prosaisch die Regeln der alten Kunst sammeln, zu halten war sie nicht mehr; das Heldenbuch theoretisirte über Riesen und Zwerge, Helden und Menschen; Paracelsus verschmolz mit kabbalistischen Vorstellungen eine dem Volksglauben und der Poesie abstrahirte geistreiche Theorie der Elementargeister, allein, daß die spukhaften Geschichten der Mohrin, die Joh. Adolphus herausgab, oder des

Stauffenberg, den Fischart umarbeitete, oder des Thedel Unverferden von Thym (1563) wieder für die Poesie von Einfluß werden sollten, war nicht vorauszusehen. So waren auch das Buch der Liebe, das ich bereits oben angeführt habe, und dann diese dramatischen Behandlungen derselben Romanstoffe bei Ayrer und Hans Sachs größere, gewichtigere Arbeiten, die auf ein Wiedereinbürgern dieser alten ritterlichen Dichtungen und ihres Geschmackes ausgingen. Allein schon war diesem allzusehr jeder Boden in Deutschland genommen; der gröbere Volksgeschmack dauerte noch immer in Dedekind und Fischart u. A., feindlich gegen alle „dritthimmelverzückte" Manier fort; schon war die Thätigkeit in den romanischen Nationen zu groß, die Verbindung zu offen, die Sucht nach Neuem zu gewöhnlich, als daß man nicht lieber das fremde Moderne, als das einheimische Alte hätte suchen sollen; schon wirkte auch im Stillen der klassische Unterricht fort, als daß man nicht bald den ersten Versuchen hätte entgegensehen müssen, antike Formen und Stoffe einzubürgern. Doch aber bleibt es merkwürdig genug, daß Hans Sachs, wie er in seiner Dichtungsweise immer aus der gemeinen und gesunkenen Manier der Zeitgenossen wegarbeitete, so zuletzt auch noch in den Gegenständen auf etwas Edleres hinstrebte, obwohl er in der durchaus unedlen Behandlungsart dieser heroischen Stoffe verrieth, wie wenig mehr die Zeit für eine Wiederaufnahme dieser Dinge geschaffen war.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.